Mil. g. 357 m (1,4

Handbibliothek für Offiziere,

oder:

Populaire Kriegslehre
für
Eingeweihte und Laien.

Bearbeitet und herausgegeben

von

einer Geſellſchaft preußiſcher Offiziere, unter Leitung der Redaktion der Zeitſchrift für Kunſt, Wiſſenſchaft und Geſchichte des Krieges.

Erſter Band.
Geſchichte des Kriegsweſens.

Berlin, 1838.
Verlag von Friedrich Auguſt Herbig.

Geſchichte

des

Kriegsweſens.

Vierte Abtheilung.

Geſchichte der Entwickelung des Kriegsweſens im 17ten Jahrhundert.

2.. A. (s. vorletzte S.)

Berlin, 1838.
Verlag von Friedrich Auguſt Herbig.

Gd/66/2547

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Wehrkreis-
bücherei VII
München

Altbeſtand 57724

Vorwort.

Die Geſchichte der Entwickelung der Kriegskunſt im 17ten Jahrhundert hat nach und nach ein Volumen gewonnen, das weder in dem urſprünglichen Plane, noch in dem Willen des Verfaſſers lag. Wer mehr als Dilettant in der Literatur iſt, wird ſich dieß erklären können. Das 17te Jahrhundert iſt das der Revolution für die Kriegskunſt — am Ende deſſelben iſt dieſe vollbracht —; faſt ein halbes Jahrhundert geht dann hin, ohne daß weſentliche Veränderungen in der Kunſt, die Armeen aufzubringen, zu verpflegen und zu ſchaaren ſtattfinden. Nur der Geiſt der Kriegführung ändert ſich, während die Armeen ſelbſt faſt unverändert bleiben. Was die neuere Zeit gebar, hatte häufig in der nächſten Vergangenheit ſeine Keime, oder beſchränkte ſich oft auch nur auf

Reproduction längſt dageweſener Dinge. Das 17te Jahrhundert iſt für das Studium der Kriegsgeſchichte in ſo fern von höchſter Wichtigkeit, als es dem Forſcher Gelegenheit bietet, ſich nach allen Seiten hin über die Kriegführung der verſchiedenſten Völker zu orientiren. Schweden, Ruſſen, Dänen, Polen, Osmanen, Deutſche, Franzoſen, Spanier, Portugieſen und Italiener kommen faſt nicht vom Kriegsſchauplatze — kein Jahr des Jahrhunderts ohne blutige Kämpfe *).

Daß wir nur bei einzelnen Andeutungen, hin und wieder mit längeren Betrachtungen durchflochten, ſtehen bleiben konnten, verſteht ſich von ſelbſt. Nur wo es einzelne Momente betraf, machten wir eine Ausnahme und ſtellten das Beſſere, was darüber ſonſt ſchon bekannt geworden, zuſammen. — Bei Beſchreibung der Schlachten wurden vorzugsweiſe die Kunslerſchen Schlachtpläne, doch nicht ohne Vergleichung mit den vorhandenen Originalplänen, benutzt. Wo Schlachtpläne ganz abgingen,

---

*) Man vergleiche hierüber die chronologiſch-ſynchroniſtiſche Ueberſicht und Andeutungen für die Kriegsgeſchichte vom General Rödlich. 3te Abtheilung.

wurden ſie durch andere zweckmäßige Hülfsmittel erſetzt. —

Daß Verfaſſer bei ſeinen Unterſuchungen häufig zu ganz anderen Reſultaten gelangte, wie manche andere Militair-Schriftſteller, dürfte vielleicht weniger in ſeiner Art und Weiſe, die Sachen anzuſchauen, als in der Benutzung neuerdings bekannt gewordener Hülfsmittel liegen. Wo jedoch Erſteres der Fall war, glaubt er ſeine Veranlaſſung dazu auch hinlänglich dargethan zu haben. Wie viel übrigens noch in Bezug auf den behandelten Gegenſtand zu thun bleibt, kann Niemand beſſer würdigen, als der Verfaſſer ſelbſt. Das Vorhandene nur nothdürftig an einen beſtimmten Anfangspunkt zu knüpfen, iſt oft mit unendlichen Schwierigkeiten verbunden — Veränderungen, die häufig nur ein roher Empirismus ins Leben gerufen, wiſſenſchaftlich zu begründen, iſt nicht ſelten rein unmöglich —; hierzu kommt endlich die oft unabſichtliche Verdrehung einer Menge von Thatſachen von ſonſt glaubwürdigen Augenzeugen. Daher denn auch die oft nicht zu löſenden Widerſprüche, ſo ſcharf man das Meſſer der Kritik auch immer anlegen mag. —

Uebrigens wäre es ein großes Verdienſt, wenn ſich Jemand dazu bereitwillig finden ließe,

Spezialgeſchichten der einzelnen Kriege des 17ten Jahrhunderts zu ſchreiben. Sie würden in vielen Beziehungen höchſt intereſſant und unbedingt lehrreicher ſeyn, als die Geſchichte der neueren und meiſten großen Kriege, in denen zuletzt nur immer der Feldherr reflectirt, während alle Nebenperſonen in ihm aufgehen oder um ihn ganz verſchwinden. Jene Kämpfe bieten eine Quelle der Belehrung und kriegeriſchen Bildung dar, wie faſt keiner der neueren Kriege. Dort zählte der Einzelne noch immer, während hier nur die Maſſen noch wiegen und deren Lenker.

Kritiker bitten wir, weniger an Tadel des Ganzen, als an Verſtändigung über das Einzelne zu denken.

Berlin, im Juni 1838.

v. Brandt,
Königl. Preuß. Major.

Inhalt.

I. Der dreißigjährige Krieg.

Frühere Militair-Organiſation der Schweden. S. 2 — 6. Guſtav Waſa's Regierung. S. 6 ff. Karl's IX. Reformen. S. 11 ff. Zuſtand des ſchwediſchen Kriegsweſens unter Karl IX. und Erich XIV. S. 14 ff. Guſtav Adolph's durchgreifende Heeres-Organiſation. S. 32. Die Aushebung. S. 33 ff. Die Formation der Truppen. S. 38 ff. Kavallerie. S. 38 ff. Die Infanterie. S. 40 ff. Die Landmiliz. S. 41 ff. Bemerkenswerthe Neuerungen. S. 44 ff. Die Artillerie. S. 46 ff. Die ledernen Kanonen. S. 46 ff. Das Hamilton'ſche Geſchütz. S. 47 ff. Die Feldverſchanzungskunſt. S. 49 ff. Das Pontonier-Corps. S. 51. Die Belagerungskunſt. S. 51 ff. Das Kriegs-Collegium. S. 53. Löhnungsverhältniſſe. S. 54. Taktiſche Formen. S. 56 ff. Die ſogenannte Brigade. S. 61 ff. Die Kavallerietaktik. S. 65 ff. Die deutſchen Heere dieſer

Zeit. S. 68 ff. Deren Stärke. S. 68. Bewaffnung. S. 69. Sold. S. 71. Kleidung. S. 72. Disziplin. S. 73. Belohnungen. S. 79. Feldzeichen. S. 79. Taktiſche Verhältniſſe. S. 79. Artillerie. S. 85. Märſche. S. 87. Cantonirungen. S. 89. Herzog Georg's von Braunſchweig-Lüneburg Kriegsetat. S. 91 ff. Einiges über Dänemarks Kriegsverfaſſung. S. 99. Ueber Sachſens und anderer deutſcher Staaten Kriegsſtaat. S. 101 ff. Die Franzoſen dieſer Periode. S. 102 ff. Militair-Budget. S. 102 ff. Ausrüſtung und Bewaffnung unter Ludwig XIII. S. 106 ff. Schlachtordnung der Franzoſen. S. 110 ff. Schlacht auf dem weißen Berge. S. 112 ff. Zur Sittengeſchichte der deutſchen Heere jener Zeit. S. 128. Betrachtungen über die Schlacht auf dem weißen Berge. S. 131. Zur Charakteriſtik der Heerführer der Proteſtanten. S. 138. Schlacht bei Wimpfen. S. 141 ff. Betrachtungen über dieſe Schlacht. S. 146 ff. Was der Schlacht bei Lutter am Barenberge voranging. S. 150 ff. Kavalleriegefecht bei Calenberg. S. 151 ff. Schlacht bei Lutter am Barenberge. S. 154 ff. Betrachtungen darüber. S. 167. Guſtav Adolph erſcheint auf dem Kriegsſchauplatze. S. 173. Allgemeine Betrachtungen. S. 174 ff. Erſte Operationen Guſtav Adolph's in Pommern. S. 176 ff. Magdeburg fällt. S. 179. Angriff auf das Lager von Werben. S. 179. Die nächſten Tage vor der Schlacht von Breitenfeld. S. 183 ff. Die Schlacht von Breitenfeld ſelbſt. S. 185 ff. Rückblicke auf die Ereigniſſe vor der Schlacht. S. 198 ff. Beurtheilung der Schlacht ſelbſt. S. 203 ff. Der

König entſchließt ſich zum Zuge gegen den Main und Rhein. S. 208 ff. Sonſtige Vorgänge auf dem Kriegsſchauplatze. S. 214. ff. Operationen des Königs am Main und Rhein. S. 218 ff. Wallenſtein tritt wieder auf. S. 223. Lech-Uebergang. S. 225. Biographiſche Notizen über Tilly. S. 227. Des Königs Operationen nach dem Lech-Uebergange. S. 230 ff. Das Lager bei Nürnberg. S. 233 ff. Aufhebung des Lagers. S. 238 ff. Wallenſtein zieht nach Sachſen. S. 239. Der König folgt ihm. S. 240 ff. Schlacht bei Lützen. S. 242 ff. Betrachtungen über die Operationen vor der Schlacht und über dieſelbe. S. 260 ff. Ueber die Verdienſte Guſtav Adolph's um die Kriegskunſt. S. 270 ff. Geiſt der Kriegführung nach des Königs Tode. S. 280. Schlacht bei Nördlingen. S. 282 ff. Betrachtungen über die Schlacht. S. 298 ff. Folgen der Schlacht für die Disziplin der proteſtantiſchen Heere. S. 307 ff. Schlacht bei Wittſtock. S. 312 ff. Betrachtungen darüber. S. 316 ff. Folgen der Schlacht. S. 320. Banner's Tod. S. 322. Kriegsräthe beim ſchwediſchen Heere. S. 323. Guébriant's Armee. S. 324 ff. Marſch auf Duttlingen. S. 327. Ueberfall der franzöſiſchen Armee. S. 328 f. Betrachtungen darüber. S. 338. Schlacht bei Allerheim. S. 342. Betrachtungen über dieſe Schlacht. S. 350. Schlacht bei Jankau und die ihr vorangehenden Operationen. S. 355 ff. Beurtheilung dieſer Schlacht. S. 375 ff. Betrachtungen über den Stand der Kriegskunſt während des 30jährigen Krieges. S. 383 ff. Permanente und Paſſa-

gen-Befeſtigung. S. 494 ff. Ueber die Militair-Literatur dieſer Periode. S. 408 ff.

II. Der ſlaviſche Norden.

Die Moscowiter. S. 413 ff. Organiſationsverhältniſſe. S. 413. Taktiſche Notizen. S. 423 ff. — Die Polen. S. 429. Erſte Spuren eines regelmäßig beſoldeten Heeres bei denſelben. S. 431 ff. Die Kavallerie. S. 432. Stiftung des Fußvolks durch Stephan Batbory. S. 437. Soldverhältniß. S. 440 ff. Die Schlacht von Warſchau. S. 443 ff. Betrachtungen über dieſe Schlacht. S. 459. Schlacht bei Wien. S. 468 ff. Anſichten über dieſe Schlacht. S. 480 ff.

III. Die Türken. Allmähliger Verfall ihrer militairiſchen Inſtitutionen. S. 487 ff.

Die Janitſcharen. S. 489. Die Artillerie. S. 499. Das Bombardier-Corps. S. 501. Die Reiterei. S. 503. Ueber die taktiſchen Verhältniſſe bei ihnen. S. 510. Schlacht bei St. Gotthard. S. 512 ff. Betrachtungen über dieſe Schlacht. S. 522. Die Schlacht bei Zenta. S. 524. Anſichten über dieſe Schlacht ſowohl, als über die Türkenkriege überhaupt. S. 530.

IV. Die Deutſchen und Franzoſen bei Ablauf des 17ten Jahrhunderts. (S. 534 im Texte ſteht irrthümlich: des 18ten Jahrhunderts).

Aufbringung der Heere. S. 535 ff. Ueber die

leichten Truppen dieſer Zeit. S. 539. Taktiſche Formen bei der Infanterie. S. 540. Bewaffnung in den drei letzten Dezennien des Jahrhunderts S. 543 ff. Fahnen. S. 550. Sold und Verpflegung bei den Deutſchen und Franzoſen. S. 553 ff. Das Proviantfuhrweſen bei den Deutſchen. S. 558. Die Kavallerie dieſer Periode. S. 561. Die Artillerie. S. 566. Die Organiſation der Franzoſen. S. 625. Bewaffnung ihrer Infanterie. S. 626. Deren Bekleidung. S. 630. Aufſtellung der Infanterie. S. 633 ff. Organiſation der Kavallerie. S. 636 ff. Die Artillerie. S. 639 ff. Angriff und Vertheidigung feſter Plätze. S. 646 ff. Veränderungen, welche Vauban darin bewirkte. S. 649. Allent's Urtheil über Vauban und Coehorn. S. 649 ff. Allgemeine, von Vauban zuſammengeſtellte Regeln über die Vertheidigung feſter Plätze. S. 652 ff. Chamilly in Grave. S. 652. Ueber den Minenkrieg in dieſer Periode. S. 652. Formation des Mineur-Corps. S. 654. Stiftung der Sapeurs. S. 654. Von den Linien. S. 655. Das Pontonierweſen. S. 656 ff. Von dem Schlachtenſyſtem dieſer Periode. S. 657. Die Disziplin der franzöſiſchen Armee. S. 658. Die Schlacht in den Dünen. S. 661. Türenne's Vorbereitungen zur Schlacht. S. 663. Don Juan d'Auſtria's Maßregeln. S. 665. Beurtheilung der Schlacht. S. 669 ff. Die Schlacht bei Neerwinden. S. 672. Einleitung zur Schlacht. S. 673. Urſachen der erſten Echecs der Franzoſen. S. 674. Endliche Entſcheidung der Schlacht zum Vortheile derſelben. S. 674. Reſultate der Schlacht. S.

675. Vergleichung dieſer Schlacht mit den Kämpfen der früheren Periode. S. 675. Das Benehmen des franzöſiſchen Heerführers in derſelben. Ueber Wilhelm von Oranien's Maßregeln vor und während der Schlacht. S. 677. Schlußbemerkung. S. 678.

Bayerische Staatsbibliothek München

I.

Der dreißigjährige Krieg.

Bevor wir uns ſelbſt zur nähern Schilderung des blutigſten Krieges wenden, der je das deutſche Vaterland zerfleiſcht hat, müſſen wir noch einen Blick auf die Kriegsverfaſſung der Völker werfen, welche daran beſonders Theil nahmen. — Wir beginnen hier am beſten mit den Schweden, welche, bis dahin nur hiſtoriſch in Deutſchland bekannt, plötzlich als die entſchloſſenſten, kühnſten, und zugleich auch geübteſten Gegner, dem mächtigſten Fürſten der Chriſtenheit entgegen traten, der politiſchen Welt eine andere Geſtalt gaben, und welche wir zugleich von hier ab, über ein halbes Jahrhundert hinaus, als die Heber und Träger der beſſern militäriſchen Inſtitutionen und einer Disziplin, wie man ſie ſeit der Römer Zeit nicht in den europäiſchen Heeren geſehen, betrachten dürfen.

Schweden hat ſich von jeher guter organiſcher militairiſcher Inſtitutionen zu erfreuen gehabt, die nur hin und wieder, wie damals überall, durch die den Regenten gegenüberſtehenden Kräfte para-

lyſirt wurden. Ohne bei dem Kriegsweſen einer längſt verklungenen Zeit zu verweilen, das in den meiſten Beziehungen, dem der alten Germanen ganz ähnlich war, wollen wir unſere Aufmerkſamkeit nur den Hauptperioden, welche den Keim zu neuen Umwandlungen enthielten, zuwenden.

Die früher allgemeinen Aufgebote, welche durch den Botenſtock (Budkafle) zuſammenberufen wurden, erhielten zuerſt unter Karl VIII. Form und Geſtaltung. Er verordnete, daß nur der 8te Mann von den Bürgern, Bauern, Bergleuten und Einliegern zum Kampfe erſchiene, und verpflichtete ſie, mit Schild, Panzer, Helm, Spieß und Bogen und Armbruſt, welche beide beſonders viel gebraucht wurden, bei bevorſtehenden Kriegen gerüſtet zu ſeyn. Schwere und große Lanzen ſcheinen in dieſer Zeit ſeltener geweſen zu ſeyn, und waren, wo wir ſie finden, mit Wolfs- und Fuchsſchwänzen verziert; ebenſo waren lange, grade oder gekrümmte Degen rar; häufiger finden ſich breite Schwerter, eiſerne Streithämmer und Dolche. — Die Kavallerie enthielt noch die Blüthe des Heeres. Wie überall, ſo waren auch hier Roß und Reiter gepanzert und ſcheinen nur ſehr wenig in der Rüſtung und Bewaffnung von den Rittern anderer Völker verſchieden geweſen zu ſeyn. — Aermere Stämme erſchienen als Leichtbewaffnete, hatten Panzer von Seehundsfellen oder Elentshäuten, Helme von Horn oder Leder, und führten leichte fichtene Speere, und auch wohl Schlingen, welche

ſie den Gegnern um den Hals warfen und ſo vom Pferde zu ziehen ſuchten. — Große Aufmerkſamkeit ſcheint man ſchon damals der Artillerie, für die man bereits i. J. 1431 Büchſenmeiſter und Büchſengießer hatte, zugewandt zu haben. In den Feſtungen hatte man kleine und größere Mörſer, die man, der Jahreszeit gemäß, auf Wagen oder Schlitten fortſchaffte. Murberg, dem wir die ſchätzbarſten Nachrichten über das ſchwediſche Kriegsweſen verdanken, erwähnt ſogar einer Art reitender Artillerie, welche dazu diente, die Angriffe der Knechte vorzubereiten. — Was die Ordnung beim Kampfe betrifft, ſo ſcheint dieſe weniger geregelt geweſen zu ſeyn, wie bei den Deutſchen, und ſich mehr auf zerſtreute Gefechte, in denen der Einzelne ſeine Tapferkeit und Gewandtheit geltend machen konnte, beſchränkt zu haben. Wahrſcheinlich daß dieſe ihrem natürlichen Muthe eben ſo ſehr wie der Natur des Landes entſprachen. — Winter und Sommer machten in ihrer Kriegsführung keinen Unterſchied. Als ein merkwürdiger Beleg für die Taktik jener Zeit gilt eine Verordnung König Karl Knutſon's, die er zu ſeinem Zuge gegen die Dänen 1452 erließ. — Die Schlittſchuhläufer (Skidlaeufer), in ihren Fahnen den heiligen Georg in voller Rüſtung, eröffnen den Zug; ihnen folgen die Bogenſchützen, den heiligen Olof und Erich im Banner; ihnen unmittelbar ſchließt ſich der König an, von 150 Trabanten zu Roß begleitet; in ſeiner Nähe be-

fand ſich das Geſchütz, 20 Bärrabyssor. In dem Kriegsbanner, welcher zugleich die Hauptfahne des Heeres war, und dem zunächſt 23 Glieder als Bedeckung vorangingen, prangte die Mutter Gottes — das Gros des Heers folgte dieſer Fahne —; ein Rückhalt von einigen hundert Rittern beſchloß den Marſch des Heers, von dem wir ſelbſt die Stärke weiter nicht angeführt finden. — Sehr unbeholfen ſcheint man noch bei Belagerung feſter Plätze geweſen zu ſeyn. Meiſtens waren es glühende Kugeln und Brandpfeile, welche zum Zwecke führen ſollten. Oefters nahte man ſich den Mauern der Städte und Schlöſſer mit ſogenannten Velten*), d. h. mit Maſchinen, welche aus Buſchwerk, dürrem Holz zuſammengeſetzt und tüchtig in Pech getränkt waren, zündete dieſe bei günſtigem Winde an und ſuchte dadurch Feuer in dem belagerten Orte zu verbreiten, und ihn ſo zur Uebergabe zu zwingen. Die Kunſt der Vertheidiger erſchöpfte ſich natürlich darin, jene Kriſis ſo lange wie möglich abzuwenden — die Belagerungskunſt und Vertheidigung alſo in ihrer rohſten Form. — In dem zunächſt folgenden Jahrhundert nahm jedoch ſowohl die Kriegsverfaſſung als auch die Heerbildung hier ein ganz anderes Gepräge an. Dieß wird beſonders durch Guſtav Waſa's beſſeres Steuerſyſtem, das von einer guten Heerorganiſa-

---

*) Entweder von Wälzen, oder dem Isländiſchen Vel, Liſt.

tion immer unzertrennlich iſt, durch die Beſteuerung nämlich nach Tonnenland, und durch Feſtſetzung des Roßdienſtes nach beſtimmter Rente, ſowohl von Erbgütern als Lehen, bewirkt. Früher war derſelbe nach Willen und Bequemen geleiſtet worden. Wie überall, beſonders in England *), das Vermögen zum Maßſtab der Leiſtungen für den Kriegsdienſt diente, ſo nun jetzt auch in Schweden. 1526 ward zu Stockholm feſtgeſetzt, daß für jede 400 Mark jährlichen Einkommens 6 gute Knechte zu Pferde nicht ſowohl für einen ausbrechenden Krieg geſtellt, als jeden Augenblick zur Muſterung und zum Marſche bereit ſeyn ſollten, eine Verordnung, welche jedoch eben ſo wenig Beifall als Befolgung ſcheint gefunden zu haben; wenigſtens hörte die Klage des Königs, daß der Roßdienſt mangelhaft geſchehe, nie auf. Auch wurden jene Verordnungen im Jahre 1559 dahin abgeändert, daß der Edelmann für jede 100 Mark Einkünfte von ſeinem Kronlehne, und für jede 150 Mark von ſeinen Famliengütern einen völlig gerüſteten Knecht und ein Pferd ſtellen ſollte. Um hierbei ganz ſicher zu gehen, waren die Produkte nach einem beſtimmten Anſchlage angenommen worden. Doch auch dieſe Anordnung mußte viele Widerſprüche finden, wie dieß überall der Fall ſeyn wird, wo die coerzitive Macht der Könige ſo viele Rückſichten zu nehmen hatte, ſo viel Einſchränkungen fand. — Ritter in

*) Man vergl. S. 306 ff. 2te Abth. I. Bds.

dem Sinne, wie wir ſie bei den abendländiſchen Völkern gefunden, beſtanden zwar um dieſe Zeit noch in Schweden, doch waren ſie als Corporation betrachtet, ſchon ſehr von dem frühern Urbilde derſelben gewichen, und dieß in dem Maße und dem Verhältniß, wie die Regierungen ſtärker wurden. Die wohlgebornen Männer und geſtrengen Ritter (wälbyrdige män och stränge riddare), der Titel für die Ritterſchaft, blieb die einzige Reliquie dieſer adligen Innung, welche wir in allen germaniſchen und romaniſchen Staaten blühen geſehen.

Die Regieruug Guſtav Waſa's iſt überhaupt von der größten Wichtigkeit für die Ausbildung des ſchwediſchen Kriegsweſens geweſen (1520—1560). Wenn früher der Adel und die Stände beſtimmten, wie viel Mann zu des Königs Dienſten bereit ſeyn ſollten, und nicht ſelten die Satzungen, welche kurz vorher die allgemeine Zuſtimmung erhalten hatten, ganz unbeachtet ließen, oder doch nur theilweiſe erfüllten, ſo dachte dieſer Fürſt bald daran, ſich ein Heer zu ſchaffen, das ihn unabhängig von ſeinen Ständen machte. Er fing daher allmählig an, die Kriegsverfaſſung, welche bereits im Abendlande die allgemeinen Aufgebote verdrängt hatte, auch in Schweden einzuführen, und ſich ſo ſowohl einen Kern für die fernere Ausbildung ſeines Heeres, als auch eine Art Wache zu bilden, der er ſeine Perſon mit Sicherheit anvertrauen, und deren er ſich im Nothfalle

ſelbſt gegen ſeine mächtige Ariſtokratie bedienen konnte. Er nahm zu dem Ende deutſche Landsknechte in Sold, welchen ſich ſogar deutſche Fürſten zugeſellten. Der Rheingraf Joh. v. Solms und der Herzog Franz v. Sachſen verſchmähten es nicht, gegen angemeſſene Jahrgelder darin zu dienen. Dieſe Fremdlinge brachten alle Tugenden und Laſter der deutſchen Soldateske mit nach dieſem Lande. Tapfer, treu, gehorſam und gefügig, ſolange der Sold nicht ausblieb, wurden ſie rebelliſche und meuteriſche Untergebene, ſobald der Kriegsherr den mit ihnen eingegangenen Verpflichtungen nicht nachkommen konnte. — Im Jahre 1535 war die Löhnung eines deutſchen Knechts 2½ Thlr., alſo jährlich etwa 30 Thlr. nach unſerm Gelde. Hiervon jedoch ſollten ſie nicht allein ihren Unterhalt, ſondern auch die Anſchaffung ihrer Waffen beſtreiten. Letztere wurden ihnen nur im Nothfall aus Königl. Zeughäuſern geliefert. Weit niedriger im Solde ſtanden die einheimiſchen Truppen. 1555 erhielt z. B. ein Hauptmann über die Soldaten monatlich 2½ Thlr.; der Befehlsmann oder Lieutenant 1 Thlr. 12 Gr., der Gemeine aber nur 1 Thlr. nach unſerm Gelde. Beſſer waren die Reiter, welche Schießgewehre führten, mit Sold verſehen. Sie erhielten 2 Thaler nach heutiger Wehrung, hatten jedoch dafür die Verpflichtung, ſich gleich den deutſchen Söldnern mit Waffen, Fourage, Schießbedarf und Kleidung ſelbſt zu verſehen. Der geringe Unterſchied zwiſchen der

Offizier- und Soldaten-Löhnung läßt Schwedens neueſten Hiſtoriker annehmen, daß die Offiziere vermuthlich mehrere Auswege gehabt, ihre Einkünfte zu vermehren, was aus mehreren Königl. Verordnungen hervorgehen ſoll *). Als König Guſtav Waſa ſtarb, hatte er 12,934 Mann Fußvolk, 1379 Reiter, 549 Mann zu Fuß und 200 Mann deutſche Truppen, wobei jedoch der lehnspflichtige Adel nicht mitgerechnet war. Die fremden Truppen waren in Schlöſſern und Burgen untergebracht; die einheimiſchen, welche darin nicht Platz fanden, ſtationirten in den Afwelsgårdar — eingerichtete Höfe — wo ſie und ihre Pferde mit allem Erforderlichen verſehen wurden. Viele der militäriſchen Anordnungen des Königs ſprachen für die größte Weisheit. Bemerkenswerth ſind die Heerſtraßen, welche er nach der damaligen däniſchen Grenze anlegen ließ. Sie waren an verſchiedenen Stellen mit Feſtungen verſehen, in deren Schutz ſich das Heer und die Aufgebote ſammeln konnten — im Norden Europa's das erſte Beiſpiel ſtrategiſcher Straßen.

Die Armee ſelbſt war in Fahnen von 400 M. getheilt. An der Spitze des Heeres ſtanden Feldoberſten, größtentheils Herren von hohem Herkommen, und darum auch ohne jede Beſoldung. Die Truppen wurden fleißig geübt, jede Waffe mit der ihrem Gebrauch entſprechenden Eigenthümlichkeit.

---

*) Geſchichte Schwedens v. E. G. Geijer. II. S. 226.

Beſonders ſollen die Schützen gut geübt worden ſeyn. Bei den Uebungen ſelbſt vertraten Signale mit hörnernen Pfeifen das Kommando. Für den erſten Angriff ward der Gebrauch der Fernwaffen empfohlen; ſo wie man ſich jedoch dem Feinde nahte, ſollte mit der blanken Waffe gefochten werden. Vor der Schlacht wurden ſtarke Getränke vertheilt, um den Soldaten anzufeuern und ihn zu begeiſtern. — Die Waffen der einzelnen Soldaten beſtanden in Schutz- und Trutzwaffen. Erſtere waren bei allen ſchweren Truppen theilweiſe von Metall, und häufig ſtark gearbeitet, um den Soldaten bei Zeiten an Beſchwerden zu gewöhnen. Oefters jedoch waren ſolche auch aus Fellen gefertigt. Bogen und Armbruſt waren noch ein Hauptbeſtandtheil der Bewaffnung — der Schild, meiſtens von Holz, erhielt ſich gleichfalls in Credit. Guſtav Waſa ließ ſolche auf ſeinen Zügen gegen die Ruſſen in großer Menge anfertigen, um ſie an die weniger gut mit Gewehren verſehenen Soldaten vertheilen zu laſſen. Das Feuergewehr ſpielte gleichfalls ſchon eine Rolle; doch erlaubte die heimiſche Armuth nicht, hierin gleichen Schritt mit den abendländiſchen Völkern zu halten. — Beſſer war es mit dem Geſchütze beſtellt, das entweder aus Kupfer oder Eiſen angefertigt war. Guſtav ließ ſolches ſo einfach wie möglich, ohne alle Schnörkeleien gießen. Die Arkliimeſter führten die Aufſicht über die Geſchütze; jede Feſtung hatte den ihrigen. Ein Feldarkliimeſter ſtand an der Spitze

des geſammten Feldgeſchützes. Ihm waren zugleich die Bogenſchützen untergeordnet, wie wir dieß auch bei andern Völkern geſehen. Ein Oberarkliimeſter ſtand endlich an der Spitze der geſammten Arklii und hatte zugleich für die vollſtändige Ausrüſtung und Bewaffnung des Heeres zu ſorgen. — Das Ingenieurweſen leiteten faſt nur deutſche Offiziere. Der König hatte für die verſchiedenen Provinzen feſte Plätze anlegen laſſen, die ſowohl als Sammelplätze ſeiner Truppen, als auch als Vorrathshäuſer dienen ſollten. Dieſe Feſtungen waren jedoch alle ſo eingerichtet, daß ſie nur kleine Beſatzungen erforderten — nur wenn ſie die Beſtimmung hatten, den Feind durch Ausfälle zu beunruhigen, waren ſie in einem großen Maßſtabe angelegt. Eine beſondere Art von Landesvertheidigung ſuchte der König in den Verhauen, welche er z. B. an der finniſchen Grenze anlegen ließ, und die er ſelbſt erſonnen. Sie bildeten ein wahres Labyrinth, deſſen Eingänge ſorgfältig mit Strauch verdeckt und an den Seiten mit Kanonen beſetzt waren. Drang der Feind in dergleichen Verhaue ein, ſo ſollte ihm der Rückzug durch gefällte Bäume verſperrt werden, und die an den Seiten embüskirten Schweden ſchnell auf ihn eindringen. Dergleichen Verhaue ſollten mehrere hintereinander liegen und gleichſam ein ganzes Syſtem bilden. Dabei ſollte die Gegend, durch welche der Feind — die Ruſſen — ziehen könnte, durchaus verlaſſen und wo möglich ganz verwüſtet und von

Vorräthen jeder Art entblößt ſeyn. Die Wege nach der däniſchen Grenze, deren wir bereits gedachten, ſtanden unter der ſtrengſten Controlle, und wurden fleißig von darauf ſtationirten Soldaten patrouillirt. — Auch die Verpflegung, Bekleidung und Krankenpflege hatte der König geordnet, doch haben wir nicht Materialien genug, um darüber Mittheilungen machen zu können.

Den größten Schwung aber nahm die Kriegsverfaſſung unter Karl IX. Viele der guten Inſtitutionen Guſtav Waſa's waren im Laufe der Zeit untergegangen oder doch ausgeartet. Auch war unter den unruhigen Regierungen Erichs, Johanns und Siegmunds wenig oder nichts zur Aufrechterhaltung der alten Verordnungen geſchehen. So hatte z. B. Johann in den erſten 10 Jahren ſeiner Regierung nicht eine einzige Heerſchau gehalten. Beſonders war der Naturaldienſt, d. h. der Dienſt, welchen der Adel in Perſon, oder die Städte und Dörfer durch zu ſtellende Mannſchaften zu leiſten hatten, faſt zur Nullität herabgeſunken. Der früheren Anordnung, den Perſonaldienſt durch Geld abzulöſen, ward nur ſelten nachgekommen. Selbſt die Leute, welche ſich bei den Fahnen eingefunden, verließen dieſe oft wieder ohne jede Anzeige. Auch die reichſten und vornehmſten Gutsbeſitzer erlaubten ſich die unwürdigſten Kunſtgriffe bei Geſtellungen von Leuten und Pferden, ſchickten zu den Muſterungen z. B. gute Pferde, welche ſie ſpäter durch ſchlechte

Klepper erſetzten. — Die coerzitiven Maßregeln, welche der Regierung zu Gebote ſtanden, dieſem Unweſen zu ſteuern, reichten dazu nur ſelten hin. Daher auch die vielen Unfälle, welche Schweden in ſeinen Kämpfen mit Rußland und Polen trafen. —

Stellen wir zuſammen, was ſich ſeit Guſtav's Tode in der Kriegsverfaſſung herausbildete, ſo wird folgendes beſonders der Erwähnung werth ſeyn. Wir bleiben natürlich nur bei dem ſtehen, was von allgemeinem Intereſſe iſt. — Die Kavallerie bildet auch jetzt noch 2 Arten; in der einen dienten die von den Lehnsbeſitzern geſtellten Leute, in der andern die vom Könige unterhaltene Mannſchaft. Jeder Edelmann, Ritter oder Knappe nämlich ſollte, nach König Karls IX. Verordnungen, bei den jährlichen Heerſchauen mit ſeinem wackern Roß ſelbſt erſcheinen, in voller Rüſtung, ſo an „Leib als Bein", fertig auf eigene Koſten ſeinem Könige in den Krieg zu folgen bis an die Landmarken und 14 Tage darüber. Bei langen Unternehmungen, über die Grenzen des Reichs hinaus, trat ſie gleich der Königl. Reiterei in des Königs Sold. — Doch kam der Adel ſeinen Verpflichtungen ſo ſchlecht nach, daß der ſchwediſche nur zwei, höchſtens drei, der finnländiſche nur eine Fahne ausmachte. Beſſer ſtand es mit der 2ten Art der Königl. Reiterei, die in Schlöſſern und Königl. Häuſern ſtationirt, oder auch bei den Landleuten gegen Abrechnung von den Auflagen untergebracht war.

Die Blüthe derſelben bildete die Hoffahne oder Leibwache zu Pferde und die Hengſtreiter (Trabanten zu Pferde), wozu man die tüchtigſten jungen Leute wählte, welche man auf Koſten der Krone beritten machte. — Um jedoch in den ſteten Kriegen mit Polen und Rußland eine hinreichende Reiterei zu haben, ließ der König noch Reiter von den einzelnen Provinzen ſtellen, denen man eine gewiſſe Summe Geldes im Frieden für das Pferd vergütete (10 Thlr.), und die im Kriege ordentlich beſoldet wurden. Deren Befehl ſollte nur tüchtigen und erfahrenen Kriegsleuten anvertraut werden. Dann geſtattete er allen, welche Luſt und Vermögen dazu hatten, in der Kavallerie zu dienen, verlangte von den Statthaltern in Liefland, aus ihren Mitteln Reiter zu ſtellen, gebot den Schloß-, Kron- und Häradsvögten, ja den Förſtern, mit ihren Leuten zu Pferde zu erſcheinen. Endlich mußten einzelne Corporationen, wie z. B, die Bergleute, ganze Geſchwader ſtellen, und dann nahm man noch aus der Infanterie die tüchtigſten Leute und formirte aus ihnen Kavallerie. Den Roßdienſt für Lehngüter von der Krone leiſteten alle ohne Ausnahme, ohne Unterſchied des Standes — ſelbſt Vögte, Bezirksrichter und Webel waren dazu verpflichtet. Der Schrecken jedoch, welchen die ruſſiſchen und polniſchen leichten Reiter in den ſchwediſchen Reihen verbreiteten, war ſo groß, daß ſelbſt dieſe Mittel nicht ausreichten, eine hinlängliche Kavallerie gegen dieſe Erbfeinde aufzubringen. Als

1607 an der däniſchen Grenze Reiterei geworben ward, mußte König Karl verſprechen, dieſe nur im äußerſten Nothfall in Liefland zu gebrauchen. — Die Reiter trugen entweder einen Küraß, oder auch wohl eine weniger vollſtändige Rüſtung (Draftyg), führten eine Tartſche und eine 18 bis 21 Fuß lange Lanze, Glave, mit einer zwei- oder dreifachen Spitze. Die Schützen zu Pferde waren weniger ſchwer gerüſtet. Alle dieſe Gegenſtände waren meiſtens aus Eiſen oder Stahl, auch wohl aus Kupfer, ſchlechter oder beſſer gearbeitet und ſchwarz oder blank. Ueber die Bewaffnung der Dragoner, deren im letzten Regierungsjahre Karls Erwähnung geſchieht, iſt weiter nichts bekannt. — Sie beſtanden auch nur aus einer Escadron. — Unter Erich XIV. hatte eine Fahne Reiter die Stärke von 300 Mann ohne den Stab. Dieſe ward wieder in fünf Quartiere, jedes zu 60 Mann, und jedes derſelben wieder in vier Rotten, jede zu 15 Mann getheilt. Sie ſtanden unter den Befehlen der Ritt-, Quartier- und Rottmeiſter. Im Gefecht bildeten 4 Quartiere das Gros der Fahne und ſtanden nebeneinander; das 5te bildete den verlorenen Haufen, focht en debandade und ward zur Avant- und Arriergarde und zu Seitenpatrouillen benutzt. Bei Rangirung der Fahne ſollte darauf geſehen werden, daß die Verwandten und Freunde beiſammen blieben und, nach Art der Germanen, nebeneinander kämpften. Sie wurden in ihren Bewegungen durch den Rittmeiſter ge-

übt, welchem beſonders zur Pflicht gemacht war, auf gutes Schießen zu halten. Einer der Quartiermeiſter, welcher durch das Loos beſtimmt ward, führte die Fahne gegen den Feind; die andern ſchloſſen hinten, um überall die Ordnung zu erhalten und nöthigenfalls die Fliehenden niederzuſtechen. — Unter König Johann jedoch ward hierin viel abgeändert. Die ſchweren Rüſtungen wurden immer ſeltener, weil die leichten polniſchen und ruſſiſchen Reiter ihre Gegner unendlich an Schnelligkeit übertrafen. Statt nun in einer beſſern und zweckmäßigern Bewaffnung und in einer guten taktiſchen Formation Auskunftsmittel gegen die thätigen und nie raſtenden Feinde zu ſuchen, verfiel man auf die ſchlechteſten Mittel: man ſchuf nämlich die ganze Reiterei zu Hakenſchützen um, während ein Theil der leichten Reiterei noch den Bogen beibehielt — wahrſcheinlich eine Nachahmung deſſen, wie wir es um dieſe Zeit bei den abendländiſchen Völkern geſehen. Die Beſtrafung dieſes Mißgriffes blieb auch nicht aus und offenbarte ſich in den faſt fortwährenden Niederlagen der Schweden gegen ihre Nachbarvölker.

Das Fußvolk ward eben ſo wie die Reiterei aufgebracht und auch eingetheilt. Die Leute dazu wurden im Lande ausgeſchrieben, und ſollten 20 Bauern einen tüchtigen und ausgerüſteten Knecht ſtellen. Doch nahmen dieſe Stellungen öfters ſo zu, daß von 10 Mann 2 Knechte geſtellt wurden, von denen einer zur Reſerve (Vargerning) dienen

ſollte. Man nahm hierzu eine Zeitlang gern unanſäſſige, oder doch ſolche Leute, welche keine Steuern bezahlten. Traf die Wahl anſäſſige Bauern, ſo blieben deren Höfe von Steuern frei. Der Ausfall, der hierdurch in den Finanzen entſtand, bewog jedoch König Johann zu befehlen, nur ledige Burſche auszuheben. Die Bauern der Edelleute und geiſtlichen Güter waren ähnlichen Aushebungen unterworfen, und wirkte der König Mißbräuchen, welche ſich hier öfters herausſtellten, kräftig entgegen. Die Blüthe der Infanterie bildete gleichfalls eine Fahne Trabanten und Hofknechte, welche den König immer umgaben, ihn überall hinbegleiteten, und die von jeder Landſchaft zu des Königs Dienſt nach einem gewiſſen Verhältniß geſtellt wurden. Sie erhielten außer ihrem Solde auch noch freien Unterhalt.

Das Fußvolk ſelbſt war in ſeiner Ausbildung nicht hinter der Kavallerie zurückgeblieben. Es trug größtentheils Rüſtungen von Stahl, Eiſen oder Kupfer. Seine Bewaffnung beſtand aus Büchſen, Haken, Musketen mit Lunten oder Rodſchlöſſern, welche jedoch ſchon unter Karl IX. in Steinſchlöſſer mit einer Art Regendeckel verwandelt wurden. Doch blieben, der heimiſchen Armuth wegen, auch Bogen von Horn oder Stahl noch lange in Anwendung. Als eine merkwürdige Waffe verdient die Hellebarde mit einem Rohr Erwähnung. Hauptwaffe mit war der Spieß. — Schwerter, Degen und Säbel waren von verſchiedener Größe und wurden

willkührlich gebraucht. Es mußte jeder für ſeine Ausrüſtung und Bewaffnung ſorgen — nur im Nothfall verabreichte der Staat aus ſeinen Arſenälen der Armee Waffen. Dieſe ſtanden unter der Aufſicht eigener Beamten, die Harniſche unter der des Rüſtmeiſters, die Waffen — Wehren — unter der des Artilleriemeiſters. Faſt alle Waffen wurden im Inlande — zu Stockholm, Nyköping, Orebro ꝛc. — angefertigt, wobei die Regierung keine Koſten ſcheute, ſolche zu verbeſſern und zu vervollkommnen.

Das Fußvolk dieſer Periode war in Fähnlein nach Art der Kavallerie eingetheilt. Ein Fähnlein betrug 500 Mann, ohne daß dieß jedoch ein für allemal als Norm gegolten. Jedem Fähnlein war eine Anzahl verlorener Knechte zugetheilt, um Dienſtleiſtungen der leichten Infanterie zu genügen. An der Spitze des Fähnleins ſtand ein Hauptmann, der einen Lieutnant, einen Fähndrich, mehrere Quartiermeiſter, Oberrottmeiſter und Unteroffiziere unter ſeinem Befehl hatte. Das Fähnlein hatte mehrere Tambours, aber nur einen Pfeifer. Die Fahne deſſelben war von Taffent und durch die Farbe unterſchieden. Zum Stabe gehörten Feldprediger, Feldſcheerer und Profoß. In der Schlacht ſchaarte man gern die Gleichbewaffneten zuſammen, eine Anordnung, die der verſchiedenartigen Bewaffnung wegen, welche ſich oft nach jedem Gefecht änderte, großen Schwierigkeiten unterworfen war. Die größte Sorge bei allen taktiſchen An-

ordnungen ſcheint beſonders die geweſen zu ſeyn, den Einbruch der feindlichen Kavallerie abzuhalten. Und wenn wir ſehen, wie faſt in jedem Gefecht das Fußvolk von ihr verlaſſen wird, daß Karl jene ſelbſt den Haſen verglich, ſo wird man dieß ſehr natürlich finden. Die Mittel, deren man ſich dazu bediente, waren ſehr mannigfaltig. So ſtellte man im Winter kleine Geſchütze und Schlitten zwiſchen die Glieder und erſchwerte den Zugang zu dieſen durch Wagen und kleine Verhaue. Graf Naſſau, in der Schule des Auslandes gebildet, wollte den Gebrauch der langen Spieße wieder gehoben wiſſen, und widerſetzte ſich dem vermehrten Gebrauch des Feuergewehrs. Gyllenhjelm verfiel auf ein Auskunftsmittel, das wir bereits bei den engliſchen Archers kennen gelernt, und wollte, daß jeder Soldat einen ſpitzigen Pfahl mit in die Schlacht nehme, den er, wenn die Kavallerie ſich nahte, vor ſich in die Erde pferchen ſollte; dadurch ſollte eine Art Gehege entſtehen, hinter welchem man ſowohl Geſchütz als auch die Leute ſelbſt aufſtellen wollte *). Doch die Kavallerie ward dadurch nicht beſſer — auch fand die Wiedereinführung der Spieße ſo viel Widerſtand, daß König Karl die Sache zuletzt fallen ließ. Ueber die Tiefe, in welcher die Infanterie focht, läßt ſich nichts Beſtimmtes angeben; doch iſt Rühs der Meinung, daß ſie im Anfang des 16.

---

*) Man vergl. 1. Bd. 2. Abth. S. 314.

Jahrhunderts nur 2 Mann tief geſtanden *), eine Meinung, welche jedoch manchem Zweifel unterworfen ſeyn dürfte, und welche ſich allein aus einem gründlichen Studium der Geſchichte der Schlachten jener Zeit, wozu in Deutſchland aber die Mittel fehlen, herausſtellen laſſen dürfte. Wahrſcheinlich entſchied die Localität über einzelne taktiſche Anordnungen, wie wir dieß denn ſchon bei allen andern Heeren finden.

Die Artillerie erfreute ſich in Schweden, beſonders aber unter Karl IX., einer beſondern Aufmerkſamkeit. Sie ward in grobes Geſchütz, oder Mauerbrecher, und in Feldgeſchütz getheilt. Zu dem erſten gehörten die verſchiedenen Arten von Carthaunen und Nothſchlangen; zu dem andern die Feldſchlangen in mannigfachen Abſtufungen, wie Falkonetten, Falkunen, Stückhaken und Haubitzen (?), welche beſonders beim Stürmen gebraucht worden ſeyn ſollen. Sie waren theils aus Kupfer, theils aus Eiſen — mit deren Kaliber aber hatte es dieſelbe Bewandtniß wie in Deutſchland. Es fehlte ihnen auch nicht an abenteuerlichen Namen. So hießen ein Paar Streubüchſen, welche noch unter Guſtav I. gegoſſen waren, der Teufel und ſeine Mutter. Karl IX. führte eine Art leichten eiſernen Geſchützes ein, das er in England hatte gießen laſſen (Göttlingar). Ueberhaupt that er viel für ein beſſeres Gießen der Geſchütze. — Er ließ an

---

*) Geſch. Schwedens IV. S. 127.

vielen Orten Stückgießereien einrichten, zog geſchickte Gießer ins Land und unterließ nichts, dieſer Waffe den größtmöglichen Grad von Vollkommenheit zu geben. Im Jahre 1594 zählte Schweden 1432 kupferne und 2027 eiſerne Kanonen von allen Kalibern, eine Zahl, welche von weniger gut unterrichteten Reiſenden damals auf 8000 vergrößert ward. Die Artillerie ſtand unter einem Feldartilleriemeiſter. — Große Sorgfalt wandte man auf die Anfertigung des Pulvers, von dem eine große Menge verbraucht ward, indem man beim Feuern auf jedes Pfund Kugelgewicht auch ein Pfund Pulver gebrauchte; ein Verbrauch, der für das Land um ſo bedeutender ward, da es ſeinen Salpeter aus dem entfernten Deutſchland, oder aus einem Lande, mit dem es in ſteten Kriegen war, aus Rußland, beziehen mußte.

Ein eigenes Heer im Heere bildeten die fremden Söldner. Anfangs beſtanden ſie nur aus Deutſchen. Den meuteriſchen Sinn aber, den dieſe öfters beim Ausbleiben des Soldes ꝛc. an den Tag legten, bewog Erich, 6 Fähnlein Fußvolk und 2 Geſchwader in Schottland werben zu laſſen. Johann fügte hierzu Engländer, und Karl Niederländer und Franzoſen. Letztere durch allerhand Hoffnungen nach dem fernen Lande getrieben, bildeten ein eigenes Regiment. Sie hatten den Ruf braver, aber petulanter Leute, die überdieß manche Anforderungen für ſich in Anſpruch nahmen, welchen weder der König noch das Land genügen konnten.

Der größere Theil der Söldner überhaupt taugte wahrſcheinlich nicht viel, und gleichzeitige Hiſtoriker nennen ſie wahre Teufel, die weder Gott noch Menſchen fürchteten, die vor keiner Gewaltthätigkeit zurückbebten, und die Eingebornen kaum ſo gut als Hunde achteten. Wir können uns jeder Schilderung derſelben überheben, wenn wir dem Leſer unſere Darſtellung der Söldnerbanden des Abendlandes ins Gedächtniß zurückrufen, von denen ſie in Bezug auf Organiſation, Taktik und Disziplin treue Copien waren. Schweden klagte noch darüber, daß ſie in entſcheidenden Momenten oft zum Feinde übergingen und dieſem ihre Dienſte anboten. Oft geriethen dieſe Banden auch wohl unter ſich in Streit. So lieferten ſich einſt die ſchottiſchen und liefländiſchen Söldner in Liefland ein förmliches Treffen, bei dem ſelbſt Artillerie gebraucht ward. Ueber 1500 Schotten blieben auf dem Platze — was von ihnen nicht umkam, entfloh zu den Ruſſen. Merkwürdig iſt es, daß die ſchottiſchen Reiter ruhig zuſahen, wie ihre Landsleute niedergemacht wurden (1573).

Den Oberbefehl über die geſammte Kriegsmacht führte der Reichsmarſchall, dem jedoch der König im Kriege öfters einen Subſtituten gab, der eben ſo gut ein Eingeborner als ein Ausländer ſeyn konnte *). Dieſer hieß dann Feldoberſter, Gene-

*) Das Recht, den Reichsmarſchall oder Heerführer aus dem Heere ſelbſt zu wählen, das Karl IX.

raloberſter oder auch Feldherr. Waren dieß Ausländer, ſo ſtipulirten ſie ſich eigene Bedingungen, die mitunter ganz eigener Art waren. So hatte ſich z. B. der Graf von Naſſau eine Tafel für 30 Perſonen, Futter für 24 Pferde, und monatlich 2545 Thaler Beſoldung ausbedungen. Im Frieden ward ihm ſogar ein eigenes Schloß eingeräumt, in dem eine Leibwache von 300 Mann zu Fuß und 120 Reitern den Dienſt bei ihm that. Dem Oberbefehlshaber ſtand öfters noch ein Kriegsrath von mehreren höheren Offizieren zur Seite. — An der Spitze des Fußvolks ſtand der Oberſte, auch der Knechte Oberſter genannt; an der der Kavallerie der Feldmarſchall.

Uebrigens ſollten die Truppen fleißig geübt werden; es waren ſogar Belohnungen für die ausgeſetzt, welche ſich darin vorzugsweiſe auszeichnen würden. Das Syſtem ſelbſt, wonach die Uebungen abgehalten wurden, ſcheint ganz dem der übrigen europäiſchen Truppen, beſonders aber dem der Franzoſen und Niederländer nachgebildet worden zu ſeyn. Die große Menge Offiziere, die aus jenen Heeren in ſchwediſche Dienſte traten, verpflanzten gleichſam die Kriegskunſt derſelben nach

den Ständen angeboten, war von ihnen nicht angenommen worden, weil vom König die Aufhebung des Roßdienſtes gegen eine allgemeine gleiche Beſteuerung der adligen Güter nicht angenommen worden war.

Schweden, und wahrſcheinlich behauptet Profeſſor Rühs in ſeiner Geſchichte Schwedens nicht mit Unrecht, daß Guſtav Adolph aus deren Umgang eine Menge Dinge lernte, die ihm ſpäter nicht verloren waren. — Auch die Muſterungen der Truppen waren nach Art der andern Heere gehalten. Sie fanden im ganzen Lande an einem Tage vor eigends dazu ernannten Muſterherren ſtatt. Im Frieden ward die Löhnung in halbjährigen Terminen, im Kriege aber monatlich ausgezahlt. Erſtere betrug 1561 für einen Reiter, nach Beſchaffenheit ſeiner mehr oder weniger vollſtändigen Rüſtung, 30—70 Mark. Wer ganz ohne Rüſtung kam, erhielt nur 8—10 Mark. Die Hoffahne ſtand in einer etwas höheren Beſoldung. So erhielten die Unteroffiziere bei der Garde 36, die der andern Regimenter dagegen nur 5—6 Mark. Die Verpflegung war hierbei ganz frei. Sie fand entweder in den Schlöſſern, wo die Truppen ſtanden, ſtatt, oder aber die Truppen wurden bei den Bauern ernährt, wofür dieſe einen Nachlaß in den Steuern erhielten. Wo beides nicht ſtattfinden konnte, wurden den Soldaten Lebensmittel in hinreichender Menge verabreicht. Berechnet man Alles nach dem heutigen Werthe der Dinge, ſo dürfte ſich ein gemeiner Soldat leicht ſo gut, wie ein im hohen Solde ſtehender Unteroffizier unſerer jetzigen Heere

---

*) 10 Mark betragen ungefähr $2\frac{1}{2}$ Thaler nach heutiger Wehrung.

befunden, alſo circa 6—8 Thaler monatlich gehabt haben. Wo die Verpflegung ausfiel, trat ein höherer Sold ein, der jedoch mit der größern oder mindern Güte der Rüſtung bei jedem Grade in genauem Verhältniß ſtand. So erhielt ein Kavalleriſt 12—26 Mark, und ein Soldat vom Fußvolk 3—12 monatlich. Die Truppen bezahlten dann die Lebensmittel nach einer Taxe, die jedoch für die deutſchen Knechte, des höheren Soldes wegen, immer doppelt ſo hoch ſtand, als bei den Schweden. König Karl bewirkte jedoch auch in dieſem ſo wichtigen Zweige ſehr vortheilhafte Veränderungen. Er führte für den Miethſoldaten ein beſtimmtes Handgeld ein, und warf für den Mann, nach Beſchaffenheit der Wichtigkeit des Zuges, eine beſtimmte Löhnung von 12—16 Mark aus. Die Lebensmittel wurden dabei zu einem billigen Normal-Preiſe angenommen. Das geſammte Löhnungsweſen ward einer beſtimmten Commiſſion untergeordnet, und die Bekleidung der Truppen zugleich von der Krone vindizirt. Selbſt Offiziere durften auf Bekleidung Anſpruch machen. Ein Rittmeiſter empfing jährlich ein ſeidenes Kleid, deſſen Werth auf 45 Thaler berechnet war. Die Leibtruppen waren gleichmäßig gekleidet, wie denn überhaupt Karl IX. anfing die Truppen zu uniformiren. Die Truppen mußten zugleich das Haar abſchneiden. In Winterfeldzügen erhielten die Truppen Pelze. Um ſich einander zu erkennen, bediente man ſich verſchiedener Feldzeichen, welche

bald in Federbüſchen, Eichhorn- oder Fuchsſchwänzen, oft auch nur in Streifen farbigen Tuches beſtanden. — Für die Frauen und Kinder der Leute, welche in's Feld rückten, oder den Tod für's Vaterland ſtarben, ward angemeſſen geſorgt, — ſie erhielten entweder den freien Beſitz gewiſſer Ländereien, oder aber einen jährlichen Unterhalt an Getreide. —

Im Feſtungsbau ſelbſt ſcheint man in dieſer Periode noch keine ſonderliche Fortſchritte gemacht zu haben. Gewöhnlich wurden ſie im Viereck angelegt, und zwar mit Rondeln an den Ecken und einzelnen Thürmen auf den Mauern, die dann bei fortſchreitender Entwickelung in Baſtions umgeſtaltet wurden. Mauern und Baſtions erhielten Bruſtwehren, und wurden mit Gräben verſehen, die man nicht ſelten paliſſadirte. Mit den Außenwerken war es jedoch weniger gut beſtellt. Man bediente ſich hierbei beſonders des Holzbaues, wobei man die Wände durch große eiſerne Klammern verankerte, und den hohlen Raum dann mit Erde ausfüllte. Oefters wurden kleine Plätze ganz in dieſer Art gebaut. Im Winter begoß man dann die Wände mit Waſſer, um ſie einerſeits gegen Feuer, dann aber auch gegen Erſteigung zu ſichern. Karl IX. rief jedoch ausländiſche Ingenieure in ſein Land, unter deren Leitung dann die Sache einen höhern Schwung nahm. Calmar, als die Hauptgrenzfeſtung, galt für den beſten und ſtärkſten Platz des Reiches. Die Feſtungen dienten als Niederlagsdepots aller

für den Krieg nöthigen Gegenſtände. Ein Artilleriemeiſter hatte die Artillerie und Wehren, d. h. Waffen unter ſich; ein eigener Rüſtmeiſter beaufſichtigte die Harniſche. Ebenſo bildeten ſie die Depots für die Munition, für die Bomben (Springkugeln), Sturmkränze, Handkugeln, Feuerſtücke ꝛc. — Die Feſtungen wurden meiſtens gut vertheidigt, wenn ſonſt nicht Verrätherei dabei in's Spiel kam. Wenn wir auch keiner Maßregeln erwähnt finden, welche der Kunſt einen beſondern Glanz verleihen, ſo blieb doch ſelten die Hauptſache vernachläſſigt. Die Breſche ward mit größter Entſchloſſenheit vertheidigt; es wurden Abſchnitte gemacht, Fußangeln geſtreut, und endlich ward beſonders die Moralität der Garniſon in der gehörigen Anſpannung gehalten. Sie mußte es noch eigends beſchwören, den Angriff und beſonders einen Sturm nicht ſcheuen zu wollen. Sehr häufig nahm die Bürgerſchaft mit Theil an der Vertheidigung, weil ſie gewöhnlich die ganze Härte des Siegers empfand, im Fall die Stadt genommen ward. — Wenn Ueberredungen, Anerbietungen u. ſ. f. nach der erſten Aufforderung eine Kapitulation zu Stande kommen ließen, erfreute ſich die Garniſon immer der Großmuth des Siegers — ihr blieben gewöhnlich, als Preis ihres Kleinmuths, Waffen Gepäck u. ſ. f.

Mit den Vertheidigungsmitteln ſtanden auch die Angriffsmittel in Verhältniß. Ward die Aufforderung nicht angenommen, ſo fing man die Eingrabungen an, wozu man im feindlichen Lande immer die Bauern zuſammentrieb. Dabei wurden

zugleich die Unterhandlungen fortgeſetzt, und die Forderungen ſelbſt ermäßigt oder geſteigert, je nachdem Glück oder Unglück den einen der beiden Theile begleitete. — Obwohl der Minenkrieg den Schweden nicht unbekannt war *), ſo finden wir denſelben doch weniger angewandt, und meiſtens ſuchte man durch Breſchlegung den Sturm vorzubereiten und ſich ſo des Ortes zu bemächtigen. Einer ausdrücklichen Beſtimmung König Erichs gemäß, ſollten beim Sturm immer die Deutſchen vorangehen — eine Verordnung, die wahrſcheinlich eben ſo ſehr darauf hinzweckte, die Schweden zu ſchonen, als von der anerkannten Tapferkeit der Erſteren den größtmöglichſten Nutzen zu ziehen. Gewöhnlich ward die Breſche muthvoll vertheidigt; oft fand man noch Abſchnitte zu überwinden. Beim Sturm gingen Freiwillige vorauf, mit den nöthigen Utenſilien verſehen — ihnen folgte dann in mehreren Haufen das Gros, von den verſuchteſten Offizieren geführt. Ein eigends ausgewählter höherer Offizier leitete das ganze Unternehmen. In Feindes Land wurden auch wohl die Landesbewohner den Stürmenden vorangetrieben. Drang man ein, ſo empfanden Garniſon und Bürgerſchaft in gleichem Maße die Rache und Strenge des Siegers. — Mord, Brand, Plünderung, und was ſich ſonſt Abſcheuliches und Unmenſchliches Ereigniſſen dieſer

*) Man erinnere ſich z. B. des ſogenannten Wiborgſchen Krachens.

Art zuzugeſellen pflegt, waren unzertrennliche Gefährten des Sieges, der leider nur zu oft das Gepräge einer Barbarei annahm, die ſonſt ſchon dem Volke fremd war.

Was ſich an Schiffbrücken, Luft- oder Lederſchläuchen, welche von den Soldaten zum Ueberſetzen der Ströme benutzt wurden, Ammutionswagen u. ſ. f. vorfand *), ſtand unter Obhut der Artillerie, — grade wie dieß in Deutſchland der Fall war. — Ein eigenes Corps bildeten die Schneeſchuhläufer (Skidlöpore), wenn man in nördlichen Regionen kämpfte. Man nahm ſie größtentheils aus Finnland. Sie dienten als leichte Truppen und ſcheinen nicht ſelten vortreffliche Dienſte geleiſtet zu haben. Karl zog ſie für einen Winterfeldzug allen andern Truppen vor, und wir finden

---

*) Am Kur und Rion (Araxes und Phaſis) bedienen ſich heute noch die Bewohner aufgeblaſener Büffelhäute, um überzuſetzen und kleinere Laſten überzuſchiffen. Fünf Schläuche reichen hin, um eine Art kleiner Fähre zu Stande zu bringen, die einen Menſchen und eine mäßige Laſt trägt. — Eichwald erzählt uns in ſeiner Reiſe nach dem Caucaſus, daß er ſo wiederholentlich über den Kur und Araxes geſetzt. Paskewitſch ging mit ſeiner Infanterie zur Schlacht, welche der Einnahme von Abbas Abad voranging, ebenfalls über den Araxes auf einer Brücke, die in der Eile aus mit Luft angefüllten Ochſenhäuten angefertigt war.

ſogar, daß Graf Mansfeld einſt 1000 Schnee-ſchuhläufer verlangt habe, welche aufzubringen auch wirklich Anſtalten getroffen wurden.

Die Soldaten lagerten während des Krieges gewöhnlich in Hütten von Strauchwerk und Raſen, welche dem Bedürfniß gemäß, bald leichter, bald ſtärker gebaut waren. Die Läger wurden immer zweckmäßig gewählt. Ueber deren Emplazement entſchied der commandirende General. Die Technik ſelbſt leiteten die Lagermeiſter. Die Form der Lager war quadratiſch; das Ganze war mit einem Graben umgeben, an den Ecken mit Verſchanzungen, oft auch wohl mit Blockhäuſern verſehen; an jeder Seite befand ſich ein Thor. Im Nothfalle umgab wahrſcheinlich ein Wall das Lager in ſeiner ganzen Ausdehnung. — Dieſe ganze Anordnung war offenbar von den Römern entnommen, aus deren Kriegskunſt wir ſpäter überhaupt viel Anklänge finden. — Der Dienſt im Lager ward mit Strenge gehandhabt. Als Hauptſache ſchien dabei neben den herkömmlichen Sicherheitsmaßregeln die Anſicht vorzuwalten, jede Gemeinſchaft mit dem Feinde zu unterbrechen. Die Wachen wachten daher mit der größten Strenge darauf, jeden Fremden vom Lager entfernt zu halten. Der Dienſt ward ſonſt ganz ſo wie in den deutſchen Lägern betrieben. Für den Verkehr mit allen, nicht zum Lager gehörigen Perſonen, war der Sudlerplatz beſtimmt, eine Benennung, welche der Leſer ſchon aus dem Soldatenweſen der Deutſchen kennt, und der wie-

derum unter einem beſondern Priſtaff ſtand, eine Benennung, die vielleicht von den ſlaviſchen Stämmen, mit denen die Schweden im ſteten Kriege begriffen, entlehnt war.

Für Gewaltthätigkeit jeder Art gegen Bewohner, ſo wie für militairiſche Vergehen, beſtanden eigene Kriegsgerichte. Sie waren nach Art der deutſchen Militairgerichte organiſirt und zählten 12 oder 24 Beiſitzer, welche aus der Zahl der Unteroffiziere und Gemeinen gewählt waren. Sie traten auf Anſuchen der Profoße zuſammen, deren jede Fahne einen hatte, und die wiederum unter einem Generalprofoß (General-Reichsprofoß) ſtanden. Früher waren die gemeinen Soldaten allein Richter in ihren Angelegenheiten. Sie unterſuchten bei Streitigkeiten mit Bürgern den Stand der Sache und ſprachen Recht, oder mußten im Unterlaſſungsfalle für den Schaden, welchen die Bürger etwa erlitten, aufkommen. — Die Kriegsgerichte waren übrigens immer ſehr ſtrenge. Offiziere, welche ſich vielleicht einer nicht motivirten Uebergabe eines Platzes ſchuldig gemacht, wurden mit dem Tode beſtraft. Feigheit und Ungehorſam gegen gegebene Dienſtbefehle wurden durch einen öffentlichen Aufzug gerügt, indem die Thäter gezwungen wurden, unter dem Hohngelächter der Menge auf eine ſchimpfliche Art ihren Einzug in Stockholm zu halten. Die Form der Kriegsgerichte ſowohl als deren Geiſt hatte viel mit denen der Deutſchen gemein. — Beim Marſch der Truppen

herrſchte eine große Ordnung. Der Troßmeiſter ſorgte für die Wahl der Wege und für deren Aufräumung. Eine Avantgarde öffnete den Zug — Seitendetachements ſicherten die Flanke. In angemeſſener Entfernung folgte das Gros, den Verhältniſſen gemäß geordnet. Die Arriergarde ſchloß den Zug. — Für den Troß beſtimmten zweckmäßige Verordnungen die Details. Den Reitern waren auf je 10 Mann zwei, der Infanterie aber auf eben dieſe Zahl ein Packpferd auf dem Marſche gutgethan — eine Anordnung, die der Zuſtand der Länder, in denen man oft kriegte, angemeſſen erſcheinen ließ. Was nicht unbedingt zum Heere ſelbſt gehörte, ſollte durchaus nicht geduldet werden. — Trotz dieſer anſcheinend ſehr guten Anordnungen wurden die meiſten Heerzüge der Schweden nicht ſelten von den größten Barbareien begleitet. In den däniſchen Kriegen ward den Armeen ſogar eine rückſichtsloſe Barbarei zur Pflicht gemacht. Um dieſer recht gründlich nachzukommen, begleiteten eigene Brandmeiſter das Heer *). Zwar finden wir, daß König Johann die Schonung der Wehrloſen ausdrücklich befahl, doch dürfte die verwilderte Soldateske hierauf nur ſelten Rückſicht genommen haben. Gewöhnlich mußten die Gefangenen die ganze Härte und Strenge der Sieger empfinden; häufig wurden ſie gezwungen, Dienſte

*) Man vergl. I. 2. S. 423, wo wir der Verbrenner bei den Schweizern gedachten.

zu nehmen; oft wurden ſie in das Innere des Landes abgeführt, um ſich dort durch die härteſte Arbeit in Bergwerken ꝛc. den Lebensunterhalt zu erwerben — nur die Furcht vor Repreſſalien ließ hierin öfters Rückſichten gelten, welche die Menſchlichkeit umſonſt gefordert haben dürfte.

Dieß die flüchtige Ueberſicht von dem Kriegsweſen der Schweden vor Guſtav Adolph. Wir ſehen, daß überall ein guter Grund gelegt war, und daß es nur einer ſtarken Hand und eines ordnenden Geiſtes bedurfte, um aus ſolchen vorhandenen Elementen bald ein Heer hervorgehen zu ſehen, das ſich nicht allein mit den, lange Zeit für unüberwindlich gehaltenen Banden des Kaiſers meſſen konnte, ſondern dieſe noch übertraf. Unter Guſtavs Hand bildete ſich Schweden zu einer militairiſchen Monarchie vollends aus, unter welchem Geſichtspunkte es von ſeinen größten Staatsmännern betrachtet wurde, — und was Axel Oxenſtierna 1636 im Rathe ſagte: daß Schweden nicht lange ohne Krieg ſeyn könne, daß an den ewigen Kämpfen angeblich weniger die Könige und tollen Köpfe, als situs regni et loci ſchuld geweſen, offenbarte ſich bald in einer langen Reihe blutiger Kriege, welche das Land erſchöpften, und es endlich in die Grenzen zurückwarfen, aus denen es unter einigen ſeiner Regenten wie ein brauſender Strom hervorgebrochen war.

Vor allen Dingen dachte Guſtav Adolph daran, tüchtige Offiziere in's Land zu ziehen. Meh-

rere berühmte Offiziere jener Zeit erhielten von ihm Wartegeld, um im Fall der Noth ſogleich über ſie disponiren zu können. — Zugleich behielt er ſich ein für allemal die Ernennungen aller Offiziere vor. Dabei beſchränkte er die Zahl der frühern Offiziere ſo viel wie möglich. So gab es 1623 nur 3 Generale im ganzen ſchwediſchen Heere — eine gute Einrichtung, die jedoch nicht lange Beſtand hatte und mit dem deutſchen Kriege gänzlich in Vergeſſenheit gerieth. — Die Ergänzung des Heeres ward vom Könige gleichfalls modifizirt. Die frühere Ausſchreibung ward jedoch hierbei beibehalten, nur kräftiger gehandhabt, und fand bald nach Zahl der Höfe (hemman), bald nach Kopfzahl (mantal), meiſtens jedoch nach der letztern Art ſtatt. Geijer theilt uns einen Auszug aus einer königl. Vollmacht für die Aushebungs-Commiſſion aus dem Jahre 1627 mit. Ihr gemäß wurden die Bauern bezirksweiſe von der Kanzel zuſammenberufen, mit der Ermahnung, ſich männiglich einzuſtellen: Geiſtliche, Hofdiener, Offiziere, Gemeine, Matroſen, Vögte, Arrendatoren (die Verwalter der Domänen), Schreiber, Webel und Gerichtsdiener. Den Pfarrern lag darauf ob, ein Verzeichniß aller Mannsleute über funfzehn Jahre zu entwerfen, für deſſen Richtigkeit ſie perſönlich verantwortlich blieben. Die Bezirksvorſteher und Vögte fungirten dabei als Aufſeher. Kam nun der Ausſchreibungstag, ſo laſen die Commiſſäre zuerſt ihre Vollmacht vor, und fragten, ob

alle da ſeyen. Hierauf und nachdem ſich die 12 Bauern, welche im Bezirksgericht ſaßen (Naemnd), niedergelaſſen, theilten ſie die Gemeinen in Rotten ein, zehn Steuer- und Kronbauern und zehn ſteuerfreie oder Adelsbauern in jeder Rotte. Im Rottenſchreiben ging es nicht nach Zahl der Höfe (hemman), ſondern der Köpfe (mantal). Beim Ausheben ſollte beſonders darauf geſehen werden, daß der, welcher in jeder Rolle für den Dienſt beſtimmt ward, friſch und geſund, ſtark von Gliedern, und ſo viel zu erſehen, auch muthig ſey, von 18 bis 30 Jahren und darüber. Hierbei ſollten die Knechte vor den Bauern, doch ſo, daß der Sohn von Eltern, die ſchon einen Sohn im Dienſte, oder auch wohl gegen den Feind verloren hätten, gewählt werden. Auch ſollten die Beſitzer mehrerer oder größerer Höfe berückſichtigt werden. Bei Formirung der Rotten ſelbſt wurden ſowohl Anweſende als Abweſende gezählt. Wer ſich verſteckt hielt, ward als Landſtreicher eingeſchrieben; wußten etwa der Pfarrer, Webel oder der Nämnd darum, ſo wurden auch dieſe gebüßt. Miethwerbung (Stellvertretung) durfte weder durch Offiziere noch durch die Commiſſäre erlaubt werden, ſondern ward nur durch die Muſterherren genehmigt. Doch hörte ſolche ſpäter ganz auf. Von der Ausſchreibung blieb nur das einzelne Hof- und Dienſtgeſinde des Adels, nebſt den nöthigen Leuten der Geiſtlichkeit in den Städten und auf dem Lande, frei *). In

*) Der Adel nämlich, als ohnehin zum Kriegsdienſt

Berg- und Salpeterwerken, in Gewehrfabriken und Schiffswerften ſollte jedoch nur das überflüſſige Volk der Aushebung unterworfen bleiben. Neubauern ſollten ſoviel als thunlich berückſichtigt werden. Landſtreicher zählten nicht in der Rolle, ſondern wurden für ſich ausgehoben. — Ehrlos Erklärte, Mörder, Todtſchläger, Ehebrecher, überhaupt offenkundige Verbrecher wurden nicht eingeſtellt. Ebenſo ſollten auch die Matroſen für den Schiffsdienſt ausgehoben werden. — Den Bezirkvorſtehern und Vögten waren im Allgemeinen die Rechte des Einzelnen anempfohlen. Der Nämn, deſſen Abweſenheit dies ganze Verfahren ungeſetzlich machte, ſollte demſelben das Anſehn einer durchaus geſetzlichen und auch volksthümlichen Verrichtung geben. Nichtsdeſtoweniger fielen öfters Unordnungen und Widerſetzlichkeiten vor, die jedoch jedesmal ſtreng beſtraft wurden. So finden ſich Beiſpiele, daß einzelne Militärs eigenmächtige Aushebungen unternahmen (Diebesſtücke, wie ſie in den Beſchwerden darüber genannt werden), und dabei unerlaubte Miethswerbungen begünſtigten, wofür jedoch die Thäter mit dem Tode beſtraft wurden.

Wir ſehen hieraus, daß der König bemüht war, ein gutes Erſatzſyſtem zu erhalten, was für die Organiſation eines Heeres unbedingt das Unerläß-

---

mit ſeinem Gefolge verpflichtet, war von dieſer Aushebung frei.

lichſte iſt. Die Anordnungen dazu können als die erſten für dieſen ſo wichtigen Zweig in der neuern Kriegsgeſchichte gelten. Wenn auch die Aushebungsgeſetze anderer Staaten ihnen nicht nachgebildet ſind, ſo hat doch das, was hierin in allen andern Ländern geſchehen, genügend bewieſen, wie lange und wie weit ihnen Schweden hierin voran geweſen. Die ſchwediſche Einrichtung zur Aushebung der Nationalmiliz war eine nach den Landſchaften vertheilte, an der Grundſcholle haftende Verpflichtung, das Heer zu ſtellen und zu erhalten. Guſtav Adolph führte die Anordnung Karl's IX., welcher Wohnhof und Lohn für die Reiterei anordnete, und dem ausgehobenen Soldaten ein Achtel Hufe frei von allen willkührlichen Auflagen, und dabei noch einen Thaler Rente von irgend einem andern Hofe überließ, noch weiter, mit einigen Abweichungen jedoch aus. Ober- und Unteroffiziere aller Regimenter, ſogar die Feldprieſter derſelben (4 auf ein Regiment), die Regimentsſchreiber, Gerichtswebel, Gerichtsſchreiber, Barbiere (Feldſcherer) und Profoße erhielten Hof und Lohn zugetheilt — eine Anordnung, welche unter Karl XI. ſpäter die höchſte Ausdehnung erhielt und ſich, wenngleich etwas nüanziert, mit allen ihren Mißbräuchen und Vortheilen erhalten hat. Axel Oxenſtierna nennt dieſe Einrichtung neu in Europa, den Schweden eigen, und rechnet Schweden mit zu den Ländern, wo der Soldat Grundeigenthum haben müſſe, um Unterhalt und Harniſch

zu haben. Er nennt ſie als eine der vorzüglichſten Einrichtungen Guſtav Adolphs, welche andere Nationen vergebens bemüht geweſen nachzuahmen.

Um jedoch dem geld- und menſchenarmen Lande zu Hülfe zu kommen, und es bei den ewigen Kriegen nicht gänzlich zu erſchöpfen, blieb auch die Werbung fremder Kriegsvölker unter Guſtav im Gange; ein vortreffliches Auskunftsmittel für das Menſchen- und Geld-Capital des Landes, indem ein Deutſcher nur ein Viertel deſſen koſtete, was ein Schwede kam. Und wo auch hätte Schweden am Ende ſeine Leute hernehmen ſollen? Als König Guſtav in den großen preußiſchen Krieg verwickelt war, gab die Aushebung nach der Kopfzahl (mantal) über das ganze Reich einmal 15,000 Mann, dann 12,000 Mann. Endlich aber, als Jeder Zeit bekam, auf Unterſchleif zu denken, nur 6—7000 Mann; eine Zahl, die unmöglich hinreichen konnte, das Heer zu ergänzen. Wahrſcheinlich würden die Stände ſich dazu verſtanden haben, die Kriegsſteuer (Landtogsgärd) ein für allemal zu bewilligen, wenn ſie der Ueberzeugung hätten ſeyn dürfen, dadurch jeder perſönlichen Dienſtleiſtung überhoben, dieß Geld gut angewendet und ſich endlich auch der Willkühr der Regierenden entzogen zu ſehen.

Wenden wir uns endlich zu den verſchiedenen Arten von Truppen, ſo finden wir, daß die Reiterei auch jetzt noch den erſten Rang in der Militär-Hierarchie behauptete. Sie ſollte durch

den Rüſtungsdienſt aufgebracht werden. Aber wir wiſſen bereits, wie ſich dieß herausſtellte. Oefters ſank dieſe adlige Reiterei zu einer wahren Erbärmlichkeit herab. So befanden ſich z. B. während des Krieges von 1612 gegen die Dänen nur acht Perſonen vom Adel mit dem Könige *). Hier alſo traten nun die vom Könige geſtifteten Landreiter in deren Stelle. Sie waren gewöhnlich in jeder Landſchaft in 3 Fahnen oder Compagnien, jede zu 125 Mann getheilt; die finnländiſche Reiterei bildete allein 12 Comp.; die geſammte einheimiſche Kavallerie aber 3500 Mann. Die Reiter erhielten ihren Hof zum Wohnplatz, und genoſſen

*) Und doch waren früher manche ſchwediſche Edelleute mit 6—700 Roſſen im Felde erſchienen, wie dieß von den Sture's, Brahes, Roos u. a. erzählt wird. Geijer III. S. 14. Doch war an dieſer Nichtbefolgung der Befehle auch der geſunkene Wohlſtand des Adels ſchuld. — Schon König Johann III. hatte 1573 erklärt, daß jeder Edelmann, der nicht vermöge zu Roß zu dienen, wenigſtens für Sold dienen müſſe. Karl hatte in ſeinem Gefolge eine Menge Adlige, welche um Sold und zu Fuß dienten. 1622 mochten 2 höchſtens 3 Adlige ſich vereinen, ein Roß zu halten. — 1626 ſchrieb der König dem Statthalter von Eſthland, daß die Edelleute, welche nicht reich genug ſeyen, für ihre eignen Güter zu reiten, in ſeiner Leib-Compagnie dienen könnten — es wäre dieß ein Hofdienſt, den er begehre und kein Aufwärterdienſt. Alles Beweiſe, wie ſehr der Adel verarmt war.

auch noch ſonſt, wie wir geſehen, eine Rente. Derſelbe Fall war mit den Offizieren, wofür ſie aber auch mit einer angemeſſenen Anzahl beritte- ner Leute erſcheinen mußten. Jeder Reiter mußte mit Sattel und Zeug, einem ſchußfreien Bruſt-Har- niſch und 2 guten Säbeln verſehen ſeyn. Die verſchiedenen Kriege des Königs riefen bei der ſchwediſchen Kavallerie allmählig mannigfache Ver- änderungen hervor. Zuerſt wurden die Rüſtungen leichter, die Größe der Escadrons vermindert, de- ren Tiefe bis auf 3 Glieder reduzirt. Dann brachte der König, der ſich meiſtens ſelbſt an der Spitze ſeiner Reiter befand, ſich auch wohl mit den Flan- keurs herumſchoß, dieſer Waffe eine Zuverſicht bei, welche man ſtets als Vorboten des Sieges be- trachten kann *). Das Feuern, wie auch das Carracoliren, lange eine Haupteigenſchaft der Reite- rei, ward ſehr beſchränkt. Nur das erſte Glied ſollte im Nothfalle ein Piſtol abfeuern, aber dann ſofort mit dem Degen in der Fauſt einbrechen. — Der König hatte die Lanzen bei der Reiterei gänzlich abgeſchafft und ihr dagegen leichte Karabi- ner gegeben, wie er ſelbſt einen führte; ſei- ner leichten Reiterei, welche ſich noch der Bogen bediente, verlieh er eine andre Organiſation. Er

*) Verfaſſer ſchließt dieß aus Le Vaſſor (hist. de Louis XIII. T. VI., liv. 26. p. 139.) Erzählung, wonach der König einen in Kaiſerl. Dienſten be- findlichen Franzoſen mit dem Karabiner verwun- det, von dieſem dagegen durch einen Piſtolenſchuß faſt getödtet ward.

formte ſie zu Dragonern um, die nur im Noth-
falle abſitzen und zu Fuß fechten ſollten. Sie führ-
ten Musketen mit Luntenſchlöſſern, wozu die Lunte
am Kopfſtück des Pferdezaums um einen Haken
geſchlungen war. Die ſchwediſche Reiterei, welche
bis jetzt ſtets im entſchiedenſten Nachtheil gegen
die Nachbaren geweſen, erlangte unter ihres ritter-
lichen Königs Führung ſehr bald ein ſolches Ueber-
gewicht über den Feind, daß ſelbſt eine bedeutende
Minderzahl nicht anſtand, ein Gefecht mit den bis-
her ſo gefürchteten Gegnern anzunehmen. Die
ganze Kavallerie des Königs beſtand nur aus Küraſ-
ſieren und Dragonern. Ueber die taktiſche Form
der Kavallerie ſelbſt werden wir ſpäter das Wei-
tere erſehen. — Eben ſo wie die Reiterei, erfreute
ſich auch die Infanterie einer verbeſſerten Organi-
ſation. An ſich ſchon tüchtig, in unzähligen Käm-
pfen geübt, bedurfte es hier nur des Ordnens.
Die Fahnen und Fähnlein machten den Regimen-
tern und Compagnien Platz. Ein Regiment ſollte
urſprünglich aus 24 Compagnien beſtehen, von ei-
nem Oberſt befehligt werden, und vier Compagnien
eine Unterabtheilung bilden, die ein Capitän com-
mandirte. — Die Stärke der Compagnie ſollte
wenigſtens 150 Mann betragen. Doch ward ſie
gemeinhin zu 174 geworben, weil die Hauptleute
24 Paſſevolanten hatten, für welche ſie den Sold
ſowohl als ſonſtige Lieferungen einſtrichen. Doch
wechſelte die Stärke der Regimenter zu verſchie-
denen Zeiten. Die ſchwed. National-Regimenter

finden wir ſpäter nur zu 8 Compagnien à 144 Mann, nämlich 54 Pikeniere und 72 Musketiere. Den Hauptleuten wurden bei dieſen nur 18 Paſſe-volanten gutgethan, die ſie voll bezahlt erhielten, ihnen jedoch nur $\frac{6}{7}$ der Löhnung geben durften. Dieſe waren ganz dienſtfrei und wurden nur im Nothfall zum Dienſt herangezogen. Eine andre Bewandtniß hatte es mit den deutſchen und engl. Regimentern bei Guſtavs Heere. Dieſe zählten 10 bis 12 Compagnien, jede zu 150 Mann; — ein Etat jedoch, der nur zu oft wechſelte. Wie dieſe Regimenter aufgebracht wurden, haben wir bereits geſehen. — Etwas ganz Anderes war dieß mit der vom Könige organiſirten Landmiliz. Dieſe ward von den Provinzen geſtellt und beſtand aus 8 Regimentern zu Pferde und 20 zu Fuß, welche beſtändig vollzählig gehalten werden mußten. Sie wurden nach den Provinzen genannt, waren aber nicht alle von gleicher Stärke. Sie ſollten immer ſo vollzählig wie möglich in den Waffen geübt werden. Ihre Oberſten hatten zugleich die Verbindlichkeit, ſich bei allgemeinen Aufgeboten an deren Spitze zu ſtellen. Das Kriegs-Collegium erhielt von den Oberſten jährlich einen Bericht über deren Zuſtand. — Die geworbenen Regimenter waren uniformirt, und wir finden der blauen, weißen, grünen, rothen und ſchwarzen gedacht. Doch ſcheint dieſe Art von Uniformirung erſt kurz vor dem großen deutſchen Kriege ſtattgefunden zu haben. Noch 1621 erließ der König eine Verordnung des Inhalts: „die

Soldaten ſchaffen ſich dienliche Kleider, ſolche, die einem Kriegsmann anſtehen, wobei nicht ſo ſehr auf den Stoff als darauf zu ſehen, daß ſie vollſtändig gemacht werden. Die Trabanten des Königs trugen gelbe Schnüre auf ihren Kleidern; der Soldat aber war verpflichtet, ſich für das Rottengeld Untergewehr und Kleidung zu kaufen, weil ihm die Krone erſt nach Verlauf eines Jahres Kleidung zugeſtand. Doch ward die Bekleidung nicht ſelten durch freiwillige Beiträge der Bauerſchaft herbeigeſchafft. Nichtsdeſtoweniger hießen im preußiſchen Kriege die ſchwediſchen Soldaten unanſehnliche Bauerknechte wegen ihrer ſchlichten Bekleidung. 1632 ward noch eine eigene Pelzſteuer ausgeſchrieben, um die Soldaten mit Schafpelzen verſehen zu können. Der ſchwediſche Soldat in ſeiner Bauerntracht und ſeine Offiziere ohne Ordensſchmuck, haben Schwedens glänzendſte Kriege geführt, ſagt Geijer *). Eine Compagnie beſtand zur Zeit des deutſchen Krieges aus 1 Hauptmann, 1 Lieutenant, 1 Fähnrich, 1 Feldwebel, 1 Sergeant, 1 Rüſtmeiſter, 1 Fourier, 1 Führer, 1 Muſterſchreiber, 6 Corporalen, 18 Rottmeiſtern, 3 Tambouren und 144 Gemeinen. Den Stab des Regiments bildete 1 Oberſt, 1 Oberſt-Lieutenant, der Major, der Regimentsquartiermeiſter, der Feldprediger, vier Wundärzte, der Regiments-Tambour und 8 Marketender. Der Major comman-

---

*) III. S. 61.

dirte ſeine Compagnie ſelbſt, der Oberſt aber und Oberſt-Lieutenant hatten jeder einen Capitain-Lieutenant. Der Etat eines Regiments von 8 Compagnien war alſo nur 5 wirkliche Capitains, 2 Capitain-Lieutenants und 6 Lieutenants. Doch fanden auch hier eine Menge Nüanzirungen ſtatt, welche ſich nicht alle wiedergeben laſſen. — Werfen wir einen Blick auf die Bewaffnung der ſchwediſchen Infanterie, ſo finden wir, daß das Feuergewehr von Jahr zu Jahr auch in der ſchwediſchen Armee die Oberhand erhielt. Zuerſt ſetzte Guſt. Adolph die Piquenire bei ſeinem Fußvolk von der Hälfte auf ein Drittel herab, denen er zugleich ſtatt der Pike eine Partiſane von 11 Fuß Länge gab, oben mit einem Eiſen von $4\frac{1}{2}$ Zoll Breite und auf beiden Seiten ſchneidend. So wenigſtens meldet Harte, der Biograph des Königs, obwohl dieß nicht wahrſcheinlich ſcheint, weil es hierdurch den hintern Gliedern unmöglich geworden wäre, zur Vertheidigung der Musketiere, die ſich manchmal vor ihnen ordneten, mitzuwirken. Dann ward die Rüſtung der Piquenire abgeſchafft, und wurden ſie ſelbſt, wo es anging, durch Musketiere erſetzt. 1631 errichtete der König ſchon ganze Musketier-Regimenter, bei denen ſich kein Piquenir befinden durfte. Bei den Musketieren ſelbſt führte er 1624 ein Caliber ein, das bis 1811 beibehalten ward, und das eine $2\frac{1}{2}$löthige Kugel wie die alten Arkebuſen ſchoß. Den Radſchlöſſern gab er die Einrichtung, daß ſich der Pfanndeckel von ſelbſt wegſchob,

wenn der Hahn niedergelegt ward *). Doch war und blieb das Luntenſchloß noch allgemein in der Armee, und ein Verſuch mit Radſchlöſſern, die Guſtav Adolph dem Regimente des Grafen Thurn gab, blieb ganz ohne Nachfolge **). — Die Pinne oder Schweinsfeder, die ſo lang und ſtark war als der Schaft eines Webelſpießes, vorn eine zwei Spannen lange eiſerne Spitze, hinten aber einen Stachel hatte, welche er früher gegen die polniſche Reiterei benutzt hatte, und deren die Infanterie ſich ſo bediente, wie die engl. archers ***), wurden im deutſchen Kriege wieder abgeſchafft und nur dem Heere nachgefahren, um ſie bei Verſchanzungen und andern Gelegenheiten anzuwenden. — Zu den Neuerungen des Königs gehörten ferner die Einführung der papiernen Patronen für die Infanterie, welche in einer Taſche von gebranntem Leder auf dem Rücken getragen ward, während die Soldaten der andern Mächte fortfuhren, ſich der Bandoulire, woran zwölf hölzerne oder blecherne Röhrchen mit der Ladung hingen, zu bedienen. Bis dahin hatte die leichte Kavallerie allein Patrontaſchen gehabt. Doch bleibt die genauere Angabe der angegebenen Einführung der

---

*) Meyer Handbuch der Geſchichte der Feuer-Waffen-Technik. S. 59.

**) Hoyer I. S. 446.

***) Vergl. Bd. I. 2. Abth. S. 314. dieſes Werkes.

Patronen ziemlich unzuverläßig *). Später bahnte ſich dieſe Erfindung zu den andern Armeen den Weg, doch nur langſam. Nichtsdeſtoweniger ſcheint dadurch eben kein raſcheres Feuern bei der Infanterie ſonderlich gefördert worden zu ſeyn, denn wir finden es vom Soldat suédois als eine Merkwürdigkeit angeführt, daß im Gefecht bei Kinzingen (1636), welches vom Nachmittag bis ſpät Abends dauerte, auch der langſamſte Muſketier wenigſtens ſiebenmal gefeuert habe. — Mit dieſen Neuerungen hing zugleich die Verminderung der Tiefe bei des Königs Truppen zuſammen. Weil der König befunden, ſagt Chemnitz, daß in den tiefen Bataillons, wie man ſie nach alter Manier gemacht, die voranſtehenden den letzten im Fechten hinderlich waren, auch der Canon, wenn er durch die Truppen ſpielet, großen Schaden unterm Volke thäte, ſo ließ er ſeine Infanterie nur ſechs Mann hoch ſtellen. Welche, wenn es an ein Treffen ging, die Glieder doubliren mußten, und alſo nur drei hoch zu ſtehen kommen **). — Die Inſtruction der Leute übrigens war bei den Schweden den Offizieren überlaſſen. Wo es Zeit und Umſtände erlaubten, wurden die Truppen fleißig geübt. In den Lägern bei Werben, Schwedt und Nürnberg wurden ſogar neue Evolutionen und Griffe eingeführt.

---

*) Hoyer I. S. 446.

**) Chemnitz, Königl. Schwed. in Deutſchland geführten Krieges. I. S. 475.

Während der König von Schweden mit Erfolg daran arbeitete, ſeiner Kavallerie und Infanterie immer mehr Tüchtigkeit und Beweglichkeit zu geben, richtete er auch ein beſonderes Augenmerk auf die Artillerie. Wir ſahen bereits, daß von ſeinen Vorgängern in Bezug auf die Anzahl der Geſchütze hier mehr geſchehen war, als in irgend einem andern Lande. Der König benutzte bei der Verbeſſerung ſowohl die Erfahrung Anderer, als beſonders die, welche er ſelbſt in ſo reichem Maße gemacht. Ganz vorzüglich ſcheint dem Könige das Bedürfniß einer größern Beweglichkeit der Geſchütze vorgeſchwebt zu haben, was ſich ihm wahrſcheinlich in den Kriegen mit den Polen und Ruſſen aufdrängte. Daher ergriff er eine Erfindung dazu, welche der Freiherr Melchior von Wurmbrand, ein geborner Oeſtreicher und ehemaliger Kaiſerl. Offizier machte, mit Eifer. Wir meinen die ſogenannten ledernen Kanonen. Dieſe beſtanden aus einer kupfernen, funfzehn Caliber langen und $\frac{1}{8}$ Caliber ſtarken Röhre, die um die Pulverladung ein wenig ſtärker iſt, und der ſtatt Zündloch eine eingeſchraubte eiſerne Röhre diente. Hinter dem Boden lag ein Caliber langer metallener Stoß mit der Traube, der mit 6 Schrauben befeſtigt war. Ueber der Ladung lagen ſtarke eiſerne Ringe; am Kopfe iſt das Kupfer aufgerollt. Die Röhre wird wiederholt mit Firniß (Maſtix) beſtrichen, mit Leinen und Stricken bewickelt, dabei die Zapfen angeſetzt, dann alles mit Gips aus-

geglichen und mit Leder überzogen *). Schon früher (1624) hatte der König Verſuche, die ein Oberſt Siegroth, mit verkürzten 6 Pfündern, welche nur 625 Pfd. wogen, vorgeſchlagen, machen laſſen. Sie ſollten beſonders auf die Kartätſchwirkung berechnet ſeyn. Sie hatten Kammern, die Pulverladung war in einer dünnen hölzernen Büchſe, die Kugel ſelbſt mit Draht daran befeſtigt. Sie gaben ſehr gute Reſultate, doch iſt nicht bekannt, inwiefern ſie ſelbſt eingeführt wurden. Nach mannigfachen Verſuchen blieb der König endlich bei einem Feldgeſchütz ſtehen, das Graf Hamilton entweder erfand oder doch verbeſſerte, und das bei der ganzen Armee eingeführt ward. Es waren dieß eiſerne Geſchütze von 4′ Länge, welche eine vierpfündige Kugel ſchoſſen **). Sie hatten eine abgeſtumpfte coniſche Kammer und die Ladung betrug $1\frac{1}{4}$ Pfund. Man konnte dreimal damit feuern, ehe ein Musketier im Stande war einmal wieder zu laden. Sie konnten ihrer Leichtigkeit wegen von zweien, ja im Nothfalle auch von einem Pferde gezogen werden. Der König gab dergleichen ſeiner Infanterie und Kavallerie. Erſtere hatte deren per Regiment zweie, und nahm der König eine große Anzahl aus Schweden mit nach Deutſchland, um ſolche den neu zu errichtenden Regimentern

---

*) Nach Meyer Handbuch der Geſchichte der Feuer-Waffen-Technik. S. 60.

**) Nach andern nur 3 Pfd.

zuzutheilen. Dieſer Gebrauch ward ſpäter, wie wir ſehen werden, auch von andern Armeen nachgeahmt. Durch dieſe Organiſation der Artillerie mußte die Anzahl der Geſchütze natürlich bedeutend vermehrt werden. Wir finden daher auch in dem erſten Feldzuge des Königs in Deutſchland eine Menge Artillerie vereinigt, welche gegen die ärmliche Ausrüſtung der Heere früherer Zeit hiermit unendlich abſtach. So zählte z. B. der König bei Greifenhagen 80 Geſchütze in einer Batterie; bei Frankfurt an der Oder hatte er 200 von verſchiedenen Calibers; beim Lechübergang 72 ſchwere Geſchütze; bei Nürnberg aber dreihundert. — Die bedeutende Anzahl der Artillerie, welche der König an und für ſich hatte, ward noch durch die im Münchner Zeughauſe verborgen geweſenen 140 Geſchütze, welche den Schweden dort in die Hände fielen, vermehrt. — Schon 1620 hatte der König die Ladeſchaufel beim Feldgeſchütz verworfen, und mit Kartuſchen laden laſſen; auch hatte er die bis dahin nur beim Belagerungsgeſchütz üblichen Kartätſchen beim Feldgeſchütz eingeführt. Dieſe beſtanden öfters aus Stücken alten Eiſens, gewöhnlicher aber aus Musketenkugeln, und waren bald in hölzernen oder blechernen Büchſen, bald in Beuteln von grober Leinwand, zuweilen auch nur mit Weidenruthen umzogen. — Hierdurch erhielt die Artillerie zu ihrer Beweglichkeit auch noch eine größere Entwickelung ihres Feuers, wodurch ſie im gleichen Maße beim Auftreten in Deutſchland im-

po-

poniren. — Die Artillerie ſelbſt ſcheint nur durch commandirte Muſketiere ſtatt der frühern Büchſenmeiſter bedient worden zu ſein, was bei den Regimentsſtücken, welche faſt nur mit Kartätſchen ſchoſſen, eben keiner großen Schwierigkeit unterworfen geweſen zu ſeyn ſcheint. — Uebrigens war Schweden im Stande, ſich alle Waffen ſelbſt zu beſorgen. Die Musketen wurden in den Dörfern von ſogenannten Rohrſchmieden verfertigt, wodurch ſie zugleich ihre Steuern bezahlten. Den Arbeitslohn erhielten ſie in Geld und Naturalien, oft auch in Material. Sie ſtanden unter gewiſſen Factoren. Jeder Rohrſchmied ſollte jährlich 52 große Musketen liefern. Auch Harniſche und Pikeneiſen wurden hier gefertigt. Letztere mußten ſo ſeyn, daß ſie in die Harniſche drangen, inſofern ſie bezahlt werden ſollten. — Die Stückgießereien in Stockholm und Finſpån glieferten Kanonen von 48 bis 1 Pfd.; die Pulverfabriken zu Nacka und Wållinge das Pulver. — Für ungewöhnliche und größere Rüſtungen ward der fehlende Bedarf an Waffen und Munition aus Lübeck bezogen.

Auch die Feldverſchanzungskunſt bei den Schweden hatte mit Guſtav Adolph einen andern Charakter angenommen. Er ahmte bei Schanzenanlagen vorzugsweiſe die Niederländer nach, und erklärte ſich den langen zuſammenhängenden Linien ganz abhold. Seine Verſchanzungen beſtanden immer nur aus Redouten, welche durch eine Bruſtwehr zuſammenhingen. — Dabei verſtand er die Lo-

calität vortrefflich zu benutzen und der Artillerie ſelbſt die größtmögliche Wirkung vorzubereiten. Als bemerkenswerth verdient erwähnt zu werden, daß bei Nürnberg mehrere Schanzen unweit Steinbühl ganz iſolirt lagen, und ſich in einer gewiſſen Entfernung wechſelſeitig vertheidigen mußten *). Sich zu verſchanzen war dem Könige unter beſondern Verhältniſſen zum Bedürfniß geworden. — Etwas das man wohl nachahmen ſollte. Als er in Pommern gelandet war, verſchanzte er ſich ſtets, wenn er mehr als eine Nacht an einer und derſelben Stelle blieb. Hierbei mußte Alles Hand anlegen. Der König war dabei, ſo oft es anging, zugegen, und verſtand die Soldaten bei ihrer Arbeit guten Muths zu erhalten. Oft erheiterte ein Scherz die Soldaten, beſonders wenn die Zeiten eben nicht ſonderlich waren. Als man bei Greifswald den Soldaten nichts als Waſſer und Brod geben konnte, durfte jeder, der 20 Körbe voll Erde herbeigetragen, ſich mal ſatt an Bier trinken — was bald einen allgemeinen Wetteifer und beſonders eine ſehr frohe Laune erzeugte. — Von der alten Art, ſich im Viereck zu legen, was ſowohl in Schweden als auch in Deutſchland Gebrauch war,

---

*) Man vergleiche den neueſten Plan hierüber in Schuh Rückblick auf die Kriegsereigniſſe um Nürnberg im Jahre 1632, der dieſe von Hoyer abweichende Angabe erklären wird.

ging der König gleichfalls ab. Bei Werben campirte er ganz der Localität gemäß, bei Nürnberg in einer, bei Fürth in zwei Linien — eine Neuerung, welche gleichfalls bald Nachahmung fand. Bei dieſer Lagerordnung konnten die Regimenter ihr Gepäck ſtets hinter ſich haben, was in vielen Beziehungen wohl eine Erleichterung für die Truppen ſelbſt ſeyn mochte, im Allgemeinen aber doch eher zu einer Vermehrung als Verminderung deſſelben beigetragen haben dürfte. Wenigſtens fiel ſo die ſtrengere Kontrolle weg, weil ſich nun die Bagage in jeder beliebigen Breite lagern konnte.

Ein Pontonier-Corps in dem Sinne wie wir es uns heute denken, hatte Guſtav Adolph nicht. Nichtsdeſtoweniger führte er Pontons mit ſich, welche von ſeinen Finnländern, die vorzüglich mit der Zimmerarbeit umzugehen wußten, bedient wurden. Seine verſchiedenen Stromübergänge, beſonders aber das Schlagen der Brücke über den Lech, beweiſ't genügend, daß, wenngleich jenen Leuten der Name eines Pontonier-Corps abging, ſie ſich nichtsdeſtoweniger ganz vortrefflich auf ihre Sache verſtanden.

Was die Belagerungskunſt anbetrifft, ſo dürfte dieß wohl ein Zweig der Kriegskunſt ſeyn, in dem die Schweden am wenigſten geleiſtet haben. Selbſt Guſtav Adolph konnte hierin nicht ſeine Meiſter, die Niederländer, erreichen. In Deutſchland wenigſtens gab ihm ſein Geſchick keine Gelegenheit, hierin zu glänzen — was auf andern Kriegs-

theatern geſchah, liegt uns zu weit, um hier Erörterungen darüber anzuſtellen.

Eine glänzende Seite der Armee Guſtav Adolphs war deren Disziplin, ſolange der König lebte — mit ſeinem Tode jedoch ward ſolche nur dann beobachtet, wenn die Offiziere im Stande waren, den Obliegenheiten, welche ſie in Bezug auf Löhnung und Verpflegung übernommen, regelmäßig nachzukommen. Die in der ſchwediſchen Armee gültigen Kriegsartikel waren urſprünglich 1626 während der Belagerung von Riga entworfen, und nur in der Folge, den Umſtänden und Verhältniſſen gemäß, modifizirt oder verſtärkt worden *). Sie können in vieler Beziehung als muſterhaft gelten. Sie tragen noch den Charakter einer Zeit, in welcher der Soldat als Ehrenmann, und nicht wie nach dem weſtph. Frieden, vorweg als ein halber Schelm genommen ward. So konnte z. B. ein Soldat, der von ſeinem Offizier einer ehrloſen Handlung bezüchtigt war, jenen geſetzlich belangen, um den Beweis zu führen ꝛc. Als der König in Pommern landete, ließ er ſie vier Tage nach ſeiner Ankunft dort bei Trommelſchlag bekannt machen, und machte alle Offiziere für deren Befolgung verantwortlich. Als bemerkenswerth

*) Die Zeitſchrift für Kunſt, Wiſſenſchaft und Geſchichte des Krieges hat ſie neuerdings, Jahrgang 1835, Heft 7. gegeben — ein dankenswerther Beitrag zur Kriegsgeſchichte.

verdient noch angeführt zu werden, daß die Kriegs-artikel des Gaſſenlaufens als einer geſetzlichen Strafe gedenken, und daß ſie es verbieten, für Geld dieſe Partie für einen andern durchzuma-chen *). Plünderung war nach einem Gefecht, ſey es daß man den Feind im Felde oder in ſei-nem Lager geſchlagen, erlaubt. — Jedermann konnte nehmen, was er in ſeinem eignen Quartier fand. Sehr ausführlich ſind in den Kriegsarti-keln die Kriegsgerichte behandelt, die in Form und Weſen an die Kriegsgerichte der Landsknechte er-innern. Sie wurden mit einer Art Feierlichkeit abgehalten, was gewiß immer dazu beitrug, der Sache mehr Anſehn und wohl auch Gewicht zu geben **). — Eine beſondere Einrichtung des Königs, die Ordnung und Einheit in der Armee zu er-halten, war das Kriegs-Collegium, deſſen Präſi-dent zugleich auch der des höchſten Kriegsgerichts war. Es war der Reichsmarſchall, der zwei Reichs-räthe, die entweder noch im Dienſte ſtanden, oder doch wenigſtens gedient haben mußten, neben ſich hatte. Vier, der Militärverordnungen und Geſetze kundige Aſſeſſoren waren Beiſitzer, und eine Menge Schreiber, Copiſten waren für die Führung der Protokolle verantwortlich. Das Kriegs-Collegium leitete Alles was die Truppen betraf, insbeſondere deren Ausrüſtung, Werbung, die Zuſammenziehungen,

*) §. 105.
**) §. 96.

Muſterungen und die Verpflegung. Alle Commandeurs waren ihm beim Abtritt von ihren Functionen, von ihrer Dienſtführung Rechenſchaft ſchuldig; ſonſt mußte ſolche alle 3 Jahr erfolgen. Gegen Fahrläſſige ward ein Prozeß vom Reichsfiscal eingeleitet, Thätige wurden belobt. Die Regiments-Commandeure waren dieſer Behörde beſondere Rechnungslegung von Allem was das Regiment betraf, ſchuldig. Sie mußten ihre Rapporte, Abgangs- und Zuwachsliſten, Berechnung der Gelder ꝛc., kurz Alles mittheilen, was das Regiment betraf. Das Collegium war zugleich die letzte Inſtanz für alle Militair-Angelegenheiten. — Die Löhnungsverhältniſſe anlangend, ſo waren auch dieſe ſehr geregelt in des Königs Heer. Der König zahlte in Vergleich zu den übrigen Heerſchaaren eigentlich einen ſehr geringen Sold, aber eben deswegen war er auch im Stande, dieſen regelmäßig auszuzahlen, was beſonders bei den geworbenen Truppen von der höchſten Wichtigkeit war. Ein Oberſt erhielt monatlich 184 Thlr., ein Oberſtlieutenant 80, ein Oberſtwachtmeiſter 61; ein Quartiermeiſter 30; ein Hauptmann 61, der Lieutenant 30, der Fähnrich ebenſoviel, der Sergeant 9 Thlr. Führer, Fourier, Muſterſchreiber und Rüſtmeiſter 7, der Tambour 4, der Korporal 6, der Rottmeiſter 5, der Unterrottmeiſter 4, der Musketier oder Piquenier 3½, der Paſſevelant oder Knecht 3 Thlr. Der Unter-Etat oder Civil-Etat des Regiments, wie es Hoyer nennt, war

in Verhältniß noch ſchlechter bezahlt. Der Feldprediger erhielt 18 Thlr., der Auditeur 30, der Wundarzt 12, der Schreiber beim Kriegsgericht 18, der Profos 12, der Steckenknecht 3 Thaler, und der Nachrichter endlich 7 Thlr. In Vergleich mit dem Solde bei andern Armeen wird dieſe Summe allerdings ziemlich mäßig erſcheinen, aber die Regelmäßigkeit, mit welcher ſie während des Krieges bezahlt wurde, ließ ihn hinlänglich erſcheinen und gewährte ſelbſt gegen den höhern Etat bei andern Truppen, welcher indeß nur ſehr unregelmäßig vollzogen wurde, ſogar Vortheile. Uebrigens ward die Soldaten-Löhnung wo möglich nur am 1., 11. und 21. jeden Monats bezahlt; — auch ſcheint es als wenn der König hin und wieder unter ſchwierigen Lagen den monatlichen Sold um $\frac{1}{3}$ erhöht hätte. — Vergleichen wir dieſen Sold, ſo ſchmal er den Zeitgenoſſen ſchien, mit der Wehrung unſerer Tage, ſo dürfte der eines Soldaten täglich an 12 Gr. betragen haben. Und wie hätte der König auch bei ſeinen geringen Einkünften einen höhern Sold gewähren können? Betrugen dieſe im Jahre 1620 doch nur 1,280,652 ſchwediſche Thaler, ungefähr 853,768 Speciesthaler. Zwar ſtiegen ſolche im Laufe der Regierung des Königs durch Heimfall großer Lehne, doch war dieß im Vergleich zu den ſtets wachſenden Unkoſten nur ein ſehr geringer Beitrag. Anleihen im Auslande mußten mit 6½ Prozent, im Inlande ſogar mit 10 Prozent verzinſet und überdieß noch

Sicherheit geſtellt werden. Da ein großer Theil der Krongefälle in Naturalien einlief, oder häufig noch in perſönlichen Dienſtleiſtungen abgetragen ward, ſo war auch bei aller Pünktlichkeit der Contribuenten dennoch oft großer Mangel vorhanden. Es war daher die größte Oeconomie vonnöthen, um nur immer den laufenden Bedürfniſſen genügen zu können. Als daher der König blieb, offenbarte ſich die größte Noth, die nur zu oft die ſchwediſche Armee an den Abgrund des Verderbens führte, und ſie ſelbſt zu Peinigern der Länder machte, zu deren Hülfe ſie angeblich herbeigeeilt war. — Die Verpflegung bei dem Heere ſelbſt ſollte aus Magazinen geſchehen. Wo dieſe angelegt werden konnten, blieb Alles in einem angemeſſenen Verhältniß, beſonders wenn auch noch der Sold regelmäßig bezahlt ward. Doch traten hierbei nur zu oft Ausnahmen von der Regel ein, die dann, beſonders nach dem Tode des Königs, die empörendſten Scenen herbeiführten. Häufig jedoch wurden die Truppen von den Communen verpflegt, was meiſtens auch nicht ohne Störungen und Beſchwerde abging. Der Soldat ſollte regelmäßig, wenn Magazinverpflegung ſtattfand, 2 Pfd. Brod und 1 Pfd. Fleiſch erhalten —; Eſſig, Salz, Licht und Feuer verabreichte der Wirth. Unordnungen jedoch und Geldverlegenheiten führten zu ſo vielen Ausnahmen von der Regel, daß von einem normalen Zuſtande hierbei kaum die Rede ſeyn kann.

Wenden wir uns nach dieſer Betrachtung über

die Organiſation und Einrichtung des ſchwediſchen Heeres zu der taktiſchen Ausbildung deſſelben, ſo werden wir auch hier eine Menge Gegenſtände finden, welche alle Aufmerkſamkeit verdienen. Die tiefe Stellung in gevierten Haufen war in dem 30jährigen Kriege nach und nach aufgegeben, wenn wir ſie gleich in einigen Hauptſchlachten bei den Kaiſerlichen noch finden. Guſtav Adolph beſonders verbannte ſolche ein für allemal. Er ſtellte ſeine Infanterie nur 6 Mann tief, welche in der Schlacht nach vorn dublirten, um ſo die geringere Tiefe von 3 Mann, und mit ihr zugleich die Möglichkeit eines raſcheren Feuers zu erhalten. War man in die Nähe des Feindes gekommen, ſo rangirte man ſich zur Schlacht. Solange man noch im Bereich des feindlichen Geſchützes war, bewegte man ſich mit geöffneten Gliedern und Rotten, wohl 4—5 Fuß auseinander gezogen. Näherte man ſich jedoch dem Feinde ſo, daß man das Musketenfeuer beginnen konnte, ſo ging das 1ſte Glied der Musketiere 5 Schritt vor, ſchoß und zog ſich dann mit rechts- und linksum hinter die Front, um zu laden, während die nächſten Glieder dieß wiederholten. Daß man hierbei jedoch nicht immer im Avanciren blieb, verſteht ſich von ſelbſt; man lockerte einander durch das Feuer allmählig auf, bis man zum Einbruch kommen konnte. Näherte ſich jedoch Reiterei zum Einhauen, ſo zogen ſich die Musketiere unter den Schutz der Pikeniere zurück, indem ſie ſich in der Art verban-

den, daß beide Theile von ihren Waffen Gebrauch machen konnten. Wahrſcheinlich dublirten ſie hierbei ein, oder legten ſich auch wohl an die Erde und feuerten im Liegen. Doch ordneten ſie ſich auch wohl hinter den Pikenieren, indem dieſe ein Knie auf die Erde ſtützten und die Pike vorſtreckten, wobei dann die Musketiere über ſie wegfeuerten. Lagen die Musketiere beim Feuern auf den Knieen, ſo wechſelten ſie ihre Plätze knieend. Gegen den Kavallerie-Angriff ſtemmten die Pikeniere ihre Pike beim rechten Fuß feſt gegen die Erde, mit der Linken aber ſtreckten ſie dem Feind den Degen entgegen — gegen Fußvolk ließen ſie den Spieß in beiden Händen ſpielen *). — Welches das Feuern geweſen, das Guſtav Adolph 1632 im Lager bei Werben eingeführt, läßt ſich nicht mit Beſtimmtheit angeben; doch wahrſcheinlich war es daſſelbe, deſſen ſich noch heut, obgleich etwas modifizirt, einige Armeen bedienen, d. h. das erſte Glied kniete beim Feuern nieder, während das zweite und dritte ſtehend, doch gebückt, ihr Feuer abgaben und dann auf derſelben Stelle luden **). Hierdurch fiel das frühere Wechſeln der Glieder weg, das Feuer ging regelmäßiger und raſcher, und ſoll daher die Kaiſerlichen nicht wenig überraſcht haben, als ſie den Schweden gegenüber erſchienen. Wie wir dieß mit der bereits er-

---

*) Schildknecht Feſtungsbaukunſt S. 3. c. 14.

**) Chemnitz I. S. 475.

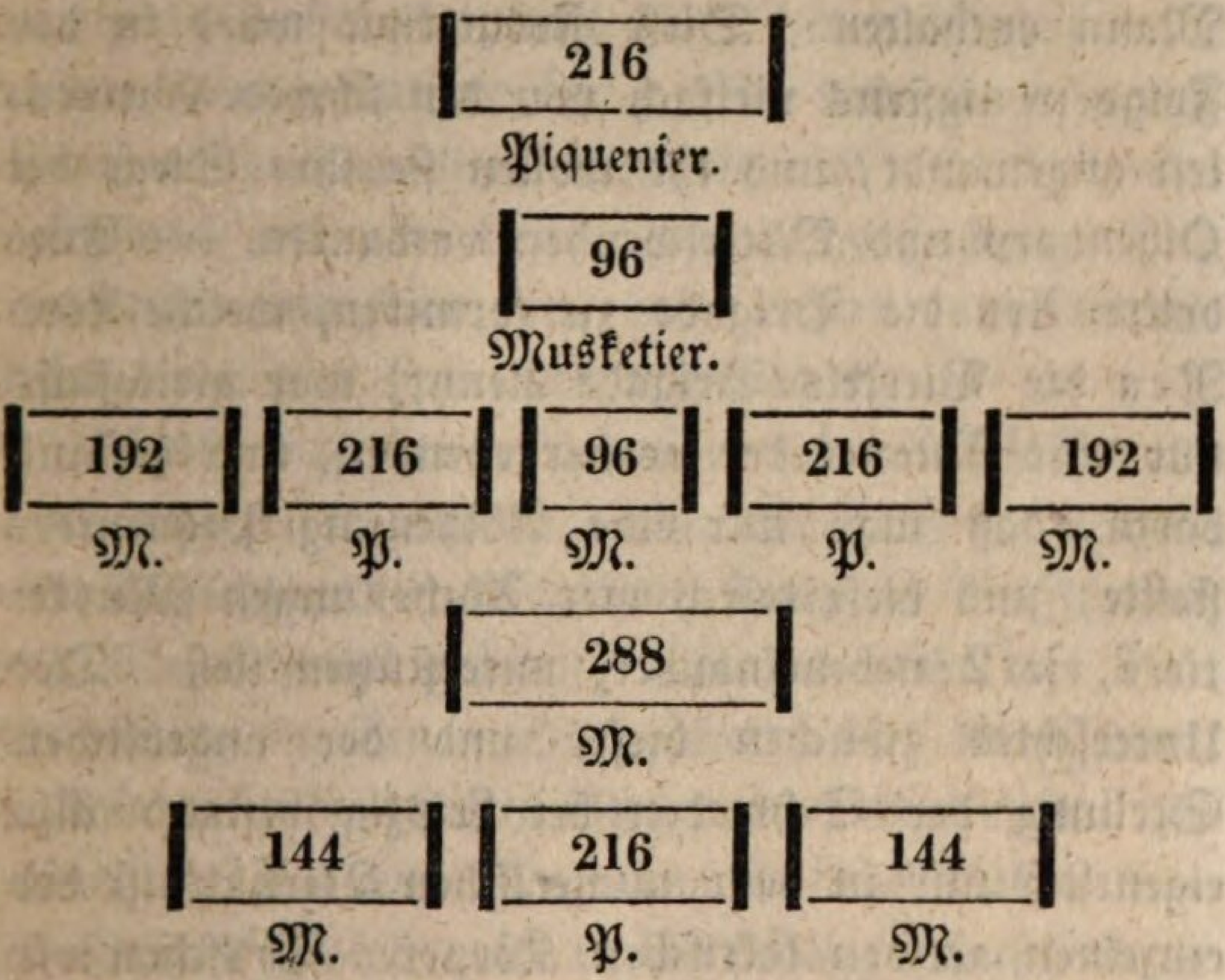
wähnten Angabe vom Gefecht bei Kinzingen, wo es als etwas Beſonderes angeführt wird, daß ſelbſt die ungeübtern Musketiere 7 mal in etwa 8 Stunden gefeuert hätten, zuſammenzureimen haben, iſt freilich nicht einzuſehen. Uebrigens ſcheint dieſe neue Art zu feuern ſich ſowohl bei den Schweden als auch bei andern Mächten nur nach und nach Eingang verſchafft zu haben. — Die ältere Art des Feuerns, welche Guſtav Adolph offenbar von den Franzoſen entlehnt, kam ſpäter nur noch unter der Benennung des Defilee-Feuers vor *). Bei den verſchiedenen Gefechtsformationen finden wir die Piquenire meiſtens in der Mitte und 6 Mann tief; häufig dublirten ſie auch ein, beſonders wenn es unerläßlich war, eine breitere Front gegen anrükkende Infanterie zu haben. Doch finden wir ſie auch zwiſchen die Musketiere geſtellt, beſonders wenn man ſolche zu ſchwach glaubte, allein der Kavallerie widerſtehen zu können — bei andern waren die Regimenter wieder der Art formirt, daß Musketier und Piquenier miteinander alternirten. — Als ein eigenthümliches Element in der Taktik Guſtav Adolphs erſcheint die Brigade, die anfangs nur als Nothbehelf für das Gefecht erſonnen, ſpäter eine bleibend taktiſche Form in der ſchwediſchen Armee ward. Nachdem der König ſie anfangs gegen den Herzog von Savelli (1630) angewendet, ließ er

---

*) Man vergl. unter andern I. 3. S. 229. der Geſchichte des Kriegswesens.

im Lager von Schwedt (ein Jahr ſpäter) die Reſte einiger ſehr geſchwächten Regimenter von einerlei Bekleidung unter jener Benennung zuſammenzuſtoßen. Sie bildeten ſo wiederum eine taktiſche Einheit in einer anderen Form und erleichterten ſo Ueberſicht und Commando. Später ſcheint jedoch mit dieſer Benennung ein andrer Begriff verknüpft worden zu ſeyn. Wenigſtens müſſen wir Lord Rea's, eines engl. Oberſten in ſchwediſchen Dienſten, Ueberlieferungen ſo verſtehen. Er ſchildert uns 3 Arten von Brigaden. Die erſte oder doppelte Brigade ſoll aus zwei vollzähligen Regimentern oder 2016 Mann, d. h. 864 Piquenieren und 1152 Musketieren beſtanden haben. 216 bildeten die Spitze dieſer Brigade, und wurden von den beiden Oberſten und den fünf Hauptleuten geführt. Hinter dieſer Diviſion finden wir 96 Musketiere, die beſtimmt waren, zwiſchen deren Glieder zu treten, um durch ihr Feuer etwanige Kavallerieangriffe mit abwehren zu helfen. Dieſe wurden ihrerſeits wieder durch eine, aus drei Abtheilungen Musketier und zwei Abtheilungen Piquenier formirte Linie unterſtützt. Die Musketier-Diviſion in der Mitte ſollte wiederum 96 Mann, die beiden auf den Flügeln, aber jede 192 Mann, die Piqueniere dagegen 216 Mann zählen. Ihnen dienten als Reſerve 288 Musketiere. Eine Abtheilung von 266 Piquenieren mit 144 Musketieren auf jedem Flügel endlich machten die

letzte Reſerve *). Ob dieſe, wie man ſieht etwas abenteuerliche Formation je ſtattgefunden, läßt ſich nicht mit Beſtimmtheit angeben. Wahrſcheinlich iſt ſie nur bei Uebungen der Truppen benutzt wor- den. Wir geben ſie unſern Leſern in beiſtehender Figur. —



Sind die Ueberlieferungen, welche wir durch Galeazzo-Gualdo Priorato von der Schlacht bei Leipzig haben, richtig, ſo ſtanden die Schweden

*) En général toutes les subdivisions administratives et tactiques étaient des multiples de 6. compris entre les nombres 96 et 288; c'étoit une conséquence de la formation sur 6. rangs que le roi de Suède avoit adoptée. — Rocquencourt cours élémentaire d'art et d'hist. militaires II. p. 395.

dort in einer analogen Form, nur mit dem Unterſchiede, daß die Reſerve von 288 Musketieren mit den hinter ihr ſtehenden 3 Abtheilungen wegfiel. Die ſo erſparte Mannſchaft ward zur Verlängerung der Front benutzt. Jede Brigade hätte ſo 12 Compagnien, in der Stärke von circa 1500 Mann enthalten. Dieſe Formation ward in der Folge wenigſtens vielfach von den ſchwed. Generalen angewandt, und ihr wollen ſie ihre Siege bei Oldendorp und Mittelweyher verdanken. — Eine dritte Art die Brigade zu formiren, welche Lord Rea die Viertels-Brigade nennt, war gleichfalls nur eine Nüance der vorhergehenden, und beſtand darin, daß man nur eine Abtheilung Piqueniere ſtellte, und dieſe durch vier Abtheilungen Musketiere, je 2 nebeneinander, unterſtützen ließ. Der Unterſchied zwiſchen dieſer und der angeblichen Stellung der Schweden bei Leipzig beſtand alſo eigentlich nur in dem numeriſchen Verhältniß der einzelnen activen taktiſchen Körper. Täuſchen wir uns nicht, ſo war dieß eigentlich nur eine Aufſtellung in 2 Treffen, von denen das erſte vorzugsweiſe geeignet war, den Kampf einzuleiten. Das zweite nahm ihn eigentlich auf und entſchied ihn auch wohl, wenn ſonſt grade keine Reſerve bei der Hand war. In das erſte Treffen konnten, der größern Diſtanzen wegen, Truppen eingeſchaltet werden; man konnte darin Artillerie aufſtellen u. ſ. f. Das zweite Treffen verhinderte endlich ein Ueberrennen des erſten. Doch ſcheint

dieſe Anordnung nicht immer befolgt worden zu ſeyn; wenigſtens finden wir häufige Abweichungen davon. — Das ganze Verdienſtliche der Taktik Guſtav Adolphs giebt Chemnitz in einigen Worten: Das Fußvolk zu ſtellen, hatte Er eine ſonderliche manier inventiret; alſo daß die Musqvetirer von piqven bedecket, und dieſe hinwiedervmb von jennen sousteniret wurden. Wie denn auch je ein sqvadron den andern ſecundirte und jede brigade gleichſamb wie eine kleine bewegliche Feſtung, ihre courtienen vnd flanqven; deren eines vom andern defendiret und beſtrichen ward ꝛc. *). —

Ob die Gefechte bei den Schweden durch Tirailleurs eingeleitet worden, wie wir dieß bei einzelnen Gefechten der deutſchen Truppen in Italien und Deutſchland geſehen, läßt ſich nicht mit Beſtimmtheit angeben. Doch ſcheint dieß wenigſtens in keinem bedeutenden Umfange ſtattgefunden zu haben. — Als eine Neuerung in der Taktik dieſer Periode wird von unſern Kriegsſchriftſtellern gewöhnlich noch bemerkt, daß Guſt. Adolph unter ſeine Reiterei kleine Abtheilungen Infanterie gemiſcht habe. Wir haben dieſe Einrichtung ſchon bei den Deutſchen und Franzoſen gefunden **). Ob wir ſie ſelbſt als einen Fortſchritt bezeichnen dürfen, wollen wir dahingeſtellt ſeyn laſſen. Sie ſcheinen jedoch dem jedesmaligen Zweck entſprochen zu

---

*) S. 475.

**) Man vergl. z. B. I. 3. S. 746. dieſes Werks.

haben, und in ſo fern kann man dieß Verfahren nicht tadeln. Guſt. Adolph fing mit kleinen Pelotons von 50 M., welche er beim Marſche nach Frankfurt an der Oder zwiſchen ſeine Schwadronen ſtellte, an, und ließ dieſe dahin inſtruiren, auf die kaiſerlichen Küraſſiere zu feuern, wenn dieſe nach ihrer Gewohnheit heranſprengen und ihre Piſtolen abfeuern würden. Gegen dieſes Beduinen-Manöver mochte ſolche Anordnung auch wirklich ganz zweckmäßig geweſen ſeyn. Hätte jedoch Guſt. Adolph die Mittel gehabt, ſich eine gute leichte Reiterei zu ſchaffen, ſo würde er wahrſcheinlich einen andern Ausweg dagegen gefunden haben. Die Infanterie ſollte ihm hier das ſeyn, was ihm in ſeinen frühern Kriegen ſeine Pinnen oder Schweinsfedern geweſen. Die Sache ſchien dem Könige von ſolcher Wichtigkeit, daß er ſpäter bei Leipzig und Lützen dieſe kleinen Pelotons auf 80—360, ja auf 400 verſtärkte, und ihnen ſogar Feldſtücke zutheilen ließ, weil ſie bei Leipzig viel von dem Feinde gelitten hatten. Dieſe Maaßregel ward ſpäter von den ſchwediſchen Generalen beibehalten. Wallenſtein erneuerte dieſen ehemaligen Gebrauch des kaiſerl. Heeres gleichfalls bei ſeiner Armee, ſo wie auch Türenne dieſe Taktik Heinrichs IV. hin und wieder in Scene ſetzte. Sie war auf jeden Fall ein Compliment, das man dem Feuern der Reiterei machte, die darin geſchwinder und geſchickter geweſen zu ſeyn ſcheint, als die Musketiere.

Durch die Einführung einer flächern Stel-

lung und durch die Verbeſſerung des Infanterie-gewehrs, was ein raſcheres Feuer möglich machte, bekundete der König ſich als Reformator der Infanterie-Taktik. Die Einführung der Brigadeaufſtellung, wovon der Lord Rea und Alle, welche ihm nachſchreiben, ſo viel hermachen; worin Folard ſeine Colonnen, und die Neuern das moderne Kriegsſyſtem finden wollen, ſcheint jedoch nie ſo ſtattgefunden zu haben, um daraus ein Syſtem herleiten zu können. Auch hört deren Ausbildung erſt einer ſpätern Zeit an. Ueber Beides ſpäter ein Mehreres.

Durchgreifender erſcheinen faſt die Reformen in der Kavallerietaktik. Die Tiefe der Reiter, welche in dieſer Periode überall noch 6—8 Pferde betrug, ſetzte der König ein für allemal auf 3 Pferde herab. Seine Kavallerie durfte nur, wie wir bereits geſehen, im Nothfall feuern; der König geſtattete nur den Anlauf in voller Carriere und mit dem Säbel in der Fauſt. Eine Neuerung der Art konnte natürlich nicht ohne Wirkung bleiben und mußte ihm ſo lange den Sieg zuwenden, als ſeine Gegner nicht demſelben Syſteme huldigten. Die Kavallerie focht mit Intervallen zwiſchen den Escadrons, die ihrer Front gleich waren, und immer in zwei, auch wohl mehreren Treffen. — Nach Schildknecht waren die Geſchwader beim Angriff in 3 abgeſonderte Haufen getheilt, entweder in Abtheilungen hintereinander, oder mit geöffneten Gliedern, ſo daß die vordern ſich durch die hintern durchziehen konnten, oder aber ſchachbrett-

förmig. Sie gingen nun nach einander glieder⸗weiſe vor, feuerten, und indem ſie ihre Pferde rechts und links herumwarfen, ſetzten ſie ſich dann durch einen Contremarſch mit rechts⸗ und linksum hinter den Trupp. Die Küraſſiere gingen da⸗gegen gradeaus vor. Sollten ſie einhauen, ſo gingen ſie in 3 Gliedern mit geöffneten Rotten und aufgeſchloſſenen Gliedern vor, und verſtärkten dann die Gangart, je näher ſie dem Feinde kamen. Leichte Reiterei deckte ihnen hierbei die Flanke *). Die Größe der Geſchwader oder Schwadro⸗nen war ſehr verſchieden — wir finden ſie bis zur Stärke unſerer Kavallerie⸗Regimenter. Oef⸗ters ſcheint man ſie auch ohne Intervalle haben angreifen zu laſſen, wie dieß z. B. bei Janickau geſchah, was Hoyer als erſten Anfang der attaque en muraille bezeichnet. —

Die Inf. Brigaden ſtanden in einer Schlacht in der Mitte des Treffens, nur mit ſolchen Zwi⸗ſchenräumen, daß ſie ſich einander decken konnten. Wir finden ſie immer in 2 Treffen; hinter jedem Treffen befanden ſich einige Reitergeſchwader, um entweder zu gelegener Zeit vorbrechen, oder allen feindlichen Kavallerie⸗Angriffen entgegentreten zu können. Auf den Flügeln ſtand die Kavallerie — beide Waffen hatten meiſtens noch eigene Reſer⸗ven. Auf der ganzen Front des Fußvolks war das Geſchütz vertheilt — wo einzelne Localitäten

*) Schildknecht Feſtungsbaukunſt Th. III. c. 14.

es möglich machten, ſtellte man es batterieweiſe und zwar ſo, daß es ſein Feuer kreuzen konnte, und der Infanterie beim Vordringen weiter nicht hinderlich war. Zu Guſt. Adolphs Zeiten hatte jede Brigade 5 kleine Geſchütze, nach Chemnitz „mit weiten Mundlöchern, aus welchen Es mehr mit cartetſchen und Schrot als Kugeln auf den Feind geſpielet.“ Die Treffendiſtanz war ſattſam, wie ſich die Zeitgenoſſen ausdrücken, alſo wahrſcheinlich ſo, daß das 2te Treffen ſich außer dem Schuß befand, während das 1ſte ſich ſchlug — alſo einen Musketenſchuß oder etwa 300 Schritt. Die Waffen waren überhaupt ſo vertheilt, daß ſich alle ſowohl unterſtützen, als auch zuſammenwirken konnten. — Die Schweden marſchirten gewöhnlich nur in 2 Treffen, oder mit Vorhut und Corps de bataille ohne Nachhut. Wahrſcheinlich hatte dieß ſeinen Grund darin, daß ſie ſich nur in 2 Treffen, aus welchen ſie gewöhnlich treffenweiſe von den Flügeln abbrachen, zur Schlacht formirten.

Was die höhern Anlagen des Königs als Feldherrn betrifft, ſo iſt bis jetzt darüber nur eine Stimme geweſen. Namentlich iſt der bekannte Hr. v. Bülow, der Verf. des neuen Kriegsſyſtems, dem wir zugleich eine Geſchichte der Feldzüge des Königs verdanken, der entſchiedendſte Lobredner deſſelben. Beſonders nennt er ihn als denjenigen der neuen Heerführer, dem der Begriff von Baſis und Operationslinien zuerſt deutlich geworden. Aber

wir werden ſpäter hierauf zurückkommen und ſehen, ob man in dieſe Lobeserhebungen ſo unbedingt einſtimmen darf. Auf jeden Fall verdient der König die größte Anerkennung als Menſch, als Held und Heerführer; doch genau unterſucht, wird ſich in ſeiner Taktik Vieles herausſtellen, worin er mehr als Nachahmer denn als Erfinder daſteht; während ihm unter allen ſeinen Gegnern keiner als Feldherr an die Seite zu ſetzen iſt.

Nachdem wir die Formation der ſchwediſchen Armee betrachtet, ſey es uns erlaubt, die deutſchen Heere unſeren Unterſuchungen zu unterwerfen. Wir fangen hier natürlich mit dem Kaiſerl. Heere an. Da die Grundzüge der Organiſation dieſer Truppen jedoch ſchon unter Maximilian und Karl V. gelegt waren, und ſich in vielen Beziehungen erhalten hatten, ſo wird nur das für den in Rede ſtehenden Abſchnitt Bezügliche ſeinen Platz hier finden. — Die Kaiſerliche Armee beſtand in der Mehrzahl aus Eingebornen, die man theils freiwillig, durch Verabreichung eines Handgeldes von 25 Thlr., oft aber durch Zwang unter den Fahnen vereinte. Es wird nämlich verſichert, daß die Wallenſteinſchen Werber oft einen Strick und Werbegeld auf den Tiſch legten, und ſomit keine andere Wahl ließen, als Soldat zu werden oder ſich henken zu laſſen. Auch das kaiſerl. Fußvolk beſtand aus Pikenieren und Musketieren, faſt in dem Verhältniß wie bei den Schweden. Erſtere trugen Bruſtharniſche, Pickelhauben, eiſerne Schienen zur Deckung

des Unterleibes, einen langen Degen und funfzehn bis achtzehn Fuß lange Piken mit eiſernen Spitzen. Doch führten auch Einige kürzere Hellebarden, wie wir dieß ſchon früher bei den deutſchen Truppen gefunden. Der Musketier hatte nur ſeine Muskete, gewöhnlich 5 Fuß lang und ſo ſchwer, daß ſie ohne Gabel nicht gut benutzt werden konnte, und die er in 95 Tempos ladete *). Dabei führten ſie auch eine Pickelhaube und einen kleinen Degen. Die Truppen bildeten, wie einſt, Fahnen, Compagnien und Regimenter. Die gewöhnliche Stärke eines Regiments bei ihnen ſollte 10 Compagnien zu 300 Mann betragen. Doch dieſe Stärke konnte ein Regiment natürlich nur beim Beginn eines Krieges haben. Sie mußte mit dem blutigen Verlauf der Campagne freilich ſehr ſchwinden, und es iſt daher ganz natürlich, daß wir Regimenter finden, die im Verlaufe blutiger Gefechte ganz aufgelöſt waren. So wird z. B. Galla's Regiment im J. 1635 als das ſtärkſte namhaft gemacht, und zählte dennoch in ſeinen 10 Comp. nur 900 M. Hardek und Merci hatten gar nur 250 Mann. 1640 zählten die Regimenter Matthäi und Boden, als ſie Caretto den Spaniern nach Wocha zu Hülfe führte, nur reſp. 22 und 97 Mann.

Die kaiſerl. ſchweren Reiter waren noch von Fuß zu Kopf geharniſcht. Sie trugen Helme mit Viſiren und Halsberge; Lenden, Arme und Hände

---

*) Oeſterreichiſche milit. Zeitſchrift. 1811. S. 520.

ſchützten Harniſche und lederne Handſchuhe, meiſtens mit Blech belegt. Hierzu hatten ſie Stiefeln mit übergebogenen Klappen. Der Sattel war hoch, der Reiter ſaß darauf wie eingeklemmt. Der Zaum war gleichfalls mit metallenen Schuppen belegt. Der Degen war grade und mit einem Handgefäß verſehen. Die Ausrüſtung vollendeten 2 große Piſtolen mit deutſchen Schlöſſern. — Die Karabiniers waren minder ſchwer gerüſtet, führten aber noch einen Karabiner außer den 2 Piſtolen. — Noch leichter als dieſe erſchienen die ungeharniſchten Dragoner und Croaten, welche letztere ganz ungeharniſcht waren und Säbel und Karabiner führten.

Die Beſoldung war bei den Kaiſerlichen bedeutender als bei den Schweden, weil ſie immer mehr aus dem Säckel der deutſchen Fürſten, als aus dem des Kaiſers ſelbſt floß. Ein Oberſt hatte unter Ferdinand II. 835 Fl., ein Hauptmann 180, der Lieutenant 50, der Fähndrich 45. — Die Löhnung des Feldwebels betrug 11 Fl., des Corporals 10, des Piqueniers als Doppelſöldner 9, des Musketiers 6 Fl. — Die Verpflegung finden wir bei den Kaiſerlichen weniger regelmäßig wie bei den Schweden. Abzüge vom Tractement, um dafür Brod und andere Lebensmittel herbeizuſchaffen, waren zwar nicht unbekannt, doch ſelten. Man beſchränkte ſich meiſtens nur darauf, den Leuten einen wohlfeilen Kauf bei den Sudlern — den Marketendern — zu verſchaffen. Der Factor des Regiments ſorgte daher dafür, daß es an Marke-

tendern nicht fehle, und taxirte die Waaren, um ſo die Soldaten nicht der Willkühr und Habgier preiszugeben *). In Winterquartieren pflegte man auf einen Mann 2 Pfd. Brod, 1 Pfd. Fleiſch, und für ein Pferd 6 Pfd. Hafer oder 4 Pfund Gerſte oder Roggen, 10 Pfd. Heu und ein halbes Bund Stroh zu rechnen. Es richtete ſich jedoch alles nach den Umſtänden — man gab und nahm viel, je nachdem zum geben und nehmen viel war. Als Tilly z. B. im Hannöverſchen ſtand, war folgender der Etat der Beſatzung von Bleckede:

1	Hauptmann monatlich . .	150	Thlr.	
1	Lieutenant « . .	50	«	
1	Fähndrich « . .	40	«	
1	Feldwebel « . .	24	«	
2	Führer à 14 Thl. « . .	28	«	
1	Unterſchreiber « . .	14	«	
1	Feldſcheerer « . .	14	«	
1	Gefreiter Corporal . .	14	«	
6	Corporale à 12 Thlr. . .	72	«	
6	« à 10 « . .	60	«	
20	Gefreite à 8 « . .	160	«	
300	Gemeine Knechte, incl. wöchentlich jedem für Fleiſch 15 Kr, für Zugemüſe 5 Gr. monatlich .	258	«	15 Gr.
	Summa monatlich	8847	Thlr.	15 Gr.

---

*) So überſetzen wir das sergent d'affaire in Mau-

In der Hauptſache war es alſo noch ſo wie früher, nur mit den Schattirungen, welche der lange Krieg ſowohl als die verſchiedenen Heere, mit welchen man ſich nach und nach ſchlug, unmerklich hervorgebracht. — Die Kleidung der kaiſerl. Soldaten dieſer Periode war faſt ſo wie die der spaniſchen. Sie trugen kurze Jacken mit weiten Aermeln, und weite Hoſen, Mäntel jedoch erſt ſeit Ferdinand III. Ihre Hüte glichen abgeſtumpften Kegeln, mit ſchmalen niederhängenden Krempen. Durch Federn, Ketten und über die Schultern gezogene Feldbinden unterſchieden ſich die Offiziere von den Gemeinen *). Die rothen Beinkleider, welche noch heute die öſtreich. Generalität trägt, waren ein deſtinktives Zeichen höherer Führer und ſtammen aus jener Zeit. Gewöhnlich war der Soldat gehalten für ſeine Kleidung ſelbſt zu ſorgen. Doch kamen ihm häufig die Führer hierbei zu Hülfe, indem ſie ſich von dem Staate, in welchem ſie zufällig hauſ'ten, ſowohl Tuch, als auch Schuhe und Stiefeln liefern ließen; eine Anordnung, wie wir ſie in unſern Tagen wieder aufleben geſehen. An eine Uniformität in der Kleidung war nur dann gedacht, wenn Umſtände ſolche begünſtigten oder

---

villon's essai historique pendant la guerre de trente ans. Bronsvic. 1789 — eine Brochüre, die bei mancher Oberflächlichkeit des Brauchbaren Viel enthält.

*) v. Raumer hiſtoriſches Taſchenbuch. 3r Jahrg. 1832. S. 33

oder hervorriefen. Der Recrut lief ſo lange in ſeinem Kleide herum, bis er Gelegenheit fand, ſich eine, in ſeinem Corps grade gangbare Bekleidung, zu ſchaffen. Wie es ſcheint, hielt man hierbei auf einige Uniformität, denn es wird hier und dort gleichförmig montirter Truppen erwähnt. So wird bei den badiſchen Truppen eines weißen Regiments, das bei Wimpfen ſo tapfer focht, gedacht. Durch die rothe Feldbinde, welche Wallenſtein ſeinen Offizieren bei Todesſtrafe befahl, führte er ein allgemeines Feldzeichen ein, was bei dieſer Armee um ſo nöthiger war, als ſie aus allen Völkern der weitſchichtigen Monarchie des Kaiſers beſtand. Uebrigens ſcheint in der kaiſerl. Armee ein großer Luxus in der Bekleidung geherrſcht zu haben, wozu gewiſſermaßen ſchon die Nationalkleidung der verſchiedenen Stämme aufforderte, während die große Einfachheit des Königs der Schweden ſeiner Armee, bei ſeinen Lebzeiten wenigſtens, einen gewiſſen Stempel der Einfachheit aufdrückte.

Die Disziplin des kaiſerl. Heeres dieſer Periode iſt ſtets ſehr viel getadelt worden, und ſelbſt dem Zeugniß katholiſcher Schriftſteller gemäß, ſollen Unordnung, Plünderung, Ungehorſam ꝛc. dort zu Hauſe geweſen ſeyn. Und wie hätte von Zucht und Ordnung auch viel die Rede ſeyn können, wenn wir auf deren Zuſammenſetzung ſehen? Verſchuldete Fürſten, Grafen und Herren, aus Deutſchland und Welſchland zuvörderſt, Italien, Hiſpanien, Frankreich ꝛc. nicht weniger viele tauſend Verdorbene

vom Adel, Aventuriere, Freibeuter, verlaufene Pfaffen und Studenten, unſchuldige Doctoren, Schreiber, Reiter, Fechter, Bankerottirer, Krämer, unzählig viel ungerathene Söhnlein, Gaſſenjunker, Vaterverderber, Schnarcher, Federhaſen, Leutefreſſer, Bettelbegierige, trutzige und müßige Geſellen, nicht nur durch Hoffnung der Beute geſtärkt, ſondern auch ihr Müthchen zu kühlen, und ihre heroiſchen Herzen ſehen zu laſſen, ſtrömten den Fahnen von allen Seiten zu *). Nichtsdeſtoweniger ſcheinen Khevenhiller, Burgus, Pappus u. a., welche ſich als determinirte Lobredner der ſchwed. Disziplin geriren, zu übertreiben, wenn ſie, die Panegyriſten der Schweden in dieſem Stücke, nur von den Exceſſen der kaiſerl. Armee reden. Sie haben dabei — ob wiſſentlich, das laſſen wir unentſchieden — wenigſtens gar Manches unerwähnt gelaſſen, was der Berückſichtigung werth geweſen. Wir rechnen hierher die Berichte von den Exceſſen der Schweden. Wie wäre es ſonſt auch möglich geweſen, Pommern bald nach ihrer Landung ſo barbariſch geplündert zu ſehen? Nun waren dem Könige, ſagt Chemnitz, je länger je mehr klagen vorgekommen: Sämtlich ſolte die insolenz bei ſeiner Soldatesca, ſonderlich den Reutern, ſo gros werden; daß ſie auch das Land mit Raub, Plünderung vnd allerhand Gewaltthaten ganz anfüllten, die

---

*) Menzel Geſchichte des 30jährigen Krieges. I. S. 501. nach Berichten der Zeitgenoſſen.

Salvegvardien ohne Schew violirten, Kirchen vnd Schulen öffentlich spoliirten, und nichts, was bishero am Feinde getadelt worden, unterließen. Solches ging Ihnen über die Maſſen tieff zu hertzen*). — Daß die Kaiſerlichen die Länder ihrer Gegner, oder ihnen doch feindlich geſinnter Fürſten weniger ſchonten, als die eigenen, verſteht ſich von ſelbſt. Aber die Schweden ſchenkten ihnen gewiß auch nichts, nahmen vielleicht nur mit mehr Form. Wenn uns Pappus erzählt, daß die Leute, die von Haus und Hof vertrieben waren und nichts mehr zu verlieren hatten, in das ſchwediſche Lager wie zu Schutzgöttern geflohen, ſo iſt dieß ein ſtarker Tropus, wie ihn auch wohl unſere Hiſtoriker, wenn ſie von neuern Erſcheinungen reden, gebrauchen. Uebrigens muß eine ungeheure Kraft dazu gehört haben, dieſe rohen Banden zu regieren, die einer ſchonungsloſen Strenge erlagen und ihre Kameraden oft zu Dutzenden hängen ſahen, ohne ſich zu beſſern. Mit Entſetzen lieſt man, wie ein Feldherr jener Zeit, ein Karl v. Mansfeld, die Disziplin handhabte, und doch mußten ſeine Wallonen, als ſie nach Ungarn zum Türkenzuge marſchirten, von Stadt zu Stadt durch bewaffnete Bürger escortirt werden. Sehen wir nicht noch 1605 den commandirenden General der kaiſerlichen Heere ſammt ſeiner Umgebung auf türkiſchen Leichen ſitzen und Beſuche an-

*) Chemnitz I. S. 128.

nehmen? *) Es war eine rauhe, entſetzliche Zeit. — Die Kaiſerlichen, zur Zeit des 30jähr. Krieges, ſo malt ſie uns ein Zeitgenoſſe — Paul Stockmann, Paſtor Senior zu Lützen — ſind tüchtige, in Sünden und Laſtern ergraute Leute, im Felddienſt verſuchte Krieger; man ſieht es ihnen an, daß ſie dabei geweſen. Ihre von Pulver und Sonnenbrand gefärbten Wangen, wovon die meiſten mit Narben bezeichnet ſind, geben ihnen ein wildes und furchtbares Anſehen. Sie ſind abgehärtet und vermögend alle Arten von Strapazen zu ertragen. Es wird ſehr für ſie geſorgt, und ſind Mann und Gaul gar gut gehalten und wohl verſehen. Allein ihr Benehmen gegen Bürger und Bauer rechtfertigt keineswegs ihr Aeußeres. Von Gottesfurcht findet man wenig bei ihnen, und ergeben ſie ſich einem böſen und ruchloſen Leben, denn da iſt ein Saufen und Freſſen, ein Lügen und Trügen, ein Spielen **), ein Fluchen, ein Prügeln und Balgen, ein Huren und Buben, daß es mich nur Wunder nimmt, wie Gott ſolche Gräuel und Unheil, ſolch böſes Weſen und Schandthaten noch

*) Hermann Chriſtophus v. Roßwurm v. F. W. Barthold 1837. S. 113. (Leipzig 1838) — es iſt derſelbe, der, nachdem er im Türkenkriege Generaliſſimus geweſen, eines angeblichen Meuchelmordes wegen, 1605 gehenkt ward.

**) Die Prime, das modiſche Soldatenſpiel jener Zeit, worin Offiziere oft mehrere Tauſende in einer Nacht verſpielten.

dulden kann. Am ärgſten trieben es die Spanier, Welſchen, Kroaten und Wallonen, welche faſt die Schlimmſten unter den Schlimmen übertrafen. — Doch darf man dieſerwegen nicht glauben, daß von oben herab die Unordnung und Geſetzloſigkeit grade begünſtigt worden. Wir haben im Gegentheil eine Menge Befehle von Wallenſtein, worin er unter andern Arnim befiehlt, Offiziere und darunter Oberſten zur Verantwortung zu ziehen, dieſe Herren beim Kopf zu nehmen, wenn ſie etwas difficultiren, ihre Namen an den Galgen zu ſchlagen, ihre Regimenter und Compagnien aufzulöſen ꝛc.*). Noch energiſcher handelte im Nothfall der alte Tilly, welcher einſt, als in Linz ſechs Soldaten, die gehangen werden ſollten, am Galgen entſprangen und ſich unter die Kameraden verſteckten, ſofort neun Andere ergreifen und ohne weiteres aufhängen ließ **). Doch den Bedrückungen im Einzelnen ward dadurch kein Ziel geſetzt. Guſtav Adolph war bei ſeinen Verboten gegen Plünderung in Pommern nicht ſo ſtreng um einiger leichtfertiger Vögel abſcheuliche Proceduren, welche die ganze Armee blamiren, zu hintertreiben; er verſpricht nur, ſich an den Offizieren zu erholen und von denenſelben Rede und Antwort zu fordern. — Am

---

*) Albrecht von Waldſtein ꝛc. von Förſter. I. S. 67.

**) Menzel Geſchichte des 30jähr. Kriegs in Deutſchland. I. 502

ſtrengſten wurde Feigheit beſtraft. Offiziere wurden enthauptet, Soldaten gehangen. Das ſtrenge Urtheil über die Truppen, welche ihre Schuldigkeit bei Lützen nicht gethan, iſt bekannt. Wallenſtein ließ demnach ein Kriegsgericht in Prag niederſetzen, wo er die wahre oder angedichtete Feigheit vieler Offiziere, welche theilweiſe den angeſehenſten Familien angehörten, richten ließ. Zwei Oberſt-Lieutenants, ein Capitain, ein Rittmeiſter, vier Lieutenants, ein Fähndrich und zwei Hauptleute von der Artillerie wurden enthauptet, einem Offizier ward der Degen vom Henker zerbrochen, mehrere gemeine Reiter wurden gehenkt, mehr als funfzig Namen abweſender Offiziere wurden als ehrlos an den Galgen geſchlagen — eine Strenge, welche ihm die Benennung eines tiranno bei den Welſchen erwarb. — Einen großen innern Gehalt erhielt die kaiſerl. Armee dadurch, daß ſie ohne Rückſicht auf Religion oder Herkommen Jeden annahm, und ihm Mittel und Wege zu den höchſten Stellen öffnete, inſofern er nur ſonſt ein tüchtiger Kriegsmann war. Aldringer, Mercier, Johann v. Werth und eine große Menge anderer ausgezeichneter Männer hatten keinen Titel auf Beförderung, als ihr Verdienſt, und brachten es aus der Reihe der Bedienten und Schreiber bis zu den höchſten Stellen in der Armee. — Ein großer Hebel waren ferner die reichen Belohnungen der Offiziere, welche ſich auszeichneten. Wallenſtein belohnte königlich — er

gab einem Offizier höhern Ranges nie unter 3000 Thlr. Ungeheuer ſind die Summen, welche er nach der Schlacht von Lützen verſchenkte. Graf Merode erhielt 1000 Species-Ducaten; Marcheſe de Grana 4094 Gulden, Feldzeugmeiſter Breuner 12,316, Oberſt Kehraus 10,000 Gld. 7 Regimenter erhielten reſp. 6 bis 8000 Gld. Er vertheilte ſo 85,210 Gld. Der Kaiſer ſchenkte einſt Verduzo 25,000 Thlr. und eine Hand in ſein Wappen, die den öſtreich. Adler unterſtützt. Tilly ließ ſeinen alten Wallonen ein Legat von 60,000 Thlr. u. ſ. f.

Als Feldzeichen führten die Kaiſerlichen noch wie ehemals große Fahnen, mit den verſchiedenartigſten Emblemen. Auf einer derſelben ſah man einen Wolf dargeſtellt, mit der Inſchrift: „ich dürſte nach Beute." Auf einer andern fand man die Planeten Mars und Venus geſteckt, mit der Umſchrift: Arte et Marte. Eine Tillyſche Standarte führte die Inſchrift: pro ecclesia et pro imperio.

Die taktiſchen Verhältniſſe bei den kaiſerlichen Truppen dieſer Periode zeigen uns ein wunderbares Gemiſch von Altem und Neuem. — Man ſcheint das Neue gekannt zu haben, aber noch nicht im Stande geweſen zu ſeyn, oder es für nöthig erachtet zu haben, ſich vom Alten ganz los zu machen. — Das Exerzieren bei den Kaiſerlichen war überall mit einer Menge von Griffen, deren es, wenn wir Wallhauſen als Quelle gelten laſſen,

allein 99 bedurfte, um ein Gewehr zu laden und abzuſchießen. Anfangs formirte man noch tiefe Haufen, wie ſolche früher im Gange geweſen, und Francheville in ſeinem tableau militaire, das er der hist. des dernières campagnes et négociations de Gust. Adolphe anhängt, nimmt dieſe ſogar zu 45 Mann Tiefe an, was ihm jedoch Hoyer nicht durchlaſſen will. Später rangirte man ſich jedoch nur 10 Mann tief. Die Breite, welche ein Infanteriſt im Gliede einnahm, betrug 2 Fß. in der Front und ebenſoviel in der Tiefe. Der Abſtand der Glieder ſcheint 3 Fuß geweſen zu ſeyn. Beim Gefecht aber waren die Reihen der Musketiere gewöhnlich geſchloſſen, die Glieder jedoch geöffnet; bei den Piquenieren dagegen waren Reihen und Glieder geſchloſſen. Das Feuern war noch nach der alten Art, das heißt: die Glieder brachen ſich in der Mitte, und zogen ſich mit Rechts- und Linksum hinter die Front, um wieder zu laden. Sollte das Feuern jedoch geſchwinder gehen, ſo blieben die Reihen geöffnet, und jeder Musketier lief durch die Intervalle ſeiner und der nächſten Stelle ab. Gewöhnlich waren die Compagnien ſo geordnet, daß die Piqueniere in der Mitte, die Musketiere aber auf den Flügeln ſtanden. Von den hierdurch entſtehenden drei Unterabtheilungen ward die des rechten Flügels vom Hauptmann, die des linken vom Lieutenant, die Piqueniere in der Mitte aber vom Fähn-

drich befehligt *). Die Unteroffiziere ſchloſſen die Compagnie. Waren jedoch die Corps formirt, ſo ſtanden die Piqueniere regimenterweiſe in der Mitte und die Musketiere auf den Flügeln. Doch blieben die Regimenter auch wohl compagnieweiſe formirt, wo dann die Abtheilungen der Musketiere und Piqueniere alternirten. — Die großen taktiſchen Haufen hießen bei den Deutſchen, Spaniern und einigen andern Armeen Terzia's, Battaglia oder Bataillon. Bei den Deutſchen waren dieſe Abtheilungen ſehr groß und beſtanden oft aus mehreren Tauſend Mann. Bei Leipzig ſtanden achttauſend Kaiſerliche in vier ſolchen Battaglias oder Terzias, und 10,000 in 6 im 2ten Treffen. — Doch machte ſich eine flachere Aufſtellung auch hier bald Luft. Wallhauſen, der gewiß die Verhältniſſe ſchildert, wie er ſie bei ſeinen Zeitgenoſſen ſah (1616), nimmt die Compagnie zu 300 Mann an, und ſoll ſie nach ihm aus 120 Piquenieren, 160 Musket. und 30 Hellebardieren beſtehen. Dieſe werden vom rechten Flügel ab ſo aufgeſtellt:

80 Musketiere in 4 Gliedern,
60 Piqueniere in 5 Gl.,
2 Rotten Hellebardiere zu 5 die Fahne,
60 Piqueniere und
80 Musketiere, wie auf dem rechten Flügel. —

*) Nach Wallhauſen hatte der Fähndrich nichts zu thun, ſondern nur die Fahne zu tragen. Er

Auf dem Marſche führt der Hauptmann die Compagnie und 10 Rotten der Muſketiere vom rechten Flügel, ein Feldwebel führt die 10 andern Rotten, ein zweiter Feldwebel die folgenden 14 Rotten Piqueniere und Hellebardiere, der Fähndrich führt die andere Hälfte derſelben; nach ihm kommt der Lieutenant mit 10 Rotten Muſketiere, und endlich der dritte Feldwebel mit den letzten 10 Rotten — alles in Reihen; Rotten und Glieder zwei Schritt von einander, damit jeder ſich frei nach allen Seiten bewegen könne. Die Fahnen von zwei Compagnien rangirten zuſammen und formirten, wenn die Compagnien in Reih und Glied hintereinander ſtanden, zuſammen 8 Glieder. Formirte ein Regiment ein volles Quarree, ſo bekam es den Namen einer Escadron oder eines Geſchwaders. Wallhauſen giebt zur Formation ſolcher Quarrees verſchiedene Anordnungen, und fügt noch hinzu, daß ſolche in Ungarn gegen die Türken ſtets gebraucht worden. Gewöhnlich ſtanden in ſolchen Vierecken die Piqueniere in der Mitte und die Muſketiere 3 M. hoch um das ganze Quarree. Nebenbei fehlte es nicht an taktiſchen Spielereien, Achtecken, Kreuzen und Zirkeln, alſo tout comme chez nous, d. h. wie es

---

bildet ſich (ſo will es die Eitelkeit der Menſchen) deswegen ein, mehr als der Lieutenant zu ſeyn. — An einem andern Orte aber führt er die Hälfte der Pikeniere.

vor der Revolution war. Wallhauſen fügt noch die Bemerkung hinzu, daß man in Ungarn die ganze Infanterie in ein ſolches Viereck zuſammenpacke, wodurch gewöhnlich nur Unordnung herbeigeführt werde, indem doch immer nur die zwei vorderſten Glieder der Musketiere den vollen Gebrauch von ihrer Waffe machen könnten, daß ſich dann der Reſt unter die Musketiere dränge und hier Unordnung hervorbringe. Die ganze Kriegskunſt, bemerkt er, indem er ſich tadelnd über dieſe Form ausſpricht, beruht ja allein auf Ordnung und dem Umſtand, ſo viel Leute als möglich zum Feuern zu bringen. — Wenn wir dieſen fruchtbaren und allgemein bekannten Schriftſteller als den Repräſentanten einer damals gewiß allgemein bekannten Anſicht betrachten dürfen, ſo kann man mit Recht behaupten, daß man auch in Deutſchland ſehr wohl über die Kriegskunſt unterrichtet war, daß man aber anſtand, ſich neueren Formen zu fügen, wie dieß ſo häufig im Leben geſchieht. Uebrigens waren es auch nicht die taktiſchen Formen, welche ſpäter entſchieden, wie wir es im Verfolge ſehen werden, es waren die hohen Feldherrntalente G. Adolphs, Banners, Torſtenſons und Bernhards v. Weimar, die über die kaiſerl. Führer den Sieg davontrugen, denen dabei noch die Geneigtheit der Völker und Fürſten in vielen Beziehungen zu Hülfe kam.

Die Vehemenz, mit welcher die ſchwediſche Reiterei angriff, brachte die kaiſerl. Generale auf

die Idee, auch wieder bei ihrer Armee die Kavallerie mit Infanterie-Pelotons zu untermengen — eine Anordnung, die wir bei ihnen früher, wie bei irgend einem Volke finden. — Wallhauſen, den wir, wie bereits geſagt, als den Träger der milit. Inſtitutionen der Deutſchen ſeiner Zeit betrachten müſſen, ſtellt die Kavallerie in 3, 4, 5, 6, 8 und 10 Glieder. Den Lanzirern will er ein für allemal nur 2 Glieder geben. — Nichtsdeſtoweniger nehmen die milit. Schriftſteller die kaiſerl. Kavallerie überall noch ſehr tief, d. h. reſp. zu 10 und 6 Pferde tief an. In welcher Tiefe ſie wirklich gefochten haben mag, läßt ſich keineswegs mit Beſtimmtheit angeben, aber es iſt wenigſtens anzunehmen, daß ſie den Umſtänden nach bald in größerer, bald in geringerer Tiefe gekämpft haben wird. Bei Breitenfeld und Lützen und andern Gelegenheiten finden wir ſie in großen Maſſen, Geſchwadern, Schwadronen. Doch dürfte dieſe Reiterei, beſonders die leichte, die tiefe Formation, in welcher ſie bei Beginn der Schlacht geſtanden, während des Kampfes kaum behalten haben. Uebrigens ſpielte das Feuergewehr bei den kaiſerl. Reitern noch lange Zeit hindurch eine Hauptrolle, und wir finden es als eine Merkwürdigkeit angeführt, daß die kaiſerl. Reiter bei Rheinfelden die Flucht ergriffen, ohne einen Schuß gethan zu haben. Die Art des Feuerns war bei dem Angriffe der kaiſerl. Kavallerie noch ganz dieſelbe, wie wir dieß in einer frühern Periode geſehen. Ueberhaupt ſuchte man ſich

hierbei ſo nahe wie möglich zu kommen, bis man die Piſtolen einander an das Haupt halten konnte *). Daß aber Leute wie Pappenheim ꝛc. nicht beim bloßen Feuern werden ſtehen geblieben ſeyn, verſteht ſich von ſelbſt. Man brach gewiß eben ſo gut mit der blanken Waffe ein, wie die Schweden, benutzte Zeit und Umſtände gewiß eben ſo gut, wie jene. So erwähnt Oberſt Dufour in einem Briefe vom 22. Juli 1626 über ein großes Kavalleriegefecht bei Calenberg ausdrücklich, daß man niemals kein Schermetzerei oder Langrohr gebraucht, bis der Feind in die Flucht gejagt **). Wie würde man auch ſo viel Reiterei bei den Heeren gehabt haben, wenn man ſie nur zu unnützen Schießereien, wie es unſere meiſten Milit. Schriftſteller ſo gerne debitiren, hätte benutzen wollen? — Uebrigens war zur Taktik der Kavallerie dieſer Periode ſchon der Rückzug in der Form der Fünf auf dem Würfel — en échequier — gekommen, die, ſoviel Verf. bekannt, zum erſtenmal in dem Türkenkriege 1604 vorkommt. —

Die Vereinigung der Artill. zu größern Batterien war in der kaiſerl. Armee etwas Gewöhnliches. Wir dürfen die Batterien, die wir bei Breitenfeld und Lützen ſehen, als kein neues Element in ihrer Taktik bemerken. Uebrigens finden wir bei den Kai-

---

*) Herzog Georg von Braunſchweig und Lüneburg, v. Ferd. Gr. von der Decken. I. S. 369.

**) Ibid.

ſerlichen die Artillerie nie in einer ſolchen Menge, wie bei den Schweden, was einerſeits wohl durch die finanziellen Verhältniſſe des Kaiſerſtaats, dann aber auch durch die Zuſammenſetzung ſeiner Armeen, in denen eine große Menge leichter Truppen dienten, bedingt worden ſeyn mag. Als Bouquoi Grätz angriff, hatte er auf 17,000 Mann nur 2 Geſchütze — bei Nürnberg donnerten dagegen über 100 Geſchütze, während das Heer des Gegners 300 zählte. Die Heerführer legten ein großes Gewicht auf die Benutzung der Artillerie. Wallenſtein beſchenkte den General, der ſeine Artillerie bei Lützen befehligte, fürſtlich. Die Artillerie der Kaiſerlichen ſtand jedoch der ſchwediſchen an Beweglichkeit ſehr nach. — Auch verſchanzte man ſich gern, und pflegten dabei im Fall der Noth ſelbſt die höchſten Befehlshaber mit Hand anzulegen. Als Karl von Mansfeld bei Wieſelberg lagerte, arbeitete ſogar der Markgraf von Burgund aus erzherzoglichem Blute mit dem Spaten in der Hand — auch 600 Frauen, worunter viele Edeldamen, mußten ſchanzen helfen. Ein ungariſcher Edelmann, der ſich geweigert mit zu arbeiten, ward gehenkt. — Häufig waren es zuſammenhängende Linien. Doch finden wir auch bei den Kaiſerlichen, daß ſie anfingen, das Syſtem der zuſammenhängenden Linien zu verlaſſen, oder dieſe wenigſtens mit einzelnen detachirten Werken zu combiniren. Tilly's Lager am Lech und Wallenſteins bei Nürnberg, waren in einem ganz andern Sinne als die frühern viereckigen

Lager, die man jedoch noch hier und dort findet, und welche ſogar bis über den 30jährigen Krieg hinausreichen. Das Lager bei Wildungen 1640, das wir auf der ganzen Front durch Redouten gedeckt finden, war ſogar in der Form angelegt, wie ſie der Marſchall von Sachſen 100 Jahre ſpäter vorſchlägt. Auch verſchanzte man gern die Schlachtfelder, wie wir dieß ſpäter ſehen werden. — Die Artillerie behielt man dann gewönlich bei ſich in den Schanzen.

Die Märſche waren der vielen Bagage wegen nicht leicht. Kleinere Corps marſchirten in einer, größere in mehreren Colonnen. Größere Heeresabtheilungen lößten ſich einander in der Marſchordnung ab. Als die Baiern und Kaiſerlichen gegen Prag vorrückten, alternirten ſie ſeit ihrer Vereinigung im Avantgardendienſt. Die Marſchordnung ſollte immer der Art eingerichtet ſeyn, daß ſich das Regiment ſchnell formiren konnte. Die Compagnien looſ'ten, in welcher Ordnung ſie zu marſchiren. Die eine Hälfte der Tambour befand ſich an der Spitze, die andere in der Mitte bei den Fahnen *). Wallhauſen ſchlägt nun folgende Marſchordnung für ein Regiment vor, welche er

---

*) Wallhauſen charakteriſirt die edle Zunft der Tambour mit dem ihm öfters eigenen Humor: „Das Amt des Tambours iſt menniglichen bewußt, und daß unter 99 einer geſcheut und klug iſt, die übrigen ſeind Doctores mit den langen Ohren und rauhen Eſelspelzen.“

ſich wahrſcheinlich aus der Praxis abſtrahirt hat: „An der Spitze marſchiren die Musketiere der 5 erſten Compagnien in 6 Gliedern und 26 Rotten, jede reihenweiſe abmarſchirt; dann kommen eben- ſo die Piqueniere der fünf erſten Compagnien in acht Gliedern und funfzehn Rotten, hinter ihnen die 10 Fahnen in zwei Gliedern, dann die Pike- niere der fünf letzten Compagnien und am Ende die Muskketiere derſelben. Beim Abmarſch ſtellt ſich nun alles nebeneinander, ſo daß auf beiden Flü- geln die Muskketiere ſtehen, 30 in der Front, 15 in der Tiefe, die Fahnen ſämmtlich vor der Front der letztern, und die Wagen, zwei pr. Compagnie, dicht angeſchloſſen hintereinander. Der Dienſt der Vorhut, der Seitenpatrouillen und der Nachhut ge- ſchah durch die große Maſſe leichter Truppen, woran die Armee auch damals einen Ueberfluß hatte. Sonſt finden wir auch noch eines eigenthümlichen Verhältniſſes in Wallenſteins Heer gedacht, das als Sicherheitsdienſt, wenngleich theuer er- kauft, nicht übel berechnet geweſen ſeyn möchte. Die Annäherung der Wallenſtein'ſchen Armee kündigte ſich auf eine ſeltſame Weiſe an. Zigeuner- banden, 10 bis 15 M. ſtark, ein jeder Zigeuner mit zwei langen Feuerröhren verſehen, Weiber zu Pferde mit ſich führend, ein paar Piſtolen am Sattel ha- bend, ließen ſich in vielen Gegenden als Vortrab blicken. Dieſe Parteien zogen auf ungebahnten Wegen, legten ſich in Büſchen und Gehölzen in Verſteck, kundſchafteten Alles aus, raubten und

plünderten, wo ſie keinen Widerſtand fanden, und berühmten ſich, in Wallenſtein's Sold zu ſtehen *). Wenigſtens charakteriſirt ſich ſo Wallenſtein's erſtes Auftreten in Nieder-Deutſchland.

Gewöhnlich cantonirten die Armeen, bevor ſie in's Feld rückten. Im eignen Lande ward hierbei ſtreng auf Ordnung gehalten. Selbſt als Wallenſtein ſein erſtes Heer aufbrachte, finden wir Ruhe und Ordnung in ſeinen Cantonements lobend erwähnt. Doch die Sache nahm eine andere Form an, ſobald man in Feindes Land war. Die Truppen wurden hierbei nach Gutdünken verlegt, und Alles von den Offizieren darauf berechnet, recht viel Geld zu erpreſſen. Dem alten Herkommen gemäß ſollten regelmäßige Beiträge an Victualien vom Lande in die Magazine geliefert und die Soldaten aus denſelben verpflegt werden. Doch gewöhnlich verkauften die Unterthanen ihre Früchte ſo ſchnell wie möglich, und wenn dann die Lieferungen ausgeſchrieben wurden, war weder Geld noch Getreide da **). Nun ging das Exequiren los, und daß die Soldaten dann hierbei nicht zu kurz

---

*) Gr. v. der Decken Herzog Georg von Braunſchweig und Lüneburg. I. S. 155.

**) So wenigſtens ſtellt ſich die Sache aus vielen Briefen Wallenſtein's an ſeine Generale, die uns Förſter mittheilt, hervor. Unter andern der Brief 268. I. S. 413.

zu kommen ſuchten, verſteht ſich von ſelbſt. — Häufig jedoch trafen die Commandeure auch das Abkommen mit den Behörden, den Truppen die Naturalverpflegung ſelbſt zu überlaſſen. Für einen Musketier ſollten unter ſolchem Verhältniß monatlich 7 Gulden, für einen Reiter 12 bis 15 vergütigt werden. Dann aber nahmen die Truppen das Geld, und wußten hinterher auch wohl noch Naturalverpflegung zu erzwingen. Wie es bei ſolchen Gelegenheiten mitunter einhergegangen, iſt aus vielen gleichzeitigen Berichten erſichtlich. Für die Mark Brandenburg ſind die Briefe des damaligen Kurprinzen Friedrich Wilhelm, welche in der königl. Bibliothek uns aufbewahrt werden, ein merkwürdiger Beweis ſoldatiſchen Uebermuths *). Wallenſtein unterſagte ſogar den Fürſten, Steuern in ihrem eigenen Lande auszuſchreiben. Wäre man nur noch bei dem Nothdürftigſten ſtehen geblieben! Aber da mußten noch Werbegelder, Tafelgelder, Geſchenke ꝛc. aufgebracht werden — es war nichts wofür man nicht Geld gefordert.

Eine faſt ähnliche Bewandtniß, wie mit den kaiſerl. Heeren, hatte es beinahe mit allen deutſchen Truppen. Sie waren meiſtens in einer und derſelben Schule gebildet, oder hatten als Gegner der Kaiſerlichen und Spanier in den Niederlanden oder in Frankreich jene Armee kennen gelernt. Ganz den Kaiſerlichen ähnlich waren die baierſchen Trup-

---

*) Als Manuſcript.

pen, ſo wie die der kathol. Reichsſtände, welche unter öſtreichiſchen Fahnen fochten. Nur behaupteten die Baiern darunter unbedingt den erſten Platz in allen Beziehungen. Von geringerem Belang waren die der kleinen und der geiſtlichen Fürſten, wie ſich dieß mit einigen Ausnahmen durch die ganze deutſche Kriegsgeſchichte bewährt.

Anders waren die Verhältniſſe mit den Truppen der proteſtantiſchen Stände. Man könnte beinahe ſagen, daß es hierunter faſt keine ſchlechten gegeben. Am höchſten ſtanden die Lüneburger, Sachſen und Heſſen — unter denen größerer Fürſten waren die brandenb. Truppen in dieſer Periode die am wenigſten geachteten. — Als ein Fürſt, der durch ſeine Anſichten über Krieg und Kriegführung ſich beſonders auszeichnete, und deſſen Heer einer ganz beſondern Erwähnung verdient, dürfen wir den Herzog Georg v. Braunſchweig und Lüneburg nennen, der 33 Feldzüge unter den Prinzen v. Weimar, Spinola, Tilly, Wallenſtein und Guſt. Adolph mitgemacht hatte. Er war, einem vollgültigen Zeugniß nach, der erſte deutſche Fürſt, der mit Beſtimmtheit den Grundſatz ausſprach, daß man ſich zum Kriegführen im freien Felde nur der freiwillig angeworbenen Soldaten mit Vortheil bedienen könne, und daß ſowohl der Heerbann als die Lehnsmiliz durch eine zweckmäßig eingerichtete Miliz, zur Beſetzung der befeſtigten Oerter beſtimmt, erſetzt werden

müſſe *). Er gab bei ſeinen geworbenen Truppen ſeinen Landskindern den Vorzug, nahm aber auch Ausländer auf. Regimenter jedoch, in ihrer Totalität aus Ausländern zuſammengeſetzt, verſchmähte er ganz. Er war zugleich der erſte Fürſt ſeiner Zeit, der, während die andern oft nach jedem Feldzuge ihre Truppen abdankten, ſelbſt nach dem Prager Friedensſchluß die Armee gerüſtet und zum Felddienſt bereit hielt. Da ſein Heer gewiſſermaßen als das beſte der deutſchen ſeiner Zeit gelten kann, ſo dürften hier einige Spezialia darüber ganz an ihrer Stelle ſeyn. Er hatte bei der Formation, Bewaffnung und Ausbildung ſeines Heeres das Schwediſche zum Muſter genommen. Doch war er hierbei nicht blinder Nachahmer geblieben. So z. B. war er, die Inconvenienzen der ſchwediſchen kleinen Etats einſehend, der Anſicht, kein Kavallerie-Regiment unter 1000 Pferde, kein Infanterie-Regiment unter 2000 Mann in's Feld rücken zu laſſen. Er hatte daher überall Depots gebildet, um ſowohl den etwanigen Abgang ſchnell erſetzen, als auch den innern Dienſt durch ſie verſehen laſſen zu können. Hierdurch erſparte er beſonders die vielen Offiziere. Dann hatte er bei allen ſeinen Truppen nur einen General-Lieutnant und einen General-Major. Die Offiziere niederer Grade avancirten nach Maßgabe ihrer Tapferkeit bis zum

---

*) Gr. v. Decken, Herzog Georg von Braunſchweig Lüneburg. 4. S. 148.

Compagnie-Chef in ihren Compagnien. Die Beurlaubung der Offiziere mit Beibehaltung ihres Gehalts fand bei ſeiner Armee, ganz den Grundſätzen bei andern Heeren entgegen, gleichfalls ſtatt. — Er gebot den Kavalleriſten ſeiner Armee nur ihr Dienſtpferd zu haben, und mußten ſie darauf ſowohl ihre Bagage als Fourage mit fortſchaffen. Der Idee, Infanterie-Pelotons zwiſchen ſeine Kavallerie einzuſchalten, widerſtrebte er ganz; überhaupt verwarf er das Feuergewehr ſowohl als die Lanze für die Kavallerie durchaus. Seiner Anſicht gemäß ſollte ſich der Reiter, ohne ſich mit dem Abfeuern einer Schießwaffe aufzuhalten, auf den Feind werfen. Der geharniſchten oder ſchweren Reiterei geſtand er den Vorzug vor der leichten zu. — Letztere unterſchied ſich von der Erſteren nur dadurch, daß ſie leichtere Pferde hatte und ungeharniſcht war. Seine Dragoner durften nicht zu Fuß fechten. Seine Reiterei beim Angriff formirte in geſchloſſenen Regimentern fünf, bei kleineren Detachements vier Glieder.

Seiner Infanterie gab der Herzog 5 Glieder Tiefe. Sie feuerte, ohne ſich bei der Ladung durchzuziehen, auf der Stelle gliederweiſe, oder auch wohl vermöge einer Generalſalve. Nach einigen Berichten ſoll er auch das Rottenfeuer haben üben laſſen. Doch iſt dieß eine unverbürgte Angabe. Die celleſche und hannöverſche Infanterie kennt dieß Feuer erſt ſeit 1664. Die Offiziere ſeiner Infanterie führten Partiſanen, die Unteroffiziere, Corporale

und Gefreiten ſehr lange Piken; die Gemeinen leichte ſchwediſche Musketen, und alle einen Stoß-degen. — Die mit Piken bewaffneten, oben an-geführten Leute ſtanden theils auf den beiden Flü-geln des Regiments zum Decken der Flanken, theils hinter den Fahnenträgern, und theils hinter den im erſten Gliede eingetheilten Offizieren. — Die Artillerie des Herzogs erfreute ſich gleichfalls einer vortrefflichen Einrichtung. Er konnte zwar nur 3 Batterien zu 6 Geſchützen unterhalten, aber dieſe waren nach den Begriffen jener Zeit durchaus mu-ſterhaft und vollſtändig mit Offizieren, Unteroffiz. und Artilleriſten beſetzt. Eine der Batterien führte 6 Zwölf-, die beiden andern jede 6 Achtpfünder. Die ſämmtlichen Geſchütze waren in Hildesheim ver-eint, während die Knechte und Pferde auf den um-liegenden Dörfern einquartiert waren. Mit dem Belagerungstrain ſtand es indeſſen nicht ſo gut. Da-gegen waren alle großen Städte reichlich mit Ge-ſchütz verſorgt, worüber jedoch der Herzog außer-halb der Ringmauern jener Städte nicht verfügen konnte. — Die Stärke der Truppen des Geſammt-hauſes betrug 4500 Reiter und 10,000 Infante-rie, die, wenn ſie auch nicht immer unter den Waffen waren, doch in kurzer Zeit ſtreitfähig da ſeyn konnten. Ueberdieß hatte jeder der drei re-gierenden Herzöge noch eine Schloß- und Leib-Compagnie.

Außerdem beſtand im Lande noch folgende Mi-liz-Einrichtung. Alle Söhne reicherer Bauern,

welche Pferde hatten, ſo wie alle Civildiener, welche von Amtswegen Pferde halten mußten, oder deren aus eigenen Mitteln ſchaffen konnten und wollten, bildeten ein Dragoner-Corps, das zunächſt für den Dienſt im Innern des Landes beſtimmt war, wenn das reguläre Militär im Felde war. Sie beſtritten Armirung und Equipirung aus eigenen Mitteln, wurden jedoch auf Staatskoſten mit Fourage und Brot verpflegt, ohne Sold zu erhalten. Ein Theil derſelben bildete im Hauptquartier eine Art Cadre, und ward fleißig in den Waffen geübt. Der Herzog hatte aus dieſen Mannſchaften eine Garde-Dragoner-Compagnie von 200 Mann formirt, die ſich im Dienſte ablöſten. Dieſe Einrichtung, wenngleich in manchen Beziehungen beläſtigend, fand allgemein Beifall. Als 1637 die Nähe des Feindes das Land bedrohte, verſammelten ſich allein 1200 ſolcher berittener Dragoner aus dem Calenbergiſchen. Die nicht zu jenen Dragonern gehörigen dienſtfähigen Landesbewohner wurden in Ausſchuß-Compagnien formirt, die des Sonntags zum Exerzieren zuſammengezogen wurden. Sie erhielten weder Kleidung noch Sold. Waffen jeder Art ſollte der Gutsbeſitzer, die Gemeinde, oder auch wohl der Ausſchöſſer ſich ſelbſt beſchaffen. Der Staat verabreichte ſolche nur im äußerſten Nothfalle. Aus dieſen Ausſchuß-Compagnien mußte ein jeder der drei Herzöge 600 der Dienſttüchtigſten in Bereitſchaft halten, um, ſobald es der Herzog Georg für nothwendig erach-

tete, ein Regiment zu formiren, das dann in Sold und Verpflegung des Herzogs überging. Dieß Regiment ſollte nicht ſowohl zur Beſetzung der feſten Plätze, als auch im Felde benutzt werden. Wie zweckmäßig dieſe Ausſchuß-Compagnien organiſirt waren, geht wohl daraus hervor, daß der Herzog **1640** daraus **3** neue Feldregimenter ſtiften, ſeine alten Regimenter mit dieſen recrutiren, und dann noch Ausſchuß-Compagnien zur Beſetzung der feſten Plätze bilden konnte. — Bei der Miliz war keine beſondere Kleidung eingeführt, die regulären Regimenter waren jedoch uniformirt und wurden nach den Farben des Regts. benannt. — Ebenſo wie dieſer einſichtsvolle Fürſt die Bewohner des flachen Landes zur Vertheidigung wehrhaft machte, ebenſo zog er auch die Städter dazu heran. Jeder Bürger mußte ſich mit Waffen und Munition verſehen. Die Bürger wurden in Compagnien formirt, geübt und auf die Vertheidigung der feſten Plätze angewieſen. Dazu hielten mehrere Städte noch geworbene Stadt-Compagnien aus eigenen Mitteln. Mit Geſchütz waren die Städte meiſtentheils hinreichend verſehen. — Der Pontontrain des Herzogs war ſo bedeutend, daß er damit zweimal zugleich die Weſer überbrücken konnte. —

Für die Bezahlung des Soldes der Armee brachte das Land monatlich regelmäßig eine hinreichende Contribution auf. Zugleich wurden Magazine angelegt, wozu er nicht ſowohl das Getreide von ſeinen Domänen mit verwandte, als auch das Zins-

korn

korn von einer Ernte zur andern aufſparte. Was im laufenden Jahre von den Truppen nicht verbraucht war, ward verkauft, und dadurch Capitalien gebildet. So ward es ihm möglich, nicht allein die eignen Truppen zu ernähren, ſondern auch für ganz unvorhergeſehene Fälle die nöthige Subſiſtenz in Bereitſchaft zu haben. — Den Unteroffizieren und Gemeinen ward von ihrem Solde monatlich ein beſtimmter Abzug für Kleidung, Gewehre, Reparaturen und Arznei gemacht. Die Compagnie-Chefs führten unter der Oberſten Aufſicht die Verwaltung und mußten darüber Rechnung ablegen. Das platte Land übernahm die Bequartierung und theilweiſe Verpflegung der Kavallerie, zu welchem Behuf derſelben in jedem Fürſtenthum beſondere Quartierſtände angewieſen waren. Der Wirth lieferte der Einquartierung das Quartier und die Fourage unentgeltlich; für die Speiſung ſollte der Soldat eine Geldentſchädigung geben, doch ward dieſe ſelten vom Wirthe angenommen. — Für den Hafer ſelbſt ward den Kavalleriſten eine monatliche Vergütigung aus der allgemeinen Kriegskaſſe. — Den Oberſten war ein für allemal erlaubt, aus ihren Quartierſtänden den Betrag der Quartier-Portionen auf dem Lande, und des Services aus den Städten auf ihren vollen Etat, ohne alle Berückſichtigung der Vacanzen an Mannſchaften und Pferden in baarem Gelde zu beziehen, ſo wie endlich auch die Vacanzen mehrere Monate lang unbeſetzt zu laſſen und dabei doch

Bayerische Staatsbibliothek München

alle Emolumente für ſie zu empfangen. Sowohl hieraus, als aus den, den Unteroffizieren und Gemeinen gemachten Abzügen bildete ſich nach und nach das ſogenannte Kaſſenſyſtem, das, in große und kleine Regiments-, Compagnie-, Medizinal- und Gewehr-Reparations-Kaſſe eingetheilt, ſich unter mancherlei Modificationen bis heute erhalten hat. — Es würde zu weit führen, dieſes Syſtem in allen ſeinen Nüanzen zu verfolgen — wir wollen uns begnügen, unſere Notizen darüber mit den Worten jenes ausgezeichneten Veteranen und Literaten, aus deſſen Werke wir dieſe Schilderung theilweiſe entnehmen, zu ſchließen *). „Verfolgen wir die Militair-Verfaſſung des Herzogs in ihrem ganzen Umfange, ſo erſcheint ſie als eine der furchtbarſten, die irgend ein Staat jemals aufgeſtellt hat; die ganze materielle Kraft ſeiner Lande konnte, wenigſtens auf kurze Zeit, zur Vertheidigung deſſelben aufgeboten werden. Wir ſehen hier reguläre geworbene Truppen, Milizen zu Pferde und zu Fuß, und außerdem einen Landſturm, im Voraus angelegte Magazine, einen Artillerie-Park und Schiffsbrücken.“ — Zu bedauern bleibt es, daß, was der verehrte Hr. Verf. gleichfalls mit anführt, dieß ſo vortheilhaft organiſirte Heer bei ſeinem kriegeriſchen Auftreten von den nachtheiligen Folgen der Ruhe des Garniſonlebens ergriffen ward. Dieſe

---

*) Herzog Georg v. Braunſchw. u. Lüneburg. IV. S. 145 ff.

äußerten ſich zunächſt darin, daß auf den Märſchen das ſonſt immer regelmäßig verpflegte Heer der ſchlechten Koſt und dem Mangel erlag, während die Schweden dadurch nichts litten. Die Landeskinder deſertirten häufig nach Hauſe, und viele Offiziere, die im Vaterlande anſäßig und verheirathet waren, nahmen ihren Abſchied. — Die Kriegsartikel des Heers von 1620, die in vieler Beziehung ein ſehr menſchliches Gepräge haben, ſchreiben allen Soldaten vor, ihres gnedigen Fürſten vnndt herrn Farbe vnndt Feldtzeichen, Alß rott vnnd gelb, oder blav vnndt weiß, bei ſich vnndt antragen, damit dieſelben von den feinden vnnd anderem vmbſchweifenden herrnloß Geſindtlein vnterſcheiden werden können, oder gewertig ſeinn, was ihnen daruber weiderfahren mucht — was wir mit Recht als den Vorläufer anderer hierauf bezüglichen Befehle betrachten können *). Auf jeden Fall zeichnen ſie ſich vor denen Gust. Adolphi, welche 1632 publizirt wurden, vortheilhaft aus.

Ueber Dänemark, ſo intereſſant die Bildung ſeiner Militair-Verfaſſung auch ſeyn möchte, können wir nur wenig ſagen. Ein ſehr beſchränktes Königthum, deſſen eng abgemarkte Grenzen ein mächtiger Ritterſtand und ein anmaßender Feudal-Adel mit Eiferſucht bewachten, ließ hier eine größere Entwickelung eines Heeres von Hauſe aus nicht zu.

---

*) Gr. v. Decken IV. S. 317. giebt ſie uns vollſtändig.

Rang und Dienſtpflichten, inſofern ſelbige ſich auf höheres Militair beziehen, waren beim däniſchen Heere nicht genau abgegrenzt. — Angeblich errichtete Chriſtian IV. 1615 aus 5000 Kronbauern die erſte ſtehende Armee in dieſem Lande. An der Spitze des ganzen Heeres ſtand der Kriegs-Oberſt, unter ihm der Befehlshaber der Armee, mit der Benennung eines Generals, welche nach dem Kriege jedoch gemeinhin wieder aufhörte. Die Oberſten im däniſchen Heere hatten dieſelben Prärogative und Befugniſſe, wie in anderen Heeren. Ihnen unmittelbar im Range folgten die Rittmeiſter und Capitains. Sie befehligten Standarten oder Fahnen von unbeſtimmter Stärke, von 6 bis 700 M. Mehrere dieſer Standarten oder Fahnen erhielten die Benennung eines Regiments, wenn ein Oberſter an deſſen Spitze ſtand. 1625 theilte der König, um ſich ſelbſt eine genauere Ueberſicht von der Stärke der Armee zu ſchaffen, die Regimenter in Compagnien von 275 Mann, ohne Ober- und Unteroffiziere. Die ſchwächeren Compagnien wurden bei dieſer Gelegenheit ganz aufgelöſt und incorporirt, während die Capitains das Werbegeld erhielten, ſich neue zu werben. Dann wurden bei jeder Compagnie einige junge Edelleute angeſtellt, welche für die Verpflegung ſorgen, und zugleich darauf ſehen ſollten, daß die Landeseinwohner gegen die Soldateske geſchützt würden. Zwar wurden hierdurch manche Mißbräuche abgeſtellt, und doch mußte der König ſpäter die Hauptleute mit Caſ-

ſation bedrohen, welche ihre Compagnien nicht vollzählig haben würden. — Für außerordentliche Begebenheiten wurden auswärtige Truppen geworben, und wir finden daher ſchottiſche, engliſche und deutſche Regimenter in däniſchen Dienſten. Die Infanterie war bis zum Beginn des 30jährigen Krieges noch in der Mehrzahl mit Piken und Hellebarden bewaffnet; das Feuergewehr war ſelten. — In den ſteten Kämpfen mit den Schweden hatte ſich die Infanterie immer muſterhaft betragen. Ein Gleiches läßt ſich von der Kavallerie ſagen, die größtentheils ſchwer bewaffnet war. Nur ein Dragoner-Regiment, das aus Franzoſen beſtand, befand ſich beim Heere als leichte Kavallerie. — Als Verpflegung wurden den Truppen täglich 2 Pfund Brod gereicht. Außerdem wurden jedem Reiterregimente täglich 3 Stück Schlachtvieh und ſechs Schafe, und für jedes Pferd 1 Himpten Hafer und 6 Pfund Heu verabfolgt. Bei der Infanterie erhielt der Offizier täglich 1 Pfd. Fleiſch, der Soldat ½ Pfd. — Die Infanterie-Offiziere erhielten 8 Pfd. Heu und 1 Himpten Hafer für jedes Dienſtpferd, welches ihnen die Artikelsbriefe zuſtanden. Aus dem Verfolge der Geſchichte ſelbſt werden wir einiges über die Taktik des Heeres entnehmen können.

Gleiche Bewandtniß hat es mit den Sächſiſchen und den andern Truppen Deutſchlands, inſofern ſolche als Contingente ihrer Fürſten betrachtet werden. Dieſe hatten ohne Unterſchied ein

rein deutſches, meiſtens ganz öſtreichiſches Gepräge, weil die meiſten Offiziere gewöhnlich eine Zeitlang in öſtreichiſchen Dienſten zugebracht, mithin in dieſer Schule gebildet worden waren. — Ein anderes eigenthümlicheres Gepräge hatten jedoch jene Heerhaufen, welche Chriſtian von Braunſchweig und der Graf von Mansfeld führten. Zwar waren auch ſie nach deutſcher Art bewaffnet, beſtanden in der Mehrzahl aus entlaufenen Soldaten, oder aber aus Bauern und Landleuten, welche öfters von der Noth getrieben, in die Armee getreten waren, hier Mittel ſuchend, nicht im Elend ſelbſt umzukommen. Aber der Zweck des Werkes erlaubt es leider nicht, bei den Spezialgeſchichten einzelner Heere zu verweilen, ſo intereſſant dieſe auch ſeyn mögen.

Einer beſondern Berückſichtigung verdienen für dieſen Zeitraum noch die Franzoſen, deren Heere in dieſem Kriege zuerſt den deutſchen Boden betraten, den ſie ſpäter noch ſo oft heimſuchen ſollten. Wenn die Zeitgenoſſen jener wichtigen Ereigniſſe, die ihre Vorfahren ſonſt immer nur als Sieger jener ſtolzen Nation geſehen, hierüber etwas tröſten durfte, ſo war es das Bewußtſeyn, daß nicht Schwachheit, ſondern nur politiſche und innere Zerwürfniß ſie dieß erleben ließ. Welches der Zuſtand der Kriegskunſt bei den Franzoſen unter Heinrich IV. war, haben wir bereits geſehen. — Nachdem Heinrich ſeinen Thron erſtritten, hielt er bis 1600 nur 6737 Mann auf den Beinen.

11	Comp.	Garde du corps . . .	440 M.
19	»	Gendarmen, ungef. Stärke	1640 »
3	»	Chev. légers	420 »
Schützen zu Pferde			128 »
		Reiter	2637 M.
20	Comp.	franz. Garde à 100 M. =	2000 M.
3	»	Schweizergarde à 200 M.	600 »
20	«	das Regiment Picardie à 35 Mann	700 »
8	»	Regt. Baulme à 100 M.	800 »
			4100 M.

1610 jedoch vermehrte er dieſe Zahl bis auf 9990 Mann. Rechnen wir hierzu noch die Stämme einiger nach dem Frieden von Verviers aufgelöſeten Regimenter, von denen man nur 1 oder 2 Comp. nebſt dem maitre de comp. (Oberſt), ſo wie die Garniſon einiger Grenzplätze beibehielt, ſo werden ungefähr 14,000 Mann als das Total der Truppen herauskommen, welche der König damals hielt. —

Die ganzen Ausgaben dafür betrugen ungefähr 5,500,000 Liv., was nach heutiger Wehrung etwa 13,000,000 Liv. ausmachen dürfte. Hiervon wurde nicht allein der Sold — es wurden davon auch das Material, der Bau der Feſtungen, die Wartegelder und Penſionen der Offiziere ꝛc. beſtritten. Freilich darf man hierbei nicht den Maßſtab unſerer Tage anlegen. So lag z. B. in Metz gar keine regelmäßige Garniſon, und nur die Citadelle hatte eine regelmäßige Beſatzung, die

aus einigen vom Herzog v. Epernon als Gouverneur beſoldeten Leuten beſtand. Calais, die wichtigſte Feſtung des Landes zu jener Zeit, hatte nur 400 Mann Beſatzung.

Dieſe Ordnung der Dinge, verbunden mit einem guten Finanzſyſtem und einer großen Sparſamkeit, hatte es Sülly ſo möglich gemacht, dem Könige nicht allein einen gefüllten Schatz, ſondern auch ein Material zu ſchaffen, was für jene Zeiten ungeheuer war. 1610 den 1. Januar legte dieſer ausgezeichnete Mann ſeinem Könige die Abſchlüſſe vor, aus denen ſich ergab, daß der Schatz 35 Millionen Liv. (etwa 80 Mill. nach heutiger Wehrung) enthielt. Zugleich wies er den Beſtand des Materials für den Krieg nach, das in vierhundert Geſchützen jeden Kalibers, mit allem Zubehör 200,000 Kugeln, 4 Mill. Pfund Pulver, 60,000 verſchiedene Waffen für das Fußvolk und 6000 für die Kavallerie, in einem beträchtlichen Train, das Ganze zum Werth von 1,200,000 Liv. jener Zeit beſtand. Dabei waren noch 500,000 Liver für Feſtungsbauten angegeben. — Ein Schatz und Kriegsbeſtände dieſer Art trugen gewiß nicht wenig dazu bei, in Heinrich die Idee ſeiner allgemeinen chriſtlichen Republik zur Reife zu bringen. Ein Heer von 50,000 Mann, worunter circa 10,000 Reiter und 50 Geſchütze, ſollte den Kern zu einer Macht bilden, die er zur Realiſirung ſeines Traumes nöthig glaubte. Sein ganzes Heer ſollte mit den Hülfstruppen 165,000 Mann zu Fuß,

26,000 Reiter und 150 Kanonen betragen — eine für jene Zeit ungeheure Macht. — Kaufleute in Trier, Lüttich, Köln u. a. O. ſollten die Lebensmittel an verſchiedenen Orten, ſeinen Angaben gemäß, liefern. Der gewaltſame Tod (14. Mai 1610) dieſes Monarchen ſetzte ſeinen kühnen Plänen ein Ende, die wahrſcheinlich auch ohne denſelben nie recht zur Ausführung gekommen ſeyn würden. Vielleicht daß ſich auch in Deutſchland ein Parma gefunden, der dem hochfliegenden Adler die Flügel beſchnitten *). — Die Truppen, welche bereits verſammelt waren, erhielten einen einmonatlichen Sold und wurden entlaſſen. — Die Soldverhältniſſe unter jenes Königs Regierung ſind zu intereſſant, um nicht auch bei ihnen einen Augenblick zu verweilen. 20,000 Mann Nationaltruppen empfingen pro Kopf (die Offiziere mit inbegriffen) 21 Franken. Fünftauſend Reiter (die Offiziere ebenfalls mit eingeſchloſſen) erhielten monatlich pro Kopf 60 Franken. — Die Mannſchaften und Pferde für die 32 Geſchütze erforderten jährlich einen Aufwand von 1,196,000 Franken. — Die Koſten für die Aushebung und Ausrüſtung eines Reiters beliefen ſich etwa auf 100 Frk., die eines Infanteriſten noch nicht einmal auf 5 Thlr. Der tägliche Sold war auf 6 Sous 8 Deniers oder jährlich 120 Frk. feſtgeſetzt, eine nicht unbedeutende Summe, wenn wir ſie auf unſern Münzfuß reduziren.

---

*) Vgl. Bd. 1. Abth. III. S. 775 f.

Was die Verpflegung der Mannſchaften anbetrifft, ſo bekümmerte man ſich darum nicht viel. Im Kriege wie im Frieden beſchränkte ſich die Regierung darauf, den Markt der Soldaten mit Lebensmitteln zu verſehen, beſtimmte deren Preis und überließ das Uebrige den Leuten. Nicht einmal für die Pferde ward Fourage geliefert. — Ebenſo ward auch keine Rückſicht auf Krankenpflege genommen. Sülly führte jedoch die erſten fahrenden Lazarethe bei Amiens ein — Die Waffen wurden ausſchließlich vom Könige aus den Zeughäuſern geliefert, es ſey denn, daß man ganze, ſchon bewaffnete Haufen in Sold genommen. Reichte etwa der Waffenvorrath nicht aus, ſo ward den Hauptleuten die Anſchaffung der Waffen überlaſſen, die ſich dann mit der Regierung berechneten. — In Bezug auf Taktik und Bewegung der Heere war bei Heinrichs Tode Alles noch, wie wir es ſchon früher geſehen.

Bei Anbeginn des 30jährigen Krieges hatte Ludwig XIII. etwa die doppelte Summe des Armeebeſtandes der Truppen Heinrichs IV. in Sold, die der Regierung jedoch das Vierfache der Armee Heinrichs IV. koſtete. — Das aus Amerika herbeiſtrömende Geld, wodurch die Preiſe der Ausrüſtungsgegenſtände bedeutend in die Höhe getrieben wurden, ſo wie Unordnungen in der Verwaltung, mögen hierzu in gleichem Maße beigetragen haben. Nichtsdeſtoweniger ward unter der Regierung dieſes Fürſten der Gruud zu einer Verwaltung

gelegt, deren Grundform ſich, wenngleich mit vielen Abänderungen, bis auf unſere Tage erhalten hat. Unter ihr wurden die Commiſſaire, welche anfangs wenig mehr als bloße Kaſſenbeamte geweſen waren, zugleich eine controllirende Behörde; es wurden Magazine eingerichtet, die Truppen erhielten Lebensmittel, und es ward bei der Heerverwaltung die ſtrengſte Regelmäßigkeit beobachtet.

Ausrüſtung und Bewaffnung in dieſer Periode war bei den Franzoſen ziemlich ſo, wie bei allen andern Nationen. Die Schutzwaffen des Fußvolks beſtanden nach Rohan, den wir als den gründlichſten Kenner des Kriegsweſens dieſer Zeit bei den Franzoſen annehmen dürfen, aus einer eiſernen Pickelhaube, dem Panzer und Blechſchienen; Angriffswaffen waren der Degen, die 16—18 Fuß lange Pike und die Muskete. Seit 1610 war die Muskete mit dem Luntenſchloſſe ſtatt den bisherigen Arquebuse (Haken) eingeführt worden. Als jedoch das gewöhnliche Flintenſchloß erfunden wurde, ſo gab man anfangs ſowohl einzelnen Compagnien, als auch ſpäter ganzen Regimentern Gewehre mit dergleichen Schlöſſern, ſo wie auch mit Bajonetten, gleichfalls eine Erfindung dieſer Zeit. Wenigſtens findet ſich dieſe Bewaffnungsart ſchon um das Jahr 1640 bei der Armee. Wahrſcheinlich erhielten die Bajonette von dem Orte, wo ſie zuerſt angefertigt wurden, den Namen. Ihre Klinge war damals zweiſchneidig, 1 Fuß lang, 1 Zoll breit; der hölzerne Stiel aber, womit ſie auf dem Lauf ſteckten, be-

trug 8—9 Zoll. 1645 wurden ſo bewaffnete Leute in Holland gebraucht, die von dem Stein (fucile), den ſie am Schloſſe hatten, Fuciliere genannt wurden. — In der Aufſtellung der Franzoſen ſelbſt hatte ſich nichts geändert, und ſie blieben auch noch jetzt die entſchiedendſten Gegner aller tiefen Formen, von welchen die Deutſchen ſich noch immer nicht losmachen konnten. Die Piken waren in dieſer Periode nach der Anzahl der Musketen bei den Compagnien gleich, doch ſtellte ſich dieß Verhältniß im Laufe des Krieges zum Vortheil der Feuergewehre heraus, weil kleinere und Poſtengefechte ſtets häufiger wurden. Einige Verſuche, den Piken ihr altes Recht zu behaupten, dieſe ſogar mit den Schilden der Alten zu combiniren, Anſichten, für welche ſich ſowohl Rohan als auch Andere ausſprachen, hatten keinen Erfolg.

Bei der Kavallerie waren in dieſer Periode die Lanzen ſchon ſo ziemlich im Verſchwinden. Die Piſtole, der Degen, der Karabiner und die Büchſe mit dem Luntenſchloß waren die Angriffswaffen. Zwar ſollten die Kavalleriſten noch ſchußfreie Küraſſe, Blechſchienen, Kragen, Armſchienen, Knieſtücke und Pickelhauben tragen; doch dagegen ſträubte ſich Alles. Selbſt Ludwigs XIII. Befehl, bei Verluſt des Adels nicht ungeharniſcht gegen den Feind zu rücken, blieb unbeachtet. Ludwig XIII. im Widerſpruch mit ſeiner Anordnung, war ſo für die Feuerwaffe (1621) eingenommen, daß er ſeine Leibcompagnie ausſchließlich mit Musketen bewaff-

nen ließ, womit ſie zu gleicher Zeit ihre alten Namen verloren — ſie ſind der Anfang der mousquetaires, welche ſo lange eine Rolle in der franzöſiſchen Armee geſpielt. Die ſchwere Reiterei kam allmählig in Verfall, weil man ſich ihrer ſelten zur rechten Zeit und mit Geſchick bediente. Dagegen gewann die leichte Reiterei mit jedem Jahre an Terrain. — Mit einem leichten Bruſtſtück, einer Blechhaube, dem Degen und Karabiner bewaffnet, trotzte ſie jedem Feinde, bewegte ſich ſelbſt auf ſchwierigerem Terrain, und verſagte ſelten den Dienſt, wie dieß häufig die ſchwerer bewaffnete Kavallerie that. — Zu der beſten franzöſiſchen Kavallerie gehörten die deutſchen Regimenter, welche 1635, als die in Frankreich beſtehende Kavallerie in Regimenter formirt ward, als Muſter diente; — zu ihnen kamen noch die Croaten und Ungarn, deren Ludwig XIII. an 2000 in ſeinem Dienſte hatte, und deren jeder 1 Küraß, 1 Pickelhaube, 1 Piſtol und 1 Karabiner führte. — Die Muskettiere und Füſiliere zu Pferde, welche die Franzoſen 1635 ſtifteten, und die ausſchließlich mit dem neuerfundenen Fucile bewaffnet waren, bildeten eine Art reitender Infanterie. — Die taktiſche Form bei Angriffen hatte auch jetzt noch den Charakter aus Heinrichs Regierung. Angriffe mit dem Säbel in der Hand fingen an, Lieblingsmethode der Franzoſen zu werden, und wir erblicken ſchon hier und dort einzelne Züge, welche auf die Entwickelung, die dieſe Waffe in den erſten Kriegen

Ludwigs XIV. nehmen ſollte, hindeuten. — Doch blieb das Schießen mit Karabinern und Piſtolen, ſo wie das Caracoliren, das wir bei der deutſchen Kavallerie finden, wie wir im Puyſegur leſen, bis ums Jahr 1670 in Anwendung.

In den Schlachten ſelbſt ſtand die Infanterie in 2 Treffen, und zwar die Bataillons mit Intervallen, die ihrer Front gleich waren. — Sie waren in 8—10 Gliedern rangirt. Welches der Abſtand derſelben geweſen, iſt nicht genau zu ermitteln. Bald nach dem 30jährigen Kriege jedoch will Puyſegur ſolchen auf 12 Fuß annehmen. — Doch bleibt unentſchieden, wie viel hierin dem Gebrauche, wie viel ſeiner Anſicht angehört *).

Eben ſo wie die Infanterie ſtand auch die Kavallerie zum Gefecht rangirt, und zwar in 4 bis 6 Gliedern. Bis zum Jahre 1670 war die alte Angriffsart noch ſehr gang und gebe, d. h. quand les escadrons se chargeoient, le plus souvent c'étoit encore à coups de mousqueton, puis ils faisoient un caracol, et après avoir tourné revenoient à la charge; soit pour tirer de nouveau, ou pour charger l'épée à la main, mais

---

*) La distance d'un rang à l'autre est supposée de douze pieds. — La raison de cette distance qui n'est point donnée ici, se trouve en plusieurs endroits dans la suite de cet ouvrage. Art de la guerre par principes et par règles par de Puysegur p. 109.

depuis ce temps-là, ce qui s'est le plus pratiqué, c'est que quand des troupes de cavalerie marchent l'une contre l'autre, les escadrons se choquent de front, et à coups d'épée cherchent à se renverser, et il y en a fort peu qui tirent, surtout les nôtres *). Wir werden ſpäter ſehen, wie wenig zufrieden Puyſegur hiermit war. Das Verhältniß der Kavallerie zur Infanterie war im 30jährigen Kriege wie 1 zu 3. — Doch finden wir es öfters ſchon wie 1 zu 2, wenn auch nur momentan. Die Generale fochten gern an der Spitze dieſer Waffe und verdankten ihr am liebſten ihren Sieg. — Die Regimenter nahmen in der Schlachtordnung ihre Plätze nach dem Range und dem Dienſtalter ihrer Befehlshaber. Es war bei dem ehrſüchtigen Charakter der Franzoſen nichts Neues, in Streitigkeiten hierbei oft die beſte Zeit zu verlieren. Die Schlacht von Rhetel wird uns in Puyſegur's Memoiren als ein warnendes Beiſpiel aufgeſtellt. Die Eitelkeit des Befehlshabers der Garden, der ſeine Truppen durchaus auf den rechten Flügel haben wollte, brachte die Armee an den Rand des Verderbens, das nur der muthvolle Widerſtand einiger Kavallerie-Escadrons und die gute Haltung einiger Infanterie-Corps abwandte. Außer dieſer Rangordnung hatte auch noch ſtets die Brigade des Befehlshabers der den Dienſt hatte, den rech-

---

*) Puysegur I. p. 252.

ten Flügel. — Ludwig's XIII. ganze Armee war anfangs, alles mit inbegriffen, in zwei Brigaden getheilt, deren jede von einem maréchal de camp befehligt ward. — Doch ging dieſe Eintheilung immer diminuendo und ſpäter finden wir nur etwa 6 Comp. mit eben ſo viel Schwadronen darunter verſtanden. Die erſte Spur davon findet ſich 1663 bei der Belagerung von Marſal. — In der Kunſt der Truppen zu marſchiren, war man in dieſer Periode eben nicht weiter gekommen. Gewöhnlich marſchirte man in einer, und nur ausnahmsweiſe in zwei oder drei Colonnen. Die Colonnen ſelbſt wurden durch den sergeant de bataille geführt, während der Oberfeldherr ſich dort aufhielt, wo er es nöthig glaubte. Marſchirte man in mehreren Colonnen, ſo bildete immer ein Treffen eine Colonne. — Es bedurfte da meiſtens nur einer einfachen Wendung und eines Einſchwenkens, um die Schlachtlinie zu bilden. — Wir ſchließen mit dieſen kurzen Notizen dieſe Ueberſicht von der franzöſiſchen Armee. Bedeutung erhält die Organiſition dieſes Heeres erſt in der folgenden Periode, und wird zugleich Muſter für alle Heere Europas.

Das erſte für uns wichtige Ereigniß von Bedeutung in dem blutigen 30jährigen Kampfe iſt die Schlacht von Prag, auf dem weißen Berge, in der die Waffen der verbündeten proteſtantiſchen

Fürſten von Hauſe aus einen Echec erlitten, von dem ſie erſt wieder bei Guſt. Adolphs Ankunft erſtanden. — Anfangs September 1620 war Maximilian, Herzog von Baiern, nachdem er durch Unterhandlungen zu Ulm die Häupter der deutſchen Nation beſchwichtigt hatte, in das ſüdliche Böhmen eingedrungen, während zu gleicher Zeit der berühmte Spinola mit 20,000 Spaniern gegen die Kurpfalz, und der Kurfürſt von Sachſen mit 15,000 Mann in die Lauſitz eingebrochen war, wodurch der neuerwählte König von Böhmen auf ſeine eignen Kräfte beſchränkt ward *). Was dem unglücklichen Monarchen ſonſt noch an Hülfsvolk zugehen ſollte, erlag dem Mangel oder dem feindlichen Schwerte. Die Kaiſerlichen unter Buquoi, und die Baiern unter ihrem Herzog und Tilly, vereinigten ſich ſchon am 8. Sept. bei Neu-Pölln, von wo ab der Baiern-Fürſt den unſchlüſſigen Buquoi — vetus e belgio exercitu miles, ab Hispanis Caesari traditus, wie Pappus ihn nennt — mit ſich fortriß. Die Böhmiſchen hatten es verſäumt,

---

*) Wie bekannt, eroberte Spinola den größten Theil der Pfalz. Das holländiſche Hülfs-Corps, welches unter Prinz Ferd. Heinr. Friedr. von Naſſau bis Worms vorrückte, zog, ſo wie es anfing kalt zu werden, von dannen, ohne irgend eine Hülfe geleiſtet zu haben. Dieſer thatenloſe Feldzug hat Veranlaſſung zu dem Sprichwort gegeben: er zieht ab wie ein Holländer.

dieſe Bewegung durch eine raſche Offenſive, die einen Monat früher unternommen, von höchſter Wirkſamkeit geweſen ſein würde, zu pariren, und rückten erſt jetzt unter ihres Königs Führung nach Pilſen, das früher ſchon Mansfeld beſetzt gehalten, und wo er, über den Vorzug, deſſen ſich Anhalt und Hohenlohe erfreuten, welcher Erſterer zum Oberbefehlshaber der Armee ernant worden war, ergrimmt, eine höchſt verdächtige Rolle geſpielt hatte. Während man hier einer Entſcheidung entgegenſah, verlor Friedrich ſeine Zeit in unnützen Unterhandlungen, in denen ihm die ſchimpfliche Zumuthung gemacht ward, die Krone niederzulegen, bevor man auf Vergleichsvorſchläge hören könne. — Beide Heere plünderten zu gleicher Zeit das unglückliche Land, und erlagen in gleichem Maße einer verheerenden Krankheit, welche Tauſende hinraffte. Die baieriſche Armee allein ſoll nach dem Zeugniß ihres Feldarztes an 20,000 Mann verloren haben. Ohne Gehorſam und Zucht, wie ohne Verpflegung, voller Trotz gegen die Führer, die untereinander ſelbſt uneinig waren, und voll Wuth gegen die ſtändiſchen und Landesbeamten, deren Geiz, böſer Wille oder Ungeſchicklichkeit ihre Entbehrungen verſchuldet haben ſollen, ſetzte die böhmiſche Armee ihren Rückzug über Rakonitz gegen Prag fort *). Die Liguiſten folgten nur ſehr

*) Wie groß die Noth geweſen, geht wohl aus einem Zuge hervor den uns Zſchokke in ſeinen Geſchich-

langſam, weil Max. von Baiern nicht im Stande war, Buquoi, der verwundet und überdieß krank war, ſeinen Eifer einzuhauchen *). Die wohlbegründete Furcht, der Feind könne ſich durch einen Seitenmarſch Prags nähern und das Heer davon abſchneiden, eine Anſicht, welche der Oberfeldherr des böhmiſchen Heeres geltend machte, bewog Friedrich, den Rückzug gegen die Stadt fortzuſetzen. Nach einigen leichten Kämpfen mit den Baiern erreichte das Heer den 7ten Anhot, etwa 2 Stunden von Prag. Die Nachricht, daß der Feind dicht folge, ließ den Generaliſſimus noch um 8 Uhr des Abends aufbrechen und ſich ganz gegen Prag zurückziehen. Anfangs ſchwankte man, ob es nicht am beſten ſey, das Heer in die Stadt zu ziehen, und den Feind, bei einer tapfer durchgeführten Vertheidigung, langſam ſich aufreiben zu laſſen. Die Furcht aber, daß die ungezügelten und nicht bezahlten Knechte die Stadt plündern könn-

---

ten Bd. III. S. 225. aufbewahrt hat. Tilly riß hiernach dem Karmeliter Dominik mit den Worten einen Apfel aus der Hand: ich ſterbe Hungers. —

*) Bei einem Rückzugsgefechte dieſer Zeit erwähnen die Annal. Ferdinand. IX. S. 1093., daß die aus den Bairiſchen Stücken unter den Feind geſchoſſenen Kugeln und Granaten oder Eyſerne Sprengkugeln ſowohl unter den Leuten als Pferden großen Schaden gethan.

ten, und den König und ſeine Sache bleiben zu laſſen, wo ſie wollten, ließ ſich im Gegentheil dafür entſcheiden, ſich auf dem weißen Berge zu etabliren und hier gut zu verſchanzen. Dieſe Maßregel ward jedoch ſo ſchlecht durchgeführt, daß, als die Armee unter ihrem Generaliſſimus wirklich ankam, noch an kein Verſchanzen gedacht war. Obwohl nun ſofort Hand angelegt ward, jene Maßregel ins Leben treten zu laſſen, ſo geſchah dennoch ſehr wenig, und als am 8. die Sonne den Nebel zerſtreute, ſah man die feindliche Vorhut dicht vor ſich. — Der Herzog Maximilian nämlich, nachdem er durch ſeine Vorpoſten den Abmarſch des Feindes erfahren, war um Mitternacht zu Pferde geſtiegen und dem Feinde gefolgt, während er Buquoi hatte auffordern laſſen, daſſelbe zu thun. Obwohl nun dieſer anfangs einige Schwierigkeiten machte, ſo genügte er der Aufforderung ſpäter dennoch. Tilly aber, welcher die Vorhut führte, war ſo raſch vorgegangen, daß er ſich bereits mit den Böhmiſchen im Gefecht befand, als die Kaiſerlichen ankamen. Ein Dorf, das am Fuße der feindlichen Stellung lag, ward raſch durcheilt und der Feind über eine ſchmale Brücke zurückgedrängt, über welche ihm Tilly raſch folgte. Eine Höhe, der feindlichen Armee gegenüber, und vortrefflich geeignet, die Armee dort aufzuſtellen, bewog Tilly, ſeine Bewegung fortzuſetzen, wozu er endlich die ganze bairiſche Armada entamirte. Ja er würde noch weiter gegangen ſeyn, wenn

nicht Buquoi gebetten, wie die Annales Ferdinandei *) ſagen, daß man die kaiſerl. Armada erwarten, und Ihr Fürſtl. Durchlaucht nicht ſo ſehr mit dem Angriff eilen ſollen. Darin ſie denn ihm vor Buquoi zugefallen, und Ihr Kaiſerl. Majeſtät zu unterthänigen Ehren verwilligt, daß Seine Fürſtl. Durchlaucht in eigner Perſon Ihr Volk aufgehalten ꝛc. — Die Beſorgniß jedoch, ſich den Feind ganz verſchanzen zu ſehen, ließ den Herzog die Kaiſerlichen bald darauf auffordern, ſich der bairiſchen Armada zu nähern, was denn auch geſchah.

Die Böhmiſchen hatten die Stadt im Rücken; ihr rechter Flügel lehnte ſich an den königl. Park, der ſtark beſetzt war, der linke war durch einen ſtarken Abhang gedeckt. Von den Schanzen, welche die Fronte decken ſollten, waren nur drei zu Stande gekommen, geräumige Lünetten, jede mit 3 Kanonen beſetzt. Vor jeder derſelben finden wir ein Regiment, nach der Art der Terzias aufge-

*) Tom. IX. p. 1100.

**) Wir haben noch keinen Plan von der Schlacht auf dem weißen Berge. Die vortreffliche Aufnahme jedoch der Umgegend von Prag, welche der Fürſt zu Lichtenſtein K. K. Feldzeugmeiſter und commandirender General in Böhmen für die Feldübungen der Garniſon hat beſorgen laſſen, würde vollkommen orientiren, wenn die Namen mit den gleichzeitigen Nachrichten nicht ſo differirten.

ſtellt, deren vier Ecken durch kleine Pelotons, die Flanken aber jedes der Regimenter durch 3 Fähnlein gedeckt. Die Lage der Schanzen, von denen die mittlere etwas vorgeſchoben war, bedingte es gleichfalls, daß das mittlere der Regimenter etwas voranſtand. Vor dem rechten Flügel ſtand der General Gr. v. Hollach, vor der Mitte das Regiment Jung-Anhalt, vor dem linken Flügel-Werk das Regiment Schlick. In den Zwiſchenräumen der Schanzen ſtanden eben ſo geordnet, aber ohne Kavallerie, die Regimenter Thurn und des alten Herrn v. Anhalt Regiment. Hinter der Mitteſchanze ſtand das Weimarſche Regiment, die Flanken gleichfalls durch Reiterei gedeckt. Die Flügelſchanzen waren durch reſp. 3 und 5 Fähnlein Reiterei im Rücken geſichert. — Hinter dem linken Flügel ſtanden nun endlich 20 Fähnlein ungariſcher Reiterei. — Welches die taktiſche Zuſammenſtellung der Truppen ſelbſt geweſen, iſt nicht bekannt. Wir müſſen dabei ſtehen bleiben vorauszuſetzen, daß die Truppen ganz ſo wie in der frühern Periode ſtanden, und daß ſich im Vordertreffen Mansfeldiſches, Mähriſches, Hohenlohiſches, Solmſches und Thurniſches Fußvolk, mit Schleſiſcher, königlicher und Oeſtreichiſcher Reiterei befanden; im Mitteltreffen die Mähriſche und Anhaltiſche mit Ober-Enſerſchen Fußknechten, im Hintertreffen die Ungarn. Die Stärke des Heeres ſelbſt wird verſchiedentlich angegeben, nach Einigen 18,000 Fußgänger, 10,000 Reiter und 6000 Ungarn, nach

Andern auf 20 bis 25,000 Mann. Fürſt Chriſtian ſelbſt will gar nur 500 Reiter und 8000 Fußgänger gehabt haben, was offenbar zu niedrig iſt. — Die Stellung war ſo vortheilhaft, daß ſelbſt der alte Thurn verſicherte, er würde keine beſſere haben wählen können. Unter den Führern befand ſich eine Menge der vortrefflichſten und durch vielfache Prüfungen bewährter Offiziere, der Fürſt Chriſtian und ſein Sohn, der Herzog Ernſt von Weimar nebſt zweien ſeiner Brüder, die Grafen v. Hohenlohe, Thurn, Solms und eine Menge erfahrener niedriger Offiziere — aber das Heer war ſonſt ohne Zucht und Disziplin. Der bisherige Rückzug hatte es bereits demoraliſirt, und ein Verluſt, welchen die ungariſche Reiterei in der Nacht vor der Schlacht erlitten, hatte nicht allein dieſe entmuthigt, er hatte einen nachtheiligen Einfluß auf das ganze Heer geübt.

Nachdem die baieriſche Armee ſich über die ſchon erwähnte ſchmale Brücke *) gewunden (eine Bewegung, welche Chriſtian einige höchſt günſtige Chancen zu bieten ſchien, und die zuzulaſſen er für unverantwortlich erklärte, wogegen Solms und andere es thöricht ſchalten, ſo eine ſchöne Stellung verlaſſen zu wollen), ſchloß ſich ihr auch die Kaiſerliche an. — Beide Armeen vereint begannen ſich nun zur Schlacht aufzuſtellen. Auch ſie bildeten drei Treffen. — Im erſten ſtanden 4

*) Wahrſcheinlich bei Ruſſin.

Infanterie-Regimenter, ganz ſo formirt, wie bei ihren Gegnern, nur mit dem Unterſchiede, daß auf den beiden Flügeln noch 5 Fähnlein Reiter vorgeſchoben waren, und daß in der Mitte zwiſchen den beiden Regimentern noch 7 Fähnlein Reiter ſtanden. Drei Regimenter in eben der Formation, aber die Flügelregimenter die äußeren Flanken durch 3 Fähnlein gedeckt, das mittelſte Regiment 5 Fähnlein en quinconce, zu ſeinen Seiten, formirten das Mitteltreffen; 2 baieriſche Infanterie-Regimenter in einer Maſſe, auf jeder ihrer Flanken und im Rükken 3 Fähnlein, 3000 Koſaken und ebenſoviel Ungariſche Reiter auf den Flügeln, 1000 Croaten und ebenſoviel italieniſche Reiter, welche beide letztere Abtheilungen hinter den beiden baieriſchen Regimentern, dieſe aber debordirend, ſtanden, bildeten die Reſerve (Retroguardia). Von der Artillerie waren 8 Geſchütze, zu 2 und 2, vor der Infanterie-Front vertheilt; 2 befanden ſich auf jedem Flügel neben der Kavallerie, doch etwas zurückgezogen und mit der Infanterie alignirt *). Die Zahl der Kaiſerlichen ſelbſt ward nur auf 12,000 Mann angegeben, da ein großer Theil derſelben des Feuragi-

---

*) Ref. folgte dem theat. Europ. das uns eine Delineatio Caesareorum Bohemicorumque exercituum aciei in monte albo ad Pragam giebt. — Khevenhiller in ſeinen annales Ferdinandei weicht hiervon bedeutend ab.

girens wegen angeblich abweſend war — Panis quaerendi causa — doch wird die Geſammtſtärke des combinirten Heeres auf 20,000 Mann Infanterie und 5000 Reiter angenommen. An der Spitze deſſelben ſtanden Bucquoi und Max; — Tilly, Verdugo, Tiefenbach, Breuner, Fugger, Wallenſtein, wie viele andre erprobte, bewährte Führer, bekleideten darin bedeutende Stellen. Namentlich riß Tilly's Heftigkeit den kranken Bucquoi fortwährend mit, der, eben kein Freund entſcheidender Maßregeln, die Sache gern an ſich kommen ließ.

Die Böhmiſchen ſchanzten noch, als die Kaiſerlichen gegenüber erſchienen. Als nun beide Armaden, erzählt Khevenhiller, gegeneinander über gehalten, hat Ihr. Fürſtl. Durchlaucht die vernembſten Obriſten neben dem von Tylli und dem Freiherrn von Anhalt (ſich mit ihnen von dem Modo zu unterreden, wie die Schlacht zu liefern) erfordert, unter wehrender Deliberation pro et contra (ob man nemlich bei ſo beſchaffenen Dingen, daß der Feind allbereit loziret, und zimblich ſtarkh verſchanzt, und noch darzue die Höche zu ſeinem Vortheil innen gehabt, neben denen daß er ſich von Prag mit friſchen Volkh reforcirt, mit ihme ſchlagen, oder vielmehr des comte de Buquoy Meinung nach auf Prag neben zu rukhen und dadurch den Feind aus ſeinem Vortheil zu lockhen, tentiren ſolle), allerhand Motiven auf die Bahn kommen, und weil man ſich hierinne einer

einhelligen Meynung nicht vergleichen können, hat ſich unterdeß zutragen, daß der Oberſt-Lieutnant la Motte des Feindes Schantzen und Allogament recognoscirt, aus deſſen Relation ſich befunden, daß des Feindes Schantzen bei weitem einer ſolchen Importanz nicht ſeyen, daß man derentwegen ſich von der Gelegenheit, nunmehr den Feind anzugreifen, hätte ſollen abhalten laſſen; bevorab, weil das Geſchütz dem Kayſerlichen beim Angriff bei weitem nicht ſo viel Schaden, alß da man auff die rechte Seiten gegen Prag geruckt, zufügen mögen, dennenhere die Haupt-Reſolution endlichen dahin gefallen, daß in Gottes Namen, alß deſſen Sach und Ehr es berühret, man den Feind angegriffen, und zu dem End aus jeder Armada ſtarkhe Batallionen oder Suadroni Fuß-Volkh, und alſo in allem 4 dergleichen Batallionen mit der dazu proportionirten Cavalleria gegen den Feind anzigen und avanciren laſſen ſoll, hat alſo offthochgedachte Sr. Fürſtl. Durchl. das Wort als die Loſung zu der Schlacht gegeben. Sancta Maria, inmaſſen Sie auch in ihren Haupt- oder Kenfahnen die Bildniß dieſer glorwürdigſten Jungfrauen und Mutter Gottes alles erküſte Patronin ihres ganzen exercitus geführt haben *). Wir geben unſern Leſern hier dieſen Auszug aus Khevenhiller, um ihrerſeits folgende Angabe neuerer Schriftſteller zu würdigen. Als nämlich, heißt

---

*) Annales Ferdinandei I. 1102 f.

es, die Feldherren nicht einig zu werden vermocht, ſey der Pater Dominicus, ein Spaniſcher Mönch, der auf die Kunde dieſes Krieges herbeigeeilt war und das Heer in Schärding erreicht hatte, mit einem Kreuzſtabe und einem Marienbilde auf der Bruſt, unter die Feldherren getreten, und habe ſie zur Einmüthigkeit und zum Angriff ermahnt. Seht, ſprach er, und hielt ihnen das Marienbild vor, dieſem Bilde, das ich im geplünderten Hauſe eines frommen Katholiken gefunden, haben die Ketzer die Augen ausgeſtochen, und es liegt Euch ob, dieſe Schmach, die dem Herrn und ſeiner Mutter angethan worden iſt, zu rächen. Ich will es voran tragen, denn daſſelbe wird für Euch ſtreiten und Euch den Sieg geben. Da wurden die Feldherren einig, und beſchloſſen den Angriff, unter dem Loſungswort: heilige Maria! *) Wie poſſierlich ſich dieſer Mönch im 17. Jahrhundert in einer Verſammlung von Generalen ausnimmt, denen die Reinheit des Glaubens gewiß ganz indifferent war, bedarf hier keiner Erörterung. Wir führen dieß Anecdötchen nur als einen Beweis an, wie gern man militäriſchen Combinationen einen Zuſatz des Wunderbaren und Außerordentlichen leiht.

Es war zwiſchen 12 und 1 Uhr am 8. November, an einem Sontage, deſſen Evangelium den Spruch enthielt: Gebet dem Kaiſer, was des Kai-

---

*) Menzel I. S. 484. nach Caroli Memorabilia Ecclesiastica Saeculi XVII. p. 507.

ſers und Gott, was Gottes iſt, als das Kaiſerliche Heer ſich gegen die Böhmiſchen in Bewegung ſetzte. Das erſte Treffen unter Tilly und General=Wachtmeiſter Tieffenbach, von der Artillerie unterſtützt, das 2te und 3te Treffen als disicorsi oder riserva zurückbleibend, machten den erſten Angriff, nachdem die Artillerie vorher den Feind beſchoſſen. Anfangs hatten die Böhmiſchen einige Chancen für ſich, indem ihre befeſtigte Stellung ihnen manche Vortheile bot, welche ihr erfahrener Oberfeldherr auch wohl zu benutzen verſtand. Wahrſcheinlich um in den durch das Artilleriefeuer ſchwankend gemachten Feind einzubrechen, rückte bald darauf Chriſtian v. Anhalt mit ſeiner Reiterei vor, warf die der Kaiſerlichen über den Haufen, und dieß mit ſolchem Glück, daß dadurch auch 2 Infanterie=Regimenter zum Wanken gebracht wurden. Wie es ſcheint, ſo geſchah dieſer Angriff, den der Fürſt v. Anhalt mit 9 Comp. unternommen, wenngleich mit großer Tapferkeit, ſo doch nicht mit der gehörigen Vorſicht. Tilly nämlich, ſo wie er dieß gewahrte, ſchickte den Böhmiſchen ſofort den Oberſten Cratz mit 500 Pferden in die Flanke, welche dieſe mit ſolcher Furia infestiret, daß nicht allein der Fürſt v. Anhalt ſelbſt verwundet und gefangen, ſondern auch die ganze Reiterei gebrochen und in die Flucht gejagt worden iſt. Die geworfene Reiterei brachte Unordnung in die Reihen, was die Kaiſerlichen geſchickt benutzten und mit der ganzen Armee vor=

rückten. Was nun von den Böhmiſchen noch geſchah, waren vereinzelte Angriffe, die das Gepräge der Unentſchloſſenheit des Führers und der Feigheit der Soldaten in gleichem Maße darthun. So wie nämlich die Kaiſerlichen ſich den Schanzen nahten, brachen nacheinander die niederöſtreichiſchen und ſchleſiſchen Reiter vor, um dieß zu verhindern. — Doch war der Angriff lau, ſo war der Widerſtand herzhaft; beide Kavallerieabtheilungen räumten das Feld, auf dem die Ungarn jetzt nur noch als Rückhalt ſtanden. Doch auch dieſe, ohne dem Befehle zum Angriff zu genügen, wenden ſich zur Flucht. Umſonſt daß der Herzog von Weimar an ihren Führer, Oberſt Cornis, bittere Vorwürfe verſchwendet *). Die Deutſchen laufen, iſt deſſen einzige Antwort — aber ich will heute ein Ungar und kein Deutſcher ſeyn, iſt des tapfern Herzogs Entgegnung, bleibt nur bei mir. — Doch den Ungar rührt nicht des Herzogs Wort, das er mit ihm in lateiniſcher Sprache wechſelt — er floh ſo raſch wie die Seinen, und nun eilt Alles, ſo ſchnell es jeder vermag, vom Schlachtfelde. Und wären Alexander Magnus, Julius Cäſar und Carolus Magnus dabei geweſen, drückt ſich der Schlachtbericht der Evangeliſchen aus, ſie hätten dieß Volk nicht wieder zum Stehen gebracht. Die Moldau ſelbſt hielt die Fliehenden nicht auf, die

*) Deren eigentlicher Führer Bornemiſſa lag krank in Prag.

mehrere Tauſende verſchlang. Die Mähren allein unter Schlick und Thurn fochten noch, wurden aber faſt alle niedergemacht. Die Schlacht hatte nur eine Stunde gedauert, und der Sieger ſchlug ſeinen Verluſt nur auf 400 Mann an. Aber 5000 der Beſiegten ſollen das Schlachtfeld bedeckt haben. — 500 Gefangene, 100 Fahnen, ſowie die geſammte feindliche Artillerie fielen in des Siegers Hände. Nur mit ſechzehn Reitern floh der Oberfeldherr vom Schlachtfelde nach Prag zu ſeinem Herrn, der vom Walle her dem Verlauf der Schlacht zugeſehen. — Bei Tafel nämlich, wohin er ſich aus der Kirche begeben, war dieſem die Botſchaft vom Beginn des Kampfes geworden. Sofort entſchloſſen, dieſem beizuwohnen, bricht er mit ſeiner Begleitung und einer Schaar von 500 Reitern auf und eilt dem Strahowſchen Thore zu. Doch dieß iſt verſchloſſen — vom Walle herab gewahrt er zugleich, wie bereits Flüchtlinge die Schanzen emporklimmen, um ſich zu retten, und wie eine Menge herrenloſer Roſſe umherſchweifen. Als nun auf ſeinen Befehl das Thor geöffnet ward, ſtrömt das aufgelöſte Heer in hellen Haufen in die Stadt. Wenn der Feind nicht zugleich mit eindrang, ſo war dieß ein Zufall, vielleicht auch Furcht vor einem Hinterhalt. In dieſer Verwirrung verlor der König den Gleichmuth, der in ſolchen Verhältniſſen oft mehr bedingt, als ein friſches Heer. Er fordert einen 24ſtündigen Waffenſtillſtand vom Sieger, den dieſer jedoch mit der

rauhen Weiſung abſchlägt, daß Niederlegung der Krone die einzige Bedingung jeder Unterhandlung ſeyn könne. Nur eine achtſtündige Waffenruhe wird ihm zugeſtanden. Ein Starker, ſagt hierüber ein ſehr gründlicher Richter, hätte auch dieſer Friſt nicht bedurft, um ſich wieder zu finden. — Sein Heer war geſchlagen, doch nicht vernichtet worden — auch fehlte es ihm nicht an Truppen, die den Verluſt überreichlich erſetzen konnten. Mit mehr als 12,000 Mann hatte Mansfeld Pilſen und noch einige Oerter beſetzt; 8000 Ungarn — allerdings eine zweideutige Hülfe — ſtanden vier Meilen von Prag — mit etwas Energie und Umſicht endlich würde man die geſchlagene Armee wieder haben ordnen können. Aber mit dem Verluſte der Schlacht war nicht allein vom Könige, ſondern auch von ſeinen Rathgebern alle Beſonnenheit gewichen. Die Furcht als Rebell und Majeſtätsverbrecher behandelt zu werden, wenn er in des Siegers Hände fiele, wirkte ſo mächtig auf den unglücklichen Fürſten, daß er dem Rath des Fürſten v. Anhalt, Prag zu verlaſſen, nur zu gern Gehör gab. Deſſen Verſicherung, daß die Stadt nicht hinlänglich befeſtigt — was aus einer unzeitigen Knauſerei der Stände, hierzu nicht 600 Thlr. zu bewilligen, unterblieben war — daß der Bürgerſchaft nicht zu trauen, und daß es endlich rein unmöglich ſeyn werde, das Heer zur Zucht, Ordnung und zum Gehorſam zurückzuführen, ließen ihn ſich gern für jene kleinmüthige Maßregel er-

klären, für die er ſich gewiß im Herzen ſchon längſt entſchieden hatte. Des jüngeren Thurn Anerbieten, mit 17 Fähnlein, jede 300 Mann, den Feind vom Eindringen in die Stadt abzuhalten, ward abgewieſen, ebenſo der Bürger Beihülfe. Der König verließ am 9. November mit ſeiner Familie Prag, um nach Breslau zu gehen, und dieß in ſolcher Eile, daß die Krone und Reichskleinodien, die Freibriefe der Böhmen, welche bereits verpackt im Schloßhofe ſtanden, zurückblieben. Ihn begleiteten ſeine hochſchwangere Gemahlin und drei Kinder, welche, ſolange der unglückliche Fürſt noch lebte, keine bleibende Stätte auf Erden mehr fanden.

An demſelben Tage zogen die Sieger auf der kleinen Seite, am andern Tage auch in die Altſtadt ein. Merkwürdig bleibt es, daß das böhmiſche Heer die Ankunft des Siegers abwartete und ſich erſt auf Geheiß des Herzogs v. Baiern aus der Stadt entfernte, und ſpäter zum Sieger übertrat, oder ſich auflöſte. — Wir geben hierüber als einen intereſſanten Beitrag zur Sittengeſchichte der Heere jener Zeit das Bezügliche aus Khevenhiller. Den 10. und 11. dito haben offt höchſtgedachte Fürſt. Durchlaucht. die Soldaten, welche den Ständen gedinet, und ſich von der Schlacht in die Altſtadt reterirt gehabt, durch den von Heimbhauſen andeuten laſſen, daß abweil ſein Fürſtl. Durchlaucht Urſach hatten, Krafft habender Kayſerl. Commissiou, und daß ſie ſich wieder Ihr

Kayſerl. Majeſt. (dero Ungehorſamten zu guten) brauchen laſſen, auch ſogar den geſtrigen Tag in offener Schlacht wider Sr. Fürſtl. Durchlaucht und Dero Volck geſtanden, der Schärfe nach, darzue ſie gut Mittel, zu verfahren, ſo wollen ſie aber aus allerhandt bewegenden Urſachen, und auff ihr inſtändig ſo geſchehen Erſuchen (denn ſie darvor umb Sicherheit dergeſtalt des Abzugs ſich angemelt) Gnad und Sicherheit dergeſtalt ertheilt haben, daß ſie alsbald aus denen Orten, da ſie ſich logirt ausziehen und alſo die Stadt Prag, alß welche ſich nunmehr an Ihre Kayſ. Majeſt. ergeben, raumben ſollen, hierauf haben ſie den ſichern Abzug zwar acceptirt, der angebotenen Gnad und Sicherheit halber aber ſich vernemben laſſen, daß ſie dergl. anderß nicht begert, alß daß man ihnen zuvor bei den Ständen zu ihrer außſtändigen Bezahlung verhelffen, außer deren ſie die Statt nit verlaſſen werden, oder können und obwohl ſie ſtarck auf dieſen Puncten getrungen, und in gemachten Ring auf der Altſtätter Platz ſich ziemlich drutzig erzeigt, vorgebend, daß ohne Bezahlung ihres Reſtes ſie nicht weichen könnten oder wolten, und daß man ihnen auffs wenigſt erlauben ſoll, daß ſie ſich bei den Güttern, deren ſo ſie beſtelt hätten, zahlhafft machen, ſo hat ihnen aber gedachter von Heimbhauſen ſo ſtarkh zugeredt und den Unfug dieſes ihres Begehrens dahin zu verſtehen geben, daß die Stände Soldaten wider ihren rechten succedirenden gekrönten, und belehnten Herrn und König

aufzunemben nie befugt geweſen, zudeme ſie in offener Schlacht überwunden und geſchlagen worden, Dannenhero Se. Fürſtl. Durchl. wohl Mittel haben werden, da ſie in der Güte nit fort wöllen, ſie mit Gewalt zum Fortgang anhalten, auf welches ſie ſich letzelich zu weichen erklärt, auch den folgenden Tag würklich ausgezogen *).

Der größere Theil dieſer Leute ſchwor zu den Fahnen des Siegers. Sogar der junge Graf Thurn ließ ſich bereit finden, zur Belagerung der Burg Karlſtein mit 400 bei ihm gebliebenen Leuten zu ziehen, bis ihn die Verſagung der Kaiſerl. Amneſtie Sicherheit im Auslande ſuchen ließ.

Mit Prag ſanken in kurzer Zeit die übrigen feſten Plätze und Burgen Böhmens; Karlſtein mit 2000 Mann Engländer und Schotten, gut verproviantirt, und reichlich mit Kriegsvorräthen verſehen, capitulirte gegen freien Abzug der Garniſon; am Ende des Jahres waren das ganze Königreich und Mähren wieder in des Kaiſers Gewalt. Im Februar des folgenden Jahres unterwarfen ſich Schleſien und Glaz; Tilly eroberte im März Pilſen, und zugleich wurden im Januar der Pfalzgraf Friedrich, der Fürſt Chriſtian v. Anhalt, der Markgraf Georg v. Jägerndorf und Graf Georg von Hohenlohe geächtet. — Die Vollziehung der Acht ward dem Herzog Maximilian v. Baiern, dem Erzherzog Albert von Oeſtreich

---

*) IX. p. 1107.

und, damit auch die Kirche den weltlichen Arm erſtarke, den Biſchöfen von Bamberg und Würzburg übertragen. — Ein Feldzug von 7 Wochen hatte alſo hingereicht, die Macht, welche die Proteſtanten zuſammengebracht, auseinander zu ſprengen, und den Kaiſer zugleich von einem Gegner zu befreien, der, wenn er ſein Verhältniß richtig benutzt, der Sache der Katholiken, oder, was gleichviel iſt, dem Hauſe Oeſtreich einen Schlag hätte beibringen können, von dem ſich Beide wahrſcheinlich nie, oder doch nur ſehr ſchwer erholt haben würden.

Unterſuchen wir dieſe Schlacht, ſo wird ſich uns wenig darbieten, was einer großen Anerkennung werth wäre. Die moraliſche Entſchloſſenheit des Herzogs von Baiern und ſeines Generals, des thätigen Tilly, waren es, welche die Schlacht vorbereiteten, ſie einleiteten und zur glücklichen Vollendung für die Kaiſerlichen brachten. Abgeſehen von den Ereigniſſen, welche der Schlacht vorhergingen, verdient die Anſicht der Kaiſerl. Führer, die böhmiſche Armee bei Rakonitz umgehen und ſich Prag nähern zu wollen, volle Anerkennung. Eine Operation dieſer Art mußte zu einer ſchnellen Entwickelung der Verhältniſſe führen, welche, der vorgerückten Jahreszeit wegen, den Kaiſerlichen über alles erwünſcht ſeyn mußte. Auch täuſchten ſich die Kaiſerl. Heerführer hierin nicht, und die Uebereilung und Unordnung, mit welcher die böhmiſche Armee ihren Rückzug antrat, konnte als

eine gute Vorbedeutung angeſehen werden. Die Stellung, welche die böhmiſche Armee gewählt hatte, war vortrefflich. Der alte Thurn ſelbſt, dieſer Unglücksvogel des Königs, unheilsvoll in Rath und That, mußte eingeſtehen, daß ſie nicht hätte beſſer gewählt werden können. Hinderniſſe vor der Front, freie Umſicht nach vorn, Gemeinſchaft in ſich, gute Flügel-Anlehnung, und gerade groß genug für die betreffende Armee, erfüllte ſie alle Bedingungen eines vortrefflichen Schlachtfelfeldes. Daß die Schanzen nicht vollendet waren, würde allerdings in das Schuldbuch des Generaliſſimus kommen müſſen, wenn dieſem ſonſt gehorſamt worden wäre. Aber vom Befehlen bis zum Gehorchen war eine unendliche Kluft. Die ganze Zuſammenſetzung des Heeres an ſich machte ſchon den Gehorſam ſehr problematiſch, und nehmen wir hierzu die große Maſſe höherer Führer, welche die Friction eines Hauptquartiers immer vermehren, wie dergleichen Verhältniſſe General Clauſewitz ſo vortrefflich bezeichnet, den böſen Willen der Stände, die Widerſpenſtigkeit anderer, ſo läßt es ſich wohl erklären, daß die Befehle zur Verſchanzung, welche der Ober-Anführer erließ, unbeachtet, und allein ſeinem Heere überlaſſen blieben. — Die taktiſche Form beider Heere iſt noch die, wie wir ſie unter Carl V. geſehen. Die Infanterie bildete große unbeholfene Terzias, über deren Formation wir weiter nichts überliefert bekommen; aber wir dürfen ſchließen, daß ſie ſo for-

mirt waren, wie wir es früher erörtert: in der Hauptſache irrt man gewiß nicht, wenn man annimmt, daß die Piqueniere die Hauptmaſſe, den Kern der Terzias bildeten, während die Musketiere ſie als äußere Hülle umſchoſſen, und ihrerſeits, im Falle der Noth, unter deren langen Spießen Sicherheit fanden. Das Vorrücken der Kaiſerlichen geſchah mit Ordnung. Doch ſcheint der Widerſtand heftig geweſen zu ſeyn, denn Khevenhiller ſagt ausdrücklich, daß beide Heere ſteiff wie die Mauern gegen einander geſtanden. Die Berichte der Böhmiſchen reden bei dieſer Gelegenheit von einer Gegenbewegung ihrer Infanterie, welche jedoch durch die Feigherzigkeit des dazu verwandten Thurnſchen Regiments geſcheitert. Doch ſcheint dieß nicht ganz begründet, denn, wäre dieß wirklich der Fall geweſen, ſo hätte die Sache nicht in einer Stunde ſo total abgemacht ſeyn können. Infanterie-Bewegungen hätten der Sache auf jeden Fall eine längere Dauer gegeben. — Die Bewegung des jungen Anhalt mit der Reiterei ſcheint eine Art Inpromptù geweſen zu ſeyn. Zuvörderſt wiſſen wir nicht recht, woher er die 9 Compagnien, deren der kaiſerliche Bericht gedenkt, nahm. Er befehligte allerdings das erſte Treffen. Dieſem jedoch waren nur 6 Fähnlein attachirt. Schloſſen ſich ihm vielleicht noch 3 Fähnlein aus dem zweiten an? Dieß ſcheint wahrſcheinlich, weil wir von dieſem durchaus nichts unternehmen ſehen, um den Angriff des Oberſten Cratz, den Tilly ihm

in die Flanke ſchickte, zu contrebalanciren, was ſehr leicht geweſen ſeyn würde. Auf jeden Fall würde jener energiſche Angriff Anhalts von den entſchiedenſten Folgen geweſen ſeyn, wenn er gehörig unterſtützt worden wäre. Dieſer einmal abgeſchlagen, iſt weiter von einem Schlagen nicht mehr die Rede. Alles ſcheint nur daran gedacht zu haben, ſo ſchnell wie möglich davonzukommen. Wie total die Auflöſung geweſen, geht aus dem Umſtande hervor, daß der Oberanführer, nur von einigen Mann begleitet, in Prag ankam.

Die Zeitgenoſſen jener Ereigniſſe ſcheinen Tilly den Vorwurf gemacht zu haben, bei der Einleitung der Schlacht zu keck geweſen zu ſeyn. Wir ſahen ſchon oben, wie übel der böhmiſche Generaliſſimus es vermerkte, daß man ihm zur Benutzung jener Gelegenheit, wie die Baiern über eine ſchmale Brücke debuſchirten, nicht beigeſtimmt. Hier Khevenhillers Worte über dieſen Gegenſtand: über die Beſchreibung dieſer Schlacht, darinnen etliche vermeinte errores, ſo Graf Tilly ſonderlich da er den Feind über ein ſo kleines Brückhel zugezogen, und dadurch, wann ihn der Feind angegriffen, leichtlich hätte können geſchlagen werden, begangen haben ſoll, berührt worden, hat ſich eine Differenz, ob die Kaiſerlichen oder Bayeriſchen den Vorſchlag gehabt, erhebt und ganze Tractate nit zu weniger Schmelerung der guten Correspondenz beeder Armaden darüber ausgegangen, darauf Graff Tylli in forma Teutſch und Lateiniſch ant-

worten, und es in Drukh verfaſſen laſſen, dahin der Leſer gewieſen würde. Leider ſind dem Verf. keine dieſer Schriftchen zu Geſicht gekommen. Sie würden auf jeden Fall ein intereſſanter Beitrag zur Schlacht ſowohl ſelbſt, als beſonders auch zu den taktiſchen Anſichten jener Zeit geweſen ſeyn.

Wie nun dem auch ſey, ſo dürfte es weiter dem baieriſchen General als kein Fehler angerechnet werden, es verſucht zu haben. Er kannte aus den 7 Wochen, welche er ſeinem Feinde gegenüber im Felde gelegen, deſſen Charakter, er wußte, was er zu unterlaſſen hatte, aber auch, was er wagen konnte. Er handelte dieſem gemäß, und das mit Recht.

Die Art und Weiſe, wie die Kaiſerlichen den Sieg verfolgten, ſpricht für die richtige Erkenntniß ihrer Lage ſowohl, als der allgemeinen Verhältniſſe. Die gewonnene Schlacht hätte ihnen am Ende nichts geholfen, wenn ſie ihrem Gegner Zeit gelaſſen, ſich zu beſinnen. Sie vollendeten politiſch was ſie ſo gut mit dem Schwerte eingeleitet, Etwas, das die Oeſtreicher zu allen Zeiten trefflich verſtanden, und was ihnen in den meiſten Fällen ebenſoviel geholfen, als die entſcheidendſten Siege. Maximilian hätte ſich rühmen können, die wankende Krone auf des Kaiſers Haupt befeſtigt zu haben, wenn er es nicht vorgezogen, Gott Alles, was er geleiſtet, zuzuſchreiben. Ich kam, ſah, aber Gott ſiegte, ſchreibt er an den Papſt, der hierauf dem Verfechter der katholiſchen Kirche den

tiefſten Dank im Namen der Chriſtenheit für dieſen ausgezeichneten Sieg darbringt *). —

Wir ſehen alſo, daß, was die Einleitung der Schlacht, deren Durchführung und Benutzung betrifft, der Kritik nichts auszuſetzen bleibt — ſie bietet im Gegentheil des Belehrenden gar Manches dar. Anders aber ſtellt ſich die Sache bei der Armee der Beſiegten dar. Es trägt Alles das Gepräge von Halbheit und Unentſchloſſenheit. Daß es der Armee nicht an Muth fehlte, beſonders der Reiterei, bewies ſie in der Schlacht. Es muß alſo ein Element da geweſen ſeyn, das auf ſie nachtheilig eingewirkt hat, noch ehe die Sache zur Entſcheidung kam. Der Verluſt der Ungarn vor der Schlacht kann etwas dazu beigetragen haben. Den ſtärkſten Zuſatz aber gaben unbedingt die Charakterloſigkeit des Königs, die Uneinigkeit der Führer und dann die bunte Zuſammenſetzung des Heeres an ſich. So brav nun auch der Oberanführer, ſo einſichtsvoll er in manchen Beziehungen auch geweſen ſeyn mag, ſo mußte er in letzter Inſtanz doch Einflüſſen obiger Art erlie-

---

*) Ego quidem veni, et vidi, pugnae praesens fui, sed vicit Opt. Deus cui omnem victoris titulum gratiosissima mente adscribo — ſo berichtet Maximilian. — Aus Dei potentia et benignitate, nec non singulari virtute eximiaque prudentia des Heeres leitet der höfliche Papſt in ſeinem Antwortſchreiben den Sieg her.

gen. Das Betragen der Infanterie ſcheint höchſt feigherzig geweſen zu ſeyn. Wenn wir berechnen, wie viel Zeit ein Musketier damals zum Laden brauchte, ſo kann wohl angenommen werden, daß die Infanterie kaum einmal gefeuert haben dürfte. Deſto merkwürdiger iſt die Art, wie ſie ſich nach der Schlacht benahm. Wie dem nun auch ſey, ſo geht aus Allem doch ſoviel hervor, daß es ein Leichtes geweſen ſeyn dürfte, die Armee wieder zu ſammeln, ihr eine Art Haltung zu geben und Prag zu vertheidigen. Die Krankheiten im kaiſerl. Heere, die vorgerückte Jahreszeit, die Erbitterung der Landesbewohner gegen ihre Peiniger, laſſen mit Recht vermuthen, daß die Kaiſerlichen entweder eine Belagerung gar nicht unternommen, oder doch mit großen Beſchwerlichkeiten dabei zu kämpfen gehabt haben würden. Im Lande ſtreiften die böhmiſchen Parteien überall noch herum, und die Unſicherheit war darin ſo groß, daß der Eilbote mit der Siegesnachricht, ein Schwager des Generals Buquoi, vierzehn Tage bedurfte, um nach Wien zu gelangen. — Selbſt der Herzog v. Baiern, als er in der Mitte November nach München aufbrach, bedurfte bis zur Grenze einer ſtarken Bedeckung. Dabei waren noch alle feſte Plätze im Beſitze der königl. Truppen. Es bedurfte alſo nur des feſten Willens des Königs, eines entſchiedenen Hervortretens, um ſich nicht allein in Prag zu behaupten, ſondern auch den Sieger ſelbſt in ein ſehr ungünſtiges Verhältniß

zu ſetzen. Ein hundert und ſechsunddreißig Jahre ſpäter hat ein Prinz des öſtreichiſchen Hauſes, der ſich in einer ähnlichen Lage befand, bewieſen, wie man zu handeln, und daß immer nur wenig verloren iſt, ſolange man ſich ſelbſt nicht verliert. — Die Zeitgenoſſen haben jenes Verzweifeln des Königs an ſeiner Sache beſonders dem Fürſten von Anhalt zugeſchrieben, und ihm dabei zugleich nicht die edelſten Motive untergelegt.

Unter den Fürſten Deutſchlands war keiner, der nach dem Siege von Prag es hätte mit der kaiſerlichen Armee aufnehmen mögen. Aber der verwilderte Zuſtand des damaligen Deutſchlands geſtattete zweien Männern das unheilvolle Beiſpiel zu geben, ein Heer auf Koſten der Landesbewohner zuſammenzubringen, durch Raub und Verwüſtung zu erhalten, und damit kühn gegen den Kaiſer in die Schranken zu treten: Ernſt, Grafen v. Mansfeld, und dem Fürſten Chriſtian v. Braunſchweig. Erſterer, der natürliche, ſpäter jedoch legitimirte Sohn des bekannten gleichnamigen Statthalters der Niederlande, war ſchon beim Beginn dieſes jammervollen Krieges in Ungarn und im Elſaß als Soldat thätig geweſen, und hatte dem Fürſten von der Pfalz die Truppen zugeführt, welche er für den Herzog von Savoyen geworben, deren dieſer aber ſpäter nicht mehr bedurft. Klein, blond, ſonſt nicht unanſehnlicher Figur, jedoch durch ein wüſtes Leben frühzeitig zuſammengeſchrumpft, dabei häßlich und durch eine Haſen-

ſcharte entſtellt, war er ein Inbegriff aller Laſter, welche die Krieger ſeiner Zeit zur Schau trugen. Voller Muth, Gewandtheit, thätig und tapfer in hohem Grade, fehlte ihm vielleicht nur ein ehrenwertheres Verhältniß, um mit einem eigenthümlichen Glanze darin zu leuchten. Aber von einer zügelloſen und wilden Soldateske fortgeriſſen, glänzt ſein Name nur in dem zweifelhaften Lichte eines modernen Condotieris, der für alle Länder, die er durchzogen, Zeiten eines namenloſen Jammers bereitet hat. Auf wie niederer Stufe der Denkart er im Allgemeinen ſtand, beweiſt ſein Benehmen vor der Schlacht von Prag. Von Rackonitz aus von ſeinem Herrn aufgefordert, mit ſeinem Volke auf dem Kriegsplatze zu erſcheinen, verlangt er erſt zu wiſſen, ob er auch in der Schlacht ſein Feldmarſchallamt werde üben können? — Anders könne er nicht erſcheinen. Ehe Antwort kam, war die Schlacht verloren. — Egoismus alſo war der Grundzug ſeines Charakters, und als grober, engherziger Egoiſt hat er immer gehandelt — dieſem Götzen hat er den Wohlſtand Deutſchlands, ſeines Vaterlandes geopfert. — Sein Genoſſe, Fürſt Chriſtian von Braunſchweig, war ein nachgeborner Sohn Herzogs Heinrich Julius. Er war ſchon früh zum Biſchof von Halberſtadt beſtimmt. Sein rauher Sinn aber wandte ihn den Waffen zu, denen er einen ominöſen Namen in der Geſchichte zu danken hat. Alle Berichte aus jener Zeit ſind mit den mannigfachſten Nachrichten über

ſeine Todesverachtung, über ſeine Kampfeswuth, ſo wie von ſeiner Liederlichkeit angefüllt, und der Name des tollen Herzogs, womit ihn die Zeitgenoſſen belegten, deutet nur zu ſehr darauf hin, was er im ganzen Sinne des Wortes war. Iſt es gegründet, daß er in ſeiner Tollheit wohl Schieferdecker von den Dächern ſchoß, wie dieß leider vielfach erzählt wird, ſo möchte man dieſe eher als Verruchtheit qualifiziren. Angebliche Liebe zur Königin Eliſabeth von Böhmen, deren Handſchuh er an ſeinen Hut geſteckt, ließ ihn ſchwören, die Waffen nicht eher niederzulegen, bevor er nicht ihren Gemahl wieder in ſeine Lande eingeſetzt. Unter dieſem Vorwande durchzog er raubend und plündernd Deutſchland von einem Ende zum andern, und bekundete ſeine Wildheit beſonders in dem Verfahren gegen die katholiſche Kirche. Kirchenraub, Entweihung der Hoſtien, Schändung der heiligen Gefäße waren an der Tagesordnung. Wie Leute, welche ſich mit heiligem Oele die Schuhe ſchmierten und die Taufſteine verunreinigten, mit weltlichen Dingen verfuhren, bezeugt der Ruin aller Gegenden, welche ſie mit ihren Banden, die angeblich für ihren Glauben ſtritten, durchzogen. Der Raubkrieg jedoch, den beide gegen den Kaiſer führten, verzögerte deſſen Sieg nur, hielt ihn nicht auf. — Gezwungen Böhmen zu verlaſſen, flüchtete ſich Mansfeld anfangs nach der Oberpfalz. Nach einem kurzen Lächeln des Glückes hier, erwies ſich jedoch deſſen Tücke ſpäter um ſo ärger.

Sowohl er, als alle Vertheidiger, welche für den unglücklichen Friedrich von der Pfalz die Waffen ergriffen, erlagen nacheinander den kaiſerlichen Waffen. Am 6ten Mai ward Markgraf Georg Friedrich von Baden, der unter allen Fürſten der evangeliſchen Union allein rüſtig gegen den Kaiſer in die Schranken getreten, durch Tilly und Cordova bei Wimpfen überwunden; dann erlag Mansfeld bei Darmſtadt, und endlich auch der Braunſchweiger, indem er durch Tilly am 20. Juni bei Höchſt völlig geſchlagen ward. — Wir verweilen einen Augenblick bei der Schlacht von Wimpfen, welche faſt ganz in der Art früherer Kämpfe, wie ſie Deutſche, Franzoſen, Spanier, Italiener einſt am Ronco geſchlagen, durchgekämpft ward.

Der Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach war, nachdem er ſeine Staaten ſeinem Sohne übergeben hatte, im April 1622 mit 8 Regimentern Fußvolks, 28 Fahnen Reiter, 20 ſchweren Geſchützen und auch 1800 Streitwagen gegen Wimpfen gezogen, in deſſen Nähe Graf Tilly nach dem Echec, den er bei Mingolsheim erlitten, ein feſtes Lager bezogen hatte, dort den Zuzug einiger Verſtärkungen erwartend. Der Markgraf nahm mit ſeinem Heer, das in der Totalität wohl 20,000 Mann betragen mochte, ganz in der Nähe von Ober-Eiſesheim folgende Stellung. Etwa 500 Schritt von dem Dorfe, vor einem kleinen Gebüſch, das es nach allen Rich-

tungen umgab, plazirte er 2 Infanterie-Regimenter, in der damals in Deutſchland noch überall üblichen vollen Aufſtellung, in Terzias; an ſie links ſchloß ſich ſeine Reiterei in 2 Treffen, von denen das 2te um die Hälfte ſchwächer war als das erſte, hinter deſſen Mitte es ſtand. Die Kavallerie wieder lehnte ſich links an einen Berg, den 5 Infanterie-Regimenter in derſelben Aufſtellung, und zwar in einem Treffen beſetzt hielten, dem vorwärts 18 Geſchütze ſtanden. Den äußerſten linken Flügel, getrennt von der eigentlichen Schlachtordnung, auf dem Wege nach Biberach, bildete ein Infanterie-Regiment. Eine Wagenburg deckte ſowohl den Fuß dieſer Stellung, als ſie auch ſonſt die feindliche Haupt-Aufſtellung nach allen Richtungen umgab. Das Theat. Europ. ſagt von dieſen Wägen, daß darunder viel ſo auff eine ſondere Mannier gemacht weren, und eyſerne Spitzen vnnd Fewermörſer hetten *). Die Munitionswagen waren benutzt worden, um den Rücken zu decken.

Tilly, der ſich kurz vorher mit 4000 Spaniern und 22 Fähnlein unter Cordova vereinigt hatte, ging dem Markgrafen entgegen und ſtellte ſein Heer auf den vortheilhaften Höhen am Dornetwalde, etwa 2000 Schritt vom Feinde, in Schlachtordnung. Mit ſeiner Kavallerie debordirte er rechts und links den Gegner. Sein Centrum formirten 6 Infanterie-Regimenter, von denen 4

*) I. S. 627.

in 2 Treffen Ober-Eiſesheim gegenüberſtanden. Zwei Regimenter Infanterie in einem Treffen ſtießen links an die Infanterie, und 10 Fähnlein ſchloſſen den ganzen linken Flügel und lehnten an den Wald. Jenſeits des etwa 500 Schritt breiten Waldſtriches, an den ſich der rechte Flügel lehnte, ſtand der General Graf Cordova mit ſeiner Reiterei, in einer faſt ganz verdeckten Stellung. Die 8 Stück Geſchütze, welche Tilly hatte, waren auf der ganzen Front zu 2 und 2 Stück vertheilt, von denen 2 bedeutend gegen Ober-Eiſesheim vorgeſchoben waren. Die Ausdehnung des Badiſchen Heeres kann etwa 2500, die der Tillyſchen Armee, den kleinen Wald, welcher den rechten Flügel trennte, mitgerechnet, etwa 5000 Schritt gehabt haben. Die taktiſche Aufſtellung der Truppen war, wie bereits geſagt, ganz in dem Syſtem der Zeiten Karl's V.

Die Schlacht ſelbſt begann früh Morgens mit einem heftigen Artillerie-Feuer, wobei die Badenſche Infanterie, trotz ihrer überlegenen Geſchütze, einen bedeutenden Nachtheil erlitt. Das Theat. Europ. ſagt, daß dieß beſonders deswegen geſchehen, weil ſelbige bloß vnnd vnverſchanzt im Felde lagen — woraus man ſchließen müßte, daß die Tillyſche Infanterie hinter Schanzen geſtanden, was jedoch aus keinem Bericht deutlich hervorgeht. Unmittelbar darauf fanden heftige Kavalleriegefechte ſtatt, welche mehrere Stunden währten, denen dann einige Infanterie-Angriffe der Tillyſchen

Armee auf das vor Eiſesheim ſtehende Badiſche Fußvolk folgten. Doch von allen dieſen Unternehmungen führte keine einzige zu einem Reſultat. Die große Hitze während der Mittagsſtunden führte darauf eine Pauſe von mehreren Stunden herbei, welche beiden Theilen, deren keiner gern die Vortheile einer guten Aufſtellung entſagen wollte, ganz willkommen geweſen zu ſeyn ſcheint. Um 2 Uhr begann die Badiſche Artillerie aufs Neue ihr Feuer, und bald darauf rückten aus der Wagenburg mehrere Fähnlein Kavallerie gegen die verbündeten Truppen vor. Doch ihr Angriff ward nicht allein abgeſchlagen, ſie wurden ſogar ſo lebhaft von ihren Gegnern verfolgt, daß die Bagage der Badenſchen ſchon angefangen haben ſoll, nach Heilbrunn zu reteriren. Nun rückte Tilly mit ſechs Regimentern Fußvolk und 80 Fähnlein zum Angriff ſelbſt vor, ſprengte die Infanterie des rechten Badiſchen Flügels, und ſchlug die ihr links ſtehende Kavallerie gleichfalls in die Flucht. Zugleich wandte er ſich zum Sturme gegen die Wagenburg ſelbſt. Dieß wartete jedoch der Markgraf nicht ab, ſondern rückte den Feinden, ſeine Wagenburg verlaſſend, kühn entgegen. Der erſte Angriff Tillys ſcheint nicht glücklich geweſen zu ſeyn. Deſto beſſer aber glückte der zweite, indem zugleich Cordova aus ſeiner verdeckten Stellung vorbrach, die Badiſche Reiterei in Unordnung brachte und in die Flucht jagte. Deſto muthiger aber hielten ſich die beiden anderen Waffen. Im

fort:

fortgeſetzten Angriff gegen die Wagenburg gingen nach und nach drei Regimenter zu Grunde. Es iſt eine ſonderliche Schickung Gottes, in Erwegung verwunderlich und gleichſamb unmöglich anzuſehen geweſt, mit was ſtatlichem Stecata ſo auff 100 Wegen geführt werden, der Feind verſichert geweſt, daß unmöglich weder Reutter noch Fuß-Volk über ſolche kommen ſolle, zuſambt er in der Mannſchafft, forderiſt in der Reutterei und etlich tauſend Mann viel ſtärker als die Kayſerlichen geweſt; ſo hat er auch gleich von Hauß aus wohl verſehene Artilleria, vnd umb etliche Stuck viel greſſer und mehrere, als die Kayſerlichen gehabt, immaſſen ſie denn zwei eiſerne gantze Cartaunen ſo 29 Pfund ſchieſſen, 2 Falckana, 2 groſſe eiſerne Pöller oder Mörſer, welche mit Hagel über ein Centner regieren, gleichfalls 2 Pöller von Metall, über 20 kleine Pöller, ſo in der Steccata unterſchiedlich, gleicher einer Stadt Mauer eingemacht, ſo mit Hagel geladen, und im Fall Einbrechens auff einander correspondiren könnten; all ſein hierzu gehörige, auf vielen und über 100 Wagen liegende eyſerne, ſteynerne und bleyerne Kugeln, allen Schantz-Zeug, als Pulver, Lundten, Schrodt, Wein, Brode, auch große Bagagi gekommen *). — Der Zufall aber begünſtigte auch hier die Truppen Tilly's. Im Rücken der tapfer ſtreitenden Infanterie der Badner nämlich ſpringen plötzlich fünf

*) Annales Ferdinandei I. 1707.

Pulverwagen in die Luft. Hierdurch entſteht Unordnung. Ein Neapolitaniſches Regiment (vnangeſehen jhnen mit groben Stücken groſſe Gaſſen in ihr Regiment gemacht, vnd vnſäglicher Schaden gethan worden, gleichſam mit dem Kopf an neun halbe Carthaunen vnmenſchlicher Weiß gelauffen, dieſelbe erobert und gleich vmbgekehrt, ſagt das Theat. Europ.) bricht jetzt ein und dringt mit Erfolg in die Wagenburg, nachdem es ſich zuvor des Geſchützes bemächtigt. Doch mit heroiſcher Entſchloſſenheit ſetzen die Badner den Kampf bis 8 Uhr Abends fort. Als ſchon das Heer in die Flucht geſchlagen, retteten 300 Pforzheimer Bürger durch ihre treue Hingebung den Fürſten. Unter ihres Bürgermeiſters Berthold Deimlings Anführung fochten ſie bis auch der letzte gefallen — aber ihr Fürſt, dem ſie ihr Leben gewidmet, ward durch dieſe Hingebung, welche gewiſſermaßen das Andenken an Thermopylä erneuert, gerettet. Markgraf Karl Friedrich hat das Andenken an dieſe ſchöne That, welche die gleichzeitigen Schlachtenberichte nicht erwähnen, aber welche ſich im Andenken des Volkes friſch erhalten, würdig erneuert. — 5000 Todte bedeckten das Schlachtfeld. Die geſammte Artillerie der Badner, 800 Gefangene, 7 Fahnen, 10 Cornets, die Leibfahnen des Markgrafen, die Wagenburg, die Bagage und Caſſe fielen in des Siegers Hände.

Dem Leſer wird ſich ſchon bei Darſtellung der Schlachtordnung die Bemerkung aufgedrungen ha-

ben, daß dieſe Schlacht in mehrerer Beziehung der von Ravenna gleicht *). Die Streitwagen ähneln, wenngleich nicht in ihrer Conſtruction, ſo doch in ihrer Verwendung, denen Navarra's. Alles was der Erſtürmung der Wagenburg voranging, darf nur als Einleitung zur Schlacht, als Vorbereitung zur Entſcheidung betrachtet werden. Soweit es die, über manche weſentliche Detail-Anordnungen mangelnden Nachrichten erlauben zu beurtheilen, ſcheinen Tilly's Veranſtaltungen vortrefflich. Seine erſte Aufſtellung war ohne Tadel, und ſeine Zeitgenoſſen ſchon machten es ſeinem Gegner zum Vorwurf, nicht die Stellung auf den vortheilhaften Höhen am Dornet-Walde gewählt zu haben. Wie es ſcheint, hatte er ſich hier noch verſchanzt, denn das Theat. Europ. erwähnt ausdrücklich, wie wir bereits geſehen, daß die Badiſchen Truppen viel verloren, weil ſelbige bloß vnnd vnverſchanzt im Felde lagen *). Die verdeckte Aufſtellung der Cordovaſchen Reiterei erlaubte ihm jeden Angriff des Gegners auf ſeine Stellung zu flankiren, während ſie ihm zugleich die Mittel gewährte, unvermuthet und plötzlich der feindlichen Kavallerie gegenüber vorzubrechen und Theil an der Schlacht zu nehmen. Sieger, konnte wenigſtens das Material des Feindes ihm nicht entgehen, weil es jenem unmöglich werden mußte, ſolches über

---

*) Vgl. 1. Abth. Bd. III. S. 181 ff.
**) I. S. 627.

die eine Brücke in ſeinem Rücken zu retten. Geſchlagen, hätte er in den verſchiedenen Terrainverhältniſſen bis zum Neckar Mittel vollauf gefunden, die Wirkungen ſelbſt eines großen Sieges zu beſchränken. Hinter dem Neckar endlich ſelbſt hätte er in dieſem eine für den Feind nicht zu überſchreitende Barriere gefunden.

Weniger einverſtanden wird man ſich mit der Wahl der Stellung des Gegners erklären können. An einem Zufluß des Neckars adoſſirt — dem Bellingerbach — der in einem engen Thale fließt, mit nur einer Brücke, hat er 2000 Schritt vor ſich, und 1000 Schritt in ſeiner linken Flanke einen Wald, der es dem Feinde erlaubte, gegen ſeine linke Flanke bis auf circa 6—800 Schritt verdeckt heranzukommen. Mehrere Kuppen vor der Front gewähren dem Gegner ſogar Gelegenheit, ſeine Artillerie vortheilhaft aufzuſtellen. Die Idee, ſich innerhalb der Wagenburg wie in einer Verſchanzung aufzuſtellen, war an und für ſich nicht übel — nur hätte ſie feſtgehalten werden müſſen. — Wenigſtens mußten ſich die Truppen daraus nie ſo weit entfernen, um dadurch compromittirt werden zu können. Die Folge davon, daß der Markgraf ſich eine Stellung gewählt, die den Rückzug gewiſſermaßen unmöglich machte, war, daß die Kavallerie ſich, ſo wie ſie einmal geworfen, auch ſofort aus dem Staube machte, und nicht wieder auf dem Schlachtfelde erſcheinen konnte. Die Zeitgenoſſen ſchreiben dieſem Umſtande beſon-

ders den Verluſt der Schlacht zu. Hätte ſie ſich mit dem Muthe der Verzweiflung geſchlagen, wie die Infanterie, ſo dürfte das Reſultat der Schlacht vielleicht ein anderes geweſen ſeyn. — Ueber die taktiſchen Anordnungen beim Zuſammentreffen der verſchiedenen Waffen ſelbſt fehlen alle Nachrichten. Es iſt jedoch anzunehmen, daß ſie im Sinne der Taktik, welche die zeitgemäßen Formen für die Aufſtellung beſtimmte, auch durchgefochten ward. — Mit welcher Ausdauer man geſtritten, beweiſt die Stunde des Aufhörens der Schlacht. Das Blutvergießen dauerte bis 8 Uhr, und die Spanier gaben den Ueberwundenen das ehrenvolle Zeugniß, daß, wenn man ſich früher, d. h. bei ihrer Ankunft in Deutſchland, ſo geſchlagen, ſie ſo weit darin nicht vorgedrungen ſeyn würden.

Wenn die Schlacht von Prag über die Wiedereroberung der kaiſerlichen Erblande entſchieden hatte, ſo entſchied die von Wimpfen über das Schickſal des unglücklichen Fürſten von der Pfalz. Wie Khevenhiller erzählt, war er kurz vorher mit nur 3 Pferden zum Heere Mansfelds gekommen — ihm blieb jetzt nichts übrig, als ſein angeſtammtes Land auf immer zu vermeiden. Er fand bald darauf in einer fremden Erde die Ruhe, welche er ſeit der Prager Schlacht überall vergebens geſucht hatte. — Es iſt nicht der Zweck dieſes Werkes, alle die blutigen Gefechte und kleinen Schlachten im Verfolge dieſes Kampfes zu geben — wir dürfen nur bei denen verweilen, welche

mehr oder weniger über die Entwickelung der Kriegskunſt Aufſchluß geben. Daher nur noch die Beſchreibung der Schlacht von Lutter am Barenberge, mit welcher der erſte Hauptabſchnitt des blutigen Dramas ſchließt.

Die Verhältniſſe, welche den König Chriſtian IV. von Dänemark in die Schranken riefen, ſind keinem unſerer Leſer unbekannt. Die erſten Bewegungen deſſelben hier zu erwähnen, würde uns zu ſehr von unſerm Ziele entfernen, ohne uns ſonſt einige Ausbeute zu gewähren. Wir beginnen daher mit den Bewegungen, welche unmittelbar der Entſcheidung der beregten Kataſtrophe vorangingen. Der König hatte durch die Entfernung Wallenſteins aus Nieder-Sachſen, deſſen Hauptkräfte Mansfeld hinter ſich herzog, freie Hand bekommen, hatte jedoch circa 6 Wochen verſtreichen laſſen, ohne gerade ſonderliche Zeichen einer militairiſchen Schnelle und Thätigkeit von ſich zu geben. Die Belagerung einiger kleinen Städte, ſo wie der Beginn der Belagerung von Calenberg ſchienen alle ſeine Thätigkeit allein in Anſpruch genommen zu haben. Tilly, der ſeit einiger Zeit Göttingen belagerte, hatte auf die Nachricht von der Gefahr, die Calenberg bedrohte, ſofort 18 Compagnien Reiter und 1500 Mann Fußvolk unter Graf Fürſtenberg von dort zum Entſatz deſſelben beordert. Zu ihm ſtieß unterwegs noch der Oberſt du Four mit noch 4 Reiter- und 2 Infanterie-Regimentern, welche Wallenſtein

Tilly zur Diſpoſition geſtellt. So wie Oberſt Freytag, der die Belagerung befehligte, den Anmarſch du Four's erfuhr, hob er die Belagerung auf und ging dem Entſatz ſofort entgegen. Am 22. Juli (1626) kam es beim Dorfe Röſſing zwiſchen den beiderſeitigen Kavallerien zu einem hartnäckigen Gefecht, von welchem wir von dem Oberſten du Four eine ziemlich detaillirte Beſchreibung haben, die um ſo intereſſanter iſt, als ſie zugleich einen wichtigen Beitrag zur Kavallerietaktik jener Zeit giebt. Oberſt du Four hatte, um ſeinem Auftrage die gewünſchte Eile zu geben, in 4 Tagen 24 Meilen zurückgelegt, die Marienburg bei Hildesheim deblockirt, ſich hierauf mit dem eben erwähnten Detachement, das Graf Fürſtenberg befehligte, vereint, und war dann, etwa eine Meile von Calenberg ſelbſt, auf die erſte feindliche Reiterei geſtoßen. Bei Röſſing, etwa eine ſtarke Viertelmeile von Calenberg, fand er die feindliche Hauptmacht in der Patallie haltend, bei 7000 Pferden, die 6 Regimenter in 44 Comp. (incl. 300 Dragoner) bildeten. Der Bericht du Four's ſagt, daß er ſolche Reiterey in guter Ordnung gefunden, 50 Schritt von ihren Quartieren. 150 Pferde, welche als Avantgarde marſchirten, hielten ſich wacker — wurden jedoch mit Verluſt geworfen. Darauf fährt der Oberſt in ſeinem Schreiben fort, auch alſobald von Herrn Grafen von Fürſtembergk — er befehligte das ganze kleine Corps — Ordonnanz bekom-

men, auf die Squadronen, die gegen mich geſchickt ſeyn, zu treffen, und der Oberſt Erwitte auf der einen ſeiten, weilen der Feindt ſo feſt gehalten, bis den zuſammen kommen, das die Piſtolen einander an das Haubt halten, geſetzt werden können, und niemals ein Scharmuziren geſehen, als was die 150 Pferde beim Antrab gethan haben; darnach habe ich erſt den Feindt ſein Salvia ſchießen laſſen, und darauf ihre 3 Squadrons, welche eine halbe Stunde 50 Schritte von mir gehalten, zugerückt und angegriffen, auch von dem Feindt umbringt geweſen, daß ich und der Feindt eine halbe Stunde vermiſcht geweſen, und hat von unſern Volk niemandt getroffen, als der Vortrab und mein Regiment das die Avantgarde gehabt hat. Nach mir iſt marſchirt der Hr. Oberſt Erwitte mit ſeinem Regimente, nach ihm iſt marſchirt des Churfürſten von Menz Vetter Hr. Oberſt Oranenberg genannt, mit ſeinem Regiment, nach dieſem iſt marſchirt des Herrn Oberſten Schönburg Regiment, darunter iſt des Hrn. Demetto Compagnie geweſen; ſeindt auch viel Cavallire geblieben, ſo dem Heer woll bekannt ſein; dieſe 4 Regimenter haben Squadron weiß getroffen auf die 7000 Pferde, und haben den Feindt in die Flucht gejagt, ehe die andern Regimenter dazu kommen ſeyn. Undt niemals kein Schermetzerey oder Langrohr gebraucht, bis der Feindt in die Flucht gejaget. Undt hat ſich der Feindt dreymal wiederumb zuſammengeſtoſſen, aber alleweg wieder von

uns getrennt worden, bis ſie zuletzt die Flucht ganz und gar gegeben. Denſelben haben wir zwei große meilenweges undt bis über das Waſſer die Leine genanndt, nachgeſetzt, und wofern meine Wagener, ſo unſer Herr General Herzog zu Friedlandt bei ſich hat, bei mir geweſen wehren, wollte ich dieſelben unter die Reiterey eingemiſcht und damit etwas tentiret haben; iſt auch vor geſchehenen Angriff aufgeruffen worden, kein Quartier zu geben ꝛc. Die Cornett, ſo der Feindt verlohren, ſo ich geſehen, ſeindt weiße Löwen darinnen, in einem andern Cornett zwei Hehne, ein Roß und ein weißer Hahn gemahlet, der weiße ſteht auf dem Rocken und ein Reim dabei geſchrieben, wehre dich mein Hahn, Wiederumb ſtehet in einem Courage. In den übrigen ſtehen allerlei Poſſen ꝛc.

Wir gaben dem Leſer die wichtigen Stellen in der Sprache des Originals, das ſich im hannöverſchen Archiv befindet. Die ohnehin nicht ganz deutliche Darſtellung hätte durch eine Uebertragung leicht noch dunkler werden und Auslegungen herbeiführen können, welche dem Sinne widerſtreben. Auf jeden Fall bleibt dieſer Brief, wie Graf von Decken auch bemerkt, ein wichtiger Beitrag zur Kavallerie-Taktik jener Zeit *).

Am 30. Juli war Göttingen nach einer ſechswöchentlichen Belagerung übergegangen, und un-

*) Aus des Grafen Fr. von der Decken Beiträgen zur Geſchichte des 30jähr. Krieges I. S. 310.

mittelbar darauf traf Tilly Anſtalten auch Northeim zu belagern. Doch kaum hier angekommen, erfuhr er auch ſchon den Anmarſch der däniſchen Armee auf dem Wege von Seeſen. Nach einem unbedeutenden Gefecht auf dem kleinen Anger, wo die Ruhme und Leine zuſammenfließen, zog ſich Tilly mit ebenſoviel Geſchick als Glück bis in die Gegend von Angerſtein zurück, wo er eine Verſtärkuug (das Detachement von Wallenſteins Armee), die im Anmarſch war, erwartete. Am 11. Auguſt war dieſe im Lager bei den Gleichen angekommen. Der König, nachdem er Northeim proviantirt hatte, war in kleinen Tagemärſchen bis Duderſtadt gegangen, wo er am 12. anlangte.

So wie Tilly den 11 Auguſt Abends die Nachricht erhalten, daß der König gegen Duderſtadt in Bewegung ſey, brach er am 12. ſehr früh Morgens aus ſeinem Lager auf und dirigirte ſich auf Geismar, wo er ſich mit dem Wallenſteiniſchen Corps, das der uns ſchon bekannte du Four führte, vereinte. — Obwohl ein heftiger Gewitterregen den Weg grundlos gemacht und die Soldaten unendlich ermüdet hatte, ging er dennoch bis Wilmanshauſen, wo er ein Lager bezog.

Am 13. früh entdeckte die däniſche Armee von Duderſtadt her das Lager Tillys. Wollte der König ſeine Operation auf Thüringen fortſetzen, um von dort in die Länder der Ligue einzudringen, wie es ſein Wille geweſen ſeyn ſoll, ſo blieb ihm, unter ſo bewandten Umſtänden nichts übrig, als

Tillys Heer ſofort anzugreifen. Vielleicht hätte ein raſcher Angriff deſſelben, das durch den ſtarken, bei ſchlechtem Wetter unternommenen Marſch ermüdet, erſt ſpät angekommen war, und von dem ein Theil überdieß noch bei Niedeck ſtand, ein günſtiges Reſultat gegeben; aber der König begnügte ſich, ſein Heer bei Duderſtadt in Schlachtordnung aufzuſtellen und den Tag über ſo ſtehen zu bleiben. Tilly, der am 14. Auguſt die Stellung des Königs recognoscirte, um ſolche anzugreifen, fand ſie bei den Anſtalten hierzu verlaſſen. Der König nämlich, von der Vereinigung der Tillyſchen Armee mit den ihm zu Hülfe geſandten Wallenſteiniſchen Truppen unterrichtet, war noch vor Tage aufgebrochen, und hatte den Entſchluß gefaßt, ſich bis Wolfenbüttel zurückzuziehen. Tilly brach ſofort auf, den König zu verfolgen. Zwar holte ſeine Avantgarde die feindliche Nachhut ein, und es kam zwiſchen beiden zu einem Gefecht; da ſich die Dänen aber über die Ruhme zurückzogen und die Brücke hinter ſich abbrannten, ſo mußte Tilly ſeine Bewegung einſtellen. Die Brücke ward jedoch in der Nacht wieder hergeſtellt, und Tilly ſetzte den 15. früh ſeine Verfolgung der Dänen, welche ſich auf Seeſen zurückgezogen, lebhaft fort. Oberſt du Four, ein thätiger und unternehmender Führer, that dieß mit ſo gutem Erfolg, daß der König ſich genöthigt ſah, den Paß bei der alten Staufenburg (die Dänen nennen ihn den Heinrichswinkel) mit 400 Mus-

ketieren, 200 Dragonern und 2 Geſchützen zu be-ſetzen, um ſo dem lebhaften Drängen der Tilly-ſchen Avantgarde ein Ziel zu ſetzen. Zwar gelang ihm dieß, doch ward darüber der größte Theil, der dazu verwandt worden, niedergehauen. Die Dä-nen nahmen Abends eine Viertelmeile hinter See-ſen, auf dem Galgenberge, eine Stellung, ſtellten ihre Artillerie vor der Front auf, als wollten ſie hier eine Schlacht annehmen, und ließen zugleich die Bagage und den Troß den Rückzug auf Lut-ter am Barenberge fortſetzen. Tilly vertrieb je-doch die däniſchen Vorpoſten, welche ihm das Vor-rücken gegen die Hauptaufſtellung verwehren woll-ten, und lagerte ſich dann dem Könige gegen-über, deſſen Lager er ſofort heftig beſchoß. Die Stellung des Königs, in Bezug auf einen wei-ten Rückzug, war nicht die beſte. Hinter ihm lag ein Wald von faſt einer Meile Länge. Dort, wo er endet, begann eine Ebene, welche in der Di-rektion der Rückzugslinie ein Bach durchſchneidet, über den nur eine einzige Brücke führte, die wahrſcheinlich unter des Feindes Angriffen über-ſchritten werden mußte. Dabei war die Armee des Königs desorganiſirt, litt durch Deſertion und Mangel, den ſie durch Verwüſtung und Nieder-brennung einer Menge Ortſchaften ſelbſt verſchul-dete. —

Am 16. Auguſt um Mitternacht ſetzte der Kö-nig den Rückzug fort. Zwei Signalſchüſſe im La-ger gaben dazu das Zeichen. Zwei Stunden ſpä-

ter folgte Tillys Avantgarde unter des raſtloſen du Four Befehl, der zu dieſem Behuf mit 3000 Mann Infanterie und 3 Geſchützen verſtärkt worden. Der Vorſprung jedoch, den der König hatte, ſo wie die gänzliche Befreiung von aller Bagage, hatten ihm hinlänglich Zeit gegeben, ſowohl den Wald als den erwähnten Bach, ohne gedrängt zu werden, überſchreiten zu können. — Der Gefahr, im Walde von Seeſen durch ein Detachement feindlicher Truppen, welche von Bochenem aus (däniſchen Berichten gemäß) die königl. Truppen in der Flanke angreifen ſollten, während Tilly ſie ſelbſt caudeniſirte, entging der König durch ſeinen frühern Ausbruch glücklich — vielleicht auch, daß dieſe Gefahr nie in dem Maße vorhanden geweſen, als ſie von den Dänen geltend gemacht worden. Nichtsdeſtoweniger holte du Four die däniſche Armee bald ein — ſie konnte zuletzt nur unter ſtetem Scharmuziren den Marſch fortſetzen. — Die Art jedoch, wie dieß von den Dänen geſchah, ließ du Four bald vermuthen, daß das Hauptcorps in der Nähe ſei. Er machte daher bei Hahauſen Halt, und ließ Tilly melden, daß er mit den ihm untergebenen Truppen nicht weiter könne, und daß er zur Fortſetzung des Marſches größerer Kräfte bedürfe *). Wirklich fand auch

*) Wir geben die Schlacht nach der vortrefflichen Darſtellung des Grafen v. Decken, der die gleichzeitigen Berichte kritiſch geordnet und zuſammengeſtellt.

Tilly bei ſeiner Ankunft bedeutende Kräfte gegen ſich entwickelt. Hinter einem Bache, der nicht weit von dem Dorfe Nauen in die Neile fließt, ſtand der däniſche General Fuchs mit einem Corps aus allen Waffen aufmarſchirt. Der rechte Flügel dehnte ſich gegen Nauen aus, der linke zog ſich gegen das Vorwerk Rahden. Das Centrum deckte eine zahlreiche Artillerie. Das Gros der Armee ſelbſt bivakirte längs der Straße von Nauen nach Neuen-Wallmoden, die Neile vor der Front, wodurch ſie der Tillyſchen Armee die Flanke bot, und nur durch die Avantgarde in dieſer gefährlichen Aufſtellung gedeckt ward.

Tilly ließ ſofort einige Infanterie-Regimenter, durch Artillerie unterſtützt, gegen die Dänen auf-marſchiren, und ſich am Ende des Waldes, der däniſchen Armee gegenüber, feſtſetzen. Eine Ca-nonade, die ſich hierauf entſpann, und bis zum ſpäten Abend währte, führte zu keinem Reſultat. Die Vorpoſten in der darauf folgenden Nacht ſtanden ſich ſo nahe, daß man wechſelſeitig den Ronden- und Patrouillengang vernehmen konnte. Die Dänen benutzten die Nacht noch dazu, zur Verſtärkung ihres linken Flügels, in der Nähe von Rahden eine Schanze aufzuwerfen, die noch heute vorhanden iſt. Die Tillyſche Armee bivakirte hin-

---

Dabei haben wir jedoch Schlangen, das Theat. Europ., Khevenhiller und einen Bericht in den milit. Blättern 4r Jahrg. I. Bd. gleichzeitig benutzt.

ter ihrer Avantgarde bei Hahauſen. — Die Gegend, in welcher die Armeen jetzt ſtanden, bildete zur Zeit der Schlacht ein Thal, das den Dänen nur zwei Debouchéen bot. Ihr blieb entweder der Rückzug auf Langelsheim oder auf Neuen-Wallmoden. Beim Rückzuge auf den erſten Ort lief ſie Gefahr von Wolfenbüttel, welches jedoch der König zunächſt als ſeinen Rückzugspunkt betrachtete, abgedrängt zu werden. — Der Weg über Neuen-Wallmoden führte durch lange und ſchwierige Defileen, welche dem Rückzuge höchſt gefährlich werden konnten. Es konnte alſo nicht die Abſicht des Königs ſeyn, in dieſem Thale zu ſchlagen. Aber die Umſtände zwangen ihn hierzu bald gegen ſeinen Willen. Als er nämlich am 16. Auguſt jene Defileen erreichte, fand er ſie durch die ſchon von Seeſen vorausgeſchickte Bagage ſo verfahren, und die Pferde zugleich ſo abgetrieben, daß an eine Fortſetzung des Marſches nicht ferner zu denken war. Es wurden daher die oben ſchon erwähnten Maßregeln getroffen. Als es aber darauf ankam, den 17. den Marſch fortzuſetzen, gerieth der Marſch der Colonnen in dem Defilee von Neuen-Wallmoden bald in Stockung. Der König ſchickte jetzt von Nauen aus einige Fähnlein Infanterie gegen Hahauſen vor. Dieſe fanden jedoch alle Zugänge dahin ſo beſetzt, daß von einer Recognoſcirung dieſer für ihn ſo wichtigen Gegend nicht weiter die Rede ſeyn konnte. Alles was ſich mithin in ſeiner rechten Flanke er-

eignen konnte, blieb ihm durchaus unbekannt. General Fuchs, der Feldzeugmeiſter der däniſchen Artillerie, wandte den Morgen dazu an, ſeine Stellung, die er Abends vorher inne gehabt, zu verlaſſen, und ſeine Truppen zwiſchen Nauen und Rahden, der Localität gemäß, beſſer aufzuſtellen. Da es ihm beſonders darauf ankam, dem Feinde den Uebergang über den Bach, den ſeine Front deckte, wenn nicht unmöglich zu machen, ſo doch zu erſchweren, ſo vereinigte er, mit Ausnahme von 3 Geſchützen, die er in die oben ſchon erwähnte, bei Rahden während der Nacht aufgeworfene Schanze ſtellte, in eine Batterie, und plazirte ſie ſo, die Brücke, welche über den Bach führte, zu beſtreichen. Der König betrieb unterdeſſen, jedoch vergeblich, den Weitermarſch ſeines Corps durch die Defileen von Neuen-Wallmoden, etwa eine Stunde von ſeiner Arriergarde. — Tilly recognoscirte dagegen die Stellung ſeines Gegners. Aber er zögerte noch mit dem Angriffe, wahrſcheinlich weil ſeine Infanterie noch nicht ganz heran war. — Unter dieſen Verhältniſſen war es 10 Uhr geworden. Um dieſe Zeit bemerkten die Dänen, daß ſich eine Colonne der Tillyſchen Armee längs dem Rande des Gehölzes, das ſich von dem Wege von Northeim bis über das in der linken Flanke der Dänen befindliche Dorf Dolgen erſtreckt, zöge. Es war leicht abzuſehen, daß dieſe beſtimmt war, über Dolgen in der Dänen linke Flanke zu gehen. Die Truppen jener Colonne

formirten ſich auch wirklich in deren Flanke. 11 Geſchütze, welche Tilly raſch mit einem Verhau umgeben, fuhren den Dänen gegenüber auf, und eröffneten auch ſogleich ihr Feuer, das von jenen lebhaft erwiedert wurde.

So wie der König die erſten Kanonenſchüſſe hörte, begab er ſich von Neuen-Wallmoden zum Gros der Armee, das zwar von Nauen aufgebrochen, aber erſt bis gegen Nahauſen vorgerückt war, ein Dorf, das damals zerſtört ward, aber nicht weit von Nauen lag. Wären dieſe Truppen der Stellung des Generals Fuchs näher geweſen, ſo hätten ſie das Haupttreffen gebildet, und dem Gefecht ſelbſt vielleicht eine günſtige Wendung geben können, ſo aber waren ſie zu entfernt und beſtanden ſpäter ganz für ſich ein Gefecht, das nur einen unglücklichen Ausgang haben konnte. — Nachdem Tilly ſeine Maßregeln getroffen, und die Canonade eine Zeitlang gewährt hatte, gab er 4 Infanterie-Regimentern den Befehl, den Feind anzugreifen. Dieſe gingen jetzt über den Bach und hatten ſich ſchon der Brücke bemeiſtert, als Fuchs ihnen mit Kavallerie entgegenrückte, und einen Theil der feindlichen Linie warf. Zu gleicher Zeit brach die däniſche Infanterie (3 Regimenter) vor, ging über den Bach, dirigirte ſich gerade auf die Tillyſche Artillerie, warf das zu deren Dekkung aufgeſtellte Regiment über den Haufen, und trieb es in einen Moraſt, den es im Rücken hatte. Der Angriff aber auf die feindliche Artillerie miß-

glückte, weil Tilly dieſe mit einem Verhau hatte umgeben laſſen. In dieſem Moment ſchien das Gefecht für Tilly, wenn gerade nicht verloren, ſo doch wenigſtens der Ausgang ſehr zweifelhaft. Er ſelbſt geſteht, hier mehr für Abwendung der Niederlage, als für Sieg gekämpft zu haben. Wären die Dänen, welche den Angriff hier machten, unterſtützt worden, ſo wäre Tilly höchſt wahrſcheinlich geſchlagen worden. Das verheerende Artilleriefeuer der Tillyſchen Batterie einerſeits, dann aber die parziellen und fruchtloſen Angriffe auf das Verhack, das ſie deckte, zwangen die Dänen von einem Unternehmen abzuſtehen, deſſen Erfolg den Sieg herbeigeführt haben würde. Ein Glück übrigens war es, daß die feindliche Colonne, welche gegen die linke Flanke der Dänen abgeſchickt war, nicht in ihrem Vorhaben reuſſirte. Zwar bemächtigte ſie ſich Dolgens, aber als es darauf ankam, gegen Rahden vorzurücken, gerieth ſie in ein Terrain, das ihr nicht erlaubte, weiter vorzudringen. Die in den Schanzen bei Rahden plazirte Artillerie ſchoß Dolgen, deſſen Lage heute nur noch einige Steine bezeichnen, überdieß in Brand. Doch der Zufall, der hier Tillys gut erſonnene Maßregel ſcheitern ließ, diente ihm auf einer andern Seite, es iſt unentſchieden, ob nur unerwartet oder zufällig, mit deſto größerem Erfolge. Der thätige und geſchickte du Four nämlich, den wir bis dahin als Führer der Avantgarde geſehen, erſchien im Augenblicke, als ſich das Glück

für die Dänen erklärt hatte, in deren Rücken. Zur Zeit, als Tilly den Angriff auf die Front ſeines Gegners befehlen nämlich, war er von Hohnhauſen her auf einem, höchſt ſchwer zu paſſirenden Wege, der nach Nauen führte, durch das dicke Gehölz, das ſich vor dem rechten Flügel der Dänen befand, indem er unweit Nauen über die Neile ging, erſchienen, und dieß gerade als die Dänen in Verfolgung der geworfenen kaiſerlichen Infanterie begriffen waren. Fuchs ſah ſich jetzt genöthigt, Front gegen du Four zu machen, aber indem er angegriffen ward, fielen ſowohl er als die Anführer ſeiner andern Regimenter, der jüngſte Sohn des Landgrafen Moritz von Heſſen und der Graf Solms. Die ganze Kavallerie ward auseinander geſprengt und in den Moraſt getrieben. Die drei däniſchen Infanterie-Regimenter, welche ſo tapfer bis dahin gefochten, erlitten ein gleiches Geſchick. Da Tilly nun ſeiner ganzen Linie Befehl gab, vorzurücken, ſo verließen die Dänen ihre Stellung am Bache in größter Unordnung. Ihr rechter Flügel und das Centrum wurden gänzlich niedergemacht oder gefangen. Der linke Flügel floh in das Dolger Holz, wo er ſich auflöſte und die Leute einzeln zu entkommen ſuchten. Mit Niederwerfung des Corps des Generals Fuchs war eigentlich die Schlacht entſchieden. Alles was ſpäter erfolgte, waren parzielle Gefechte, welche der König nothgedrungen annehmen mußte, und welche nur dazu dienten, die Niederlage noch

vollkommner zu machen. Mit den Truppen, welche der König bei Nahauſen aufgeſtellt, erneuerte er das Gefecht. Welches jedoch die Details hierbei geweſen, iſt nicht bekannt. Waffen, Knochen und Kugeln, welche man noch jetzt ausgräbt, bezeichnen die Anhöhe, die ſich in einiger Entfernung von Nahauſen vor Lutter hinzieht, als das Feld, auf dem das zweite Gefecht durchgefochten ward. Wenn alle Geſchichtſchreiber darüber einig ſind, daß der König das Gefecht mit großer Tapferkeit durchgeführt, ſo verſchweigen ſie uns dagegen nicht, daß die Truppen nur theilweiſe ihre Schuldigkeit gethan. Während die däniſche Kavallerie nicht focht, weil ſie ſeit einiger Zeit ihren Sold nicht erhalten, ergriffen dreißig Fahnen Fußvolk des linken Flügels plötzlich die Flucht und warfen ſich größtentheils in das Schloß zu Lutter. Wie es heißt, ſo hatte das Gerücht von einer Annäherung der Wallenſteinſchen Armee, die bereits in Langelsheim, etwa fünf Viertelmeilen vom Schlachtfelde, angekommen ſeyn ſollte, viel zur Demoraliſirung des Heeres beigetragen. Ohne mit Beſtimmtheit angeben zu können, inwiefern die Anweſenheit Wallenſteinſcher Truppen (er für ſeine Perſon war mit dem Gros des Heeres damals in Schleſien) zu dieſem Gerücht Veranlaſſung gegeben haben könne, hat man angenommen, daß dieß zwei Regimenter geweſen, welche ſich früher von dem du Fourſchen Detachement getrennt, und zufällig während des Gefechts in die Umgegend des Schlachtfeldes gekom-

men. Doch wird derſelben von Tilly in ſeinem Bericht nicht gedacht, und es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß Furcht und Uebereilung die kaiſerlichen Truppen, welche gegen das brennende Dolgen detachirt waren, um das Gehölz zu umgehen, dieſe für Wallenſteiner nehmen ließ.

Ehe die Dänen das Schlachtfeld ſelbſt verließen, und den Engpaß von Neuen-Wallmoden erreichen konnten, fiel noch ein drittes Gefecht in der Gegend eines heute nicht mehr beſtehenden, hinter Lutter belegenen Dorfes (Rauten) vor. Die Reſultate deſſelben waren ſo unglücklich, daß der König, nur von einigen Leuten umringt, vom Schlachtfelde floh. Gezwungen ſich durchzuſchlagen, war er in der äußerſten Gefahr gefangen zu werden. Einer ſeiner Begleiter erſchoß den kaiſerlichen Corporal, der im Begriff war ſich ſeiner zu bemächtigen. Später ſtürzte des Königs Pferd, und wenn der ihn begleitende Stallmeiſter ihm nicht ſchnell das ſeine gegeben, wäre er wahrſcheinlich auch jetzt verloren geweſen. Mit nur 30 Cornetten, Alles was der König aus der Schlacht gerettet, kam er Nachmittags zwiſchen 5—6 Uhr vor den Thoren von Wolfenbüttel an.

Tilly, den Reſt des geſchlagenen Heeres ganz außer Acht laſſend, ſchloß ſofort das Schloß von Lutter ein. Die Garniſon unter Oberſt Lohauſen, entmuthigt und unzufrieden, leiſtete ſchwachen Widerſtand und capitulirte noch an demſelben Abend. — Zu Tillys Trophäen kamen ſonſt

noch die ganze feindliche Artillerie, aus 22 Geſchützen beſtehend, ſieben Cornetten und 80 Fahnen, das Lagergeräthe und Schanzzeug, zwei mit Munition und zwei mit Geld beladene Wagen. 4000 Dänen ſollen das Schlachtfeld gedeckt haben; 3000 Mann, worunter 102 Offiziere, wurden gefangen. Doch wird anderweitig der Verluſt der Dänen auf 10,000 Mann angenommen. Tilly giebt ſeinen Verluſt nur auf 200 Mann an.

Auch ſcheint dieſer beſonders die Wallenſteiniſche Reiterei getroffen zu haben. — ein Umſtand, den du Four's tapferes und entſchloſſenes Benehmen genügend erklärt. — So wenig einſichtsvoll des Königs Benehmen vor und während der Schlacht geweſen, ſo umſichtig und thätig bewies er ſich nach derſelben. Von Wolfenbüttel aus erließ er eine Bekanntmachung, worin er allen deſertirten und gefangenen Soldaten — Tilly hatte 2000 Gefangene unter ſeine Armee geſteckt — gegen eine Remuneration von reſp. 6 und 4 Thlr. aufforderte, ſich bewaffnet, oder auch unbewaffnet bei ihren Fahnen wieder einzufinden — eine Aufforderung, die nicht unbenutzt blieb, und dem Heere reichlichen Zulauf verſchaffte. Dann ließ er in Wolfenbüttel eine ſtarke Garniſon, und begab ſich über Lauenburg nach Stade, das er ſtark befeſtigen ließ, und welches er zugleich zum Sammelplatz für das Heer beſtimmte *). Sind die

*) Der König hat ſich mit ſeinen Regimentern aus

Angaben einiger der Zeitgenoſſen richtig, ſo hatte er vier Wochen nach der Schlacht ſchon wieder 15,000 Mann Infanterie, 3000 Küraſſiere und 4000 leichte Reiter (Archibuſſier) beiſammen. Tilly verweilte 2 Tage in Lutter, ſchoß Victoria auf dem Schlachtfelde, und verlor darüber ganz die Spur, wohin ſich der König gewendet und wie viel Truppen er noch bei ſich habe.

Durchgehen wir die dieſe Schlacht begleitenden Operationen genau, ſo wird ſich uns mancherlei Stoff zu Betrachtungen dabei aufdringen *). Abſtrahirt man auch ganz von dem Umſtande, daß der König die Entfernung Wallenſteins nicht ſofort benutzte, ſo kann man dennoch nicht umhin, ein nachtheiliges Urtheil über deſſen Feldherrntalent zu fällen. Anſtatt Calemberg unbeachtet zu laſſen

---

Wolfenbüttel retirirt und ſtraks darauf ſein Volck wieder colligirt und General-Muſterung angeſtellt, darbey er befunden, daß an 4000 Mann zu Fuß mangelten, ſo theils gefangen, theils auf der Wahlſtatt geblieben waren. Die Kayſerlichen gaben vor, ſie hätten über 200 Mann nicht verlohren, wiewohl die Anzahl ihrer Todten größer war. Theat. Europ. I. S. 932.

*) Die Papenſche Karte giebt die zum Verſtändniß dieſer Operationen gehörigen Sectionen noch nicht. Doch reichen hierzu die Sect. 106. u. 125. der Reymannſchen Karte vollkommen aus, wenngleich einige Namen verſchieden angegeben ſind.

und ſeine Aufmerkſamkeit dem unendlich wichtigern Göttingen, das ſich überdieß ſo heroiſch vertheidigte, zuzuwenden, verzettelt er ſeine Streitkräfte, läßt ſein Corps ſchlagen und bekümmert ſich um Göttingen gar nicht. — Die Beſatzung deſſelben ſieht ſich nach einer tapfern Gegenwehr von faſt 7 Wochen genöthigt zu capituliren. Erſt nachdem Göttingen genommen, giebt der König die erſten Zeichen des Lebens von ſich, und man erfährt nun am 1. Auguſt, daß ſich König Chriſtian von Lutter am Barenberge auf Seeſen bewege. Tilly, der bereits durch ſeine leichte Kavallerie Northeim hatte berennen laſſen, geht ihm ſofort entgegen. Durch eine geſchickte Stellung hielt er ſeinen Gegner anfangs in Echec und entzieht ſich ſpäter demſelben durch einen ſchnellen, ganz unbemerkten Abmarſch, um ſich mit den Truppen unter du Four, welcher um dieſe Zeit in der Gegend von Wernigerode ſtand, zu vereinen *). Der König, ſtatt ſein numeriſches Uebergewicht zu benutzen und dem weit ſchwächern Tilly nun gerade auf den Leib zu marſchiren, und ihn in die Defileen des Göttingerwaldes zu treiben, oder ſich nach Befinden der

*) Khevenhiller X. S. 1267. ſagt, weil die Tillyſche Soldatesca noch nicht in gehörige Poſten gebracht geweſen, der General auch für ſeine Perſon nicht beim Volcke bei Northeim ſich befunden, ſondern ſich Leibes-Schwachheit halber damahls noch zu Göttingen aufgehalten ꝛc.

der Umſtände in Eilmärſchen auf du Four's Detachement zu werfen, hält ſich erſt mit ſeinem Heere bei der Verproviantirung Northeims auf, die gewiß ohne ihn vor ſich gegangen wäre, und dislocirt dann ſeine Armee um Catlenburg und Herzberg in Cantonirungsquartiere. Am 12ten wird das Hauptquartier des Königs nach Duderſtadt verlegt, womit auch deſſen Offenſiv-Bewegung völlig beendet war. Der König hatte alſo vom 1ſten ab bis zum 12ten etwa 7 Meilen gemacht, und Tilly Zeit gegeben, ſich mit dem ihm zu Hülfe eilenden Detachement zu vereinen. Wie ganz anders aber wäre gewiß das Schickſal des Königs ausgefallen, wenn er Tilly bei Northeim beſſer beobachtet und ihn vor ſeiner Vereinigung mit du Four zum Schlagen gezwungen hätte. Die Nachläſſigkeit des Königs aber läßt Tilly entwiſchen, und als dieſer ſpäter, ermattet und ermüdet, ihm gegenüber bei Welmanshauſen lagert, um ſeine Armee, die durch einen angeſtrengten Marſch und abſcheuliches Wetter auseinander gekommen war, zu ſammeln, begnügt ſich Chriſtian IV. damit, ſeine Armee aufmarſchiren und gleichſam paradiren zu laſſen. Nachdem er nun die Ankunft des Wallenſtein'ſchen Detachements erfährt, hat er nichts Eiligeres zu thun, als ſofort aufzubrechen und ſich auf Wolfenbüttel zurückzuziehen. Wir wiſſen bereits, daß dieß von Hauſe aus mit Schwierigkeiten mancher Art verbunden war. Die Eile, welche der König hatte, Tilly zu entkommen, verſchlim-

merte dieß Verhältniß noch, und ſo ſehen wir ihn endlich gezwungen, ein Gefecht anzunehmen, in dem er, weil er ſeine Kräfte nicht benutzen konnte, theilweiſe geſchlagen wurde. Dieſe Schlacht ſelbſt bietet des Stoffes noch mehr für die Kritik. Abgeſehen von der fehlerhaften Aufſtellung der königlichen Armee während der Nacht, wodurch ſich gleichſam ihr linker Flügel an die Tilly'ſche Armee lehnte, welche, wenn ſie gleich durch die Arrieregarde gedeckt war, durch nichts zu entſchuldigen iſt, bleibt es höchſt tadelnswerth, daß der König von Hauſe aus alle Zugänge zu ſeiner Stellung dem Feinde Preis gab. Hierdurch befand er ſich förmlich in einem cul de sac — beſonders war ſeine rechte Flanke dadurch ſehr gefährdet; eine Recognoscirung, welche gegen Hohauſen vorgeſchoben ward, fand das Terrain dort ſo beſetzt, daß ſie unverrichteter Sache zurückmußte. — Als der König die erſten Schüſſe, welche bei ſeiner Arrieregarde fielen, hörte, machte er zwar Halt, aber er war ſo entfernt von ſeiner Nachhut, daß es eben ſo gut war, als wäre er gar nicht da geweſen. Hierdurch ward jene vortrefflich plazirte und geführte Nachhut ſehr compromittirt, denn in dem Augenblicke, als es darauf ankam, unterſtützt zu werden, war Niemand da, der ihr dieſen Dienſt hätte erweiſen können. Vortrefflich ſind des Generals Fuchs Anſtalten — keine Vorſicht unterbleibt, ſich nach allen Seiten hin ſicher zu ſtellen. Ruhig läßt er den Feind zum Angriff vorgehen, aber als er ihn da hat, wo er

ihn haben will, ergreift er ſchnell die Offenſive und wirft ihn nicht allein zurück, er dringt ſogar ſiegreich gegen deſſen Batterie vor. Des Generals Vorſicht wird hier belohnt. Vergebens, daß der Feind es verſucht, über Dolgen in die linke Flanke vorzudringen — er ſcheitert bei allen ſeinen Verſuchen an des Generals muſterhaften Anordnungen. Der Dänen Unſtern aber führt plötzlich einen kühnen und entſchloſſenen Feind von einer Seite auf den Kampfplatz, von der her ihn Niemand vermuthet. Der raſtloſe du Four, des Königs Unachtſamkeit für ſeine rechte Flanke benutzend, erſcheint nämlich auf ungebahnten Wegen im entſcheidenden Momente im Rücken des Generals Fuchs und macht deſſen heroiſche Anſtrengungen unnütz. In dieſem Augenblicke iſt der Kampf entſchieden — die Dänen kämpfen fortan nur noch um den Rückzug. Der fernere Verlauf des Gefechts, worin die Kaiſerlichen zugleich mit Uebermacht fochten, von dem wir jedoch keine Details haben, verdient keiner weitern Erwähnung. —

Vortrefflich dagegen ſind Tilly's Anordnungen. Mit raſtloſem Eifer betreibt er die Belagerung Göttingens, das ein entſchloſſener und umſichtsvoller Offizier — Tönnies — mit Muth und Ausdauer vertheidigt. Tilly gewährt der Garniſon einen freien Abzug, da er ſieht, daß er ſie ſobald noch nicht werde bezwingen können, und eilt dann ſofort einer neuen Unternehmung, der Belagerung von Northeim, zu. Hier ſtößt er auf

8*

des Königs Vortruppen. Durch eine gute Stellung paralyſirt er deſſen Kräfte, entwiſcht ihm dann gleichſam unter den Händen, und zieht ſich von Stellung zu Stellung langſam zurück, bis er ſich mit den zu ſeiner Verſtärkung heranziehenden Truppen vereinigt hat. Nun tritt er dem Feinde ſofort kühn entgegen, verfolgt ihn raſtlos und zwingt ihn zur Schlacht. Seine Einleitung dazu iſt vortrefflich — während er den Gegner in der Front angreift, ſucht er ihn zugleich von einer Seite her zu umgehen. Aber was ihm ſeine Combinationen nicht geſtatten, gewährt ihm der Zufall. Wenigſtens gedenkt ſein offizieller Bericht nicht du Four's Manövers — er ſpricht nur von deſſen großer Tapferkeit. Mit unwiderſtehlichem Eifer führt er ſeine Truppen von Gefecht zu Gefecht, und ruht nicht, bis er die Schlacht, welche eigentlich aus drei auf einander folgenden und in gewiſſer Entfernung von einander geſchlagenen Treffen beſtand, ganz durchgefochten hatte. Doch nach der Schlacht ruht er zwei Tage lang und begiebt ſich des Vortheils, ſeines Gegners Heer ganz zu zerſtreuen, gleichſam freiwillig. Was Tilly in ſeinem Bericht mit der Aeußerung will, daß er in 18 Feldſchlachten nie einen Gegner gehabt, der es beſſer verſtanden, ein Heer zu ordnen und in das Gefecht zu führen, der mit mehr Geiſtesgegenwart allen Unordnungen abzuhelfen und die Streitluſt der Weichenden wieder anzufachen gewußt, als der König, iſt ein Compliment, das er ſich ſelbſt

macht. Tapferkeit, ja! die wird Niemand dem Könige abſprechen — mit der Einſicht aber ſteht es ſchlecht, wie wir geſehen. Was andere Zeitgenoſſen von Tilly ſagen, daß er in vielen Schlachten um den Sieg, in dieſer aber um das Leben gefochten habe, iſt abgeſchmackt. Es fand nur eine Criſis ſtatt — aber dieſe, ſelbſt zum Nachtheil Tilly's entſchieden, würde weiter keinen ſo entſcheidenden Nachtheil für ihn gehabt haben — er hätte ſich auf dem nächſten Terrain-Abſchnitt wieder ſammeln können, denn Fuchs, eben weil er ohne Unterſtützung war, würde ihn mit ſeinem ſchwachen Corps nie weit haben verfolgen können. — Es wäre ein abgeſchlagener Angriff auf die feindliche Nachhut geweſen, weiter nichts! —

Wir ſchließen mit dieſer Schlacht den erſten Abſchnitt dieſes Krieges, und wenden uns zu Betrachtungen über den zweiten, in dem die Schweden auftreten, und den man der Regel nach als den Zeitpunkt betrachtet, in welchem die Kriegskunſt angefangen ſich zu entwickeln. Zwar bliebe uns noch Manches zu erörtern, aber der urſprünglich etwas knapp zugeſchnittene Plan des Werkes erlaubt weiter keine Excurſionen.

Als Guſtav Adolph's Fortſchritte in Pommern anfingen beunruhigend zu werden, war die Macht des Kaiſers durch die Abſetzung Wallenſtein's und durch die Reduzirung der von dieſem befehligten Armee gebrochen. 150,000 Mann, welche die wichtigſten Plätze Deutſchlands beſetzt gehalten, waren auf

80—90,000 reduzirt; und als die dringender werdenden Verhältniſſe die Wahl eines neuen Oberfeldherrn heiſchten, ward die Führung einem General anvertraut, gegen den ſich ein unſichtbarer Widerſtand in der kaiſerlichen Armee offenbarte, der die Bande des Gehorſams erſchlaffen, und nur zu bald die alte Tapferkeit vieler tüchtiger Männer und ganzer Corps bezweifeln ließ. Dabei war die öffentliche Meinung nicht allein im nördlichen Deutſchland dem kaiſerlichen Intereſſe entfremdet, auch die katholiſchen Stände zeigten ſich ſchwierig. Die Kurfürſten von Sachſen, Brandenburg, die ſächſiſchen Herzöge der Erneſtiniſchen Linie, der Landgraf Wilhelm von Heſſen-Kaſſel, der Markgraf Friedrich von Baden, der Pfalzgraf Auguſt von Sulzbach, der Markgraf Chriſtian von Baireuth, der Fürſt Auguſt von Anhalt, die Fürſten von Braunſchweig, Lüneburg, Mecklenburg, Württemberg und Anſpach, ſo wie faſt alle proteſtantiſchen Stände des Reichs, hatten ſich zu einem Bündniß gegen den Kaiſer verpflichtet, dem Nachhalt zu geben, ſie ſowohl Truppen als Geld zuſammengebracht hatten. Die katholiſchen Stände ſelbſt klagten über nie endende, unerſchwingliche Koſten, über die Willkühr kaiſerlicher Heerführer, den Uebermuth der Soldateska ꝛc. Und wirklich waren es dieſe Geſinnungen der Fürſten und deren Streitmittel mehr, als die 16 Compagnien Reiter und 92 Compagnien Fußvolk Schweden, welche circa 13,000 Mann betrugen, mit denen der König von Schweden

auf Uſedom*) gelandet war, welche den Verhältniſſen eine bedenkliche Phyſiognomie leihen konnten. Der Theil der kaiſerlichen Armee, welcher zunächſt dem Unternehmen des Königs von Schweden hätte entgegentreten können und ſollen, lag zur Zeit ſeiner Landung in weitläuftigen Cantonirungen in Pommern. In vereinzelten kleinen Unternehmungen, welche jedoch alle zum Ruhme des Königs von Schweden ausfielen, ſtählte ſich der Muth ſeiner ohnehin ſchon krieggewohnten Truppen noch mehr, und eine Menge kleiner glücklicher Expeditionen, welche ſeine gewandte Politik zugleich ſchlau benutzte, ſicherten ihm nach einer zehnmonatlichen Campagne den Beſitz hinlänglich fruchtbarer Provinzen zu, um ſich im Falle ungünſtiger Ereigniſſe ſicher dahin zurückziehen und zu neuen Schlägen vorbereiten zu können. Aber was mehr als dieß galt, war die Vermehrung ſeiner Armee in dieſer Zeit, welche er auf 18,000 Reiter und 34,000 Mann Infanterie brachte, zu der ſpäter noch 10,000 Engländer und Schotten gleichfalls als Soldtruppen ſtießen, welche die gewöhnliche Eitelkeit der Engländer zugleich für ſeine beſten Truppen ausgiebt.

Bei Eingang der Nachrichten von Guſtav

---

*) Am 4. Juli 1630 (nach proteſtantiſchem Kalender den 24. Juni, Vorabend des hundertjährigen Gedächtnißtages der Uebergabe der Augsburgiſchen Confeſſion); auf Uſedom, und nicht auf Rüden. Vgl. Geijer's Geſchichte Schwedens. III. p. 168.

Adolph's Erſcheinen in Pommern ſtand dem Kaiſer, trotz der vorhergegangenen Reduction, noch ein ganz ſtattliches Heer zur Verfügung. Dreißig Tauſend Mann liguiſtiſcher Truppen lagen in Weſtphalen und Niederſachſen, gute Truppen, die in der Mehrzahl bei Prag, Wimpfen und Lutter am Barenberge gefochten, und von tüchtigen Offizieren geführt. Zehntauſend Mann ſtanden unter Montecuculi in Schwaben und Elſaß, zehntauſend Wallonen in der Pfalz; achttauſend Mann lagen in den Kurfürſtenthümern Mainz, Trier und Cöln, achttauſend unter Marradas in Böhmen, ebenſoviel unter Götz und Tieffenbach in Schleſien und der Lauſitz; ſechszehn Tauſend Mann aber unter Torquato di Conti hatten Pommern und die Mark Brandenburg inne. Dieſes letztere Corps wäre allein hinreichend geweſen, ſich, wenn es gut geführt worden, den Schweden zu widerſetzen. Aber Torquato di Conti, ein ſonſt tüchtiger Offizier, hatte ſein Corps ſo verzettelt, daß von einer Bekämpfung ſeines gewandten Gegners, der ſich zuerſt an der Küſte ausbreitete und dann längs der Oder nach Stettin zu heraufzog, deſſen er ſich obenein noch ſchlau bemächtigte, während Conti darum unterhandelte, weiter keine Rede ſeyn konnte. — Um jedoch bei den ſich häufenden Nachrichten von den Erfolgen des Königs etwas zu thun, veranlaßte man von Wien her folgende Vorkehrungen. Tilly, der neue kaiſerliche Oberbefehlshaber, jetzt an 70 Jahr alt, mußte mit den

Truppen aus Bayern und der Ober=Pfalz nach Meißen rücken, um ſowohl die dem Kaiſer verdächtig gewordenen Kurfürſten von Sachſen und Brandenburg, als auch die Elbe zu beobachten, und zugleich die weiteren Truppen=Organiſationen zu ſichern; Torquato di Conti erhielt Befehl, Gartz und Greiffenhagen zu beſetzen, um dieſe Oderpäſſe, welche zunächſt den feindlichen Angriffen ausgeſetzt ſeyn durften und die die Oder beherrſchen, zu hüten. Die Ereigniſſe jedoch in Pommern ſowohl, als die Feinde, welche Guſtav Adolph dem Kaiſer im Innern Deutſchlands zu erregen wußte, führten bald neue Chancen zu der Schweden Vortheil herbei. Die Irrungen nämlich mit Magdeburg feſſelten Tilly an der Elbe, während das unvermuthete Erſcheinen des Herzogs Franz von Lauenburg in der Gegend von Hamburg und Lübeck, die Entſendung von kaiſerlichen Truppen dorthin nöthig machte. Der König behielt ſomit durchaus freie Hand, die Eroberung Pommerns ſowohl zu vollenden, als die Mecklenburgs zu beginnen, was ihm auch, wenngleich nicht ohne Anſtrengung, ſo doch ohne große Opfer gelang. Der König entfaltete hierbei eine eben ſo große Thätigkeit als Geſchicklichkeit, wobei ihm ſeine Flotte, deren er ſich zur ſchnelleren Fortſchaffung ſeiner Truppen von einem Orte zum andern häufig bediente, von großem Nutzen war. Die Vertheidigung des Schloſſes von Wolgaſt, die Greiffenhagens, Colbergs, ſo wie einiger anderen,

feſten Städte, können als Glanzpunkte in einem Gemälde gelten, das ſonſt derſelben wenig bietet. Die Aufführung vieler kaiſerlichen Offiziere, welche die ihrer Ehre anvertrauten Feſten ohne Weiteres übergaben, war unter aller Würde. Viele derſelben hatten früher als Männer von Ehre und ausgezeichneter Tapferkeit gegolten; aber es ſcheint, als wenn mit dem Abtreten Wallenſtein's von dem Heere alle Kraft und Energie auch von ihnen gewichen. —

Nachdem der König von Schweden alſo die erſten ſechs Monate nach ſeiner Landung zugebracht, um ſich in Pommern an der Küſte und auf beiden Seiten der Oder militairiſch zu etabliren, ſein Heer zu vergrößern, in Deutſchland Bündniſſe zu ſchließen und mit Frankreich in nähere Verhältniſſe zu treten, begann er im Winter $16\frac{30}{31}$ von Stettin her, dem Laufe der Oder folgend, vorzudringen, und bis zum Frühjahr ſehen wir ihn Herrn der Oder bis Glogau, und der Warthe bis zur polniſchen Grenze. Mit der Erſtürmung Frankfurts war Guſtav Adolph dem Kriegstheater, auf dem Tilly ſich ſelbſt bewegte, näher gerückt. Einſeitige Rückſichten der Kurfürſten von Sachſen und Brandenburg verzögerten indeſſen die Fortſetzung der Bewegungen des Königs, worüber Magdeburg fiel. Sechs Tage vor deſſen Fall erſt hatte Guſtav Adolph ſein Bündniß mit Brandenburg zu Stande gebracht. Als der König darauf eine Bewegung nach Potsdam machte, verließen die Kaiſerlichen nicht allein ſehr eilig Ra-

thenau, Brandenburg und mehrere andere Orte, ſondern auch die Deſſauer Brücke und die dort angelegten Verſchanzungen, und es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß die Kaiſerlichen die Belagerung von Magdeburg aufgehoben haben würden, wofern der König nur noch ein oder zwei Märſche weiter vorgerückt wäre. Aber da der König, ſtatt vorzugehen, mit Sachſen wegen der Uebergabe Wittenbergs unterhandelte, ſo erlag Magdeburg ſeinem Geſchick, das es durch Unachtſamkeit ſeiner Bürger, wenn gerade auch nicht verſchuldet, ſo doch herbeigeführt hatte. Brandenburg, entſchuldigte ſich der König, habe ihm Spandau zu ſpät geöffnet, Sachſen Wittenberg gänzlich verſchloſſen — beide Durchlauchtigkeiten hetten ſich alſo erwieſen, daß Ihro Mayeſtät nicht eigentlich wiſſen gekonnt, ob ſie Freund oder Feind. — Daß man jedoch auch damals ſehr gut verſtand, zwiſchen den Zeilen zu leſen, beweiſ't die ziemlich allgemeine Meinung, der König habe Magdeburg abſichtlich fallen laſſen, um den größeren proteſtantiſchen Ständen eine Art Vorſchmack von dem beizubringen, was ſie im Falle eines Sieges von der katholiſchen Partei zu hoffen hätten. — Die unmittelbar ganz entgegengeſetzten Folgen dieſes Acts kriegeriſcher Grauſamkeit müſſen wir hier übergehen, und bemerken nur, daß Guſtav Adolph, nachdem er eine Excurſion nach Mecklenburg gemacht, und die Eroberung dieſes Landes vollendet hatte, im Auguſt ein feſtes Lager bei Werben bezog, wo ſich zum erſtenmal

die beiden Hauptarmeen, unter perſönlicher Anführung ihrer Obergeneräle, eine Zeitlang gegenüberſtanden. Doch hatten die Schweden vorher einige Regimenter von Tilly's Corps, das von Mühlhauſen bis Wolmirſtädt vorgerückt war, überfallen und theilweiſe niedergehauen. Das Lager bei Werben gilt als eins der ſtärkſten im ganzen dreißigjährigen Kriege. Im Rücken hatte es die Elbe, welche ſich hier weſtlich wendet und zugleich die linke Flanke der Schweden deckte; vor der Front ſelbſt Werben, mit doppelten Waſſergräben und Mauern verſehen, welche gut angebrachte Thürme flankirten; der rechte Flügel war durch eine leichte Biegung gleichfalls an die Elbe gelehnt. Der Elbdamm, welcher ſich zu beiden Seiten der Stadt bis zum Fluſſe ſelbſt zieht und dabei eine beträchtliche Höhe hatte, war mit Einſchnitten zum Schießen für die Truppen verſehen worden. Zugleich hatte der König noch einen Graben davor ausheben, und an geeigneten Stellen Ausfallspforten bereiten laſſen. Einige Niederungen, in denen ſich Waſſer geſammelt, hatten einen Theil der Front ganz unangreifbar gemacht. An zweihundert Schritte vor dem Elbwalle war ein ziemlich tiefer Graben, den der König mit Musketieren hatte beſetzen laſſen. Er zog ſich zu beiden Seiten der Stadt, mit deren ſüdlichen Mauer er faſt in derſelben Richtung lag, bis zur Elbe. Die Stadt ſelbſt war noch in Eile mit einigen Erdwerken verſehen worden. Zwiſchen dem Elbdamm ſelbſt und der Stadt

campirte die Armee. Im Rücken derſelben, am Confluent der Havel und Elbe, lag ein großes geſchloſſenes Werk, welches beide Ströme und auch die Elbbrücke beſtrich. — In dieſem ſtarken Poſten nun, von dem Bülow behauptet, daß er ganz Deutſchland dominire, und daß Friedrich ſich ganz Deutſchland unterworfen haben würde, wenn er ihn zu ſeiner Hauptfeſtung gehabt (!), erwartete der König den Angriff Tilly's, der durch den Echec, den ſeine Reiterei ſo eben erlitten, gereizt und damals, durch die Ankunft eines Corps mitten aus Italien unter Fürſtenberg bis auf 40,000 Mann verſtärkt, in Anmarſch war. Eine ſorgfältige Recognoſcirung aber ließ denſelben bald den Plan eines Angriffs aufgeben. Nach verſchiedenen vergeblichen Demonſtrationen, die Schweden aus ihrer Stellung zu locken, wobei einige Hundert Schüſſe auf Werben geſchahen und einige Scharmützel vorfielen, zog ſich Tilly zurück. Mehrere ſchwediſche Berichterſtatter haben hieraus eine bedeutende Affaire gemacht, in der angeblich Tilly an 6000 Mann verloren. Der Vater dieſer lügenhaften Angabe ſcheint der Soldat suédois zu ſeyn. Nach einer entſprechenden Einleitung ſagt dieſer: Le roy le voyant à la portée de son canon, luy fait boire une salue inopinée, emporte des rangs entiers, esclairoit bien fort les esquadrons les plus eschauffez et à la faveur de la fumée charge l'ennemy en front et en flancs avec une telle furie, qu'il le récoigne en ses re-

tranchemens, et l'oblige de faire une prompte retraicte et de laisser 6000 morts sur la place et leur despouilles etc.*) Der Wahrheit gemäßer ſcheinen hierüber das Theatrum Europaeum**) und Chemnitz***) zu berichten, die von dieſem ganzen Angriff überhaupt nur als von einer unbedeutenden Unternehmung, bei der einige Hundert Kanonenſchüſſe gefallen, ſprechen. — Tilly wußte, was im Bereich der Möglichkeit lag, und das, was die Schweden bis jetzt geleiſtet, war keineswegs geeignet, ihn zu einem Gewaltangriff auf das Lager zu treiben. Es iſt wahrſcheinlicher, daß er nur Verſuche machte, den König herauszulocken, um dann von den Verhältniſſen zu vortheilen. Aber der König, der ſeinen Gegner anſcheinend verachtete und ihn nur den alten Corporal nannte, war vorſichtig genug, kein gewagtes Spiel mit dieſem alten Krieger zu ſpielen. —

Die Art und Weiſe, wie die Kaiſerlichen mit dem Kurfürſten von Sachſen umgingen, wie endlich Tilly unverholen mit der Forderung hervortrat, er möge ſich dem Anſinnen des kaiſerlichen Hofes fügen und von den Leipziger Beſchlüſſen losſagen; die Verwüſtungen endlich, unter welchen er in Sachſen einrückte, trieben endlich den unentſchloſſenen Fürſten den Schweden zu. Er werde

---

*) I. p. 59.

**) II. S. 420 f.

***) I. S. 187.

der Gewalt entgegenſetzen, ſchrieb er Tilly, was Recht, Natur und Herkommen lehre, und ihm ſonſt nie in den Sinn gekommen ſeyn würde. Am 11ten September ſchloß er ein Bündniß mit Guſtav Adolph ab, dem gemäß er ihm alle Plätze und Päſſe in Sachſen öffnete, und dem Könige die Oberleitung in dem zu führenden Kriege überließ. Am 14ten bereits vereinigte ſich ſein 18,000 Mann ſtarkes Heer bei Düben mit den Schweden, und zugleich fing der ſonſt ſo unentſchloſſene Johann Georg an, dringend eine Schlacht zu fordern. — Doch nahm der König hiermit noch Anſtand. Seine Armee, ſelbſt ſein Leben, war deſſen Antwort, wolle er gern und willig geben — ſein Königreich ſelbſt ſey durch das Meer geſchützt, aber zwei Kurfürſtenthümer ſtänden auf dem Spiele, wenn die Schlacht verloren ginge. Nichtsdeſtoweniger blieb der Kurfürſt bei ſeinem Vorhaben — was dem Könige, wie Puffendorf uns verſichert, um ſo erwünſchter war, als er dadurch für jeden Ausgang gewiſſermaßen disculpirt war — ut in omnem eventum excusatus esset — Tilly, der nach dem Uebertritt Sachſens zu den Schweden ſofort in Sachſen eingerückt war, hatte ſich nach der Einnahme Leipzigs, das ſich ihm nach einer kurzen Unterhandlung ergeben, zwiſchen Eutritſch und Möckern aufgeſtellt, und verweilte hier vom 3ten bis 7ten. In einem Kriegsrathe, den er ſpäter zuſammenrief, ſprach er ſich dahin aus, ein Lager hinter Leipzig, bei Angern zu beziehen,

und dort den General Aldringer, der ſchon mit einem Hülfscorps bis Erfurt gekommen, zu erwarten — unbedingt ein ſehr weiſer Entſchluß. Leipzig hätte in dieſer Stellung ſeine Front gedeckt, die Flanken aber wären durch die Pleiße und Parthe geſichert worden. Leipzig war hierdurch zugleich gegen jeden Angriff gedeckt. Dieſer weiſe Entſchluß, der ihn zugleich gegen Umgehungen ſicherte, und dabei den Vortheil gewährte, im Fall der König auf Merſeburg marſchirte, ihm den Rückweg nach der Elbe zu verſperren, ward jedoch verworfen, weil angeblich Pappenheim die jüngeren Oberſten für eine entſcheidende Offenſive gewonnen *). Tilly ſelbſt gab nur zu gern nach, weil er das Gerücht ſeiner Unſchlüſſigkeit, worüber im Lager allerhand Meinungen in Bewegung geſetzt ſeyn mochten, Lügen ſtrafen wollte. Er erließ daher bald nach dem Kriegsrathe Befehl, das Schlachtfeld, welches er ſich auserſehen, zu beſetzen. Er hatte dieß zwiſchen Seehauſen und Breitenfeld, beinahe eine Meile vorwärts, gewählt. Seine Armee ſelbſt folgte in zwei Colonnen, und ſtellte ſich mit dem rechten Flügel vor das Dorf Seehauſen; der linke behielt das Dorf Breitenfeld links im Rücken. Die öſterreichiſche Milit. Zeitſchrift **) giebt ihr 21,000 Mann Infanterie in 18 Regimentern, und 11,000 Mann Cavallerie, in Summa

---

*) Ganz abweichend iſt Francheville, S. 76 ff.

**) Jahrg. 1820. S. 529.

32,000 Mann mit muthmaßlich nur 26 Geſchützen, von denen 13 ſchwere und 13 leichte. In Bezug auf die taktiſche Form weichen die verſchiedenen Berichte ganz von einander ab. Wir glauben, der öſterreichiſchen Militairiſchen Zeitſchrift folgen zu müſſen, weil ſie die Originalberichte bei Beſchreibung der Schlacht beſonders benutzte. — Hier ihr Bericht, inſoweit er Tilly betrifft. „Eine kleine Erhöhung, die ſich rechts von Breitenfeld fortzieht und nur wenig über das daran liegende Terrain erhaben iſt, war es, wohin ſich Tilly in Marſch geſetzt. Seine Armee beſtand aus 18 Regimentern, zuſammen 21,000 Mann Infanterie, die, in 13 Terzien zuſammengepreßt, im Centro ſtanden. Die Cavallerie, 11,000 Mann ſtark, war auf den Flügeln vertheilt. Sieben Regimenter unter Pappenheim machten den linken, und 6 unter Fürſtenberg (?) den rechten Flügel, vor welchem noch 5 Regimenter Croaten unter Iſolani aufgeſtellt waren. Das Centrum commandirte Tilly ſelbſt, unter ihm Schaumburg und Officutz. Die ganze Armee war in einer Linie aufmarſchirt*), die ſich von Breitenfeld bis Seehauſen, das hinter dem rechten Flügel lag, erſtreckte. Im Centro hinter der Front lag ein kleiner Wald. Vor der Mitte der Front befanden ſich nach den

---

*) Die Ideale der Kriegführung ꝛc. nennen dieſe Angabe eine unvernünftige Meinung. Vergl. die Ideale der Kriegführung. II. 2. S. 184.

gewöhnlichen Erzählungen 20 Feldſtücke, und auf einer Anhöhe, die auf dem rechten Flügel die Cavallerie von der Infanterie trennte, 16 Vierundzwanzigpfünder *). Die Landſtraße von Leipzig nach Düben blieb auf dem rechten Flügel der Kaiſerlichen, und trennte bei der feindlichen Armee die Sachſen von den Truppen des Königs.“ — Anders berichtet die Aufſtellung der Kaiſerlichen Francheville, dem auch der Verfaſſer der Ideale gefolgt iſt **). Ihm gemäß formirten die Avantgarde des rechten Flügels 5 Regimenter Croaten unter Iſolani. Hinter dieſen ſtanden 6 Geſchwader Cuiraſſiere von verſchiedenen Regimentern, welche 60 Fähnlein bildeten. Die Infanterie dagegen beſtand aus 8000 Mann in 4 großen Terzias, mit 20 Feldgeſchützen vor der Front und 16 ſchweren Kanonen auf den Flanken, um den Feind ſchon von fern her zu beſchießen. Dem linken Flügel dieſer Infanterie ſchloſſen ſich 5000 Pferde in 5 großen Geſchwadern an, welche Pappenheim führte. — Das Gros der Armee bildeten 10,000 Mann Infanterie in 6 Terzias und 4000 Pferde, von denen es je 2000 auf den Flügeln hatte. Auf einem Hügel rückwärts ſtand die Reſerve von 6000

---

*) Die öſterr. Milit. Zeitſchrift bemerkt, daß die ganze Artillerie der Kaiſerlichen nur 13 ſchwere Kanonen und 13 Feldſtücke betrug.

**) Man vergl. Ideale der Kriegführung ꝛc. von dem Generallieut. v. Loſſau. II. 1. S. 183.

Mann Infanterie mit der Reſerve-Artillerie. Die Infanterie der Avantgarde führte Schaumburg, die des Corps de Bataille Fürſtenberg (?), die Reſerve Officutz. Tilly ſelbſt, in einem grün ſeidenen Caſſaquin, den Hut reichlich befedert und einen kleinen Schimmel reitend, verweilte bei dem Gros, um von hier aus die Schlacht zu leiten.

Tilly's Armee bildete hiernach mehrere Linien, im Gegenſatz der von der öſterreichiſchen Zeitſchrift angegebenen Formation — ein Unterſchied, den bis jetzt mehrere Schriftſteller vergeblich unternommen, auszugleichen.

Der König zu Schweden, ſagt Chemnitz, von dem wir die Schlachtordnung entlehnen wollen, um ſo jede falſche Auslegung zu vermeiden, hatte die ſeinigen in zwei Treffen, vnd jedes Treffen in das corpo, ſo meiſt aus infanterie beſtand, vnd zween Flügel von cavallerie abgetheilt.

Das erſte Treffen des rechtern, als des vornemſten Flügels, hatten die ſchwediſchen und finniſchen Regimenter zu Ros: als, nemlich die Oſt-Bothen, Schmaländer, Weſt-Bothen vnd zwei Regiment Finnen. Hinter demſelben war das Rheingräffſche Regiment zur reſerve geſtellet. Im andern Treffen des rechtern Flügels ſtunden die Liefländer, Churländer vnd derer Oberſten Domitzen vnd Sperreuters, beide Regimenter.

Bei dieſem Flügel befand ſich der König zwar ſelbſt; doch weil Er, als oberſter Feldherr, an einem Ort der bataille ſich nicht verbinden konnte,

ſondern überall, wo es die Noth erfordern möchte, ſeyn muſte, nebenſt Demſelben der General Herr Johan Banner: Welchem vom Könige, ſtets dabei zu bleiben, vnd ihn in Acht zu nehmen, verordnet war.

Im erſten Treffen des linken Flügels befunden ſich zwo Compagnien des Feldmarſchalls, Herr Guſtav Horn's, nebenſt dem Calmbachiſchen vnd Baudiſchen, im andern das Halliſche vnd Coerrilliſche Regiment. Dieſer gantze Flügel, als welcher, in Betrachtung, daß die Chur-Sächſiſche Armee, noch ferner zur linken Hand ſtunden, der mittelſte vnd alſo der principal Ort in der gantzen bataille war, ward vom Könige in particulier obigem FeldMarſchalck, Herr Guſtav Horn, zu commandiren anvertrawet.

Zwiſchen den Regimentern zu Ros hatte der König, ſonderlich im erſten Treffen, allemahl eine gute Anzahl musquetirer theils von des Generals, Herrn Johañ Banners, Regiment, ſo in lauter Musquetirern beſtand vnd noch ohne Fähnlein marſchirte, theils von den ſtärkſten Regimentern ausgezogen, vnd hierzu commendiret, geſtellet.

Vnter der infanterie im corps de bataille waren die ſchwache Regimenter, damit die brigaden deſto ſtärker würden, zuſammengeſtoßen, vnd beſtand das erſte Treffen in vier brigaden zu Fuß. Die erſte war von lauter Schweden, ſo Herr Ako Oxenstierna, Obriſter vber das Dalekarliſche Regiment, führte; die andere, das gelbe vnd des

Königs Leib Regiment, vnterm Obriſten Maximilian Teuffel; die dritte, theils Schweden, theils Teutſche, die der Obriſt Erich Hand commandirte; die vierte, das alte blawe Regiment, vnterm Obriſten Winkel. Hinter dieſem erſten Treffen hielt zur reſerve des Königs Leib Regiment zu Pferde Oscars vnd drei ſtarke trouppen zu Fuß, vnter denen Obriſten Ramsay, Hamilton vnd Murray. Im andern Treffen befanden ſich drey Brigaden, vnterm Graffen von Thurn, Obriſten Heborn vnd Vitzthum. Die bataille beſchloſſen Herr Cochitzki vnd Obriſter Schoffmann mit ihren Reutern.

Ueber die groſſe canons, ſo vor der bataille geführt wurden, hatte jede brigade ihre gewiſſe Regiment Stücklein zu ihrer defension bei ſich: Welche von einem Pferde gezogen, auch, aufn Nothfall, wol von zwo oder drey Perſonen gerücket, vnd, mit groſſer Geſchwindigkeit, hin vnd weiter gebracht vnd gewendet werden konnten.

Die Chur Sächſiſche Schlachtordnung, ſo der Feldmarſchall Arnheim, doch auf gutachten des Königs, dem er den Abriß gezeiget, formirt hatte, war gleichfalls in ſein corpo von Fußvolk vnd beyde Flügel von Reuterey vnterſchieden. Vnd beſtand in ſechs Regimentern zu Roß, als des Churfürſten Leib Regiment vnterm Obriſten Lieutenant Dietrich von Tauben, Herzog Wilhelms von Sachſen Altenburg, Feldmarſchall Arnheims, General Wachtmeiſter Bindaufs, Obriſten Stei-

nams, vnd der Land Ritterſchaft Regiment: Imgleichen in ſechs Regimentern zu Fuß, als des Churfürſten Leib Regiment von ſechs Freyfähnlein, Feldmarſchalk Arnheimbs, General Feldzeugmeiſter Schwalbachs, Obriſten Löſers, Klintzings vnd Storſchedels. — Schweden ſtanden 7000 zu Pferde, 8000 zu Fuß, Sachſen 4000 Reiter und 11,000 zu Fuß in Reih und Glied — 100 Kanonen aber donnerten vor der Front *).

Guſtav Adolph ſelbſt erſchien in bunter Kleidung, mit einem ledernen Koller darüber, und in einem weißen Hute mit grüner Feder auf demſelben. Seine Generäle waren prächtig gerüſtet und gekleidet.

Der König ſowohl als Tilly haranguirten ihr Heer und ſagten ihm, was man bei ſolchen Gelegenheiten zu ſagen pflegt, um den Haß und Zorn anzuflammen. Mit der Loſung „Immanuel!" eröffneten die Schweden — mit „Jeſus Maria!" die Katholiken die Schlacht. Iſt es wahr, was uns von der öſterreichiſchen Zeitſchrift nach einigen Hiſtorikern wiederholt wird, ſo hätte der König Tilly ſchriftlich zur Schlacht auffordern laſſen, und dieſer ſich beeilt, zu antworten, daß er ſtets bereit ſey, des Königs Befehle zu erfüllen — ein Umſtand, der beweiſen würde, daß die beiden Heerführer einander bei Formation ihrer Schlachtord-

*) Die öſterreichiſche Zeitſchrift giebt die Schlachtordnung der Schweden etwas abweichend. —

nungen nicht genirt, was dießmal jedoch beſonders dem Könige zugute kam.

Eine ſtarke halbe Stunde nämlich von der kaiſerlichen Stellung, ziemlich parallel mit derſelben, floß in ſumpfigen Ufern der Loberbach, den die ſchwediſche Armee überſchreiten mußte, um an die Kaiſerlichen kommen zu können. Dieſen überſchritt das königliche Heer nun ungeſtört ober- und unterhalb Zſchelkau, und ſtellte ſich nun, den rechten Flügel an das brennende Podelwitz gelehnt, in Schlachtordnung auf. Ein Verſuch Pappenheim's, die Schweden beim Defiliren anzugreifen, lief unglücklich ab, und hätte ohne Tilly's Unterſtützung ſehr üble Früchte bringen können. —

Drei Kanonenſchüſſe, welche die Kaiſerlichen jetzt auf die Schweden abfeuerten, und welche von dieſen erwiedert wurden, zeigten, etwa 9 Uhr früh, den Anfang der Schlacht an. Eine lebhafte Kanonade folgte unmittelbar. Bald nach Beginn derſelben ließ Guſtav Adolph das Geſchütz der zweiten Linie gleichfalls vorrücken. Ein ſtarker Südweſtwind wehte jedoch den Schweden Staub und Pulverdampf ſo in die Augen, daß ſie von den feindlichen Bewegungen durchaus nichts ſehen konnten. Um dieſem Uebelſtande zu entgehen, befahl der König ſeiner Armee, links zu ſchwenken — eine Bewegung, welche den Nachtheil herbeigeführt haben würde, von den Kaiſerlichen gewiſſermaßen flankirt zu werden. So wie die Kaiſerlichen dieſe Bewegung bemerkten, eilten ſie, auch

ſofort Vortheil davon zu ziehen, indem Pappenheim herantrabte, die ſchwediſche Kavallerie in der Flanke anzugreifen. Der König befahl daher, die begonnene Bewegung einzuſtellen, während Banner zugleich mit der, zwiſchen den beiden Treffen ſtehenden Reſerve (nach Chemnitz das Rheingräff'ſche Regiment) einen Haken bildete. Nichtsdeſtoweniger greift Pappenheim muthig an. Was er aber auch thun und wagen mochte — ſeine Angriffe werden abgeſchlagen. Namentlich ſollen hierzu die zwiſchen der Reiterei angeſtellten kleinen Haufen Musketiere vortrefflich mitgewirkt haben; auch wird des wirkſamen Feuers der ledernen Kanonen erwähnt. Pappenheim jedoch, durch ein Abſchlagen ſeiner erſten Angriffe nicht entmuthigt, ſammelt ſeine Schaaren aufs Neue, und wiederholt ſeine Attaken. Doch zieht er ſich jetzt mehr links, während die Schweden den früher erwähnten Haken durch Truppen aus dem zweiten Treffen verlängern. Doch auch dieſe Verſuche mißglücken, und nach ſiebenmal erneuertem Angriff, wie es berichtet wird, ſieht er ſich, dem bis jetzt ſich das Glück ſtets hold erwieſen, genöthigt, ſelbſt verwundet, den Schweden den Rücken zu weiſen.

Während ſich dieß auf dem linken kaiſerlichen Flügel zutrug, war Tilly von ſeinen Bergen heruntergerückt und hatte die Schweden zugleich im Centro und auf dem rechten Flügel angegriffen. Aber indem er hierdurch das Feuer ſeiner auf dem Berge ſtehenden Artillerie maskirte, ward er zugleich ſehr

lebhaft

lebhaft von der ſchwediſchen Artillerie beſchoſſen. Sein Angriff blieb daher ohne Erfolg, und bald darauf führte er ſeine Truppen in ihre urſprüngliche Stellung zurück.

Ohne entſcheiden zu wollen, ob dieß ein wahrer oder falſcher Angriff geweſen, müſſen wir dabei ſtehen bleiben, Tilly in ſeinen Bewegungen zu verfolgen. Dieſe trafen zunächſt den linken Flügel der combinirten Armee, auf dem die Sachſen fochten. Hier hatten die Kroaten ſchon ſeit einiger Zeit mit den Sachſen geplänkelt. Zuvörderſt wendet Tilly ſich gegen die Kavallerie, welche nach einem lebhaften Gefecht flieht. Ihr folgt ſehr bald die Infanterie, ohne eigentlich Widerſtand geleiſtet zu haben. Die Flucht und Beſtürzung iſt ſo groß, daß der Kurfürſt ſelbſt unter Bedeckung einer Compagnie Garde das Schlachtfeld verläßt, und gegen Eilenburg flieht. Nur einige Regimenter unter Arnheim ſchließen ſich General Horn an. Kroaten und Sachſen plündern darauf gemeinſchaftlich ſowohl die eigene, als auch die ſchwediſche Bagage.

Feldmarſchall Horn, der ſeine Flanke durch den traurigen Ausgang jenes unrühmlichen Kampfes entblößt ſah, that jetzt daſſelbe, was Banner auf dem rechten Flügel gethan — er bildete mit ſeiner Kavallerie einen Haken, wobei ihm die Localität, ein moraſtiger Graben an der Landſtraße, welche, wie wir wiſſen, die Truppen der beiden Corps ſchied, treffliche Dienſte leiſtete. Anfangs ſchickte ihm der König ein Kavallerie-Regiment zu

Hülfe. Später mußte Hepburn ihm drei Regimenter Reiter aus der Reſerve zuführen, während noch zwei Infanterie-Brigaden hinter ſeiner Reiterei aufmarſchirten, wodurch den ſächſiſchen Truppen Zeit und Gelegenheit gegeben ward, ſich hinter Hepburns Regimentern wieder zu ſammeln und zu erholen.

Alles dieß hatte Statt gefunden, während Pappenheim in den rechten Flügel der Schweden bemüht war einzubrechen. Dadurch jedoch, daß er ſeine Bemühungen fortſetzt, den rechten Flügel zu umfaſſen, geräth er nach und nach ganz außer Verbindung mit dem Gros ſeiner Armee, während Tilly auf die Sachſen mit Ungeſtüm vordrang. Hierdurch erhielt der Feldmarſchall Horn Gelegenheit, alle nöthigen Vorkehrungen zu treffen, und ſich zur Abwehr des bevorſtehenden Angriffs vorzubereiten. Dieſer fand endlich auch, obwohl viel zu ſpät, von Seiten Tilly's Statt. Wie es heißt, verwendete er hierzu ſechszehn Regimenter, in vier Terzien formirt. Seine Cavallerie unterſtützte dieſe Bewegung durch einen Anfall auf Hepburns drei Reiter-Regimenter. Doch dieſe öffnen ſich beim Anrücken der kaiſerlichen Cuiraßiere, und die dahinter formirten Musketiere empfangen ſie mit einem ſo lebhaften — angeblich Peloton — Feuer, daß ſie in Unordnung weichen. Die Reiterei Hepburns, dieß benutzend, fällt zugleich über ſie her, und verfolgt ſie mit Eifer und Glück.

Dieſes Mißgeſchick coinzidirte mit dem unglücklichen Verlauf der Pappenheimſchen Attaken auf dem rechten Flügel, wodurch dem Könige nun volle Freiheit wurde, über die Truppen ſeines rechten Flügels zu disponiren, während Tilly mit den oben erwähnten vier Terzien ſich noch allein auf dem Schlachtfelde befand. Der König fällt ihm jetzt mit ſeiner Reiterei in die linke Flanke und nimmt zugleich die kaiſerliche Artillerie, welche ſofort gegen die Kaiſerlichen ſelbſt gewendet ward. Wie groß bei dieſer Gelegenheit das Gedränge war, erhellt daraus am beſten, daß Tilly nahe daran war, gefangen zu werden, und ſelbſt zwei Schüſſe erhielt. Ein Rittmeiſter von des Rheingrafen Kavallerie, wegen ſeiner Größe der lange Fritze genannt, der ſeine Piſtolen und den Karabiner abgeſchoſſen, und ſogar ſeinen Degen zerbrochen hatte, ſuchte den feindlichen Generaliſſimus durch Kolbenſchläge zur Annahme eines Pardons zu bewegen, den er bis jetzt immer ausgeſchlagen — eine Criſis, aus der er jedoch durch das unerwartete Erſcheinen des Herzogs Rudolph Maximilian von Sachſen Lauenburg, der dem langen Fritze durch beide Ohren ſchoß, daß er vom Pferde fiel, befreit ward. Tilly war in Folge dieſer Verletzungen genöthigt, das Schlachtfeld zu verlaſſen; er begab ſich nach Leipzig. — Die kaiſerliche Infanterie, durch das Artilleriefeuer und die wiederholten Reiterangriffe in Unordnung gebracht, fing jetzt ebenfalls an zu weichen. Fünf Regimenter jedoch — Chriſa, Goes,

Blankard, Dietrichſtein und Balderon — wider-ſtanden allen Angriffen — widerſtanden muthig. Ihres alten Ruhmes eingedenk, den ſie in ſo vielen Schlachten ſich errungen und mannhaft bewahrt, ſammelten ſie und formirten ſich wieder, ſo oft ſie in Unordnung geriethen, und zogen ſich fechtend bis an das Gehölz zurück, das, wie wir wiſſen, hinter dem Centro der königlichen Armee lag. Hier widerſetzten ſie ſich aufs Neue und ſetzten den Kampf bis ſpät in die Nacht fort, denn erſt, nachdem ſie bis auf 600 Mann zuſammengeſchmolzen waren, zogen ſie ſich zurück. — Mit dem Rückzuge, oder vielmehr mit der Niederlage dieſer Regimenter war die Schlacht beendet, welche bereits mit der Niederlage Pappenheim's und der Wegnahme der kaiſerlichen Artillerie entſchieden war. Tilly verlor ſeine ganze Artillerie, und ließ überdieß 7000 Todte auf dem Schlachtfelde, und 3500 Gefangene in des Siegers Händen. Zugleich löſte ſich ſein Heer auf der Flucht faſt völlig auf — viele der Nachzügler wurden durch die erbitterten Landleute erſchlagen; noch mehr verließen die kaiſerlichen Reihen und traten in ſchwediſche Dienſte. Doch was mehr als dieſe vorübergehenden Verluſte bedeutete, war der Verluſt der Unbeſiegbarkeit Tilly's, die er bis jetzt unbeſtritten behauptet; dem 70jährigen Helden lächelte fortan das Glück nicht mehr, und eben dort, wo er faſt noch in ſeinem Jünglingsalter die erſten Waffen getragen, ſollte er bald darauf ins Grab ſinken.

Weniger blutig war der Verluſt der Sieger geweſen; 3000 Sachſen und 1500 Schweden waren die geringen Opfer, mit denen Guſtav Adolph dieſen Sieg erkaufte, der das langſam und ſchwierig errichtete Gebäude des Kaiſers ſtürzte, Tilly den Ruf der Unüberwindlichkeit raubte, und der bis jetzt unterdrückten Partei plötzlich wieder die Oberhand verlieh. —

Den 8ten September rückte Guſtav Adolph vor Leipzig, den 9ten war er in Merſeburg und erreichte den 11ten Halle. Tilly war von Leipzig über Halle nach Halberſtadt gegangen, das er am 10ten erreichte und wo er die Ueberreſte ſeiner zerſprengten Armee ſammelte. Den 12ten hatte er erſt wieder 4000 Mann Infanterie und nur wenig Cavallerie; einige Tage ſpäter jedoch ſchon an die 8000 Mann. Zugleich zog er alle Garniſonen an ſich, behielt nur Magdeburg, Leipzig und Wolffenbüttel beſetzt, und wendete ſich dann über Oſterwiek nach der Leine in die Gegend von Ahlefeld, um einerſeits der Verfolgung der Armee Guſtav Adolph's zu entgehen, andrerſeits aber den Krieg ſo lange wie möglich ſowohl von Bayern als von den Erbſtaaten des Kaiſers abzuziehen. Altringer und Fugger, welche vom Main her mit 10,000 Mann gegen Heſſen in Anmarſch waren, erhielten Befehl, zu ihm zu ſtoßen, und die 13,000 Mann, welche der Herzog von Lothringen geworben, ſo wie mehrere Contingente einzelner katholiſcher Fürſten, wurden gleichfalls zu Tilly's

Verfügung geſtellt. — Guſtav Adolph, welcher, wie wir bereits geſehen, ſich mit der Hauptarmee nach Merſeburg begeben, hatte die Kaiſerlichen nur durch angemeſſene Detachements verfolgen laſſen, welche jedoch nichtsdeſtoweniger eine große Menge Gefangene einbrachten, die größtentheils in ſchwediſche Dienſte traten. Banner ſandte er mit einem kleinen Corps an die Elbe, wo es durch Nachſchubs-Truppen verſtärkt, die Belagerung von Magdeburg unternahm. Den ſächſiſchen Truppen ward die Einſchließung Leipzigs übertragen, das ſich bereits den 12ten ergab. Der König von Schweden beſchloß ſpäter, ſich durch Thüringen nach den katholiſchen Staaten zu wenden, ſich dem Main und Rhein zu nähern, und zugleich die evangeliſchen Stände zu einem Congreß zuſammenzurufen, während der Kurfürſt von Sachſen in die Erbſtaaten des Kaiſers einfallen ſollte.

Nachdem wir die Ereigniſſe bis auf einen Punkt geführt, der uns einen Ruhepunkt geſtattet, ſey es uns vergönnt, einen prüfenden Rückblick ſowohl auf die Schlacht ſelbſt, als auch auf die Ereigniſſe, welche ihr vorausgingen, zu werfen.

Guſtav Adolph, deſſen Wünſchen und Plänen es angemeſſen ſeyn mußte, ſein Kriegstheater von Hauſe aus ſo weit wie möglich auszubreiten, ſoll anfangs die Idee gehabt haben, mit fünf Armeen aufzutreten *) und ſo die ganze Landſtrecke

---

*) Grimoard, Campagnes de Gust. Ad. T. II.

von dem polniſchen Preußen bis nach Holland zu umfaſſen — allerdings ein gewaltiger Plan, der, wenn Guſtav Kräfte dazu gehabt, ihn zu realiſiren, den Feinden tödtlich geweſen ſeyn würde. Doch dem Könige ſtanden hierzu nur circa 20,000 Mann zu Gebot — auch ſcheint der Gang der Ereigniſſe ihn bald auf andere Gedanken gebracht zu haben. Wenn ein ſcharfer Critiker unſerer Tage meint, daß die geringen Kräfte, welche der Kaiſer ihm entgegenſtellte, ihn hierzu vermocht, ſo ſcheint dieß ein Irrthum — es dürfte vielmehr der geringe Anklang, oder die noch geringere Unterſtützung, welche er bei den deutſchen Fürſten fand, geweſen ſeyn, die ihn darauf verzichten ließen. Er begnügte ſich ſpäter, in Mecklenburg an Damgarten und Ribnitz feſte Punkte zu erlangen, die es ihm möglich machten, ſeine Operationen längs der Küſte und dann im Innern des Fürſtenthums fortſetzen zu können. Einige Tauſend Mann, die er da zurückließ, reichten vollkommen hin, dieſem zu genügen und zugleich den Kern zu einem neuen Corps zu bilden. Der König ſelbſt ſetzte ſeine Operationen in Pommern fort, die ihn, wie wir geſehen, nach und nach über die Oder und Elbe führten. Wenn einerſeits die Thätigkeit des Königs alle Anerkennung bei dieſen Operationen, welche wir leider! nicht verfolgen können, und nur ganz obenhin berühren durften, verdient, ſo dürfen wir uns andrerſeits nicht verhehlen, daß ihn hierbei die Verhältniſſe, wie ſie eben waren, ſonderbar unterſtütz-

ten und begünſtigten. Im Augenblicke, als Guſtav Adolph landete, ſagt hierüber ein ſchwediſcher Schriftſteller, verlor Wallenſtein den Oberbefehl. Das hieß ein Band löſen, welches hunderttauſend Mann zuſammenhielt, von denen nicht wenige nachher in die Reihen des Feindes übergingen. Im Allgemeinen trat der König in dem für ihn glücklichſten Moment auf. Der zu hoch geſpannte Bogen war in Wallenſteins Hand gebrochen. Darauf folgte ein Zuſtand von Lauheit und Auflöſung, eine allgemeine Abneigung gegen die kaiſerliche Macht und das Auftreten dieſer Mittelparteien, welche ſo oft den Uebergang von einem Extreme zum andern bezeichnen, bei einer Verfaſſung aber wie die deutſche, wo man unter unendlichen Formen halb oder gänzlich feindlich gegen ſeine geſetzliche Obrigkeit ſeyn konnte, es gewöhnlich waren. *)

Einen wahren Scharfblick verräth die Beſitznahme Stettins, um welches die Kaiſerlichen ſtanden, ohne daran zu denken, ſich deſſelben zu bemächtigen. Die Art und Weiſe, wie dieß geſchah, die kecke Haltung, mit welcher der König dort auftrat, verdienen wahre Bewunderung. Mit der Einnahme dieſes wichtigen Orts war das Schickſal Pommerns entſchieden. Die Configuration des ſchwediſchen Kriegstheaters ſelbſt war dadurch ſo vortheilhaft geworden, daß der König fortan eine

---

*) Geijer. III. S. 170.

doppelt ſo ſtarke Armee, als damals die kaiſerliche in Pommern, nicht zu fürchten brauchte. —

Nachdem der König Pommern von ſeinen Gegnern bis auf einige Punkte geſäubert und ſich auch, wie wir geſehen, an der Küſte ausgebreitet hatte, dirigirte er ſich gegen die Oder und Warthe. Frankfurt, Croſſen und Landsberg fielen nach kurzem aber blutigem Widerſtande in ſeine Hände; — Unterhandlungen ließen ihn Cüſtrin und Spandow gewinnen, bahnten ihm den Weg zur Elbe und führten ihm zugleich den Kurfürſten von Brandenburg, ſeinen Schwager, als Verbündeten zu. Ob er den Fall Magdeburgs zu verhindern im Stande war, dürfte ſchwer zu entſcheiden ſeyn. Auf jeden Fall hat man Unrecht, das Betragen des Königs hier kleinlichen Abſichten zuzuſchreiben. Daß er den Kurfürſten von Brandenburg und Sachſen für ihre Renitenz eine kleine Lehre gönnte, darf man unter den obwaltenden Verhältniſſen ſchon zugeben; aber die blühendſte Stadt des mittlern Deutſchlands dieſerwegen dem Untergange zu widmen, iſt dem Könige gewiß nie in den Sinn gekommen. Militairiſch wird man ihn immer rechtfertigen können und müſſen. Guſtav Adolph's ganzes Betragen, ſagt hierüber der ſcharfſinnigſte Critiker unſerer Zeit, General Clauſewitz *), beweiſt, daß er mit der Idee nach Deutſchland gekommen war, ſich ſeinen Waffenerfolg auf einem ganz neuen

*) IX. p. 29.

Wege zu verſchaffen, nämlich durch ſtrategiſches Manövriren; dieß beweiſen ſeine Entwürfe, mit fünf Corps zu agiren, den Torquato di Conti von Garz, den Tilly von Frankfurt an der Oder wegzumanövriren, ferner ſeine Dispoſitionen für die in Mecklenburg commandirenden Generale, während er an der Oder ſtand ꝛc. Daß er dabei ſich vorgenommen hatte, ſich erſt vollends zu baſiren, bevor er etwas Entſcheidendes wagte, war ganz in demſelben Geiſte, und wird durch die Wegnahme der vielen Städte bewieſen, womit er ſich beſchäftigte, ehe er zum Treffen bei Breitenfeld, wie auch zum Entſatz von Magdeburg ſchritt. Croſſen war ſein rechter Flügel, Demmin ſein linker; alles, was dazwiſchen lag, Küſtrin und Spandau ausgenommen, war ſein; wie vorſichtig, ſich auch noch dieſe beiden Oerter zu verſchaffen und, damit noch nicht zufrieden, ſich erſt der Elbe durch Wittenberg und Deſſau verſichern zu wollen! Kurz er war ein gelehrter Feldherr voller vorſichtiger Combinationen. — Wie übel ihm Deutſchland dieſe Vorſicht nahm, beweiſt die Rechtfertigung des Königs, welche ihm die allgemeine Meinung abdrang. —

An der Elbe finden wir Tilly und Guſtav Adolph zum erſten Male einander gegenüber. Nachdem der König den alten thätigen und vorſichtigen Tilly überfallen und ihm einen empfindlichen Verluſt beigebracht hatte, ließ er deſſen Kühnheit ſich vor den Gräben und Wällen ſeines La-

gers von Verben brechen — ein Umſtand, der den beſſeren Berichten gemäß mit keinen ſonderlichen Verluſten verknüpft war, der aber Tilly doch bedeutenden Abbruch in der Meinung der Zeitgenoſſen ſowohl, als beſonders ſeines Heeres that. Seit zwölf Jahren — denn ſo lange glänzte ſein Name unter denen der erſten Feldherren — war es das erſte Mal, daß ſein Muth vor einem Hinderniſſe dieſer Art zurückbebte — bald ſollte er auch noch den Ruhm verlieren, bis jetzt in keiner offenen Feldſchlacht geſchlagen worden zu ſeyn.

Wenn wir die Schlacht bei Breitenfeld ſelbſt analyſiren, ſo wird ſich uns gar Manches darbieten, womit ſich die Critik nicht einverſtanden erklären darf. Der erſte Fehler Tilly's war der, die Schlacht überhaupt anzunehmen. Neuere Schriftſteller, welche dieſem Gegenſtande ihre Betrachtungen gewidmet, ſind gleichfalls dieſer Meinung, und fügen hinzu, daß der alte Feldherr als alleiniger Anführer der Liguiſten dieß ſchwerlich gethan haben würde. Eine gewiſſe Beſorglichkeit, welche dem Alter gern folgt, ließ ihn wahrſcheinlich fürchten, das für Aengſtlichkeit ausgelegt zu ſehen, was nur eine weiſe Vorſicht geweſen wäre, d. h. die Vereinigung aller disponiblen Kräfte abzuwarten und dann die Schlacht zu beginnen. Zweimal ſchon hatte Tilly vermieden, es mit Guſtav Adolph zur Entſcheidung kommen zu laſſen — er fürchtete die Berichte ſeiner vielen Feinde, beſonders Pappenheim's, der ſchon laut erklärt hatte, nur Wal-

lenſtein könne das Reich retten, und ſo ließ er ſich verleiten, ſeine ihm ſonſt eigene Vorſicht zu verleugnen — er that noch mehr, er gab eine gute, vortheilhafte Stellung auf, um den Gegner gewiſſermaßen aufzuſuchen, dem er Urſache vollauf hatte, mit Vorſicht entgegenzutreten. Wie ganz anders wäre wahrſcheinlich die Schlacht ausgefallen, wenn Tilly die nicht mehr fernen Altringer und Fugger, welche 18,000 Mann führten, abgewartet und mit dieſer numeriſchen Ueberlegenheit die Schweden dann angegriffen hätte? —

Die Wahl des Schlachtfeldes ſelbſt war in ſo fern nicht angemeſſen, als keiner der Flügel eine Anlehnung hatte; auch verabſäumte Tilly, ſich taktiſch dieſelbe zu ſchaffen, was ſpäter Urſache war, daß der Flankenangriff des Königs ohne Weiteres gelang und den Sieg entſchied. Bei Wimpfen, ja bei Lutter am Barenberge, welches doch Angriffsſchlachten waren, hatte ſich der Feldherr Schanzen vorbereitet, — hier, wo er den Feind ſtehenden Fußes erwartet, finden wir die alte Lieblingsregel des Generals, ſich überall zu verſchanzen, ganz vernachläßigt. Wollte Tilly mit Gewalt ſchlagen, ſo konnte er in der Stellung zwiſchen Eutritſch und Möckern, die er vom 5—7ten inne hatte, die Schlacht annehmen. Hier hatte er alle Vortheile für ſich, welche man von einem guten Schlachtfelde fordern kann. Ueberdieß war durch Anlage von Schanzen deren Werth noch erhöht worden. Wenn auch der Rückzug durch die Nähe der Pleiße

etwas gefährdet erſcheinen möchte, ſo dürfte auf der andern Seite eine in ſo guter Stellung ganz durchgefochtene Schlacht dem Feinde wenig Luſt und Kräfte zur Verfolgung übrig gelaſſen haben.

Daß Tilly dem Feinde den Anmarſch über den Loberbach gar nicht, und das Debuſchiren aus Podelwitz nur einigermaßen erſchwerte, iſt ihm von mehreren Taktikern als Fehler, von anderen dagegen, wie z. B. von Bülow, als Verdienſt angerechnet worden. Uns will die letztere Anſicht die richtigere erſcheinen, und zwar darum, weil dieß eine Beweglichkeit der Truppen vorausſetzte, welche den Kaiſerlichen durchaus nicht eigen war. Tilly vermied alſo mit Recht etwas, worauf er ſeine Armee gar nicht eingerichtet fühlte. —

Die Einleitung der Schlacht hat im Allgemeinen etwas Aehnlichkeit mit der von Wimpfen und Lutter am Barenberge, nur daß ſie im Laufe derſelben eine ganz andere Phyſiognomie bekam. Wir wiſſen nicht, welches Tilly's Dispoſition war, aber während er die beiden Flügel lebhaft angriff, hielt er das Centrum zurück. Aber der Angriff des rechten feindlichen Flügels war iſolirt, nicht gehörig unterſtützt, übereilt, und ſcheiterte endlich ſo ganz, daß keine Truppen übrig blieben, die Schweden auch nur einigermaßen aufzuhalten. Pappenheim verſchwand gleichſam vom Schlachtfelde, und als der rechte ſchwediſche Flügel nun ſchwenkte und die große Batterie durch einen Flankenangriff nahm, war die Schlacht auf dieſem Flügel ſo gut wie

entſchieden. Auf dem linken Flügel der Schweden waren die Sachen dagegen ſchlecht gegangen, doch des Königs Vorſicht hatte an dergleichen Chancen gedacht, und Horn's Umſicht wußte Alles ſo geſchickt zu leiten und zu ordnen, daß auch hier, trotz der anfänglichen Erfolge, bald das Gleichgewicht hergeſtellt ward.

So wie der König die große Batterie im Centro genommen, ward nicht mehr um den Sieg von den Kaiſerlichen gefochten — es konnte ſich nur noch darum handeln, einen ehrenvollen Rückzug zu erkämpfen. —

Die alte Tapferkeit der kaiſerlichen Truppen bewährte ſich an dieſem Tage in einem glänzenden Lichte und ſtellt es außer Zweifel, daß Guſtav Adolph einen unendlich ſchwierigern Kampf zu beſtehen gehabt haben würde, wenn er auch noch die, nur einige Meilen vom Schlachtfelde entfernten Truppen zu bekämpfen gehabt. — Kurze Zeit darauf zählte die Armee, welche die Katholiken aufſtellten, 60,000 Mann. Hätten ſie dieſe Macht aufgebracht, als Conti noch bei Garz ſtand und hier allen Angriffen der Schweden und dem Einfluſſe des Wetters und des Mangels widerſtand — das kleine ſchwediſche Heer würde ſehr bald genöthigt geweſen ſeyn, ſich wieder einzuſchiffen. —

Guſtav Adolph feierte auf dem Schlachtfelde von Breitenfeld den Triumph ſeiner neuen Feuer-Taktik und Beweglichkeit. Die verſchiedenen Hakenformationen, ſo wie die Schwenkung des rechten ſchwedi-

ſchen Flügels gaben einen glänzenden Beweis taktiſcher Ausbildung, die im Verein mit dem beſſeren Infanteriefeuer und der zahlreichen Artillerie ungefähr dieſelbe Wirkung auf die kaiſerliche Armee hervorbrachte, wie hundert und einige Jahre ſpäter das Feuer der Preußen bei Mollwitz. Bülow iſt der Meinung, daß die ledernen Kanonen hierbei das Beſte gethan, und wir möchten, auf Khevenhüller's Zeugniß geſtützt, daſſelbe glauben. Die königliche Artillerie war von großen und kleinen Stücken — inſonderheit hatte der König eine treffliche, ſchöne Artillerie ſehr vieler kleiner Regimentsſtücke, damit er ſo geſchwind zu ſchießen wußte, daß er wohl achtmal feuerte, ehe ein abgerichteter Muskotier ſechsmal zum Schuſſe fertig werden konnte. *)

Vergleichen wir die beiden taktiſchen Syſteme der gegeneinander kämpfenden Armeen mit einander, ſo werden wir finden, daß keins derſelben vorzugsweiſe auf den Gewinnſt oder Verluſt der Schlacht Einfluß gehabt. Daß die Kaiſerlichen, die unbedingt ſchwerfälliger waren als die Schweden, dieſerwegen die Schlacht verloren, ſtellt ſich im Laufe der Schlacht nirgends heraus. Sie genügten allen Forderungen, die an ihre Schnelligkeit gemacht wurden. Die Urſachen des Verluſtes der Schlacht waren, daß die Bewegungen der Kaiſerlichen nicht gehörig coinzidirten, daß deren linker Flügel nicht ſeine Schuldigkeit in dem Maße

*) Annales Ferdinandei XI. 1290.

that, wie es der Ruhm und die Tüchtigkeit Pappenheim's vorausſetzen ließen; ſie wurde endlich durch die verbeſſerte Anwendung und Vermehrung des Infanterie- und Kanonenfeuers, ſo wie durch die Ueberlegenheit der Artillerie überhaupt, beſonders entſchieden. Eine vernünftigere Führung des linken Flügels der Kaiſerlichen hätte höchſt wahrſcheinlich ein anderes Reſultat gegeben — auf jeden Fall würde die Schlacht unentſchieden geblieben ſeyn, ſtatt daß ſie unter den Verhältniſſen, wie ſie waren, und bis zum letzten Athemzuge durchgekämpft, auch ſo durchaus verloren ging.

Wenn wir im Soldat suédois, dem es übrigens nicht ſo ſehr darauf ankommt, eine Unwahrheit zu ſagen, leſen, daß Guſtav Adolph auf dem Schlachtfelde noch den Tilly einen alten Corporal genannt (qu'il persécuteroit ce vieil corporal jusqu'au bout du monde *)), ſo darf dieß nur als eine Plaiſanterie des Königs, die er ſich vielleicht im Gefühl des Sieges erlaubte, betrachtet werden. Tilly ſtand als Schlachtengeneral höher denn der König. —

Der Entſchluß Guſtav Adolph's, ſich bei Fortſetzung des Krieges gegen den Main und Rhein, und nicht gegen Wien gewandt zu haben, iſt vielfach getadelt worden, und fand beſonders in Oxenſtierna den lebhafteſten Tadler. **) Rein mili-

---

*) p. 75.

**) Certe id optimum judicaverat Oxenstierna,

tairiſch genommen, möchte dieß ganz richtig ſeyn, doch wer ſich einen klaren Begriff vom Zuſtande Deutſchlands in jener Zeit gemacht, wird den König hier keiner Unterlaſſungsſünde anklagen. Auch faßte ihn der König erſt nach reiflicher Ueberlegung, nachdem er lange das Für und Wider erwogen, ſeinen urſprünglichen Plan, den statum belli, ſo zu formiren und ſich in eigener Perſon nach Thüringen zu begeben und dort Winterquartier zu nehmen. Für die Proteſtanten, bemerkt General v. Clauſewitz ſehr richtig, hätte er in Wien alles, für ſich aber nichts erhalten können. *) Wenn wir nun auch nicht gerade der Meinung Bülow's ſeyn wollen, daß der Himmel den Vorwand zu dieſem Kriege gegeben, aber daß die Güter der Erde der eigentliche Zweck deſſelben geweſen, ſo wird man dennoch zugeben müſſen, daß der König manche arrière pensée gehabt. Da dieſe ſich nun gerade mit dem Operationsplane des Königs ſehr gut vereinigen ließen, ſo war es ſehr natürlich, daß er zuvörderſt auch daran dachte, ſich ein regelmäßiges Kriegstheater

---

ſagt Puffendorf, qui cum post Francoforti ad Moenum Regem addiisset de victoria gratulatus addiderat optasse se, ut hoc officio Viennae potius fungi licuisset. — Bülow's Anſichten über dieſen Gegenſtand, der ſich ganz einverſtanden mit Oxenſtierna erklärt, finden ſich in deſſen Guſtav Adolph in Deutſchland II. 55 f.

*) IX. p. 47.

zu bilden. Und in der That rechtfertigt die Lage des Königs nach der Schlacht bei Breitenfeld ſein Benehmen durchaus. Er war Herr von Pommern; in den Marken, den Staaten ſeines Schwagers, hatte er die wichtigſten Städte und Feſtungen inne; für Sachſen bürgte ihm der Charakter des Kurfürſten, der durch die Ausſicht der Eroberung Böhmens in Thätigkeit erhalten, vor der Hand gewiß nicht daran dachte, ſich wieder mit dem Kaiſer auszuſöhnen — dazu hatte der König in Pommern und in den Marken, wenn auch nicht bedeutende, ſo doch hinreichende Kräfte, um unvorhergeſehenen Umſtänden entgegenzutreten. Magdeburg, Roſtock und Wismar, welche ſich noch in feindlichen Händen befanden, waren durch angemeſſene Kräfte blokirt — im Braunſchweigiſchen hatten die Truppen des niederſächſiſchen Kreiſes eine impoſante Haltung — Weſtphalen war faſt vom Feinde entblößt. Ganz anders dagegen war die Stellung der katholiſchen Stände am Niederrhein. Heſſen, wo Tilly nach der Schlacht weilte, war bereits mit Guſtav Adolph im Bündniß; Franken, durch keine Feſtung von Bedeutung geſchützt, von mehreren Fürſten, welche durchaus kein gemeinſames Intereſſe hatten, beherrſcht, reich an Hülfsmitteln jeder Art, bot eine leichte Beute dar.

Jener Plan alſo mußte ſich nach der Schlacht von Breitenfeld unter ſo bewandten Umſtänden dem Könige von ſelbſt darbieten. Ueberdieß waren die Vortheile, welche ſich von der militairi-

ſchen Seite her noch geltend machten, ſo überwiegend, daß alle Demonſtrationen dagegen, ſo plauſibel ſie auch erſcheinen mögen, in Nichts zerfallen. Durch einen raſchen Marſch dahin war Tilly von Bayern und Oeſterreich abgeſchnitten, die ſämmtlichen katholiſchen Staaten des Mittel- und Nieder-Rheins, ſo wie die militairiſchen Kräfte der Ligue, welche noch in Weſtphalen und Niederſachſen ſtanden, wurden hierdurch von Oeſterreich getrennt und iſolirt, überdieß das verbündete Heſſen von einem Feinde, der deſſen Kräfte paralyſirte und es erdrückte, befreit. Die reichſten und ſchönſten Gegenden Deutſchlands boten ſich dem Könige gleichſam als Kriegstheater dar.

Ueberdieß drängte es den König, aus einer Gegend wegzukommen, die der Krieg bereits ſtark mitgenommen. Mit größter Armuth, Beſchwerde und désordre, hatte der König ſchon im Juli an Oxenſtierna geſchrieben, haben wir uns in der Armee dieſe Zeit durchgeholfen, indem wir von allen unſern Dienern verlaſſen ſind, und einzig ex rapto, zum Schaden und Verderben aller unſerer Nachbaren, den Krieg führen mußten — was bis auf dieſe Stunde continuirt, ſo daß wir Nichts haben, die Leute zu contentiren, außer was ſie ſelbſt mit unleidlichem Plündern und Rauben uſurpiren. Auch haben wir auf Euch vor Andern unſere Hoffnung (Geld zu erhalten) geſtellt, allein auch das ſchlägt uns fehl. —

Alſo auch die Noth trieb den König, vorwärts

zu dringen, um das Land zu erreichen, das ſich ihm in der Perſpective als ein Land der Verheißung, den Soldaten als ein Port, in dem ſie nach langen Entbehrungen Erholung und Erſatz finden ſollten, darſtellte.

Und der König hatte ſich in dieſem Vorgefühl nicht getäuſcht. Der Zug durch Franken glich eher einem Triumphzuge, als einer kriegeriſchen Expedition. Reichthum und Ueberfluß floß den Soldaten von allen Seiten zu. Nach der Einnahme von Würzburg, erzählt Gualdo Priorato, gab es faſt keinen Soldaten mehr in der Armee, der nicht ein neues Kleid gehabt. *) Im Lager zahlte man für eine Kuh einen Thaler, einige Stüber für ein Schaaf. **) Der König hatte bald ganz Franken inne und nahm die Huldigung als Herzog von Franken an. Unſere finniſchen Burſche, die ſich an das Weinland da oben gewöhnen, werden nicht ſobald wieder nach Savolax kommen, ſchreibt ein Zeitgenoſſe des Königs nach Schweden. In den liefländiſchen Kriegen mußten wir oft mit Waſſer und verſchimmeltem groben Brod zur Breiſuppe vorlieb nehmen; nun macht ſich der Finne ſein Kallſkål (kalte Schale) in der Sturmhaube aus Wein und Semmeln ꝛc. ***) —

Nachdem der König dem Kurfürſten von Sach-

---

*) S. 102.

**) Khevenhiller S. 1884.

***) Geijer. III. S. 199.

ſen es überlaſſen, Böhmen zu erobern, brach er am 17. September von Halle auf und dirigirte ſich auf Erfurt, das ſich ihm am 22. ergab und deſſen Befeſtigungen er verſtärken ließ. Zugleich ließ er den Herzog Wilhelm von Sachſen-Weimar hier, um ſofort ein Corps von 10,000 Mann zu formiren. Ueber Ilmenau und Schleuſingen ging es nach Königshofen, einem Beſitzthum des Biſchofs von Würzburg, das ſich ihm mit ſeinen unendlichen Vorräthen ohne Widerſtand ergab.

Ueber Schweinfurt kam er am 4. October in Würzburg an. Auch dieſer feſte Platz gerieth nach einem lebhaften Angriff, bei dem der König eben ſo viel Energie des Geiſtes, als perſönlichen Muth bewies, mit vielen Vorräthen und bedeutenden Schätzen in der Schweden Gewalt. Geplündert wurde hier, wie in Magdeburg von Tilly's Soldaten geplündert ward, nur die Schändung der Weiber verhütete Guſtav's Strenge, ſagt ein Neuerer, im Gegenſatze ſo vieler Anderer, welche das Gegentheil behaupten *). Von hier aus unterwarf der König ſich ganz Franken, formirte neue Regimenter, und bewirkte ſowohl durch ſeine Nähe, als durch ſeine Unterhandlungen, daß ſich Nürnberg, und ſpäter auch Ulm und Straßburg, für die Proteſtanten erklärten. In drei Monaten war die Unterwerfung Frankens vollendet, wobei ihn eben ſo ſtark die

*) Meenel VII. S. 361. und Clauſewitz IX. S. 52. ſind hier in offenbarem Widerſpruch.

Gewalt der Waffen, als die loyale Art und Weiſe, wie er ſich gegen Proteſtanten und Katholiken be= nahm, unterſtützt hatte. — Tilly war unterdeſſen, nachdem er den Marſch des Königs nach Erfurt erfahren, von Ahlefeld aufgebrochen, hatte ſich über Höxter, Borgholz und Warburg nach Fritzlar ge= zogen, wo er ſich mit Altringer und Fugger vereinigt, und war dann über Fulda nach Aſchaf= fenburg gegangen, das er in der Mitte Octobers erreichte. Hier vereinigte er ſich mit dem Herzog von Lothringen, der jedoch vorher ſchon zwiſchen Biſchofſtein und Marienthal mit den Schweden zuſammengetroffen war und einen Verluſt von 4000 Mann erlitten hatte. Tilly marſchirte darauf nach Miltenberg, um von hier aus wenigſtens das Aus= breiten der Schweden auf dem linken Ufer der Tauber zu verhüten.

Während der König hier ſo glücklich ſeine Un= ternehmungen fortſetzte, begünſtigte ihn auch das Kriegsglück auf den anderen Theilen ſeines weiten Kriegstheaters. Böhmen gerieth ohne große An= ſtrengung in der Sachſen Gewalt. Maradas räumte Prag, und 11 Jahr nach der Schlacht auf dem weißen Berge, am 15. November 1631, rück= ten die Sachſen in die Hauptſtadt ein, unter ihnen der alte Graf Thurn, und viele andere Geächtete, die ſich damals durch die Flucht einer ſchimpflichen Hinrichtung entzogen, und welche noch an den Brückenthürmen die Häupter ihrer hingerichteten Freunde gewahrten. Die Art jedoch, wie der Kur=

fürſt ſein Verhältniß nahm, und ſein General Arnim die Dinge betrieb, beſchränkten die Unternehmung auf die Beſitznahme des bereits eroberten Theils von Böhmen. Nach einem lebhaften Gefecht zwiſchen den Sachſen und Kaiſerlichen bei Nimburg zogen ſich die kaiſerlichen Generale nach Tabor zurück. Von einem Vordringen nach Mähren und Oberöſterreich, was ſo ſehr in des Königs Wünſchen lag, war weiter keine Rede; dieß ſcheiterte an den tauſend kleinen Rückſichten und Umtrieben, welche von jeher als etwas Charakteriſtiſches in der Politik des Kurfürſten hervortraten, und deren er beſonders einem ſo übermächtigen Bundesgenoſſen und Beſchützer gegenüber, nöthiger als je zu haben glaubte. —

In Heſſen hatten ſich nach Abmarſch der Kaiſerlichen die Sachen ſo vortheilhaft geſtaltet, daß die Kaiſerlichen nicht allein Minden und Höxter verloren, ſondern daß die proteſtantiſchen Truppen auch nach allen Seiten zu, glückliche Unternehmungen ausführen konnten. —

In Mecklenburg, Schleſien und in der Mark Brandenburg ſtellten ſich die Angelegenheiten Schwedens gleichfalls zum Vortheil heraus, wenngleich auch hier nicht immer mit dem Eifer, wie der König es wünſchte, gefochten ward.

Von dem größten Einfluß aber ſollten bald die Unterhandlungen werden, welche während dieſer Zeit vom Kaiſer mit Wallenſtein in Böhmen begonnen und im Laufe des Winters zur Vollendung

gediehen. Schon jetzt übten ſie einen hemmenden Einfluß, indem Arnim, der alte General und Freund Wallenſtein's, deſſen Inſinuationen ſichtbar nachgab.

So wie Tilly ſich in der oben angeführten Stellung einigermaßen eingerichtet, begann er ſeine Operationen ſofort wieder mit gewohnter Thätigkeit, ſich jedoch, auf ſeines Kurfürſten Befehl, aller entſcheidenden Maßregeln enthaltend. Sey es jedoch Ungunſt des Glücks, ſey es überwiegendes Geſchick des Königs, Tilly ſollte ſich fortan keiner, oder doch nur höchſt unbedeutender, Vortheile gegen denſelben erfreuen. Bei Miltenberg erlitt er durch geſchickte Anlage eines Hinterhalts einen Verluſt von einigen Tauſend Mann; ein andermal wurden vier Regimenter überfallen und größtentheils auseinandergeſprengt. Als ſich jedoch der König hierauf nach Würzburg zurückbegab, nahm Tilly Rothenburg, ging dann nach Winzheim und bemächtigte ſich Ochſenfurts (1. November). Hierdurch war Tilly in den Stand geſetzt, Bayern zu decken, ſich nöthigenfalls dahin zurückzuziehen und zugleich in Verbindung mit den Biſchöfen von Bamberg und Eichſtädt zu treten, welche, ſolange ſie vom Könige etwas zu fürchten, ſehr gefügig waren, nun aber ſofort Tilly unterſtützten und ihm jede Hülfsleiſtung zukommen ließen. Zu gleicher Zeit ſammelte der Kurfürſt von Bayern in Perſon eine Armee auf dem rechten Donau-Ufer, welche er vorzugsweiſe zur Vertheidigung ſeiner Staaten beſtimmt,

und

und welche er bis auf 20,000 Mann bringen wollte, während er allen ſeinen Städten aufgab, ſich zu proviantiren und bis aufs äußerſte zu vertheidigen.

Statt jedoch nun dieſen theilweiſe eingeſchüchterten, oder noch in der Formation begriffenen Truppen mit vereinten Kräften entgegen zu rücken, und alles daran zu ſetzen, ſie auseinander zu ſprengen, ſehen wir jetzt den König ſich plötzlich weſtwärts wenden, Städte und Länder zu erobern, welche er nicht halten konnte, Expeditionen unternehmen, welche ihn mit neuen Feinden in Contakt brachten, wodurch ſeine ohnehin ganz undisziplinirte Armee, gegen deren Gewaltthätigkeiten er keinen anderen Rath wußte, als daß er den Bürgern und Bauern erlaubte, ſie zu ergreifen und mit rechtlicher Strafe zu belegen *), noch mehr demoraliſirt wurde. Welches der Grund für ein Unternehmen dieſer Art geweſen, läßt ſich kaum mit einiger Wahrſcheinlichkeit angeben. —

Nachdem ſich der König durch einen eben ſo gut angelegten, als geſchickt ausgeführten Ueberfall Hanau's durch den Oberſten Haubold hatte bemächtigen laſſen (1. November), brach er ſelbſt am 9. November auf, ging auf dem linken Mainufer herunter, und während auf dem rechten ſein Marſch ein angemeſſenes Detachement cotoyirte, ſchiffte er ſeine Artillerie, wie ſeine Vorräthe, auf dem Fluſſe ſelbſt ein. Der König unternahm, al-

---

*) Théat. Europ. II. p. 460.

len Nachrichten gemäß, den Zug angeblich mit 18,000 Mann, während er Horn zur Bewachung Frankens 16,000 hinterließ. Neuere berichtigende Mittheilungen ſtellen es jedoch als gewiß heraus, daß der König zu ſeiner Unternehmung nur 7500 Mann hatte, wodurch der ganze Zug einen abenteuerlichen Charakter erhält, der wunderbar mit des Königs ſonſtigen richtigen Anſichten contraſtirt *). Den König ſelbſt ſcheint hierbei ſeine ruhige Beſonnenheit verlaſſen zu haben, da man ihn hier zum erſten Male unſchlüſſig, und gegebene Ordres zurücknehmen ſah **). Der Feind, ſchreibt er Banner, ſcheint uns in den Thüringerwald kommen, und uns die Communication mit Sachſen abſchneiden zu wollen. Dabei empfiehlt er allen ſeinen rückwärts ſtehenden Generalen, Werbeplätze zu eröffnen, und ſich, ohne Rückſicht auf Freunde oder Unfreunde, zu verſtärken. Dieß ſey nächſt Gott das ganze adjumentum dei. Ueberhaupt empfahl er ſeinen Generalen Vorſicht und Wachſamkeit, und legte es ihnen ans Herz, ihm nicht durch Jalouſien einen übeln Dienſt zu erweiſen. —

Unterdeſſen gingen des Königs Unternehmungen einen raſchen und guten Weg. Viele Städte am Main, und unter dieſen Frankfurt, öffneten ihm die Thore, und die Beſatzungen traten größ-

---

*) Geijer III. S. 200. nach dem Swedish intelligencer I. 28.

**) Ebendaſ.

tentheils in ſchwediſche Dienſte. Am 18ten rückte er gegen Mainz vor. Auf dem Wege dahin, zu Höchſt, ſtieß der Landgraf von Heſſen mit etwa 14,000 Mann zu ihm. Mit dem Erſcheinen vor Mainz war der Kampf mit einem neuen Feinde, den Spaniern, eröffnet, die, wenn ſie ſonſt ihre Schuldigkeit hätten thun wollen, dem Könige gar manche Schwierigkeiten hätten in den Weg legen können. Soll nun das ein Friedensbruch ſeyn, oder ſoll man Vergleich mit Spanien ſuchen, wegen unſeres Handels und um die Hände frei zu haben gegen Frankreich, deſſen König mit großer Schaar heranzieht und bereits in Metz iſt? ſchreibt der König hierüber nach Stockholm, und ſetzt dann ſeine Unternehmungen fort. Die Diverſion, die Tilly unterdeſſen gegen Nürnberg zu beabſichtigen ſcheint, zieht den König von weiterer Verfolgung ſeiner Projekte ab. Und wirklich erklärt ſich auch hier das Glück auffallend für ihn. Wohin er ſich wendet, öffnen ihm die Städte die Thore, und erklären ſich die Garniſonen für ihn, ohne jedoch des Königs Heer dadurch reell ſtärker und ſeine Lage beſſer zu machen. Durch den Zufluß der vielen fremden Soldaten wurde ſeine Armee ſelbſt täglich ſchlechter — auch gerieth der König in dieſem reichen Prieſterlande, wie er es nannte, in die größte Noth. Abgeſehen davon, daß er ſeine Soldaten mit Aſſignationen auf ſechs Monate bezahlen laſſen mußte, ſah er ſich ſogar genöthigt, ſchlechtes Geld zu ſchlagen, und dem

Kupfergelde in Schweden gewaltſam einen hohen Werth zu ſchaffen *). Bis Heidelberg hin unterwarf ſich alles dem Könige. Dann ging er bei Gernsheim über den Rhein, nachdem er am 6ten Dezember perſönlich und nur von vier Leuten begleitet, das jenſeitige Ufer recognoscirt hatte, und nahm, nach Ueberwindung eines Trupps Spanier, Oppenheim ein. Mainz ward dann eingeſchloſſen und ergab ſich bereits am 13ten; von den 2500 Mann Garniſon nahm der größere Theil gleichfalls ſchwediſche Dienſte. Der König ließ darauf die noch heute in ihren Conturen vorhandene Guſtavsburg am Einfluſſe des Mains in den Rhein aufwerfen, und ſetzte Mainz ſo viel wie möglich in Vertheidigungsſtand. Der Schreck oder die Ueberraſchung, welche die Einnahme eines ſo wichtigen Platzes verurſachte, erſtreckte ſich bis Straßburg, indem ſich alle Städte im Rheinthal, mit Ausnahme Kreuznachs und Frankenthals, den Schweden ergaben. Hiermit endigte der Feldzug von 1631, in dem der König methodiſch bis an den Thüringerwald, dann bis Würzburg mit ziemlicher Vorſicht, und endlich faſt unbekümmert um alles, was ſich im Rücken und auf den Flanken ereignen könnte, bis an den Rhein vorgedrungen war. Es mochte eine Art von Genugthuung darin liegen, die ſchwediſchen Vorpoſten bis an die Thore der größten proteſtantiſchen Stadt am Rhein vorgeſchoben zu

*) Geijer III. S. 202.

haben — doch Nutzen gewährte dem Könige die Sache eben ſo wenig, als der Sache, für die er angeblich ſtritt. —

Während Guſtav Adolph ſich an den Ufern des Rheins feſtſetzte, weilte Tilly noch mit etwa 30,000 Mann ſchlechter Truppen in Franken, während der Generalcommiſſair Oſſa mit einem Corps nach Schwaben und dem Elſaß aufgebrochen war, um hier den Geiſt der Empörung, der ſich für die Schweden laut äußerte, noch niederzuhalten. Ein Unternehmen auf Nürnberg ließ Tilly fahren, weil eine Verwendung ſeiner Truppen hierzu nicht den Anſichten des Kurfürſten entſprach, der dieſe ſeinen Erbſtaaten näher wünſchte. Nach einigen Hin- und Hermärſchen verlegte er den größeren Theil ſeines Heeres in enge Cantonirungen um Nordlingen, während ein kleinerer deſſelben nach Böhmen gehen ſollte, aber als er dort nicht eindringen konnte, ſich raubend und plündernd über die Oberpfalz ergoß. —

In Böhmen ſtanden den Sachſen etwa 14,000 Mann gegenüber, die ſich in und um Tabor gänzlich ruhig verhielten, weil ſie eben Niemand incommodirte, wozu die Machinationen Wallenſtein's das Meiſte beitrugen. — In Schleſien cantonirten 5000 Mann kaiſerlicher Truppen, in Niederſachſen und Weſtphalen circa 10,000. — Sonſt ſtreiften noch einzelne kleine Corps der katholiſchen Armee herum, die jedoch weniger der Sache nützten, aber überall, wohin ſie kamen, Plünderung und Unordnung verübten. —

Alle dieſe Truppen mochten, inſofern ſie für einen Bewegungskrieg verwendet werden konnten, an 50—55,000 Mann betragen. Der Gehalt derſelben war ziemlich verſchieden. Seit der Breitenfelder Schlacht war der Muth der Kaiſerlichen und Liguiſten, ſo wie ihre frühere Siegeszuverſicht gebrochen, und wenn ſie gleich nicht in Schlachten und blutigen Kämpfen ihre Moralität darthun konnten, ſo verräth doch die große Deſertion, welche bei allen katholiſchen Truppen Statt fand, deren geſunkenen Werth.

Bedeutend günſtiger ſtellte ſich in dieſer Hinſicht das numeriſche Verhältniß bei den Schweden heraus. Einige Zwanzigtauſend Mann mochten in Mainz und im Rheingau ſtehen; Franken hatte Horn mit etwa 16,000 Mann inne. In Thüringen ſtanden 10,000 Mann — 8000 Mann waren mit der gänzlichen Ueberwältigung Mecklenburgs fertig geworden; 8000 Mann hatten noch Magdeburg cernirt — Braunſchweig hielten an 6000 Mann beſetzt, und 30,000 Sachſen und Brandenburger ſtanden den Kaiſerlichen in Böhmen gegenüber. — Wie der Leſer weiß, ſo beſtand nur der geringere Theil dieſer Armee aus Schweden, den bei weitem größeren Theil bildeten die Contingente deutſcher Fürſten und Stände, ſo wie die Truppen, welche nach und nach in ſchwediſche Dienſte getreten. Der Kern der Truppen war unbedingt gut, doch was nach und nach hinzugekommen, durfte ſich mit den urſprünglichen Truppen des Königs kei-

nesweges meſſen. Auch fehlte es nicht an anderen Uebelſtänden beim Heere. Wenngleich die kleinern deutſchen Fürſten und Stände ſich dem Könige mit ganzer Seele hingegeben, ſo war dieß doch durchaus nicht mit den größeren der Fall. Sachſen und Brandenburg waren nur nothgedrungen Bundesgenoſſen, und eine Zuſammenkunft derſelben in Torgau, um über Herſtellung des Friedens zu rathſchlagen, deutete ziemlich klar darauf hin, wie ſie zu handeln gedächten. Erklärte der Kurfürſt von Sachſen doch unumwunden, daß ſeine Hoheit und Reputation ihm nicht erlaube, ſeine Truppen unter ſchwediſchen Befehl zu ſtellen. Auch betrachtete er ſich in ſeinem Benehmen dem Könige gegenüber als das Haupt der Proteſtanten. — An Tüchtigkeit alſo hatte das Heer des Königs auf keinen Fall gewonnen, ſo bedeutend daſſelbe auch angewachſen war. —

Unterdeſſen erſtand in Böhmen dem Könige ein neuer Gegner, der ehemalige Generaliſſimus des kaiſerlichen Heeres, Wallenſtein, der gerade von der Bühne abgetreten, als Guſtav Adolph ſeinen Siegesflug begonnen. Anfangs nur als Schöpfer eines neuen Heeres auftretend, erſchien er bald an der Spitze deſſelben; mit ihm ſank das große Uebergewicht, welches der König bis dahin gehabt, bis er ihm endlich ſelbſt ins Grab nachſank.

Nie vielleicht hatten die Angelegenheiten des Kaiſers ſchlechter geſtanden, als bei Beginn des Jahres 1632. Von den Türken mit einem An-

griff bedroht, Böhmens, Schleſiens und des größ=ten Theils Deutſchlands beraubt, im Innern ſeine Provinzen mit Aufruhr und Rebellion bedroht, der Hülfe Spaniens, Lothringens, der Kurfürſten von Mainz und Trier beraubt, vom Kurfürſten von Bayern, dieſem alten Helfer in der Noth, nur zweifelhaft noch unterſtützt, ohne Hülfsmittel end=lich und ohne Unterſtützung verſchmähte der Kai=ſer dennoch jede Vermittelung zum Frieden. — So viel Muth war es werth, ihn bald in eine beſſere Lage verſetzt zu ſehen.

Nachdem ſich Guſtav Adolph durch den Rheingrafen des ganzen Hundsrücks, durch den Landgrafen von Heſſen des Landes zwiſchen der Nahe, dem Rhein und Main, ja endlich noch Mannheims durch Liſt bemächtigt, und ſich ſomit am Mittelrhein und in der Wetterau feſtgeſetzt hatte, glaubte er ſeine Aufmerkſamkeit wieder Fran=ken zuwenden zu müſſen, wo Tilly dem dort zu=rückgelaſſenen General Horn am 28. Februar einen empfindlichen Verluſt beigebracht hatte, und wohin ihn außerdem auch andere Verhältniſſe riefen *). Der König vereinigte ſich zu dieſem Behuf wieder mit

*) Die Kaiſerlichen geben ihn auf 4000 Mann an und erwähnen ferner, daß man in der Stadt noch 20 Geſchütze, 3000 Gewehre, 100 Centner Pulver u. ſ. w. genommen. Der Soldat suédois ſagt, daß les Suédois y perdirent nombre de gens de marque qui furent en partie tuez, en partie pris etc.

Banner, der einſtweilen die Einnahme Magdeburgs betrieben, und mit dem Herzog Wilhelm von Weimar, der in Thüringen zurückgeblieben war, ſo wie mit Horn, und hatte auf dieſe Art wieder 32,000 Mann in Franken beiſammen. Der Landgraf von Heſſen ſollte ſein Land ſelbſt decken, und im Verein mit dem Biſchof von Bremen, dem Herzog von Lüneburg und dem ſchwediſchen General Tott, der nach der gänzlichen Unterwerfung Mecklenburgs disponibel geworden, Pappenheim aus Norddeutſchland vertreiben, der dort ſeit einiger Zeit nicht ohne Erfolg gefochten.

Während dieſer Zeit war Wallenſtein als Generaliſſimus der kaiſerlichen Armee in Böhmen aufgetreten und hatte damit begonnen, die Sachſen aus Prag, ſo wie überhaupt aus Böhmen zu vertreiben. An der Spitze von 40,000 Mann war ihm dieß nicht ſchwer geworden, und er würde ſeine Vortheile leicht weiter haben verfolgen können, wenn die Ereigniſſe im ſüdlichen Deutſchland ihn davon nicht abgehalten hätten.

Nach einigen Bewegungen der ſchwediſchen Armee, wozu ſie Tilly's Demonſtrationen auf Nürnberg bewogen, dirigirte ſich der König gleichfalls dahin und conzentrirte in deſſen Umgegend c. 45,000 Mann. Tilly zog ſich bis nach Bayern zurück, wohin ihm der König auf dem Fuße folgte. Nachdem er Donauwerth den Feinden mit einer unbedeutenden Einbuße abgenommen, ging er auf das ſüdliche Donauufer über, um hier den vor ihm

fliehenden Gegner wo möglich zur Schlacht zu ver- mögen. Tilly aber hatte bereits den Lech paſſirt und dieſen, von dem Landvolke unterſtützt, in ſei- ner ganzen Ausdehnung bis Augsburg hin beſetzt, ſich dieſes Ortes ſelbſt bemächtigt und alle Brücken abwerfen laſſen. Guſtav Adolph, ehe er etwas gegen den bayerſchen General unternahm, entſandte Horn mit einigen Regimentern nach Schwaben, der ſich aller Orte bis Ulm, und ſogar dieſes Or- tes ſelbſt, bemeiſterte. Die meiſten derſelben waren früher vom Feinde freiwillig verlaſſen worden. Hier- mit in Richtigkeit, forzirte der König am 5. April die Stellung Tilly's bei Rain (Thierhaupten) am Lech, wo der alte 73jährige Feldherr ſelbſt ſchwer verwundet ward und vierzehn Tage darauf an die- ſer Wunde in Ingolſtadt ſtarb. Der König voll- brachte dieſen berühmt gewordenen Uebergang un- ter dem Schutze von 72 Geſchützen, die es ihm möglich machten, eine Bockbrücke zu Stande zu bringen. 300 Finnen, die zuerſt übergingen, war- fen ſogleich eine Art Brückenkopf auf. Zugleich ſetzte ein Theil ſeiner Cavallerie oberhalb der Brücke durch ein Furth über den Fluß. So wie Tilly dieß gewahrte, brach er aus ſeiner Stellung, die ein Wald deckte, hervor, und glaubte ſo die bereits Uebergegangenen ſchlagen zu können, bevor noch die Hauptkräfte ſelbſt defilirt hatten; doch das Glück hatte einmal den unter Siegen ergrauten Helden ver- laſſen. Er ward von einer Falkonettkugel verwun- det, und mit ihm ſchwand jeder Widerſtand. An

3000 Mann ſeiner Truppen ſollen auf dem Schlachtfelde, und gegen 1000 auf dem Rückzuge ſelbſt geblieben ſeyn; doch geben die Berichte der Liguiſten ihren Verluſt kaum halb ſo hoch an.

Johann Tzerklas Graf von Tilly, 1559 im walloniſchen Brabant geboren, hatte unter Alba, Requeſens, Don Juan und Alexander Farneſe in den Niederlanden gedient, und ſpäter gegen die Ungarn und Türken gefochten. Vom Herzog von Bayern berufen, das in Verfall gerathene Heerweſen ſeines Landes wieder in die Höhe zu bringen, und von ihm zum General-Feldmarſchall ernannt, hatte er fortwährend an der Spitze des bayerſchen Heeres gefochten. Wir wiſſen, welchen rühmlichen Antheil er an der Schlacht von Prag gehabt, und die Kriegsgeſchichte kennt ihn als Sieger von Wimpfen, Höchſt, Städtlow, Lutter am Barenberge, und als Erſtürmer von Magdeburg. In 50 größern Gefechten und Schlachten hatte er Truppen geführt, in 26 aber befehligt und geſiegt, als ihn ſein Unſtern ſchon im Greiſenalter mit Guſtav Adolph zuſammentreffen ließ, der, in der Blüthe ſeiner Jahre, den Krieg beſſer kannte als er, ohne deswegen ein größerer Schlachtengeneral zu ſeyn, als jener in Siegen ergraute Feldherr. Streng gegen ſich ſelbſt, oft zu nachſichtig gegen ſeine Soldaten, uneigennützig in hohem Grade, von mehr als unbeſcholtener Tugend, entſchloſſen und tapfer im höchſten Grade, ſchnell, verſchwiegen, ward ihm die ſchwere Aufgabe, bis zum höchſten Greiſenalter

einen Ruhm bewahren zu ſollen, den ihm ein glück-liches Geſchick ſchon in frühen Jahren beſchieden. Wir wiſſen, daß er bei Lützen Guſtav Adolph's Stern erlag, und daß er von den ihm nachgerühm-ten drei Tugenden, nie ein Weib berührt, nie ein Glas Wein getrunken zu haben und nie beſiegt worden zu ſeyn, wenigſtens die letzte nicht mit ins Grab nehmen konnte. — Dem Greiſe war es nicht mehr vergönnt, mit der Kraft des Mannes zu handeln, als ihn das Geſchick in ein Verhält-niß warf, wo er von unſichtbaren Neidern und Feinden umringt, einem Führer entgegentreten ſollte, der ihm bei numeriſch überlegenen Kräften zugleich eine neue Taktik entgegenſetzte. — Selten iſt die Geſchichte unbarmherziger mit einem Menſchen um-gegangen, als mit Tilly, und es iſt ein Beweis hoher Parteiloſigkeit proteſtantiſcher Schriftſteller unſerer Zeit, daß ſie ihm endlich Gerechtigkeit wie-derfahren laſſen und ihn beſonders gegen die abge-ſchmackte Behauptung, als habe er ſeine Luſt an der Zerſtörung des ihm ſo überaus wichtigen Magdeburgs gehabt, in Schutz nehmen *). Was Khevenhiller uns ſagt, „daß nämlich dem Grafen Tilly und den hohen kaiſerlichen Offizieren der Jammer, das Elend und die von der unbändigen Soldateska, wenn ſie etwas mit Gewalt einnimmt, verübten Grauſamkeiten, ſonderlich das greulich unlöſchliche, da man nicht eigentlich weiß, woher entſprungene

---

*) Hierher gehört beſonders K. A. Menzel.

Feuer, von Herzen leid geweſen, und habe es mit weinenden Augen betheuert, erſtlich wegen des Untergangs einer ſo ſchönen, alten, mächtigen Stadt, und hernach, daß ſie hieraus zur Unterhaltung ihrer Völker, wie auch Quartiere und Anderes, ein Anſehnliches hätten ziehen können. Daher geſchieht dem gedachten Grafen und den Kriegshäuptern von den Hiſtorienſchreibern Gewalt und Unrecht, wenn ſie bezeugen, ſie hätten an dieſem Verderben und Einäſchern der Stadt eine Freude und Frohlocken gehabt *)", verdient gewiß mehr Glauben, als die Fabel, die uns Canonicus Harte in ſeiner Geſchichte Guſtav Adolph's aus unzuverläſſiger Quelle über die angebliche Grauſamkeit des kaiſerlichen Generaliſſimus anführt **). Und wenn Tilly nichts als ein Verſtandesmenſch geweſen wäre, ſo hätte ihn das Schickſal Magdeburgs ſchon aus den von Khevenhiller angedeuteten Gründen ſchmerzen müſſen. Wir mögen daher auch lieber an die Thränen glauben — (illacrymasse visus est) — die er, ſelbſt nach dem Zeugniſſe proteſtantiſcher Schriftſteller, dem gräßlichen Schickſale Magdeburgs geweint haben ſoll.

Von neueren Schriftſtellern iſt es getadelt worden, daß Guſtav Adolph nicht verſucht, weiter oberhalb über den Lech zu gehen, ſtatt den Ueber-

---

*) Khevenhiller Annal. Ferd. XI. S. 1813.

**) Harte Leben Guſtav Adolph's I. S. 499.

gang dort, wo Tilly ſtand, zu forziren. Doch es iſt mit Sicherheit anzunehmen, daß der König beim Recognosciren jene als ſo ſtark gerühmte Stellung nicht ohne ſchwache Punkte fand, und daß ihn daher der Wunſch, nochmals mit Tilly zu ſchlagen, wo möglich deſſen neugeſchaffene Armee gänzlich zu zerſtreuen, und ſo den Kurfürſten ganz wehrlos und zum Unterhandeln noch geneigter zu machen, bewog, ihn ſofort anzugreifen. Die Ueberlegenheit ſeiner Artillerie, unterſtützt von der gut eingeleiteten Umgehung, ſicherten den König ohnehin gegen jeden größeren Echec. — Daß Tilly dem Könige hierbei entgegenging, indem er ſeine verſchanzte Stellung, welche ſelbſt der Sieger andern Tages ſehr ſtark fand, verließ, und ſo beim Vorrücken noch mehr in das Feuer der ſchwediſchen Artillerie kam, die ſchon ſehr verheerend für ihn geweſen, iſt ebenfalls mit Recht getadelt worden; es war eine jener Maßregeln, die man allenfalls mit einem ſieggewohnten Heere unternehmen kann — unter den Verhältniſſen aber, wie ſie waren, blieb es für Tilly eine ſchwer zu löſende Aufgabe. — Die Schlacht iſt in taktiſcher Hinſicht nur inſofern von Bedeutung, als der Gebrauch der Artillerie in Maſſe für ein Verhältniß dieſer Art hier zum erſtenmale vorkommt *).

Der König hatte ſeinen Gegner nicht verfolgt,

---

*) Et y asseoit trois batteries, ſagt der Soldat Suédois. Die Ideale ꝛc. reden nur von zwei.

ſondern ſich nach Augsburg begeben, eine Operation, die mit ſeinem ſonſtigen Benehmen nicht recht in Einklang zu bringen. Eine ſchnelle Verfolgung der geſchlagenen Armee, die ſich auf Ingolſtadt zurückzog, hätte ihm wahrſcheinlich Gelegenheit gegeben, ſolche nochmals zum Schlagen zu bringen, und es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß er ſie nicht ſollte ganz zerſprengt haben. Ob der König bei dieſem Zuge nicht einer kleinen Eitelkeit nachgegeben, um in Perſon in Augsburg einzuziehen, das in der Geſchichte der Confeſſion, für die er ſich angeblich ſchlug, ſo berühmt iſt, dürfte kaum bezweifelt werden. Als aber der König vor Ingolſtadt erſchien (20.), deſſen Erhaltung Tilly dem Kurfürſten noch ſterbend an das Herz gelegt, fand er die Bayern unter ihrem Kurfürſten bereits verſchanzt. Eine Belagerung des Orts, welche der König unternahm, führte zu keinem Reſultate. Als der Kurfürſt von Bayern den 22ſten aufbrach und ſich gegen Regensburg wandte, deſſen er ſich durch einen meiſterhaft eingeleiteten Ueberfall bemächtigte, zog der König einige Tage ſpäter in ſüdöſtlicher Richtung fort, überſchritt die Iſar und rückte den 10. Mai in München ein. Eine große Menge Material gerieth hier allerdings in des Königs Hände, aber während der zwei Monate, welche der Sieger hier zubrachte (Mai und Juni), entbrannte ein wüthender Bauernkrieg, der, durch kühne bayerſche Parteigänger genährt, ſich nach Franken und dem Oberrhein verbreitete, und die ſchwediſchen

Truppen in eine Menge nicht immer ſehr brillanter Unternehmungen verwickelte. Zugleich bedrohte Oberſt Oſſa aus Schwaben her ſo ſehr den König, daß ſich dieſer ſelbſt genöthigt ſah, gegen ihn zu marſchiren. Doch nun drangen plötzlich die Bayern wieder gegen München und Weiſſenburg vor. Dieß veranlaßte den König, dem Herzog Wilhelm von Weimar den Befehl auf dem rechten Donauufer zu laſſen, und ſich mit dem Gros der Armee ſofort gegen Donauwerth in Bewegung zu ſetzen.

Doch was der König hierdurch zu bezwecken ſtrebte, die Vereinigung der Bayern mit dem heranrückenden Wallenſtein zu hintertreiben, und wo möglich den Kurfürſten noch zuvor zu ſchlagen, ward gänzlich verfehlt. Der günſtige Moment war hierzu verfehlt. — Die Kavallerie Wallenſteins, der nach Zurücklaſſung von etwa 8000 Mann in Böhmen, über Eger in die Ober-Pfalz eingedrungen war, nahm den Kurfürſten auf dem Marſche nach Weiden auf, während der König Sulzbach und Amberg nahm *).

Die beiden vereinten Armeen zählten jetzt 60,000

*) Der Leſer, welcher ſich für einzelne Züge intereſſirt, findet in den Annal. Ferd. XII. S. 24 die Schilderung der erſten Zuſammenkunft des Kurfürſten von Bayern und Tilly's. — Die Curiosi bemerkten dabei, ſagt Khevenhiller, daß der Kurfürſt die Kunſt zu dissimuliren beſſer als der Herzog gelernt.

Mann — eine Macht, welcher der König durchaus nicht gewachſen war. Die Ungewißheit der Abſichten Wallenſteins erhöhten noch das Ungünſtige dieſes Verhältniſſes. Der König, für Sachſen fürchtend, entſandte zuvörderſt 4000 Mann dorthin und bezog dann mit den 16,000 Mann, die ihm verblieben, ein feſtes Lager bei Nürnberg (17. Juni). Sein neuer Gegner marſchirte von Sulzbach nach Neumark, muſterte hier ſein Heer und erſchien dann gleichfalls vor Nürnberg, wo er ſich ſüdweſtlich von der Stadt, etwa eine Stunde vom ſchwediſchen Lager, ſtark verſchanzte (30. Juni).

Die Stellung beider Heere iſt in der Kriegsgeſchichte berühmt geworden. Der Zweck dieſes Werkes erlaubt es nicht, hier weitläuftige Beſchreibungen davon zu geben. Wir begnügen uns, zu bemerken, daß Wallenſteins Lager einen Umfang von 52,643 Schuh, alſo über 2½ Meilen hatte, und in drei Tagen vollendet war. Es näherte ſich in ſeiner Hauptmaſſe einem länglichen Viereck, deſſen Linien mehrfach aus- und einwärts gebrochen waren, in ſeinen Hauptconturen aber dem Terrain folgten. Außerdem lagen 13 verſchiedene detachirte Werke nach allen Richtungen um daſſelbe, von denen die mehrſten ſelbſtſtändig und geſchloſſen waren. Harte tadelt, daß die Gräben zu ſchmal geweſen — ein Tadel, den der Verf. des tableau milit. zu Francheville unbegründet findet. Dieſer führt es noch beſonders rühmend an, daß Wallenſtein ſich geſchickt große Ausfallspforten offen erhalten,

die es ihm möglich gemacht, aus der Defenſive ſchnell in die Offenſive überzugehen, was ihm beim Angriff des Lagers trefflich zu Statten kam.

Guſtav Adolph's Lager hatte, ohne die einzelnen Biegungen in Anſchlag zu bringen, welche die techniſche Ausführung der verſchiedenen Werke verlangte, gleichfalls an 2½ Meilen im Umfange. Der größere Durchmeſſer deſſelben betrug über ¾ Meilen. Das Lager umgab die Stadt nach allen Seiten und bildete in ſeiner Hauptmaſſe vier baſtionirte Fronten, vor denen noch mehrere iſolirte Redouten lagen, die ſich untereinander vertheidigten. Harte ſagt, daß die Grabentiefe der weniger wichtigen Werke 8, und die Breite 12, die der Hauptwerke aber 12 Fuß Tiefe und 18 Fuß Breite betragen habe. — Wie rüſtig man geſchanzt, geht wohl daraus hervor, daß man in zwei Tagen mit der Hauptſache fertig war; 300 Kanonen vertheidigten das Lager. Als Reſerve dienten ſeinen Vertheidigern 24 aus der Bürgerſchaft formirte Compagnien, die in aller Eile ausgehoben und exercirt wurden. Die Art der Verpflegung, ſo wie der ganze Lagerdienſt des Königs, verdient als muſterhaft bezeichnet zu werden.

Die Gefechte und Kämpfe, welche um Nürnberg geliefert wurden, tragen ſo ganz das Gepräge ihrer Zeit, weichen ſo wenig von dem gerade Uſuellen ab, daß ſie, ſo intereſſant ſie zur näheren Würdigung der beiden hier fechtenden Generale ſeyn mögen, zu der von uns zu löſenden Aufgabe jedoch

weiter keiner Erwähnung bedürfen. Vielleicht dürfen wir hiervon nur die Verwendung der Artillerie beim Angriff auf die Altenfeſte ausnehmen, die, Harte gemäß, mit 200 Stücken vorbereitet ward. Doch fehlen gerade hierzu die Details.

Etwas anderes dürfte es mit den höheren Rückſichten, welche die Maßregeln der beiden Feldherren überhaupt bedingten, ſeyn. — Ob Guſtav Adolph dem Geiſte der Kriegskunſt gemäß handelte, mit ſo unbedeutenden Kräften einem ſo überlegenen Heere, das unter einem ganz reſpectabeln Feldherrn ſtand, gegenüber zu erſcheinen, und ſich gewiſſermaßen dem Zufall preiszugeben, iſt bis jetzt von keinem unſerer militairiſchen Schriftſteller, die ſich mit dieſem Kriege beſchäftigt haben, gehörig gewürdigt worden. Es iſt jedoch keinem Zweifel unterworfen, daß wenn Wallenſtein, ſtatt ganz unnützerweiſe drei Tage zu verlieren, direkt und ſchnell gegen den König marſchirt wäre, er dieſen in eine üble Lage verſetzt haben würde. Guſtav Adolph ſelbſt ſcheint dieß auch ſehr richtig gewürdigt, und dieſerwegen die Verſchanzung ſeines Lagers ſo ſchnell betrieben zu haben. Als er endlich dem Könige gegenüber ankam, war es zu ſpät. Hätte der König von Schweden zu ſeinem Marſche gegen Wallenſtein ſeine geſammten Kräfte vereinigt, momentan ſeine Eroberungen, die Hauptfeſtungen etwa ausgenommen, aufgegeben und einen Bewegungskrieg gegen Wallenſtein eingeleitet, ſo hätte er dieſen wahrſcheinlich ſehr bald zum Schla-

gen gebracht und auch geſchlagen, ehe die neuge⸗ſchaffene Armee noch rechtes Vertrauen zu ſich ge⸗faßt hätte. Als nach ſechswöchentlichem Verweilen endlich der König ſeine Armeen zu conzentriren ſich genöthigt geſehen, war ein günſtiger Erfolg von einem Angriffe auf Wallenſteins ſtark verſchanz⸗tes Lager, deſſen Beſatzung ſich überdieß in tägli⸗chen Kämpfen geſtählt, zu ſeinem alten Führer wie⸗der Vertrauen gefaßt hatte, kaum noch zu hoffen. Der Erfolg eines Angriffs ſtellt dieſe Annahme auch ganz außer Zweifel. Guſtav Adolph, ſagt Schiller von den Verhältniſſen ſehr richtig, ward hier zum erſten Male in Deutſchland beſiegt, weil er nicht Sieger war. — Die Vereinigung der ver⸗ſchiedenen Heertheile, welche der König nach dem Lager beorderte, und welche ſeine Armee nach und nach auf c. 60,000 Mann brachten, ward von dem Könige mit eben ſo viel Einſicht als Glück gelei⸗tet *). Ebenſo ward auch ſein Abmarſch aus dem Lager mit der ihm eigenen Zuverſicht und Kühn⸗heit ins Werk geſetzt.

Wallenſteins Benehmen ſcheint beſonders

---

*) Oxenſtierna war eigentlich noch früher, als er vom Könige den Befehl dazu erhalten, vom Rhein nach Nürnberg aufgebrochen und hier über Aſchaf⸗fenburg, Würzburg, Kitzingen und Aurach mit vie⸗len Lebensbedürfniſſen eingetroffen. — Später ihm zugegangene Befehle enthielten erſt die Weiſung, bald zu kommen und alles Zuſammentreffen mit dem Feinde zu vermeiden.

darum Tadel zu verdienen, daß er nicht ſofort nach ſeiner Vereinigung mit dem Kurfürſten von Bayern gegen den König marſchirte und ihn angriff, wo er ihn fand. Der Ausgang würde nicht zweifelhaft geblieben ſeyn; denn ſo brav auch des Königs Häuflein, ſo einſichtsvoll er ſelbſt als General und Taktiker auch geweſen ſeyn mag, ſo würde der Sieg ſich doch höchſt wahrſcheinlich auf Wallenſteins Seite geneigt haben — ja nehmen wir ſogar an, der König hätte geſiegt, was würde wohl der Erfolg des Sieges geweſen ſeyn? — Vielleicht wäre ſogar ein gut combinirter und entſchloſſener Angriff auf das Lager des Königs in den erſten Tagen ſeiner Ankunft nicht ganz ohne Erfolg geblieben, aber er konnte, da der König in Nürnberg ſelbſt ein vortreffliches Reduit hatte, nie ein ſolches Reſultat, wie ein Sieg in offener Feldſchlacht geben. — Ob der Plan, welchen Bülow in ſeinem Guſtav Adolph in Deutſchland vorſchlägt, Wallenſtein zu einem günſtigern Reſultat geführt haben würde, als das Ausharren in der feſten Stellung, mag dahingeſtellt bleiben *). Ein Corps nämlich hätte ſich nach ſeiner Anſicht im Lorenzwalde verhauen, ein anderes im Sebalder Reichswalde, und ein drittes bei Fürth lagern ſollen. Dieſe, verſichert er, wären hinreichend geweſen, den König einzuſchließen. Wir wollen uns nicht in Unterſuchungen hierüber einlaſſen, und bemerken nur flüchtig, daß Thei-

*) II. S. 201.

lung der Kräfte einem ſolchen Gegner gegenüber immer eine mißliche Sache bleibt.

Nach einem Aufenthalt von 8 Wochen und 5 Tagen, und einem Verluſt von etwa 19,000 Mann, ein Verluſt, der die Geſammtſtärke des Heeres, womit Guſtav Adolph einſt landete, um mehrere Tauſend Mann überſteigt, und was mehr ſagen will, mit dem Verluſt des Glaubens an ſeine Unbeſiegbarkeit, räumte der König endlich am 15. September ſein Lager, und zog nach Neuſtadt an der Aiſch *).

Wallenſtein blieb unbeweglich ſtehen, weil er in des Königs Marſch nur eine Kriegsliſt ſah. Auch er hatte an 15,000 Mann durch das Schwert und den Hunger verloren — aber ihm war der Ruhm geblieben, der erſte unter den deutſchen Generalen geweſen zu ſeyn, der, wenngleich nicht Sieger, doch unbeſiegt aus dem Kampfe mit dem unbeſiegbaren Gegner hervorging. Während er ſtarke Detachements nach Sachſen entſandte, nahm er ſpäter ſelbſt eine Stellung bei Forchheim, zog hier viele zerſtreute Garniſonen an ſich und beobachtete den König.

Was ſich, während der Ereigniſſe um Nürnberg, in Schwaben, am Mittel-Rhein, am Ober-

*) Eine gute Ueberſicht, ſo wie auch einen genügenden Plan zu den Ereigniſſen um Nürnberg giebt für den, der Kausler's Pläne nicht hat, M. Schuh, k. bayerſcher Lieutenant, in ſeinem Rückblick auf die Kriegsereigniſſe um Nürnberg im Jahre 1632 ꝛc. Nürnberg 1824, bei Fried. Campe.

Rhein, in Nieder-Sachſen, Heſſen, Weſtphalen, in Sachſen und Schleſien zugetragen, iſt ohne Bedeutung für unſeren Zweck, und darf daher füglich unerwähnt bleiben.

Der König, da er ſah, daß für Nürnberg nichts mehr zu fürchten, detachirte nach dem Mayn und Bayern, und ging mit dem Hauptheere ſelbſt nach Dünkelsbühl, und ſpäter über die Donau. Wallenſtein war unterdeſſen nach Bamberg gezogen, von wo der Kurfürſt von Bayern mit ſeiner Armee nach ſeinen Staaten eilte. Der König unternahm ſpäter ſogar die Belagerung von Ingolſtadt, angeblich um den Krieg im ſüdlichen Deutſchland fortzuführen und ſich ſpäter auf Wien zu dirigiren. Da aber Wallenſtein hiervon gar keine Notiz nahm, ſich im Gegentheil Coburgs bemächtigte und dann über Cronach und Plauen durch das Voigtland in das Kurfürſtenthum Sachſen eindrang, ſo glaubte der König zu ſeiner Rückkehr dahin keine Zeit verlieren zu dürfen. Oxenſtierna's Rath, den Aufſtand der Bauern in Ober-Oeſterreich zu benutzen und raſch durch die Erbländer auf Wien vorzudringen, mußte der Pflicht für des Königs Bundesgenoſſen weichen.

Nachdem ſich die Schweden alſo bei Schweinfurt conzentrirt, begannen ſie den Rückzug und gelangten durch den Thüringerwald nach Arnſtedt, wo ſich der Herzog Bernhard von Weimar wieder mit dem Könige vereinte. Sie erreichten den 29. October Erfurt in der Stärke von etwa 20,000 Mann,

nachdem der König ſowohl die Rheingegenden, als auch Schwaben hinlänglich mit Truppen verſehen hatte *).

Den 1. November hatte der König Naumburg erreicht, wo er ſich ſofort ſorgfältig verſchanzte — ein Umſtand, der Wallenſtein in Ungewißheit über des Königs Maßregeln erhielt. Der öſterreichiſche Generaliſſimus nämlich hatte ſich mit ſeinem Marſch nach Sachſen nicht ſehr übereilt und war erſt den 18. October vor Leipzig angekommen, das ſich ihm ſammt der Pleiſſenburg am 23ſten deſſelben Monats ergeben. Von hier aus hatte er ſich bereits gegen die Elbe in Bewegung geſetzt, um Dresden zu belagern, als er Guſtav Adolph's Ankunft in Erfurt erfuhr. Er kehrte darauf ſofort um und conzentrirte an 40,000 Mann zwiſchen Leipzig und Naumburg. Im Begriff, dem Könige entgegenzugehen und ihm, wo möglich, an der Saale zuvorzukommen, erfährt er deſſen Ankunft in Naumburg und zugleich auch, daß er ſich dort ſorgfältig verſchanze. In einem Kriegsrath ward darauf beſchloſſen, den König in ſeinen Verſchanzungen nicht anzugreifen, ſich aber in Bereitſchaft für alle Verhältniſſe zu halten. Er verſammelte daher die Armee in enge Cantonirungen um Merſeburg (4. November), wodurch er ſich zwiſchen den Sachſen, die an der Elbe bei Torgau ſtanden, den Schweden

*) Gualdo giebt dem Könige 17,000 Mann bei ſeiner Ankunft in Erfurt.

den bei Naumburg und endlich den Lüneburgern, welche aus Nieder-Sachſen heranzogen, befand — er befand ſich alſo, wie Jomini ſagen würde, auf der innern Linie. Zugleich hatte er Beobachtungscorps bis Weiſſenfels, Altenburg und Zwickau vorgeſchoben. Dann hatte er Pappenheim gegen Halle detachirt, der ſich dieſes Ortes am 22. October bemächtigt. So ward es dem kaiſerlichen Generaliſſimus möglich, ſich nach dem nördlichen Deutſchland zu ziehen, und ſelbſt, im Fall es dem Könige gelänge, ſich mit den Sachſen und Lüneburgern zu vereinen, ohne vorher geſchlagen zu haben, den Feind von den Erbſtaaten entfernt zu halten. Dann hatte er dem Könige auch, wie Khevenhiller bemerkt, hierdurch den Weg nach Leipzig aufgelaſſen, und ſich ſo die Möglichkeit reſervirt, ihn während des Marſches anzugreifen *).

Der König, nachdem er ſeine Lage reiflich erwogen, die Abweſenheit Pappenheim's, und daß Wallenſtein ſeine Armee cantoniren laſſen, erfahren, wählte auch wirklich den Weg nach Leipzig, in der Abſicht, Wallenſtein plötzlich, ja wider alles Vermuthen anzugreifen. Und wirklich war dieſer für den Augenblick nicht in der Verfaſſung, ſeinen früheren Plan ins Werk ſetzen zu können. Als er nämlich den Anmarſch des Königs erfuhr, war Pappenheim noch mit der Belagerung der Moritzburg in Halle beſchäftigt, deren

*) Annal. Ferd. 12. S. 187.

Commandant ganz kurz erklärt hatte, er wüßte nichts anders als Kraut und Loth und die Spitze vom Degen zu Willen. Zwar befahl Wallenſtein dem General, ſofort alles ſtehen und liegen zu laſſen und ſich zu ihm zu incaminiren, aber wir werden aus dem Verlauf der Sache ſehen, daß nicht Alles ſo ging, wie es gehen ſollte.

In einem Kriegsrath, den Wallenſtein bei der Nachricht vom Anmarſch des Königs hielt, ward beſchloſſen, ihn anzugreifen. Die Armee ſetzte ſich daher auch ſofort in Bewegung und kam den 5. November des Morgens bei Lützen an, wo ſie ſich mit dem rechten Flügel hinter Lützen, und mit dem linken gegen den Floßgraben, doch etwas zurückgebogen, aufſtellte und zugleich General Iſolani mit ſeinen Croaten gegen die Rippach vorſchob.

Der König, der auf Iſolani ſtieß, griff dieſen ſogleich an und warf ihn ohne Verluſt aus der ſtarken Stellung auf das Hauptcorps zurück. So wie es ſcheint, biwakirte der König dann in dieſer Gegend und verwandte den Reſt des Tages auf Recognoscirung der Umgegend.

Die Gegend, in welcher der große Kampf um die Herrſchaft Deutſchlands ausgekämpft werden, und wo die beiden größten Feldherren ihrer Zeit um den Sieg ſtreiten ſollten, der bei Nürnberg zweifelhaft geblieben, gehört mit zu den ebenſten des nördlichen Deutſchlands, die ſüdlich durch die

Defileen der Rippach begrenzt wird, und aus der nördlich am fernen Horizont der Petersberg her- vorſteigt. Selten bedeckt eine kurze Waldſtrecke den fruchtbaren, bei trockener Jahreszeit feſten Boden, ſagt der Hiſtoriograph dieſer Schlacht *); nur die Dörfer, umgeben von Bäumen und Gärten, mit Hecken und Mauern umſchloſſen, ſo wie lange Rei- hen von Weidenbäumen oder von anderem Laub- holz, welche die Gewäſſer und Landſtraßen beglei- ten, feſſeln das weithin ſchweifende Auge. Der Floßgraben, ein zum Holzflößen künſtlich geleiteter Arm der Elſter, welcher in die Saale ausmündet, durchzieht dieſe Ebene in nordweſtlicher Richtung. Er hat ſteile, erdige Ufer mit aufgeworfenen Rän- dern und bildet ein Hinderniß, welches angeſichts des Feindes an den mehrſten Stellen beſchwerlich zu überſchreiten. Die Breite wechſelt von 12 bis 35 Fuß; die erdige Einfaſſung hat 3 — 15 Fuß Höhe. Das Waſſer im Graben ſelbſt beträgt kei- nen Fuß, und erlangt nur im Frühjahr die Höhe von 2—3 Fuß. Von der Brücke auf dem Meu- chener- bis zum Skölbinger Wege beträgt deſſen Breite 30—35 Fuß, und die Höhe der Ufer 12 bis 15 Fuß. Unterhalb läuft er dann 800 Schritt bei einer Breite von 15—20 Fuß fort — doch ſind die Ränder hier niedrig und haben etwa nur 3—6 Fuß. Noch weiter abwärts, bis zur Brücke

---

*) Die Schlacht bei Lützen, den 6. November 1632, von C. Frhr. v. Vincke 1832. S. 39.

auf dem Tronitzer Wege, hat er nur 12—15 Fuß Breite und ſeine Ufer ſind ſehr niedrig. Das Bett des Floßgrabens ſelbſt iſt überall feſt. Die Ebene, durch welche er fließt, iſt bei naſſer Witterung ſehr feucht, und deshalb mit mehreren Entwäſſerungs-gräben durchſchnitten — zu denen zur Zeit der Schlacht ſelbſt auch der heutige Mühlgraben ge-hörte. Die Wieſen um Lützen ſelbſt, welche jetzt trocken ſind, waren damals jedoch naß und imprac-ticabel. Zwiſchen den Dörfern Röcken, Bothfeld und Schwoſitz, ſo wie unterhalb Lützen, längs des heutigen Mühlengrabens, ſind naſſe Wieſen, die mehrere breite und ſumpfige Gräben und ein Haupt-abzugsgraben von 14 Fuß Breite und 12 Fuß Tiefe durchſchneiden, und die, je nachdem die Witterung trocken oder naß iſt, leicht oder ſehr ſchwer zu paſſi-ren ſind. Das Sköſiger Gehölz hat ebenfalls ſumpfi-gen Grund. — Das Städtchen Lützen hatte damals ohne Zweifel dieſelbe Ausdehnung wie heute. Doch war die Mauerbefeſtigung in gutem Zuſtande, ſo wie auch das Schloß, das einen Wall und zwei Waſſergräben hatte. Lehmwände umgaben und ſchie-den die Gärten. Im Jahre 1771, als der preu-ßiſche Lieutenant Hennert, der den discours sur les batailles etc. zu Francheville geſchrieben, das Schlachtfeld aufnahm und beſchrieb, exiſtirten noch das Müller- und Tiſchlerhaus vor der Stadt. Von jenen vier Windmühlen jedoch, welche die alten Pläne angeben, beſtehen nur noch zwei. Dagegen ſind zwei neue Waſſermühlen entſtanden. Den Galgen,

der in der Schlachtrelation wiederholentlich vor≈
kommt, und der ſich auf einer unbedeutenden Er≈
höhung befand, bezeichnen heute nur noch einige
Spuren. Der Weg, den Wallenſtein zu ſeiner
Aufſtellung benutzte, wie wir ſpäter ſehen werden,
beſtand noch im Jahre 1771, hatte eine Breite von
32 Schritt, in der Mitte einen 8 Fuß breiten
Steindamm, und zu beiden Seiten 3 Fuß tiefe
und 4 Fuß breite Gräben. Nach dem Floßgraben
hin erhob ſich dieſer Damm bis auf 4 Fuß über
den Horizont, während er nach Lützen ſich allmäh≈
lig verflachte.

Wallenſtein hatte ſich öſtlich der Stadt, und
zwar nördlich der großen Leipziger Straße aufge≈
ſtellt. Die Stadt lag in geringer Entfernung von
ſeinem rechten Flügel, die Windmühlen vor dem≈
ſelben. Die Landſtraße ſelbſt lief vor der ganzen
Front und wurde noch zu einer Verſtärkung der≈
ſelben benutzt, indem der öſterreichiſche Feldherr be≈
fahl, die Gräben derſelben um 4 Fuß zu vertiefen.
Der linke Flügel entbehrte einer Anlehnung, und
hatte ſolche nur mittelbar in dem in einiger Ent≈
fernung fließenden Floßgraben.

Ueber die Aufſtellung der Armee Wallen≈
ſtein's exiſtiren mehrere Berichte, welche alle auf
Glaubwürdigkeit Anſpruch machen. Die von För≈
ſter mitgetheilte Diſpoſition der Truppen, angeb≈
lich von Wallenſtein's eigener Hand *), welche

*) II. S. 278.

die letzte und neueſte Mittheilung hierüber iſt, hat zu einer richtigern Würdigung der Verhältniſſe nichts beigetragen, indem ſie mit keiner der vorhandenen Beſchreibungen in Einklang zu bringen. Ihr gemäß bildete die Infanterie zwei Haupttreffen. Im erſten ſechs Regimenter, mit vier kleinen Haufen, als Reſerve hinter den Intervallen; im zweiten wieder vier Regimenter, und hinter dieſem eine Art Reſerve in zwei Linien, die erſte Linie zwei kleinere, und die zweite zwei größere Vierecke bildend. Die Infanterie formirte demnach fünf Treffen, wenn wir die Haufen hinter der reſp. Linie als ſolche wollen gelten laſſen. Auf den beiden Flügeln befanden ſich reſp. ſechs große Cavallerie-Maſſen hintereinander, die ſich einander echellonirend, die Flanken der ganzen Aufſtellung deckten.

Es iſt mit Recht angenommen worden, daß dieß nur eine vorläufige Stellung war, in der die Truppen einer anderweitigen Dispoſition, wie ſie vielleicht ſpäter Statt fand, entgegenſahen. —

Wir übergehen andere Mittheilungen und Anſichten über die Aufſtellung zur Schlacht, und bleiben bei der ſtehen, welche faſt von allen Militairs angenommen worden. — Vier große Terzias, oder Bataillons, bildeten das Centrum der Armee und waren treffenförmig formirt. Das Bataillon, welches in erſter Linie ſtand, zählte 25 Compagnien; die beiden Bataillone, welche es echellonirten, zählten 16 Compagnien; das vierte Bataillon aber, in dritter Linie, beſtand aus 22 Compagnien. Die

taktiſche Formation dieſes Bataillons war die der Zeit, d. h. es formirte eine feſte Maſſe, deren Kern aus Pikenieren, die äußeren Glieder aber aus Musketieren beſtanden. Links neben dieſen Truppen ſtanden zwei Linien Cuiraſſiere — in erſter fünf Regimenter, in drei großen Geſchwadern, in zweiter 30 Compagnien, ebenfalls in drei Geſchwadern. Wir müſſen annehmen, daß ſie eine Formation hatten, wie wir ihrer früher gedacht (S. 80.). Den äußerſten linken Flügel ſchloſſen die Croaten, unter Iſolani, die zwei große Maſſen bildeten, von denen die in erſter Linie 28, die in zweiter aber 10 Schwadronen ſtark waren. Auch ſollen hier die Troßbuben der Armee aufgeſtellt geweſen ſeyn, um die Armee ſelbſt zahlreicher erſcheinen zu laſſen. — Auf dem rechten Flügel, unmittelbar am Corps de bataille, finden wir zunächſt 24 Schwadronen Cuiraſſiere in zwei Linien, jede in einem Geſchwader. An ſie ſchließen ſich zwei Kavalleriegeſchwader in einem Treffen, die einige Pelotons Musketiere zwiſchen ſich hatten. An ſie rechts ſchloß ſich eine Terzia an (16 Compagnien neugeworbener Truppen), neben welcher ein Geſchwader Dragoner und Croaten den rechten Flügel gegen Lützen verlängerte. Vor dieſem ſtand eine Batterie von 17 ſchweren Geſchützen, welche bei den Mühlen placirt war und die Front der Stellung ſelbſt ſchräg beſtrich. Eine andere Batterie von ſieben Geſchützen befand ſich vor dem Centrum, nahe an der Landſtraße. Nach den Ueberlieferun=

gen von Förſter und Archenholz war dieſe Batterie verſchanzt, was jedoch ſchwerlich viel zu bedeuten gehabt haben dürfte. In den vertieften Gräben an der Landſtraße lagen Musketiere embuskirt. Ob Lützen ſelbſt von den Kaiſerlichen beſetzt geweſen, iſt nicht mit Gewißheit zu beſtimmen; doch läßt der Gang der Schlacht, wie wir ſehen werden, dieß kaum vermuthen. Hinter dem Centrum der Armee, unweit des Galgens, waren die Munitionswagen aufgefahren — die Bagagen, Canally, Bagagy auf dem Wallenſtein'ſchen Plan bezeichnet, waren, ſo wenigſtens ſagen uns mehrere Angaben, und ſo läßt es ſich auch vermuthen, nach Leipzig geſchickt worden. Der Herzog von Friedland, umgeben von dem Prinzen von Toskana, dem General-Commiſſair Grafen Michna und allen Offizieren und Edelleuten des Gefolges, befand ſich angeblich krank und auf einem kleinen Wagen, oder in einer Senfte bei den Truppen im Centrum. Officutz commandirte die geſammte Infanterie. Feldmarſchall Holk befehligte den rechten Flügel, General Götz den linken. Pappenheim, der von Halle her erwartet ward, ſollte den linken Flügel verſtärken und zugleich den Befehl deſſelben übernehmen. —

Ueber die Stärke der Armee herrſchen gleichfalls verſchiedene Angaben. An der Schlacht ſelbſt dürften etwa 25,000 Mann Theil genommen haben. Die Stärke der ganzen Armee betrug wahrſcheinlich, wenn wir Pappenheim mit dazurech-

nen, 30—32,000 Mann. Da jedoch die Infanterie deſſelben erſt nach der Schlacht anlangte, ſo ſchlugen ſich bei Beginn der Schlacht etwa 20 bis 22,000 Mann, die ſich im Laufe des Kampfes durch die Ankunft der Pappenheim'ſchen Reiterei allmählig auf die eben angegebene Zahl verſtärkten. Darunter befanden ſich 161 Compagnien Cavallerie, die ein Total von 16,000 Pferden gebildet haben ſollen. Auf jeden Fall waren die Kaiſerlichen ſchwächer wie die Schweden, was auch vom Grafen v. Decken, dem neueſten Schriftſteller hierüber, angenommen worden *).

Guſtav Adolph, der die Ankunft des Kurfürſten von Sachſen, wie ſeine Generäle es riethen, nicht abzuwarten für nöthig befunden, überſchritt in der Nähe des Skölziger Bruches den Floßgraben, marſchirte etwa 15—1800 Schritt vom Feinde auf, und begann ſich zur Schlacht zu formiren. Wie es ſcheint, trieb den König dießmal ebenſowohl das Gefühl einer gewiſſen Ueberlegenheit, als auch ſein durch die Ereigniſſe bei Nürnberg etwas gekränktes Ehrgefühl zum Kampf. Die laut ausgeſprochene Anſicht, daß es ihm unerträglich ſey, Wallenſtein noch ſo in ſeiner Nähe zu wiſſen, ohne ihm zu zeigen, daß es nicht an ihm gelegen, wenn es nicht früher zur Schlacht gekommen — daß er nun zeigen müſſe, was er zu thun im Stande, da er ihn aus ſeinem Verſteck heraus-

*) Georg von Lüneburg II. S. 119.

getrieben — Aeußerungen, womit er ſeine Generale, die ihm riethen, die Vereinigung mit den Sachſen abzuwarten, tröſtete, beweiſen nur zu ſehr, daß es nicht rein militairiſche Gründe waren, die ihn zur Schlacht trieben. Die Schlachtordnung des Königs ſelbſt war der von Breitenfeld ziemlich analog. Seine Armee hatte zwei Treffen gebildet, in der die Infanterie die Mitte, die Cavallerie aber die Flügel einnahm. Der rechte Flügel, welchen der König ſelbſt führte, beſtand aus ſechs Regimentern ſchwediſcher und finniſcher Reiter in einem Treffen; ein zweites aus ſechs Regimentern deutſcher Reiterei. — Das Centrum im erſten Treffen, unter dem Befehl von Niklas Brahe von der Wiſingsburg, bildete vier Brigaden, unter denen die gelbe, blaue und grüne *). Das zweite Treffen deſſelben beſtand aus eben ſo viel Brigaden deutſcher Truppen. Sie führte

*) Der Swedish Intelligencer, deſſen wir in der Literatur dieſer Periode erwähnen, und der uns erſt ſehr ſpät zugegangen, ſagt, daß die Brigaden den Namen von den Farben des Feldzeichens (colours) des älteſten Oberſten in der Brigade gehabt (I. 28.). Hierdurch wäre alſo die allgemeine Meinung, daß jene Benennungen von den Uniformen der Brigaden herkämen, ganz irrig. — Wie aber ſtimmt dieß mit Chemnitz zuſammen, der I. S. 467. ſagt, daß Brahe an der Spitze ſeiner Gelbröcken vber die maſſen mannlig gefochten? —

Dodo von In- und Kniphauſen. — Den linken Flügel bildeten zwölf Cavallerie-Regimenter, ſechs in jedem Treffen. Es waren deutſche Regimenter, Kur- und Liefländer, welche der Herzog Bernhard von Weimar befehligte. Ein Cavallerie-Regiment im Centro des zweiten Treffens bildete eine Art Reſerve. — Die Cavallerie war durchgehends mit kleinen Musketierpelotons durchflochten, welchen der König 40 leichte Geſchütze beigegeben, die von demſelben im erſten Treffen beider Flügel vertheilt waren. — Vor jeder Brigade des erſten Treffens ſtanden ferner fünf große Feldſtücke, alſo 20, was uns in Summa 60 Geſchütze giebt. Die Angaben der Stärke des Heeres wechſeln von 18—27,000 Mann. Es iſt fälſchlich angenommen worden, daß ſie nur 20,000 Mann betrug *).

Ein dichter Nebel, welcher auf der Flur lag, ſchob den Beginn der Schlacht um faſt drei Stunden hinaus. Beide Heere brachten aufmarſchirt und formirt die Morgenſtunde zu, und nur die Croaten ſcharmuzirten mit den ſchwediſchen leichten Truppen. Völlig zum Kampfe gerüſtet hielt das ſchwediſche Heer noch Gottesdienſt. — Luther's bekanntes Lied: eine feſte Burg iſt unſer Gott, der Pſalm: es woll' uns Gott gnädig ſeyn, und ein vom Könige angeblich ſelbſt gedichtetes Lied ſchall-

*) Man vergleiche des Grafen v. Decken Georg am oben angeführten Orte.

ten, unter Begleitung der Feldmuſik, zu den Kaiſerlichen herüber. Der Schweden Schlachtruf war, wie bei Breitenfeld. — Eine kurze Anrede, womit der König beim Herunterreiten der Front die Seinigen zur Schlacht anfeuerte, und worin er ſie mit der ihm eigenen Siegeszuverſicht zur Ausdauer ermunterte, verfehlte ihren Zweck nicht. Die Geſchichte hat mit Sorgfalt Alles aufbewahrt, was des Königs Perſon ſelbſt angeht. Er ritt einen Grauſchimmel, und war mit einem einfachen Tuchrock mit einem Koller von Elentshaut bekleidet — ein Hut mit einer breiten Krempe und eine einfache Feder daran bildete ſeine Kopfbedeckung. Den Wunſch ſeiner Freunde, für dieſen Tag eine Rüſtung anzulegen, wies er mit den Worten von ſich, daß Gott ſein Harniſch! —

Der Herzog hatte früh des Morgens die Generäle und Oberſten an ſeinen Wagen beſchieden, mit denen er noch Verſchiedenes über die Anordnungen zur Schlacht beſprach. Dann ließ er ſich ſein Schlachtroß vorführen. Die Steigbügel waren, heftiger Gichtſchmerzen wegen, mit Seide umwickelt. Doch vermochte er nur einen Theil der Schlachtlinie zu durchreiten, den andern ließ er ſich in einer Senfte tragen, oder durchfuhr ſie auf einem kleinen Wagen. Auch er ſprach Worte des Muths und Vertrauens zu ſeinen Soldaten, erinnerte ſie an ihre Thaten, an ihren Ruhm, und verhieß den Tapferen Belohnungen und Ehrenſtellen. Jeſus Maria war das Feldgeſchrei, mit dem er ſie zur Schlacht führte.

Es mochte 10 Uhr ſeyn, als ſich der Nebel zertheilte und das Signal zur Schlacht gegeben ward. Der rechte ſchwediſche Flügel reichte vorwärts des Skölzig-Gehölzes bis an den Floßgraben. Der linke hatte Lützen links vor ſich; hinter der Mitte ſelbſt lag Gurſitz, jetzt Meuchen. Vom Skölziger Gehölz, wo Bernhard das Geſchütz aufgepflanzt, eröffnete die Artillerie ihr Feuer — doch währte dieß nicht lange, indem der König alsbald der ganzen Linie befahl, vorzurücken. Er ſelbſt ſetzte ſich vor das linke Flügel-Regiment des rechten Flügels (Stenbock) und führte es mit den Worten: Nun wollen wir dran, das walt' der liebe Gott! Jeſu, Jeſu, Jeſu! hilf mir heut ſtreiten, zu deines heiligen Namens Ehre — gegen den Feind.

Wie es ſcheint — denn gewiß läßt ſich nichts ſagen, da der Pulverdampf dort gleichſam auf der Erde haften blieb und jede Umſicht erſchwerte, und es ſelbſt unmöglich war, nur etwas um ſich zu ſehen — rückte die ganze Linie, nur von einzelnen feindlichen Reitermaſſen wenig aufgehalten, gegen den großen Weg vor. Hier erhielt ſie ſowohl von den Musketieren, welche in dem Graben ſteckten, als auch von den auf der Landſtraße aufgeſtellten Leuten ein lebhaftes Feuer. Die Kavallerie, theils hierdurch, theils auch durch den Graben, den ſie nicht glaubte paſſiren zu können, eingeſchüchtert, wich; aber die drei Brigaden vom rechten Flügel des Centrums dringen muthig über den Graben, nehmen die Batterie mit ſieben der Geſchütze, welche vor

dem Centrum der Wallenſtein'ſchen Infanterie ſtanden, und werfen ſowohl das Viereck, welches in erſter Linie ſtand, als auch das, welches es links in der zweiten echellonirte. Aber im Angriff auf das dritte wurden ſie von der Terzia in dritter Linie ſelbſt angefallen und unter Mitwirkung der Cuiraſſiere, welche zunächſt dieſer Infanterie im zweiten Treffen ſtanden, mit Verluſt zurückgeworfen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die ſieben eroberten Geſchütze hierbei wieder verloren gingen. Zu gleicher Zeit hatten die bei den Mühlen aufgeſtellten 16 Geſchütze, welche die vorrückende ſchwediſche Linie echarpirten, dieſer einen bedeutenden Verluſt verurſacht.

Die hierdurch entſtandene Pauſe ward dazu benutzt, das linke Flügel-Regiment des Centrums, welches vorzugsweiſe gelitten, hinter das Müllerhaus zurückzuziehen, und die ſchwediſche Artillerie in die hierdurch entſtandene Lücke aufzufahren. — Unterdeſſen war es auch dem Könige gelungen, über die Gräben, welche den Weg einfaßten, zu ſetzen, und die dahinter ſtehenden drei Geſchwader Cuiraſſiere des linken Flügels, welche das erſte Treffen bildeten, zu werfen. Wahrſcheinlich war dadurch auch das zweite Treffen, wenngleich auch nicht entamirt worden, ſo doch in Unordnung gerathen und theilweiſe gewichen. Wie es ſchien, ſo war hierdurch der Sieg, wenn auch gerade nicht entſchieden, ſo doch hinlänglich vorbereitet. Aber in dieſem entſcheidenden Augenblicke

wahrſcheinlich wird dem Könige die Nachricht, daß ſeine Infanterie geworfen, und daß ſie in Unordnung zurückweiche. Um dieſem Ereigniß, das von der größten Wichtigkeit werden konnte, zu begegnen, will er ſich an der Spitze des ſmaländiſchen Regiments jenem Theil des Schlachtfeldes zuwenden; aber, von ſeinem Ungeſtüm getrieben, iſt er, von nur einigen Leuten gefolgt, dem Regimente weit vorangeeilt und geräth hier unter feindliche Truppen. Bald fühlt ſich der König von einer Kugel im linken Arme verwundet — ſein Unſtern lenkt bald mehrere Feuerröhre auf ihn, und von mehreren Schüſſen getroffen, ſinkt er wahrſcheinlich ſchon leblos vom Pferde und wird dann noch eine Strecke geſchleift. Sein flüchtiges, mit Blut beſprengtes Roß, das herrenlos zu den Truppen flieht, bringt ihnen die Kunde von des Herrn Tode, oder, was vielleicht noch ſchlimmer war, von ihres Königs Gefangenſchaft. Eine wie die andere Annahme macht die Truppen um ſo bereitwilliger, dem neuen Führer Herzog Bernhard von Weimar, der für den Fall eines Unglücks dieſer Art ſchon zum Anführer beſtimmt war, mit Muth auf der Bahn der Rache und des Sieges zu folgen. Das Fußvolk formirt ſich aufs neue, und während es unaufhaltſam in der Front vordringt, die Truppen aus den Gräben am Wege vertreibt und dieſe ſelbſt überſchreitet, geht der Herzog von Weimar ſelbſt mit den drei Cavallerie-Regimentern des linken Flügels und einiger Infanterie zwiſchen Lützen,

das die Kaiſerlichen in Brand geſteckt, und dem Müllerhauſe durch und greift den rechten Flügel der Kaiſerlichen in der Flanke und im Rücken an. Die beiden Batterien der Kaiſerlichen wurden durch dieſen gut combinirten und mit Muth unternommenen Angriff genommen — auch ſchien der Schrecken hier durch das unvermuthete Auffliegen der kaiſerlichen Pulverwagen im Rücken der Armee die Unordnung noch vermehren, und deren Niederlage unvermeidlich machen zu müſſen. In dieſem critiſchen Augenblicke jedoch trat die Cavallerie Pappenheim's in Wirkſamkeit. Vier, oder wie auch behauptet wird, acht Regimenter Cavallerie, die um 3 Uhr plötzlich auf dem Kampfplatze erſchienen, brachten die Fliehenden zum Stehen. Deren fortgeſetzter Angriff warf die Schweden ſogar wieder zurück und brachte ſie abermals um den Preis ihrer Tapferkeit. Sie mußten die Geſchütze verlaſſen, von denen ſie nur einige vernageln konnten. Doch Pappenheim, der den unwiderſtehlichen Angriff geleitet, fällt, von einer Falkonetkugel getroffen, an der Spitze ſeiner Reiter. Von nun an ſtockt der Muth der Katholiſchen; ſie vermochten fortan nicht, die Schweden aus den Gräben am Wege zu vertreiben. Dieſe ſetzten ſich im Gegentheil darin feſt, und das zweite Treffen rückte unter Kniphauſen vor, um die Lücken, welche das Feuer der Schweden überall bewirkt, auszufüllen. Wir wiſſen nicht, wie ſich dieß gemacht. Folard hat hierin ſeine Colonne, Andere darin gleichfalls ihre taktiſche Anſicht

verwirklicht finden wollen — wahrſcheinlich aber iſt es, daß das zweite Treffen eindublirte, und daß darauf beide Linien wohl eben nicht in beſter Ordnung, und mehr von der Wuth entbrannt, den König zu rächen, als auf taktiſche Zwecke ſehend, aufs Neue gegen die Kaiſerlichen einſtürmten. Zum dritten Male fällt das Geſchütz der Kaiſerlichen den Schweden in die Hände. Doch dieſe überwältigen in einem neuen Angriff den muthvollen Gegner. In dem jetzt hier folgenden Durcheinander geht jede Ueberſicht des Vorgefallenen verloren. Man ringt ſo bis ſpät Abends, und da die von Wallenſtein ſo ſehnlichſt erwartete Infanterie nicht erſchien, giebt er endlich den Befehl, das Schlachtfeld zu verlaſſen. Erſt als dieſem genügt war, kamen die Pappenheim'ſchen Infanterie-Regimenter von Halle an. Aber es war zu ſpät, jetzt noch von dieſer willkommenen Hülfe Gebrauch zu machen. Angeblich motivirten die in die Luft geflogenen Pulverwagen und Mangel an Lebensmitteln den Rückzug, doch der große Verluſt, den das Heer erlitten, die Unordnung, in der ſich daſſelbe befand, ſo wie endlich die wenige Luſt, welche mehrere Truppentheile an den Tag legten, den blutigen Kampf auszukämpfen, trugen in gleichem Maße dazu bei. Zwei und zwanzig ſchwere Kanonen und mehrere Feldſtücke, von denen die Pferde theils getödtet, theils davongelaufen waren, blieben in der Schweden Gewalt. Dagegen rühmten die Kaiſerlichen ſich, 60 Fahnen und Standar-

ten erbeutet zu haben. Zwölftauſend Leichen ſollen das Schlachtfeld gedeckt haben, von denen die Schweden den Kaiſerlichen zwei Drittel anrechnen, und ſo umgekehrt. — Aus der Art jedoch, wie man ſich geſchlagen, dürfte, da die Entſcheidung meiſtens durch Artillerie und Infanterie herbeigeführt wurde, der Verluſt wohl gleich auf beiden Seiten geweſen ſeyn. Beide Heere hatten gute, ausgezeichnete Offiziere zu bedauern. Die Schweden, außer ihrem Könige, den General Grafen Brahe, von dem Chemnitz ſagt, daß er viel gute Proben eines zugleich verſtändigen Offiziers und tapferen Soldaten abgelegt, ferner den General Uslar und Oberſten Gersdorf — die Kaiſerlichen Pappenheim, Coloredo und mehrere andere Oberſten von Ruf. Ein Verſuch, welchen 16—18 Cornet kaiſerlicher Reiter am andern Tage Morgens machten, um ſich der zurückgebliebenen Geſchütze wieder zu bemächtigen, lief ſchlecht ab, indem ſie die Schweden in ſehr guter Ordnung und Verfaſſung fanden.

Wallenſtein's Heer hatte angeblich um 2 Uhr das Schlachtfeld verlaſſen und zog Abends um 6 Uhr in Leipzig durch das Petersthor nach Borna und Altenburg, und von hier durch das Erzgebirge nach Böhmen in die Winterquartiere, welche er in der Gegend von Dux bezog. Die Schlüſſel der Stadt ſelbſt ließ Wallenſtein dem Magiſtrat zuſtellen. Die Schweden ſäumten nicht, die Stadt bald darauf zu umringen. — In der Pleiſſenburg ward eine

kaiſerliche Beſatzung von 200 Mann zurückgelaſſen, ſo wie auch Plauen, Zwickau, Chemnitz, Freiberg, Meiſſen und Frauenſtein ſtark beſetzt wurden.

Herzog Bernhard von Weimar hatte die Nacht über das Schlachtfeld behauptet und war des Morgens um 7 Uhr nach Weiſſenfels aufgebrochen. Von Naumburg war hierher die Bagage und der Troß beordert, um der Armee ſo eine Erholung zu gewähren. Am 15ten jedoch ging er von hier, ohne Leipzig zu paſſiren, auf Grimma, vereinigte ſich dort mit der Cavallerie des von Torgau kommenden ſächſiſchen Corps und delogirte nach und nach die Kaiſerlichen aus ganz Sachſen. So endete dieſe blutige Schlacht, in welcher der König, welcher bis jetzt die Seele aller Unternehmungen geweſen, und durch den die Ereigniſſe allein Form und Gehalt erhalten, vom Leben trat. Die Schriftſteller aller Parteien haben einſtimmig die Eigenſchaften dieſes großen Fürſten geprieſen — ſelbſt der römiſche Nuncius Caraffa hat ihn als einen König geſchildert, deſſen Gleichen Schweden keinen, Europa wenige gehabt (Gustavus rex, cui parem Suecia nullum, Europa paucos dedit —). Wenn Gott mich abruft, ſo wird er ſchon einen Anderen erwecken für ſein Werk; dieſe Worte, womit der König die trüben Ahnungen ſeiner Freunde früher zu beſchwichtigen geſucht, blieben nicht unerfüllt. Wie ſehr auch der König überall und immer fehlen mochte, der Geiſt der Tapferkeit blieb bei ſeinem Heere, und Umſicht, Klugheit und Un-

ternehmungsgeiſt begleiteten die ausgezeichneten Führer, welche das Schickſal nach und nach an die Spitze der ſchwediſchen Heere ſtellte. — Uns ſey es erlaubt, nach einem kurzen Rückblick auf dieſe Schlacht ſelbſt, auf den Krieg in Deutſchland überhaupt zurückzukommen — ein Rückblick, der um ſo nöthiger wird, als jetzt in mancher Beziehung eine neue Epoche in deſſen Führung ſelbſt beginnt.

Der Entſchluß des Königs, Wallenſtein, als er ſich gegen Sachſen wandte, nachzugehen, war ſowohl politiſch als militairiſch von hoher Bedeutung — politiſch, weil er mit eigener Aufopferung dem ſelbſt zweideutigen Freunde in der Noth zu Hülfe eilte, wodurch er bei allen ſeinen Anhängern die Ueberzeugung hervorbrachte, unter allen Verhältniſſen auf eine ſchleunige Hülfe rechnen zu können — militairiſch, weil er dadurch Verhältniſſe herbeiführen mußte, um anderweitig das zu entſcheiden, was bei Nürnberg unentſchieden geblieben war. Die Maßregeln dazu verdienen in jedem Betracht eine hohe Anerkennung. Das Herbeiziehen der Truppen unter Herzog Bernhard von Weimar, den er nicht lange vorher detachirt hatte, die Wahl Erfurts, um ſich von hier aus, nach allmähligem Heranziehen der verſchiedenen Truppentheile, gleichſam wie von einer neuen Baſis, gegen Sachſen in Bewegung zu ſetzen, das ſchnelle Vordringen gegen die wichtigen Saalpäſſe, ſo wie endlich die Verſchanzung Naumburgs, von woher er, gleichſam unter des Feindes Augen, dieſen beobach-

tet, um ſofort von jeder Blöße deſſelben vortheilen zu können, charakteriſiren in gleichem Maße den vorſichtigen Feldherrn. Eine Operation über Bamberg, um ſich von hier aus gegen die Communication des Feindes mit Böhmen zu wenden, ward von dem Könige mit Recht verſchmäht, weil ſie das, was er ſuchte, Entſcheidung der Verhältniſſe, Vernichtung des feindlichen Heeres, weiter hinausgeſchoben haben würde. — Weniger erklärlich bleibt des Königs plötzlicher Entſchluß zur Schlacht. Vergebens, daß ihn ſeine Generäle bitten, die Vereinigung mit den Sachſen abzuwarten, wodurch er im Stande geweſen ſeyn würde, der Schlacht eine ganz andere Phyſiognomie zu geben. Auf die Meldung vom Abmarſch des Pappenheim'ſchen Corps bricht er ſofort auf, um unter jeder Bedingung zu ſchlagen. Wir ſagten ſchon, daß hierzu der Wunſch des Königs, ſich an Wallenſtein für die Nürnberger Calamität zu rächen, und gewiſſermaßen zugleich vor Europa zu rechtfertigen, unbedingt gleich viel beigetragen. So ſehr dieß Gefühl in manchen Verhältniſſen zu billigen ſeyn mag, ſo hatte es jedoch gegen einen Gegner wie Wallenſtein größerer Erwägung aller Verhältniſſe bedurft. Inwiefern der König über die Stärke Wallenſtein's nach dem Abmarſch Pappenheim's orientirt geweſen ſeyn mag, müſſen wir dahingeſtellt ſeyn laſſen — aber zweckmäßiger wäre es unter jeder Bedingung geweſen, dieſen weiter als bis Halle gelangen zu laſſen.

Eine Wiedervereinigung Wallenſtein's mit dem Corps dort hatte gar keine Schwierigkeiten — Wallenſtein konnte ſogar ſehr gut die Schlacht vermeiden, ſich auf Halle repliiren, und ſo Pappenheim entgegengehen, wenn er ſonſt gewollt hätte. Wahrſcheinlich aber hoffte der König ihn unvorbereitet, vielleicht auf dem Marſche zu treffen, was ihm bei ſeiner beweglichen Taktik große Vortheile gewährt haben würde. Doch das Gefecht bei Rippach mußte ihn hierüber enttäuſchen. Der König mußte daher Morgens, ehe die Schlacht begann, von allen Verhältniſſen unterrichtet ſeyn, mußte ſie klar überſchauen können. — Die Unternehmungen des Königs aber hatten ſeit der Breitenfelder Schlacht einen eigenen Schwung angenommen, der ihn von der Vorſicht, welcher er bis dahin gewohnt war zu huldigen, entfernt hatte, und wir dürfen uns daher auch nicht wundern, ihn die Schlacht mit jenem Gegner ſuchen zu ſehen, den überwunden zu haben, ihn auf die höchſte Staffel des Ruhmes geſtellt haben würde. Die Schlacht ſo entſcheidend zu ſchlagen, wie bei Breitenfeld, durfte der König nicht hoffen. Die kaiſerliche Armee war ſeit jener Niederlage beſſer geworden, ihr Muth geſtiegen, ſeit Wallenſtein an ihrer Spitze ſtand. Uebrigens würde Pappenheim's Corps, das der König als entfernt vom Schlachtfelde ſupponirte, vollkommen hingereicht haben, die etwaigen Verluſte auszugleichen, oder das geſchlagene Heer aufzunehmen. Vereinigte ſich dann Gallas noch mit Wal-

lenſtein, ſo war das kaiſerliche Heer, ſelbſt bei nam- haftem Verluſt, noch ſtark genug, dem Könige die Spitze zu bieten. Von ſeinen Plänen alſo würde nur immer ein Theil, die Befreiung Sachſens, durch den Gewinn einer Schlacht entſchieden worden ſeyn. Es war alſo kein Grund vorhanden, den König ſich ſo beeilen zu ſehen, dieſe zu liefern. —

Die Schlacht an und für ſich ſelbſt war ihrer Idee nach eine reine Parallelſchlacht, die taktiſche Anordnung, den meiſten Annahmen nach, faſt die- ſelbe wie bei Breitenfeld. Graf v. d. Decken, dieſer gründliche Kenner der Verhältniſſe jener Zeit, nimmt jedoch an, daß zwiſchen den beiden Treffen, und zwar in der Mitte, ein Cavallerie-Regiment, und hinter jedem Flügel fünf Cavallerie-Regimen- ter poſtirt geweſen — eine Aenderung, die jedoch auch nicht viel zu bedeuten gehabt haben würde *). Wie wir geſehen, machte der König den erſten An- griff mit der Cavallerie, worauf der der Infan- terie folgte. Wir haben geſehen, inwiefern der eine gelang, der andere mißglückte und was für einen Entſchluß darauf der König faßte. Auf dem Wege zur Infanterie, um der dort eingeriſſenen Unordnung zu wehren, fällt er Truppen in die Hände, von denen eigentlich nicht recht zu begrei- fen, wie ſie dahin gekommen. Wahrſcheinlich wa- ren es einzelne Zerſprengte, die, wie es bei jedem

*) Herzog Georg von Braunſchweig und Lüneburg. II. S. 129.

Cavallerieangriff geht, hinter der Front der Sieger iſolirt herumſchwärmten — vielleicht auch, daß der König, wie es gleichfalls Berichte vermuthen laſſen, von einzelnen noch im Schilfgraben liegenden Musketiers verwundet ward, und daß er hinterher, von ſeinem Pferde fortgetragen, unter die Säbel feindlicher Reiter kam. — Nachdem nun noch einige Frontal-Angriffe gemacht wurden, die aber ſämmtlich ſcheiterten, gelingt es dem Herzog von Weimar durch einen Flankenangriff, von dem man jedoch nicht weiß, wie er Lützen vorbei gelingen konnte, ſich des Windmühlenberges und der dort ſtationirten Batterien zu bemächtigen. Pappenheim's Eingreifen indeſſen ſtellt hier die Angelegenheiten wieder her — ſein Tod aber, der bei dieſem Angriff erfolgt, iſt von ſo nachtheiligem Einfluß auf die Seinen, daß dieſe fliehen, worauf ein erneuerter Angriff auf dieſen Flügel, den eine Zufälligkeit unterſtützt, den Sieg für die Schweden entſcheidet. — Welches hierbei die taktiſchen Hülfsmittel oder Zufälligkeiten geweſen, konnten ſchon die Zeitgenoſſen nicht erklären. Wir müſſen uns daher begnügen, die Primitiv-Aufſtellung der Schweden als die Baſis zu betrachten, aus der ſich nach und nach die anderen Formen in dem Maße entwickelten, als ſie der Gang der Schlacht ſelbſt heiſchte und auch möglich machte.

Werfen wir einen Blick auf die Bewegungen Wallenſtein's, um die Schweden von der Donau zu entfernen, ſo kann man dieſe nur loben.

Wie

Wie vollkommen ſie gelangen, beweiſt der Erfolg. Mit ſeiner Ankunft an der Saale jedoch beginnen ſeine Fehler. Hätte er alles, was er an Truppen beſaß, vereint, und den König, den er bereits als einen großen Schlachtenlieferer und kühnen Angreifer kannte, an den Päſſen der Saale erwartet, ſo iſt es gewiß, daß dieſer ihn hier ebenſowohl, als ſpäter angegriffen haben würde. Der Erfolg davon würde nicht zweifelhaft geblieben ſeyn. Statt deſſen aber läßt ſich Wallenſtein hier gleichſam überraſchen, und als er endlich den König vor ſich in Naumburg hat, zerſplittert er ſich ſogar durch Detachirungen. Wie ſtark auch Pappenheim's Ascendant über Wallenſtein ſeyn mochte, ſo mußte er niemals in jene Detachirung willigen, denn ſo unbedeutend am Ende auch die Entfernung war, welche beide Generäle von einander trennte, ſo konnten kriegeriſche Ereigniſſe die Vereinigung nicht allein erſchweren, ſondern auch unmöglich machen. Daß Wallenſtein glauben konnte, der König werde ihn in Sachſen ſtehen, vielleicht gar unangefochten laſſen, wie es ſeine Maßregeln andeuteten, iſt ein Mangel an kriegeriſchem Takt, den man ſonſt nicht im Leben dieſes Feldherrn antrifft. Hätte Guſtav Adolph ſeinen Aufenthalt in Naumburg verzögert, ſo iſt ſehr wahrſcheinlich, daß er Wallenſtein ſpäter à l'improviste überfallen und ihn en détail hätte ſchlagen können — eine Maßregel, die ihn zwar nicht mit kriegeriſchem Geräuſch, aber ſehr ſicher zum Ziele geführt haben würde. —

Die Anordnungen zur Schlacht ſelbſt wird man, was auch dagegen geſagt ſeyn mag, ganz genügend finden. Daß Wallenſtein bei ſeiner Taktik blieb, die den Truppen und Offizieren geläufig war, möchten wir eher loben, als tadeln, wie letzteres ſo häufig geſchehen. Schwächer an Zahl wie die Schweden*), glaubte er in der taktiſchen Form ein Mittel zu finden, jenen Uebelſtand auszugleichen. Und wirklich hatte ſeine Infanterie durch ihre Aufſtellung, trotz ihrer großen Unbehülflichkeit, eine innere Widerſtandsfähigkeit, welche vollkommen hinreichte, den wiederholten Angriffen der beweglichern und leichtern Schweden zu widerſtehen. Es gehörte der Zuſammenfluß mannigfacher Umſtände dazu, ſie vom Schlachtfelde zu vertreiben. So oft ſie auch angegriffen und über den Haufen geworfen ward, die Frontalangriffe der Schweden reichten nicht hin, ſie zu überwinden. Die Croaten und Musketiere in den Gräben an der Landſtraße (Schilfgräben), welche durch ihr Feuer die Schweden auflockerten, ehe dieſe ſelbſt zum Einbruch ſchreiten konnten, waren die Tirailleurs vor der Fronte — die dahinter ſtehenden Terzias die Colonne, die, ſo oft die Tirailleurs vertrieben wurden, alsbald den andringenden Schweden entgegen zogen und ſie wieder warfen. Die Aufſtellung der-

*) Wir folgen hier der Anſicht des Grafen v. d. Decken in deſſen ſchon oft angeführtem Werke. II. S. 119.

ſelben erleichterte dieß und beugte gewiſſermaßen der Unordnung vor, welche ſo ein Kampf immer mit ſich bringt. Die Tirailleurs mußten geworfen und drei Linien gewiſſermaßen überwältigt werden, ehe die Schweden ſich des Sieges erfreuen konnten. Die Cavallerie in der Nähe ſollte ungewöhnlichen Vorfällen entgegentreten. Die Batterien waren gleichfalls ſehr gut aufgeſtellt. Gegen die Aufſtellung der Reiterei läßt ſich ebenſo nichts erinnern. Uebrigens entſprach die Wahl des Schlachtfeldes durchaus allen Forderungen, welche eine ſelbſt ſtrenge Critik hätte machen können. — Anlehnung der Flügel, Zuſammenhang in ſich, Hinderniſſe vor der Front, freie Ausſicht nach dem Gegner — für eine Defenſiv-Schlacht, wie ſie Wallenſtein liefern wollte, alles was man wünſchen kann. Das numeriſche Uebergewicht der Schweden, ihre zahlreiche Artillerie, ihre größere Beweglichkeit half ihnen nichts — das unvermuthete Auffliegen des Munitionsparks, welches die Infanterie in Unordnung brachte, und die ſchändliche Flucht der Reiterei nach Pappenheim's Tode half die Schlacht entſcheiden, von der den Siegern allein der Vortheil blieb, das Schlachtfeld einige Stunden zu behaupten, das mit dem Blute ihres großen Heerführers getränkt war.

Die Cavallerie der Kaiſerlichen ſpielte in dieſer Schlacht eine ſchlechte Rolle. Die Croaten unter Iſolani hatten ſich bald nach Beginn der Schlacht auf der öſtlichen Seite des Floßgrabens um den

Schkölziger Wald herumgezogen und waren in die Bagage gefallen, von wo ſie durch einige Regimenter aus dem zweiten Treffen zurückgetrieben wurden. Hiermit verſchwinden ſie vom Schlachtfelde. Hätte dieſe Cavallerie ihre Rolle beſſer begriffen, und allenfalls ſich nur, wenn ſie nicht ſchlagen wollte, auf einer der Flanken oder im Rücken der Schweden formirt, ſo würde ſie hierdurch von bedeutendem Nutzen geweſen ſeyn. Sie brauchte dann nur bei jedem Angriff der Schweden zu entweichen, wodurch ſie einen anſehnlichen Theil des zweiten Treffens beſchäftigt haben würde. So aber ſchadete ſie durch ihren Angriff mehr, als ſie nützte, indem ſie die Flanke des Heeres entblößte. Auch die andere Reiterei, beſonders die Pappenheim'ſche, that ihre Schuldigkeit nicht. Die Schweden warfen ſie jedesmal beim erſten Angriff. Wallenſtein hatte dem Einbruch der leichter berittenen und bewaffneten Schweden dadurch vorzubeugen geſucht, daß er ihnen ſeine ſchwer gerüſteten Cuiraſſiere entgegenſtellte. Zugleich hatte er ihnen verboten, die Caracola zu machen, ihnen im Gegentheil befohlen, mit dem Degen in der Fauſt anzugreifen. Wer die Verhältniſſe begreift, wird beide Maßregeln nur loben können. Napoleon ſchuf ſich in neuer Zeit gleichfalls Cuiraſſiere *), weil er

*) Die Franzoſen hatten bis zu Napoleon's Conſulat nur ein einziges Regiment Cuiraſſiere. Es war das 7te de grosse cavalerie und ſtand bei der Moreau'ſchen Armee.

hierin das einzige Mittel ſah, ſowohl dadurch die Impulſivkraft, als auch die Widerſtandsfähigkeit ſeiner Reiterei zu erhöhen. Der leichten Reiterei hatte Wallenſtein vollauf, um zu befürchten, daß durch dieſe neue Anordnung der Dienſt im Allgemeinen litte, oder daß er dadurch für den Heermechanismus überhaupt nachtheilige Reſultate hätte vermuthen ſollen. Was alſo von manchen Schriftſtellern unſerer Tage — ja ſogar militairiſchen — getadelt ward, verdient weit eher eine lobende Anerkennung. Trotz dieſer guten Anordnung entſprach die kaiſerliche Reiterei an dieſem Tage nicht den Erwartungen ihres Führers. Beſonders ſcheint dieß die Pappenheim'ſche Reiterei gethan zu haben. Ohne mit Genauigkeit angeben zu können, zu welcher Zeit dieſe eingetroffen, ob ſie erſt noch geruht, bevor ſie gefochten *), oder ob ſie ſofort Theil an der Schlacht genommen, wie beides behauptet worden, ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß ſie an dieſem Tage nicht beſonders, und ſeit Pappenheim's Tode ihre Schuldigkeit gar nicht gethan. Burgus, der in den Reihen der Kaiſerlichen an dieſem Tage gefochten, ſagt, daß dieſe Schlacht eben ſo wie die bei Breitenfeld verloren gegangen, weil

*) Burgus ſagt ausdrücklich, daß ihr links ein Ort angewieſen, wo ſich die vom Marſche müden Menſchen und Pferde erholen konnten (daß ihr in sinistro latere locus assignatus geweſen, ut fessi ex itinere milites equique vires resumerent).

die Cavallerie ſich feige benommen *). Die Taktik der Schweden hatte alſo auf den Gewinn der Schlacht keinen Einfluß. Das Starre in den Formen der Kaiſerlichen würde ſelbſt bei ihrer Minderzahl hingereicht haben, den Sieg davon zu tragen, wenn die Tapferkeit der Leute ihre Generäle beſſer unterſtützt hätte. Aber dieſe entſprach nur theilweiſe den Anforderungen eines Chefs, der nach der Schlacht in Prag bewies, wie er lohnen und ſtrafen könne. —

Kommen wir endlich auf die Fortſchritte, welche die Taktik dieſer Periode Guſtav Adolph angeblich verdanken ſoll, ſo können wir uns auch hier nur bedingt mit den darüber uſuell gewordenen Anſichten einverſtanden erklären. Der allgemein als neu erwähnten Errichtung einer National-Armee können wir nicht beipflichten, indem wir die Grundzüge dazu ſchon unter ſeinen Vorgängern finden. Guſtav Adolph ordnete nur das Vorhandene und verbeſſerte es, aber ſchuf hiervon nur Unbedeutendes um. Aber ſein permanenter Generalſtab, wenn wir uns dieſes Ausdrucks bedienen dürfen, ſo wie die Organiſation ſeines Kriegs-Collegiums, beide zweckmäßig und tief eingreifend für die Organiſation des Heeres ſowohl, als für deren Lei-

---

*) Et talis quidem fuit Lützensis pugna, Lipsiensi non inferior, quarum utraque iniqua Caesareis fuit ob equitatus ignaviam, qui suas partes non egit. Lib. III. c. 24.

ſtungen im Felde, traten als neu hervor. Doch ging dieſe Errichtung faſt unbemerkt an den Zeitgenoſſen vorüber, und erſt in neuerer Zeit ſind beide richtig gewürdigt worden. —

Die Erleichterungen der Infanterie und Cavallerie, welche weſentlich zu ſeinen Erfolgen mit beitrugen, wurden von den Zeitgenoſſen verſchieden beurtheilt. Die bei der Infanterie fanden allmählig Nachahmer, ohne daß man jedoch mit Beſtimmtheit angeben könnte, auf welchen Wegen ſich ſolche bei den verſchiedenen Heeren geltend machten, und inwiefern ſie Nachahmung des bei den Schweden Geſehenen, oder eigene Erfindung, oder endlich Reſultate neuer Entdeckungen waren. — Weniger war dieß mit den Neuerungen bei der Cavallerie der Fall. Daß der König eine Vorliebe für eine leichte, d. h. nicht zu ſchwer equipirte und bewaffnete Cavallerie hatte, kann man ſich aus ſeinen Kämpfen mit den Polen und Ruſſen erklären, aber daß er auch in Deutſchland bei derſelben Anſicht ſtehen blieb, kann nur einer Vorliebe, welche die klare Einſicht verdunkelte, beigemeſſen werden. Hätte die Vorſehung Guſtav Adolph ein längeres Leben zugeſtanden, wir würden ihn gewiß darauf haben zurückkommen ſehen, ſich eine ſchwere Cavallerie, welche in einem richtigen Verhältniß mit der Reiterei überhaupt geſtanden, zu bilden. — Die Schlachten mit Wallenſtein hatten ein ganz anderes Gepräge, als das Geplänker in Pommern und der Siegeszug nach dem Rhein hin, wo we-

der Offiziere noch Soldaten ihre Schuldigkeit recht thaten, und ſo viel endlich auch Guſtav Adolph ſeiner verbeſſerten Feuertaktik verdanken mochte, ſo würde er doch endlich auf ein Auskunftsmittel haben ſinnen müſſen, um die Ungleichheit der Waffen auszugleichen. Durch das Abſchaffen des bei der Cavallerie gewöhnlich ganz unnützen nnd überflüſſigen Feuerns, ſo wie durch den Befehl, raſch zum Degen zu greifen und einzubrechen, bekundete Guſtav Adolph ſein Genie als Reitergeneral. Auch verdankte er ſeinen Sieg bei Breitenfeld ſowohl, als den glücklichen Anfang der Schlacht bei Lützen, dieſer neuen Taktik, welche die Kaiſerlichen ungemein überraſchte, und welche bei ihnen heimiſch zu machen, nicht einmal Wallenſtein's Autorität hinreichte. —

Die Vermehrung und Erleichterung der Artillerie ſcheinen jedoch vorzugsweiſe dazu beigetragen zu haben, dem Könige an Schlachttagen ein entſchiedenes Uebergewicht zu geben. Wir ſahen bereits früher (S. 20 f.), daß die ſchwediſchen Könige von jeher eine große Sorgfalt auf ihre Artillerie verwendet, und daß ſie in deren Anfertigung und Organiſation den meiſten Staaten überlegen waren. Guſtav Adolph ſteigerte dieß noch. Beſonders war die Erleichterung derſelben ein Hauptgegenſtand ſeiner Aufmerkſamkeit. Auch war er von der Nützlichkeit der Einrichtung derſelben, wie wir ſie kennen (S. 46 f.), ſo überzeugt, daß, als er nach Pommern überſchiffte, er eine für jene Zeit

nicht unbedeutende Anzahl Geſchütze dieſer Art mitnahm, um ſolche ſofort bei den neu zu ſtiftenden Truppen benutzen zu können.

Was der König in Bezug auf die Taktik der Infanterie that, bezog ſich beſonders auf die Ausbildung des verbeſſerten Feuerns. Doch hat es damit auf keinen Fall eine Bewandtniß, wie man ſie der Regel nach annimmt. Hätte das Feuern einen ſo hohen Grad von Geſchwindigkeit erlangt, wie es hier und da von unſeren militairiſchen Schriftſtellern angenommen worden, ſo hätten die Ereigniſſe bei Nürnberg und Lützen ein ſchnelleres und entſcheidenderes Reſultat geben müſſen. Die Erleichterung des Gewehrs, ein verbeſſerter Mechanismus deſſelben, eine beſſere Anordnung in der Manipulation, und wahrſcheinlich auch eine gründlichere Durchbildung beim Gebrauch gaben den Schweden ohne Zweifel ein Uebergewicht, das anfangs den Kaiſerlichen imponirte, das aber nicht hinreichte, ihnen ein ſolches ein für allemal zuzuſichern, wie z. B. die Preußen dadurch in den erſten ſchleſiſchen Kriegen über ihre Feinde erlangten. Daher auch ſtellte der König Kanonen vor ſeine Infanterie, beſonders vor kleinere Abtheilungen, wie ihm dieß die Erfahrung in der Breitenfelder Schlacht aufdrang. Die geringere Tiefe, welche der König ſeiner Infanterie gab, gewährte ihm für einzelne Beziehungen manche Vortheile. Sein Feuer erhielt dadurch eine größere Entwickelung, die Front konnte verlängert werden; auch ſtellte ſich dadurch

gewiß noch mancher Moment faktiſch vortheilhafter heraus. Daß jedoch hiermit auch die Beweglichkeit der Truppen erhöht worden wäre, wie es von unſeren militairiſchen Schriftſtellern hier und dort behauptet worden, iſt ſchon in thesi falſch. Die längeren Linien ſind eine Gefechtsform — Colonnen aber ſind eine Form für die Bewegung. Da wir nun aber nicht wiſſen, inwiefern der König ſeine Linie mit der Colonne combinirt, was ſich durch nichts herausſtellt, ſo muß man in ſeinen Annahmen nicht zu gewagt ſeyn. Die Schwenkung bei Breitenfeld, welche des Königs rechter Flügel machte, und welche der Regel nach als ein Beweis der großen Beweglichkeit der ſchwediſchen Truppen angeführt wird, würde er in jeder anderen Form noch raſcher zu Stande gebracht haben, beſonders da die Kaiſerlichen durchaus nichts thaten, der Bewegung zu begegnen. Auch haben wir bei Betrachtung der Schlachten des früheren Zeitraumes ähnlicher Bewegungen gedacht. Die Bewegung Weimars mit dem linken Flügel bei Lützen würde ſich eher eignen, jene Behauptung zu belegen, wenn wir dergleichen nicht, wie bereits geſagt, ſchon früher fänden. Auch gebricht es uns an den nöthigen Gliedern zum richtigen Schluß, d. h. an Daten der Art und Weiſe, um Raum und Zeit danach zu beſtimmen. — Größere Anerkennung ſcheinen die Reformen bei der Cavallerie zu verdienen. Beweglichkeit und Kühnheit, dieſe beiden unerläßlichen Bedingungen, unter welchen die Cavallerie allein

wirken kann, wurden vom Könige ſo richtig gewürdigt und deren Erlangung auch bezweckt, daß ſeine Reiterei in kurzer Zeit die Meiſterſchaft erreichte. Alle Erfolge des Königs wurden durch die Cavallerie vorbereitet, was um ſo mehr überraſchen muß, wenn wir den Zuſtand derſelben unter ſeinen Vorgängern betrachten. Aus einem Zuſtande der Verachtung erhob er ſie in einigen Feldzügen zur Hauptwaffe. Viele der ſchönſten Thaten in Pommern, die Erfolge bei Burgſtall, Breitenfeld, theilweiſe am Lech und bei Lützen gehörten ihr. Wie der König ihr vertraute, bewies er wohl am beſten dadurch, daß er beſonders liebte, an ihrer Spitze zu fechten. Der König war ein Reiter-General erſter Größe, in welchem Genre im dreißigjährigen Kriege überhaupt mehrere große Offiziere excellirten. Was eine begründete Critik an des Königs Anſicht hierin zu tadeln finden kann, haben wir oben bereits erinnert.

Von großer Wichtigkeit endlich waren die Veränderungen, welche der König bei der Artillerie eingeführt. Sie waren es beſonders, welchen er ſeine Vortheile in den größeren Gefechten und Schlachten verdankte. Eine Beweglichkeit, wie man ſie an ihr hier ſah, die ſchnelle Art zu feuern, war bis dahin etwas nie Geſehenes geweſen. Auch mußte deren Wirkung gegen die kaiſerlichen vollen Treffen von ganz beſonderer Wirkſamkeit ſeyn. Wie wir geſehen, ſo waren ſie vorzüglich auf den Kartätſchenſchuß eingerichtet. Nehmen wir hierzu noch

die überwiegende Anzahl der Geſchütze, mit welcher der König ſtets auftrat, ſo dürfen uns die Erfolge weiter nicht ſo ſehr in Erſtaunen ſetzen. Auf jeden Fall giebt uns der Widerſtand, welchen die kaiſerlichen Truppen unter ſolchen Verhältniſſen noch den Schweden entgegenſetzten — beſonders wenn ſie noch gut angeführt wurden — ſo dürfen wir daraus nur vortheilhaft auf deren Taktik und Tapferkeit ſchließen, Verhältniſſe, welche bis jetzt noch von keinem militairiſchen Schriftſteller gehörig gewürdigt worden ſind.

Neu auch war die Schlachtordnung, in welcher der König bei großen Gefechten und Schlachten aufzutreten pflegte. Wir finden die Infanterie immer in der Mitte, die Artillerie auf der ganzen Linie vertheilt, die Cavallerie auf den Flügeln — meiſtens das Ganze in zwei Treffen. Nehmen wir die Verwendung der Artillerie aus, ſo iſt dieß die Schlachtordnung unſerer Tage, mit der Verbeſſerung jedoch, daß man einen Theil ſeiner Truppen ein für allemal zur Reſerve beſtimmt. Es dauerte lange, ehe ſich dieſe verbeſſerte Schlachtordnung Platz ſchaffte — aber deren ſpäter allgemein anerkannte Zweckmäßigkeit und Einführung bekunden die Richtigkeit der Anſichten des Königs. —

In der Feldverſchanzungskunſt, ſo wie in dem pelioretiſchen Theile dieſer Branche der Kriegskunſt ſchuf Guſtav nichts Neues. Doch bewährte er ſich als ein Kenner derſelben dadurch, daß er das Vorhandene immer zweckmäßig benutzte und an-

wendete. Schon vor ihm war der Gebrauch da, ſich einzelner Redouten und Feldverſchanzungen zu bedienen, doch Niemand hatte es verſtanden, dieſelben zu einem Ganzen in dem Sinne, wie wir es heute nehmen, zu verſchmelzen. Viele ſeiner verſchanzten Läger könnten noch in unſeren Tagen als Muſter gelten. Bemerkenswerth ſind die ſtarken Profile, deren ſich die Schweden überhaupt bei ihren Verſchanzungen bedienten, und die ſolche theilweiſe bis auf heute erhalten haben. Die Idee, ſich ſeine Communication ſtets durch Schanzen und Befeſtigungen zu decken, gehört dem Könige gleichfalls an und beweiſt mehr als vieles Andere, wie richtige Ideen er über ſein Verhältniß ſowohl, als über den Krieg überhaupt hatte.

Werfen wir in letzter Inſtanz einen Blick auf die Art und Weiſe, wie der König den Krieg in Deutſchland überhaupt geführt, ſo werden wir bis zum Ueberſchreiten des Thüringerwaldes einen Methodismus darin entdecken, wie wir ihn in keines Feldherrn Kriegen vor ihm finden. Es war eine ſyſtematiſche Eroberung, eine Kriegführung, die Bülow hat ſagen laſſen, daß der König Guſtav Adolph es geweſen, der die Lehre von der Baſis der Operationen zuerſt habe ins Leben treten laſſen. Und wirklich trägt der Krieg bis zum Ueberſchreiten des Thüringerwaldes das Gepräge der höchſten Vor- und Umſicht. So wie der König jedoch ſeine Bewegungen über den Thüringerwald hinaus-ausdehnte, tritt auch eine gänzliche Aenderung in

dem bisher beobachteten Syſtem ein. Wir wiſſen, daß er zu ſeiner Bewegung gegen den Main und Rhein nur durch die Herzöge Wilhelm und Bernhard von Weimar bewogen ward. Nichtsdeſtoweniger hat ſich die Critik gefallen, ihm jene gleichſam aufzudringen und zugleich herauszuſtreichen *). Ein als Critiker und ſcharfer Denker bekannter General iſt ſogar der Anſicht, daß ſich durch ſeine überrheiniſchen Unternehmungen gewiſſermaßen ſeine großen Ideen offenbart und Licht und Einheit in die mannigfaltigen Operationen ſeiner drei Feldzüge gebracht hätten, und daß er ſich in Bezug hierauf auf dem nämlichen Standpunkte, auf welchen uns die Ausbildung dieſes Ideenkreiſes anderthalb Jahrhundert ſpäter geſtellt habe, befunden. Der Gedanke Guſtav Adolph's, ſich in Deutſchland ſelbſt ein großes Kriegstheater zu bilden, worin er der ungeheuren Baſis der ganzen öſterreichiſchen Staatsmaſſe gewiſſermaßen Front bieten konnte, mag ihr Anſprechendes haben. Aber dieß zu realiſiren, reichten des Königs Kräfte einſtweilen noch nicht hin. Schon die politiſche Geſtaltung Deutſchlands widerſtrebte dieſem. Der Kurfürſt von Sachſen, der Herzog von Lüneburg, ſogar Bernhard von Weimar u. v. A. erwarteten nur eine günſtige Gelegenheit, um dem neuen Reichsſtande, deſſen Präponderanz ihnen doch zu

---

*) Man vergleiche Herzog Bernhard der Große von Sachſen-Weimar ꝛc. I. S. 155. (v. Röſe.)

bedenklich wurde, entgegenzutreten. Den Schweden war dieß nicht unbekannt, und Oxenſtierna äußerte ſich unverhohlen, daß, wenn der König länger leben geblieben, wahrſcheinlich etliche hohe Häupter würden über die Klinge haben ſpringen müſſen *). Ueberdieß war der König bei ſeinen Eroberungen faſt nur auf deutſches Blut und deutſches Geld angewieſen — er blieb alſo gewiſſermaßen der Discretion deutſcher Fürſten und Völker in gleichem Maße preisgegeben. Das Geld ging, wie wir geſehen, ziemlich raſch aus und konnte fortan nur auf dem Wege der Requiſitionen und Confiscationen herbeigeſchafft werden — beides ein gleich entfremdendes und gewagtes Unternehmen für einen ſelbſt glücklichen Krieger in fremden Landen. — Leute allein nur ſtanden ihm noch zu Gebote, denn Deutſchland war damals der beſte Menſchenmarkt — ungefähr ſo wie heute Irland — aber ſo wie Wallenſtein ſeine Werbeplätze wieder eröffnete, nahmen auch jene ab — wenigſtens war die Auswahl nicht mehr ſo groß wie ſonſt. — Aus welchem Geſichtspunkte wir nun aber auch die Sache betrachten, ſo wird doch der unparteiiſche Beurtheiler dabei ſtehen bleiben müſſen, daß, ſo meiſterhaft der König den erſten Theil ſeiner Feldzüge in Deutſchland geführt haben mag, er bei Durchführung des zweiten nicht

*) Röſe Herzog Bernhard der Große von Sachſen-Weimar. I. S. 294.

ſeine ſonſt unbeſtrittene Meiſterſchaft an den Tag gelegt hat. — Im Glanze aller Tugenden, die einem Herrſcher die Unſterblichkeit zuſichern, trat er nach einem dreijährigen Kampfe in Deutſchland vom Leben, das ein ununterbrochener Siegeslauf, nur von unbedeutenden Unglücksfällen getrübt, geweſen. —

Mit Guſtav Adolph's Tode nimmt die Kriegführung eine ganz andere Phyſiognomie an. So raſch ſich die Ereigniſſe in mancher Hinſicht auch folgen, ſo ſchön viele der Operationen Bernhard's von Weimar, Torſtenſon's und Banner's auch ſeyn mögen, keine derſelben trägt das Gepräge jener conſequent gedachten und durchgeführten, ſyſtematiſchen Kriegführung des dahingeſchiedenen Königs. Wir dürfen ſie gewiſſermaßen mit ſchönen Rhapſodien vergleichen, können die meiſten gleichſam nur als militairiſche Impromptüs betrachten. Wir dürfen daher auch um ſo eher von dem allgemeinen Gange der Verhältniſſe abſtrahiren, und vorzugsweiſe nur bei einzelnen beſonders wichtigen Erſcheinungen ſtehen bleiben. Hier bietet ſich uns zuerſt die Schlacht von Nördlingen dar. Beide Heere kämpften ſie ohne die früheren Chefs, denn auch Wallenſtein hatte ein grauſes Geſchick von der Bühne abgerufen (5. Februar 1634) — aber in beiden dienten und fochten noch alle jene berühmten Männer, die ein ſchon ſechszehnjähriger Kampf größtentheils herangezogen. —

Guſtav Horn, der ſchwediſche Cunctator, der Schwiegerſohn Oxenſtierna's, und ſchon darum von großem Anſehen im Heere, ein Mann von den ſeltenſten Geiſtesgaben und einer ungewöhnlichen Bildung, doch im Heere für zu vorſichtig geltend *), und Bernhard von Weimar, dem ſchon der König ſich ſeiner großen Gaben und Thaten wegen eiferſüchtig bewieſen **), führten im ſchwediſchen Heere, oder beſtritten ſich vielmehr darin den Oberbefehl. Das kaiſerliche führte dem Namen nach der älteſte Prinz Kaiſer Ferdinand's, der König Ferdinand von Ungarn, der That nach aber Mathias Graf von Gallas, einer der Veteranen des öſterreichiſchen Heeres, der ſich bis dahin als ein geſchickter General bewährt hatte. — Das öſterreichiſche Heer hatte ſich nach der Wegnahme mehrerer feſter Plätze an der Donau, beſonders Donauwörths, einen Weg nach Nördlingen gebahnt, das es dann am 8. Auguſt 1634 erreichte und ſofort auch zu belagern begann. Horn und Bernhard conzentrirten darauf ihre Kräfte, fanden ſich jedoch für den Augenblick zu ſchwach, um etwas unternehmen zu können. Sie trennten ſich daher auch bald, vereinigten ſich ſpäter jedoch aufs Neue und dirigirten ſich auf Nördlingen, das dringend

---

*) Er war es auch, der dem Könige abrieth, den Lech zu paſſiren.

**) Förſter, Albrecht's von Wallenſtein ꝛc. II. S. 259.

um Unterſtützung bat. Sie lagerten ſich, in deſſen Nähe angekommen, auf dem Breitwang, ein hoher und breiter Bergrücken, der ihnen ſowohl Gemeinſchaft mit Nördlingen, als auch die Möglichkeit gewährte, Württemberg zu decken. Die Kaiſerlichen lagerten auf dem Galgen- und Stoffelberge und waren mit ihren Arbeiten bereits bis nahe an die Stadtmauer gerückt. Die Anſicht des Herzogs Bernhard von Weimar war, ſofort die Kaiſerlichen anzugreifen; Horn aber fand es für angemeſſener, eine Verſtärkung nach der Stadt zu werfen, was der Herzog von Weimar auch bald darauf, am 14. Auguſt, glücklich vollführte. Mit den 250 Musketieren, welche er in die Stadt warf, ward deren tapferem Stadthauptmann Melſch und den Vertheidigern — Bürgern und Soldaten — zugleich innerhalb ſechs Tagen Hülfe zugeſagt.

Zehn Tage blieben die Schweden ſo auf dem Breitwang, ſich ebenſowohl zur Schlacht rüſtend, als mit ſteten Veränderungen in ihrer Aufſtellung beſchäftigt, ohne jedoch zu einem beſtimmten Entſchluß kommen zu können. War man einmal zu einer Schlacht entſchieden, und dieß ſchien unvermeidlich, inſofern man Nördlingen befreien wollte, ſo wäre dieſe Zeit dazu ſehr geeignet geweſen, denn noch waren die Truppen der Oeſterreicher nicht alle verſammelt — man erwartete noch die ſpaniſchen Truppen unter dem Cardinal-Infanten und die Bayern unter dem berühmten Jean de Werth. Da man jedoch auch im ſchwediſchen Lager der An-

kunft des Rheingrafen und des Generals Kratz entgegenſah, ſo glaubte General Horn hierin einen Vorwand zu finden, ſich jedem Angriff um ſo entſchiedener zu widerſetzen. Ein Verſuch der Kaiſerlichen, unter dieſen Umſtänden den Frieden einzuleiten, ward von Bernhard eben ſo entſchieden als auch bruſk abgewieſen. —

Unterdeſſen hatten ſich der Cardinal-Infant mit den Kaiſerlichen, und Lars Kagges, der tapfere und entſchloſſene Vertheidiger Regensburgs, das nach einer muſterhaften Vertheidigung endlich übergegangen, mit den Schweden vereinigt — zugleich waren einige Regimenter des Rheingrafen zu dieſen geſtoßen. Obwohl nun Horn ſich immer noch jedem Angriff entgegenſetzte und durchaus die Ankunft des Rheingrafen ſelbſt, der indeſſen ſchon längſt hätte eintreffen können, abwarten wollte, ſo wußte doch Bernhard in den Berathungen darüber endlich die Stimmenmehrheit für ſich zu gewinnen und die höheren ſowohl, als die niederen Offiziere für die Schlacht zu bewegen. Ehe wir jedoch dieſe ſelbſt darſtellen, müſſen wir noch einen Blick auf das Schlachtfeld werfen.

Die Kaiſerlichen hatten auf die Nachricht vom Anmarſch des Gegners ihre befeſtigte Stellung, welche ſie zur Belagerung Nördlingens ſelbſt bezogen, theilweiſe verlaſſen, und dem Arnsberge gegenüber, ſüdweſtlich der Stadt, von woher die Feinde in Anmarſch waren, eine Aufſtellung angenommen. Dieſe bildete eine Hügelreihe, die ſich etwa eine Stunde von

der Stadt erhebt, dann ſtellenweiſe ſcharf nach dem Goldbach (jetzt Regenbach) zu abfällt, und vom Ländle, auf dem der rechte Flügel der Kaiſerlichen ſtand, bis zum Allbuch, welchen der linke inne hatte, vielleicht eine Stunde Ausdehnung haben konnte. Die Front deckte in der ganzen Länge der Goldbach, der, wenn auch geradehin kein bedeutendes Hinderniß, nichtsdeſtoweniger doch eine ganz reſpectable Frontdeckung bildete, indem er durch Regen damals ſtark angeſchwollen und ſtellenweiſe ausgetreten war. Die Stellung ſelbſt ward durch drei ziemlich markirte Kuppen in faſt gleicher Entfernung von einander bezeichnet, deren rechte, wie ſchon erwähnt, der Ländle, die mittlere der Heſſelberg und die linke der Allbuch genannt wird. Die Schlachtlinie der Kaiſerlichen war hierdurch gerade nicht getrennt oder unterbrochen, die Gemeinſchaft der Truppen jedoch mannigfach genirt. Die kaiſerlichen Truppen bildeten den rechten Flügel, der ſich, die Ulmer Straße etwas übergreifend, bis zum Haſſelberge zog, mithin etwa die Hälfte der ganzen Schlachtlinie einnahm. Den äußerſten rechten Flügel formirte die Cavallerie in mehreren großen Geſchwadern; dann folgte die Infanterie in zehn großen Terzias — eine eilfte ſtand iſolirt, nach dem Allbuch zu — funfzig große Geſchütze vertheidigten hier den Punkt, wo der linke Flügel, die Hülfstruppen unter dem Cardinal-Legaten, ſich an die Kaiſerlichen ſchloß, zu denen der Zugang überdieß weniger durch das Terrain erſchwert war. — Ganz

iſolirt war der linke Flügel der Kaiſerlichen auf den Allbuch, der jedoch durch mehrere Schanzen geſichert war. Wahrſcheinlich betrug die Stärke der kaiſerlichen Truppen, die hier fochten, an 45 bis 50,000 Mann. Die Angaben darüber ſind ſehr verſchieden und wechſeln von 33,000 bis 60,000, ja 80,000 Mann, je nachdem ſie von den Schrift-ſtellern der beiden Parteien kommen.

Die Schweden, deren Stärke, den zuverläſſigen Berichten gemäß, zwiſchen 24 bis 32,000 Mann ſchwankt, welche in der Minderzahl aus Schweden unter Horn, in der Mehrzahl aber aus Deutſchen unter Bernhard beſtand, verließen in der Nacht vom 25. zum 26. Auguſt ihr Lager auf dem Breit-wang und dirigirten ſich bei ihrem Anmarſch zu-vörderſt gegen den Arnsberg, um dann von hier aus gegen den Heſſelberg und Allbuch vorzudrin-gen, welche ſie beide ſchwach beſetzt wußten. Sie erreichten den Arnsberg etwa um 4 Uhr Nach-mittags. Wie es heißt, gewahrte man im kaiſer-lichen Lager dieſe Bewegung erſt ſehr ſpät, worauf dann die Spanier unter dem Befehl des Cardinal-Infanten den Allbuch beſetzten und ſich hier ver-ſchanzten, während die Kaiſerlichen unter dem Kö-nige von Ungarn und Gallas ſich der Art echel-lonirten, ihnen die rechte Flanke decken zu können, eine Bewegung, die nicht ſehr raſch erfolgt zu ſeyn ſcheint. Wenigſtens wurden die Kaiſerli-chen durch den Angriff der ſchwediſchen Vortrup-pen unter den Oberſten Kratz und Sattlern

noch ſehr überraſcht. Der Herzog Bernhard, dieß gewahrend, drang ſofort über die Ulmer Landſtraße durch das ziemlich enge Thal des Goldbach, warf die öſterreichiſchen Cuiraſſiere, die ihm hier entgegentraten, raſch zurück, ſo daß die Oeſterreicher in die Verſchanzungen, welche ſie früher inne gehabt, zurückzuweichen begannen. Der Verabredung zwiſchen Bernhard und Horn gemäß, hätte Erſterer ſich mit dieſen Vortheilen begnügen und auf den Arnsberg zurückkehren ſollen. Doch der Oeſterreicher mangelhafte Vorbereitung nach dieſer Seite hin bemerkend, und dabei von einer großen Siegeszuverſicht getrieben, drang er bis über das Dorf Ederheim, das im Thale liegt, vor. Hier aber ſtieß er an der nördlichen Seite des Heſſelbergs auf eine Verſchanzung der Spanier, von woher die Schweden plötzlich ein ſehr lebhaftes Feuer bekamen. Mehrere Angriffe darauf, welche die Brigade Vitzthum unternahm, ſcheiterten gänzlich. Der Herzog mußte alſo dabei ſtehen bleiben, ſich auf der Höhe bei Ederheim zu behaupten. Doch ließ er noch in der Nacht den Wald des Heſſelbergs durch Ueberfall nehmen, alles, was ſich darin vorfand, niedermachen und zugleich einige Schanzen aufwerfen, die ſofort mit Geſchütz armirt wurden. Die Spanier benutzten die Nacht gleichfalls, den Allbuch zu befeſtigen, wie man dieß aus dem Getöſe der Arbeiter deutlich vernehmen konnte.

Guſtav Horn war mit den Vorgängen auf dem linken Flügel nicht ſonderlich zufrieden; ſie

ſchienen ihm mit Recht etwas übereilt. Nach reiflichem Erwägen war er der Anſicht geworden, im Gegentheil etwas rückwärts die geſammte Macht zu conzentriren, und dann des andern Tages mit vereinter Kraft die Kaiſerlichen anzugreifen. Wie es ſcheint, beabſichtigte er ſo, eine Art ſchräger Linie zu formiren, wodurch man es allerdings nicht mit der ganzen Kraft der Kaiſerlichen würde zu thun bekommen haben. Da ſich Bernhard jedoch einem Anſinnen dieſer Art durchaus widerſetzte, ſo blieb Horn nur übrig, ſo viel wie möglich in das einmal begonnene Werk einzugreifen. Er mußte alſo vor allen Dingen wieder ſuchen, mit dem linken Flügel in Verbindung zu kommen, von dem er durch den Heſſelberger Wald ganz getrennt war. Zu dieſem Behuf dirigirte er ſich alſo gegen den Allbuch, aber da der Weg dahin durch ein ſehr rauhes Terrain führte, die Marſchanſtalten überdieß ſchlecht getroffen waren, indem die Artillerie ſich vor die Infanterie geſetzt, ſo erreichte er den Angriffspunkt erſt ſehr ſpät in der Nacht. Der Cardinal-Infant hatte unterdeſſen den Berg hinlänglich befeſtigen laſſen und ſeine geſammte Mannſchaft der Art disponirt, jedem Angriff gerüſtet entgegentreten zu können.

Hiermit ſchließen die Vorbereitungen und Einleitungen einer Schlacht, welche die blutigſte des ganzen Krieges war, und in welcher von kaiſerlicher Seite die meiſten Truppen vereinigt geweſen ſind. — Den 27. Auguſt, kaum als der Tag graute,

griffen beide Heere wieder zu den Waffen. Dieſsmal entſpann ſich der Kampf auf dem rechten Flügel der Schweden. General Witzleben nämlich unternahm, angeblich ohne Befehl, einen Angriff auf einige Infanterie, wobei ihm jedoch mehrere Geſchwader burgundiſcher Reiter in die Flanke fielen *). Sich nun gegen dieſe wendend, warf er ſie zwar, ſtieß aber bei der Verfolgung auf ſolche Ueberlegenheit, daß er mit namhaftem Verluſt zurückgeworfen ward. Feldmarſchall Horn ſah ſich demgemäß genöthigt, ihm einige Squadronen zu Hülfe zu ſenden. Nichtsdeſtoweniger mußte ſich dieſe Cavallerie nach ziemlichem Schaden, wie Chemnitz erzählt, an den Abhang des Berges, von wo ſie früher zum Angriff vorgerückt, zurückziehen.

Unterdeſſen hatte ſich auch die ſchwediſche Infanterie formirt und war zum Angriff gegen den Feind übergegangen. Dieſer ſtand in drei angefangenen retrenchementen oder halben Monden, ſo die form oder geſtalt eines trifolii machten vnd ſo den ganzen Flügel mit ihren Stücken und mußguetten commendiret. Von dieſen retrenchementen war das erſte, welches am meiſten außgemachet, forn, da der Hügel

---

*) Ueber den Grund zum Angriff ſagt Chemnitz: „entweder daß er die ordre nicht recht verſtanden, oder dieſelbige, in deme er den Feldmarſchalck ſelbſt avanziren geſehen, geendert zu ſeyn vermeint." II. S. 531.

Hügel anfångt abhångig zu werden, gelegen. Alſo daß die Evangeliſche Armee vor ſelbigem gantz nicht ſicher ſtehen oder ſich ſehen laſſen, weiniger, den Canon mit nutzen gebrauchen, hingegen da Sie ſelbigen posto inne gehabt, den Canon recht pflanzen, vnd mit beſſer ordre, auch mehrer Macht den Feind in denen andern angreiffen, den Hügel (an deſſen gewinnung ihre ganze wolfart gelegen) vollends erobern vnd zu ihrem vorhaben gelangen kånne. Solches, wie ein halber Mond formirtes, retrenchement, dahinter zwei Regimenter, als das Wurmſeriſche vnd Salmiſche geſtanden, ließ der Feldmarſchalk durch zwo ſeiner brigaden angreiffen, vnd auf jegliche face eine angehen: doch mit ordre, daß ſie, den poſten zu gewinnen ſich vergnůgen, vnd den Feind nicht verfolgen, ſondern in ihrem vortheil ſtehen bleiben ſollten. Gemelte brigaden thaten den angriff mit guter resolution, vnd jagten des Feindes Regimenter (vngeachtet des retrenchements, ſo ſelbige bedecket) bald darauß, mit hinterlaſſung der feld Stůcken, die ſie bei ſich gehabt. Worůber auch die beyde Obriſten Salms und Wurmſer nebſt anderen vom Feinde geblieben. —

Mit dieſen Worten des bekannten Hiſtoriographen, welche wir dem Leſer nicht haben vorenthalten mögen, iſt die ganze Einleitung zum Gefecht ſowohl, als zum Engagement ſelbſt gegeben*). Wir

*) Chemnitz I. p. 531.

vermuthen, daß beide Theile hierbei in der herkömmlichen Art und Weiſe formirt waren.

Bei dem Eindringen in die Schanze jedoch begegneten einander die beiden ſchwediſchen Brigaden, wodurch ſie in Unordnung geriethen. Dieſe ward noch vermehrt, als eine Pulver-Exploſion in der Schanze Statt fand. Angeblich erfolgte dieſe durch zufällige Entzündung der vom Feinde zurückgelaſſenen Munition, obwohl andererſeits behauptet worden, daß ſie durch eine Mine verurſacht worden. Dieſen Augenblick benutzten die kaiſerlichen Cuiraſſiere und warfen ſich auf die Schweden, die nun, ohne durch die Befehle und das Beiſpiel ihrer Offiziere zum Widerſtand bewogen werden zu können, ſich in Unordnung den Berg hinunterſtürzten. Die ſchwediſche Cavallerie, welche dieſem Angriff hatte begegnen ſollen, war durch ihr früheres Mißgeſchick zu weit von der Infanterie entfernt worden, als daß ſie im Stande geweſen wäre, ihr zu Hülfe zu eilen. Die Spanier, obwohl einen Augenblick unſchlüſſig, beſetzten die Schanze aufs Neue und trafen die nöthigen Anſtalten zur Gegenwehr. Die hier im Feuer geweſenen Schweden waren jedoch durch keine Maßregeln zu einem neuen Angriff zu bewegen. Sie glaubten den ganzen Berg unterminirt, was vermuthen läßt, daß jene Exploſion von den Soldaten den Wirkungen einer Mine zugeſchrieben worden *). Da jedoch ohne den Be-

---

*) Weng und Doppelmayr Schlacht bei Nördlingen S. 147.

ſitz dieſes Berges, deſſen Geſchütz den größeren Theil des Schlachtfeldes beherrſchte, an keinen günſtigen Erfolg der Schlacht zu denken war, ſo führte der Feldmarſchall Horn andere Truppen zum Angriff vor, während die Brigaden, welche bereits gefochten hatten, als Reſerve geordnet wurden. Sey es jedoch, daß die Spanier dießmal ihre Poſten beſſer vertheidigten, oder, was von Chemnitz angedeutet wird, daß die ſchwediſche Infanterie, weil ſie von dem Berge herab die Flucht der Cavallerie ihres linken Flügels gewahrte, nicht recht ihre Schuldigkeit that — ihre Anſtrengungen blieben durchaus ohne jeden Erfolg *). Alle von Horn mit Einſicht geleiteten Angriffe ſcheiterten an der guten Haltung der Spanier. Der Feldmarſchall forderte nun Unterſtützung von Bernhard, welche dieſer ihm auch unter dem jungen Thurn zuſandte. Doch dieſe, aus zwei Regimentern beſtehend, mußte vom linken nach dem rechten Flügel marſchiren, wodurch natürlich Zeit verloren ging; ſie traf alſo nicht zur rechten Zeit ein. Ueberdieß verfehlte Thurn den richtigen Angriffspunkt. Unbekannt mit dem Terrain, debuſchirte er zu weit links vom Allbuch und ward ſo in ein heftiges Gefecht mit den Italienern verknüpft, die unter Leslie's Anführung im Begriff waren, ſich hier zwiſchen die beiden feindlichen Flügel zu werfen. Hierbei kam es

*) Chemnitz ſagt, ſie hätte ihre tapfferkeit vor dießmal nicht recht ſpüren laſſen wollen.

zu einem wüthenden Gefecht, in dem Thurn ſeine Truppen angeblich ſiebenzehnmal gegen den Feind führte. Die Cavallerie des rechten Flügels eilte ihm hierbei zu Hülfe und machte ſelbſt einige glückliche Angriffe, doch mußte ſie zuletzt immer wieder der feindlichen Uebermacht weichen und in ihre frühere Aufſtellung, am Abhange des Berges, zurückgehen. Endlich blieb nichts übrig, als dem Feinde zu weichen. Hierdurch wurden beide Flügel getrennt, und Horn zugleich von der Seite und von vorn angegriffen. Da die Oeſterreicher, ihrer Ueberlegenheit wegen, ihre Truppen entweder ablöſen, oder doch immer mit friſchen Truppen verſtärken, die Schweden dagegen nur Leute, welche bereits gefochten hatten und theilweiſe entmuthigt waren, ins Gefecht bringen konnten, ſo ſtellte ſich der Kampf ſehr bald höchſt nachtheilig für die Proteſtanten heraus. Er hatte bereits ſieben bis acht Stunden gewährt — alle Truppen waren im Gefecht — mit den Verwundeten entfernten ſich zugleich viele andere Leute aus der Schlacht, und ſo wurden die ſchwediſchen Linien immer dünner. Alle höheren Offiziere, welche um den Feldmarſchall Horn waren, baten ihn jetzt, das Gefecht abzubrechen, bevor er noch von hinten angegriffen und gänzlich von dem linken Flügel getrennt werde (wie er ſich von dem ort abgeben, vnnd einen ſichern ſtand ergreiffen möchte, ſagt Chemnitz); doch wollte er dieß nicht ohne den Rath, oder vielmehr ohne die Beiſtimmung Bernhard's unternehmen. Deſ-

ſen Meinung ging dahin, ihre reſp. Stellungen dem Feinde gegenüber bis zum Abend zu behaupten und dann den Rückzug anzutreten. Da es jedoch erſt wenig über Mittag, ſo war dieß eine höchſt ſchwierige, ja unter den Verhältniſſen, wie ſie ſich geſtaltet, faſt unausführliche Aufgabe. Horn ließ daher den Herzog Bernhard durch ſeinen General-Quartiermeiſter Morshäuſern hierauf aufmerkſam machen, worauf man denn dahin übereinkam, daß Horn, während der linke Flügel ferm halten wolte, unter deſſen Schutz ſich allmählig abziehen und eine neue Stellung nehmen ſollte. Vnterm favor von des Marſchalcks Stücken vnd troupen, ſollte ſich dann der linke Flügel gleichfalls zurückziehen. Ein Unternehmen, fügt der ehrliche Chemnitz hinzu, daß man wohl, bis der Rheingraf mit dem secours angelanget, hette halten, oder zum wengſten ohne fernern ſchaden vnd haubniederlage vom Feinde abkommen könne *).

Feldmarſchall Horn unternahm dieſen Rückzug unter Anordnungen, die dem beſten Taktiker unſerer Tage Ehre gemacht haben würden. Durch einen lebhaften Angriff mit ſeiner Cavallerie warf

---

*) Der Rheingraf Otto Ludwig war, mit etwa 5000 Mann, mit der Belagerung von Breiſach beſchäftigt geweſen. Er hatte ſeinen Zug nur ſehr langſam — faſt nur zwei Meilen täglich — fortgeſetzt, und war drei Meilen vom Schlachtfelde angekommen.

er die Feinde ſo weit zurück, daß es ihm möglich ward, mit ſeiner Artillerie und Infanterie, die er ſofort zurücknahm, einen bedeutenden Vorſprung zu gewinnen. In deme Er anfangs den canon, hernach die avantguarde von reutern vnd fußvolck fortgehen laſſen, letzlich die arriereguarde in den zug gebracht, vnd ziemlich damit avancirt; ohne daß Ihm etwas, ſo Er zufürchten, gefolget were, ſagt Chemnitz, der, wie bekannt, in ſeiner Darſtellung dem offiziellen Bericht Horn's folgt. Doch ungefähr zwei Musketenſchuß vom Berge, um deſſen Beſitz mit ſolcher Erbitterung geſtritten, ereilt die Schweden ein Unglücksfall, dem weder Horn's Einſicht, noch die Tapferkeit der Seinen zu begegnen vermochte. In der Nähe nämlich von Hirnheim angekommen und noch beſchäftigt, ſeine Truppen der Art aufzuſtellen, um dem nachrückenden Feinde den größeſtmöglichen Widerſtand entgegenzuſetzen, wird plötzlich ein Theil der Reiterei des linken Flügels auf Horn's Truppen geworfen, wodurch alsbald Alles in Unordnung geräth und dann in die wildeſte Flucht übergeht. Vergebens daß der Feldmarſchall ſelbſt zur Arrieregarde eilt, um hier die nöthigen Anordnungen zu treffen. Die Reiterei flieht, ohne auf deſſen Stimme zu hören, die Infanterie ſteubt auseinander und verbirgt ſich in dem Gebüſche und in den Schluchten — daß es alſo hiemit bund über eck, vnd alles in voller Flucht durcheinander davon gegangen, ſagt Feldmarſchall Horn in ſeinem Bericht. Er ſelbſt

ward bei dieſer Gelegenheit mit den meiſten Offizieren ſeiner Umgebung gefangen.

Während die ſchwediſchen Waffen ſo unglücklich auf dem rechten Flügel fochten, hatte ſich auch auf dem linken Flügel, wo Bernhard von Weimar befehligte, das Glück gegen ſie entſchieden. Wie es ſcheint — denn genügende Berichte fehlen hierüber gänzlich — begann hier die Schlacht mit einiger Unordnung. Die Cavallerie nämlich des Generals Taupadel, welche den erſten Angriff machte, kam hierbei auseinander. Hungarn, Croaten und Polacken, wie die Berichte der Zeitgenoſſen ſagen, benutzten dieſen Fehler und warfen ſich mit ſolcher furi auf ſie, daß ſie bis zu dem Walde in der Höhe von Ederheim, den die Infanterie und Artillerie des Herzogs beſetzt hatte, zurückgeworfen ward. Viele der Zeitgenoſſen ſchreiben jedoch dieſen Vorgang der Liſt Gallas zu. Durch die verſtellte Flucht nämlich ſeiner Cavallerie ſoll er die ſchwediſche Reiterei in den Bereich einiger maskirter Batterien gelockt haben, wodurch ſie nicht allein in Unordnung gerathen, ſondern auch einen bedeutenden Verluſt erlitten haben ſoll. Doch ſcheint am Rande des Waldes die Sache wieder ins Gleichgewicht gekommen zu ſeyn. Bernhard drang ſogar wieder ſo weit vor, daß ſeine Schaaren die kaiſerliche Linie durchbrachen und auf der Nördlinger Straße bis eine Viertelſtunde gegen jenen Ort vordrangen; er vermochte ſogar bald nach dieſem Moment die Brigade Thurn's dem rechten

Flügel zu Hülfe zu ſchicken. Bis gegen Mittag we=nigſtens blieben hier die Kämpfenden in ziemlich gleichem Vortheil mit einander, ſey es nun, daß die Kaiſerlichen mit ernſtlichen Angriffen zögerten, oder daß Bernhard ihnen mit mehr Glück als Horn widerſtand. Um dieſe Zeit jedoch änderte ſich plötzlich die Scene. Herzog Bernhard näm=lich gab um Mittag den Befehl, ſich des Häſel=bergs zu bemächtigen, um ſo die beiden Flügel in Verbindung zu bringen und zugleich den Angriff Horn's zu erleichtern. Doch dieſer Bewegung traten die Kaiſerlichen, unter des bekannten Johann von Werth Anführung, mit ſo entſchiedener Ueber=legenheit entgegen, daß die Schweden nach rühm=lichem Widerſtande dieſen Theil des Schauplatzes verlaſſen mußten. Nun drangen die Kaiſerlichen von allen Seiten ſowohl gegen die beiden Flügel, als auch beſonders gegen dieſe Lücke vor. Der Kampf entbrannte auf dem linken Flügel ſo heftig, daß Bernhard ſelbſt die Standarte ſeines Leib=regiments ergriff, um die Seinigen vorzuführen. Doch die Unordnung war bereits ſo groß, daß auch dieſes Beiſpiel heroiſcher Hingebung ſeine Wirkung verfehlte. Herzog Karl von Lothringen ſoll in dem Handgemenge, was hierbei Statt gefunden, dem Herzog die Standarte aus der Hand geriſſen haben. Endlich bleibt dieſem, der gewiß alles Mögliche aufgeboten, was im Bereiche menſch=licher Kräfte liegt, nichts übrig, als der Cavallerie

ſelbſt zu rathen, ſich zu retten *). Dieſer Moment war es, wo die ſchwediſche Cavallerie, durchbrochen und auseinandergeſprengt, nach allen Seiten floh und ſich in das Thal ſtürzte, wo ein Theil ſich auf die Horn'ſche Colonne warf und dieſe in Unordnung brachte. Der Verwirrung hier zu wehren, blieb von den höheren ſowohl als niederen Offizieren nichts unverſucht — doch vergebens. Mehrere der höchſten Offiziere wurden darüber gefangen genommen; der Reſt der Armee aber floh, oder ſtäubte vielmehr nach allen Richtungen auseinander. Herzog Bernhard ſelbſt, der leicht am Halſe verwundet, ſein Pferd verlor, wäre der Gefangenſchaft wahrſcheinlich auch nicht entgangen, wenn ihm nicht ein Hauptmann vom Taupadel'ſchen Regiment mit einem kleinen, doch unterſetzten raſchen klöpper ausgeholfen. Die Verfolgung der Kaiſerlichen übrigens ging ſo raſch, daß der Herzog Bernhard auf ſeiner Flucht durch Kanſtadt — 11 Meilen vom Schlachtfelde — kaum ein Ei verzehren konnte, um ſeinen Hunger zu ſtillen. Aber drei Meilen vom Schlachtfelde, bei Göppingen, wo der Rheingraf ſich befand und Anſtalten zur Aufnahme der Geſchlagenen traf, endete die allgemeine Verfolgung der Kaiſerlichen, welche in einer furi fortgehawen. In Neresheim

*) Nach Röſe Herzog Bernhard der Große, I. S. 302.

fiel die geſammte Bagage des Herzogs in die Hände der Croaten — nur die geheime Canzlei des Herzogs hatte man Zeit zu verbrennen.

Viertauſend Wagen, 300 Cornete und Fähnlein, die geſammte Artillerie, 80 Geſchütze nebſt 1200 Pferden, ſo wie ferner 6000 Gefangene fielen in des Siegers Hände, der nur 1200 Mann verloren haben will. Gegen 8000 Leichen des proteſtantiſchen Heeres deckten das Schlachtfeld. Unter den Gefangenen waren Horn und Kratz die beiden vornehmſten. Wenn der Erſtere, als Schwiegerſohn Oxenſtierna's und als Führer der Armee, ſich der Gnade der Ueberwinder erfreute, ſo war dieß mit dem Anderen, als einem aus bayerſchen Dienſten übergetretenen Offizier, nicht der Fall. Erſterer, von den Werthiſchen Reitern gefangen genommen, blieb acht Jahre in Gefangenſchaft und ward erſt 1642 gegen die Generale Johann von Werth, Buchhain und Hofkirchen mit vielem Pomp auf der Brücke zu Lahr eingewechſelt. Letzterer, den wir als den Anführer der bayerſchen Reiterei auf dem linken Flügel in der Schlacht auf dem weißen Berge kennen gelernt, der durch ſeinen Flankenangriff auf die königliche Reiterei ſo viel zur glücklichen Entſcheidung der Schlacht beitrug, fand ſpäter ſeinen Tod durch Henkershand. Wie viel hierzu ſein Uebertritt zu den Schweden, wie viel er ſelbſt durch Intriguen dazu beigetragen, muß hier unentſchieden bleiben.

Dem vorurtheilsvollen Beobachter wird die

Schlacht bei Nördlingen vollauf Stoff zu Betrachtungen geben. Auf jeden Fall wird man eingeſtehen müſſen, daß darin von den Schweden Fehler auf Fehler gehäuſt wurden. Charakteren, wie Horn und Bernhard, in allen Beziehungen von verſchiedenen Geſichtspunkten ausgehend, überdieß durch ihre Stellung in der Armee entzweit, konnte es wohl von Hauſe aus nicht zugemuthet werden, bei Anlage einer Schlacht von einem Geſichtspunkte auszugehen. Daher die Verſchiedenheit ihrer Anſichten ſchon beim Anmarſch gegen den Feind. Horn will ſich der Idee von einem Ueberfall des Lagers nicht fügen. Er, der Guſtav Adolph vom Uebergange über den Lech abgerathen, der einſt Bernhard von einer Schlacht mit Feria und Altringer abgehalten, der, während er an der Spitze der ſchwediſchen Armee ſtand, nie eine Schlacht geliefert, dem eine kluge, vielleicht übertriebene Vorſicht zur andern Natur geworden, mußte natürlich dafür ſtimmen, die zu gewärtigenden Verſtärkungen abzuwarten, bevor man zu einer Entſcheidung ſchritt. In thesi hatte er unbedingt Recht, und es iſt die Frage, ob die 5000 Mann unter dem Pfalzgrafen, die nur einen kleinen Marſch vom Schlachtfelde ſtanden, zweckmäßig gegen den Häſelberg benutzt, nicht ein günſtigeres Reſultat hätten erringen helfen. Auf jeden Fall hätten ſie die Trennung der Flügel verhindert, welche ſpäter beſonders die nachtheiligen Reſultate hervorrief. Sublim erſcheint die Idee Horn's, die ganze Armee rückwärts zu

conzentriren, und dann vereint gegen den Feind vorzudringen. Verſtehen wir dieſe Combination recht, ſo war dieß ein Angriff mit ſchiefer Front, der rechte Flügel ungefähr in der Direction, in welcher der linke ſpäter angriff. Hierdurch wären den Kaiſerlichen alle Schanzen unnütz geworden, und hätten die Schweden ſo auch beſonders das Gefecht in dem coupirten und vorbereiteten Terrain vermieden, was ſie ſo aufhielt, ihnen ſo viele Menſchen koſtete, und worin ſie wahrſcheinlich auch nicht ſo geübt waren, wie die Kaiſerlichen. Die Vehemenz jedoch des Herzogs ſowohl, als ſeiner Offiziere trug im Rathe über die kluge Beſonnenheit des ſchwediſchen Heerführers den Sieg davon. Die Art und Weiſe, wie Horn ſich ſpäter benahm, beweiſt deſſen Umſicht und Entſchloſſenheit. Man darf ſagen, daß er im ganzen Laufe des Gefechts, dem er ſich nur mit Unmuth anſchloß, keine Fehler begangen, und daß er ſelbſt der ſtrengſten Critik genügte. Daß Witzleben früher angriff und hierdurch eine Verkettung übler Umſtände herbeiführte, kann ihm nicht beigemeſſen werden. Er that im Gegentheil Alles durch ſeine kluge Leitung des Infanterie-Angriffs, die Sache wieder gut zu machen. Dem paniſchen Schrecken ſelbſt, der ſeine Truppen ergriff, als die Miene ſprang, oder die Munitionswagen in die Luft flogen, ward durch ſeine zweckmäßige Anſtalten vorgebeugt. Ob ihm der Umſtand zur Laſt zu legen, daß ſich beim Anmarſch gegen den Angriffspunkt, die ſchwere Artillerie, welche ſei-

ner Diſpoſition zufolge zurückbleiben ſollte, vor des Feldmarſchalcks ganzen reuterey angeſtecket, vnnd weil die nacht eingefallen, im finſtern vnterſchiedlicher orten vmbgeworfen; dadurch ſelbige reuterey auffgehalten worden, vnd es mitternacht geweſen ehe Sie das holz paßiert, wie die Original-Relation es beſagt — wer wollte dieß heute entſcheiden? Vortrefflich ſind des Feldmarſchalls Horn Diſpoſitionen zum Zurückzuge. Zuerſt wirft er durch einen verſtärkten, erneuerten Cavallerie-Angriff den Feind, und zieht dann die Artillerie zurück. Durch eine geſchickte Miſchung und Aufſtellung ſeiner Truppen wird es ihm nicht allein möglich, das Schlachtfeld unangefochten zu verlaſſen, er hat ſogar ſchon einen Theil ſeiner Avantgarde am jenſeitigen Rande des Goldbaches plazirt, um hier das Gros aufzunehmen, als eine Cataſtrophe, welche ſich auf einem anderen Theile des Schlachtfeldes entſpann, jene unheilsvolle Entſcheidung herbeiführte. —

Ueber die Verhältniſſe auf dem linken Flügel der Schweden fehlen faſt alle Details. Wahrſcheinlich waren es falſche Nachrichten, welche Bernhard über die Stärke der Armee zugegangen, die ihn beſtimmten, eine Schlacht zu ſuchen *). Die Ereigniſſe am Vorabend der Schlacht hatten ihn über-

---

*) Khevenhiller ſagt XII. S. 1216, daß ihm von Venedig Avisa zugegangen, daß des Cardinals Succurs nicht über 5000 Mann ſtark und wegen ſo weiter Reiſe abgemattetes Volk ſey. —

dieß etwas zu unternehmend geſtimmt. Das Gefecht war hitzig geweſen — ſelbſt die höchſten Führer hatten in den vorderſten Reihen gefochten, Feldmarſchall Kratz perſönlich den Führer der öſterreichiſchen Cavallerie, ſeinen alten Waffenbruder Aldobrandino, wie Khevenhiller erzählt, vom Pferde geſchoſſen. Der glückliche Ueberfall auf den verſchanzten Poſten im Walde ſcheint jenen Muth bei Bernhard ſowohl, als ſeinen Untergebenen geſteigert zu haben. Daher wahrſcheinlich auch die Unordnung beim erſten Cavallerie-Angriff, die gewiß aus einer zu großen Nichtachtung des Feindes hervorging. Mit ihr hört zugleich die klare Ueberſicht des Ganges der Schlacht auf dem linken Flügel ganz auf — wie es ſcheint, reduzirte ſich hier bald alles auf parzielle Gefechte, an denen die verſchiedenen Waffen, weniger in taktiſchem Verbande geordnet, als wie es gerade die Gelegenheit gab und der Zufall erlaubte, Theil nahmen. Was einzelne ſchwediſche Nachrichten von den maskirten Batterien ſagen, in deren Feuer ſie beim Nachſetzen gerathen, davon ſchweigen die öſterreichiſchen offiziellen Angaben ganz. Doch läßt ſich im Allgemeinen über die Führung der Schlacht auf dieſem Flügel ſagen, daß ſie mit großer Tapferkeit durchgeſchlagen ward, daß jedoch ſpäter der Schweden Muth angefangen problematiſch zu werden. —

Jede Schlacht, in der man die Front des Feindes unbeſchäftigt läßt, während man ſich gegen beide Flügel wendet, muß damit enden, verloren zu

werden, wenn der Gegner nämlich ſeinen Vortheil verſteht. Er hat nur ſein Centrum vorzunehmen und ſich damit gegen einen, oder nach Befinden der Umſtände gegen beide Flügel zu wenden, wenn dazu der richtige Moment gekommen, d. h. wenn ſie ſo engagirt ſind, daß ſie das Gefecht nicht mehr abbrechen können. Kommen hierbei noch andere Verhältniſſe mit ins Spiel, bedeutende numeriſche Verſchiedenheit, Terrainnachtheile, die Lage der Rückzugslinie hinter einem der Flügel ꝛc., ſo würden Türenne und Friedrich ſelbſt nicht vermögen, Niederlagen abzuwenden. — Auf der andern Seite iſt nicht zu leugnen, daß wenn Horn früher auf die Ideen Bernhard's eingegangen wäre, nämlich im raſchen Anlauf ſich auf das öſterreichiſche Lager zu ſtürzen, es gewiſſermaßen zu überfallen, der Erfolg wahrſcheinlich auf der Schweden Seite geblieben ſeyn würde.

Auf der öſterreichiſchen Seite ſcheinen ſich, was die Führung der Schlacht anbetrifft, weniger Mängel herauszuſtellen. Obwohl überraſcht, daß die Schweden ſo plötzlich auf der Ulmer Straße anrückten, traf man dennoch ſofort Anordnungen, dieſelben ſo lange wie möglich aufzuhalten. Wir wiſſen, daß dieſer Verſuch im Allgemeinen ziemlich glücklich, obgleich nicht ohne Verluſt ablief. Die Ankunft Galla's auf dem bewußten Punkt ſtellte die Sachen wieder her. Auch iſt ihm die Beſetzung und Verſchanzung des Poſtens, der Bernhard anfangs aufhielt, und deſſen er ſich erſt in der Nacht

bemächtigte, zuzuſchreiben. Später recognoscirte er die ganze Gegend, und traf alle Anſtalten zu einer hartnäckigen und entſchloſſenen Gegenwehr, ließ ſchanzen, die Batterien plantiren, und plazirte ſeine Truppen, wie es die Localität, deren Eigenthümlichkeit und Moralität verlangte. Das Lager, welches man in der Nähe von Nördlingen hatte, ward faſt ganz verlaſſen, und die Truppen in der Poſition, wie ſie oben angegeben, aufgeſtellt. Man rühmt Gallas beſonders nach, ſeine Truppen ſo plazirt zu haben, daß ſie von denen Schwediſchen nicht hätten geſehen werden können, und wo es vonnöthen gethan hätte, oder ein Unglück bei den andern Regimentern vorgeloffen wäre, die Schwediſchen hätten angreiffen können, wie denn dieſe Regimenter nie zum Fechten kommen, ſondern allezeit in Reſerva geſtanden *). Der König von Ungarn hatte ſeine ganze Autorität für dieſen Tag an Gallas abgetreten und allen Generalen aufgegeben, ihm zu obediren. Dabei ſtand er ihm mit Rath und That zur Seite. Die Antwort, welche er, der nie einer Schlacht beigewohnt, einem Offizier gab, der ihn auf die Gefahr, welche ein ſpaniſcher General bei Behauptung eines Poſtens liefe, aufmerkſam machte: que crepa ay, iſt charakteriſtiſch. Khevenhiller giebt es uns deutſch wieder: er ſoll eher crepiren als weichen. —

Wie es ſcheint, ſo ſetzten die Oeſterreicher den

*) Khevenhiller XII. S. 1214.

beiden Flügeln die nöthigen Truppen entgegen und verwendeten dann, als ſie ſahen, daß ſie dort nicht ohne Erfolg ſtritten, ihre Reſerven gegen das Centrum. Hier focht bekanntlich nur eine Brigade, welche dahin eigentlich nur durch Zufall gekommen war. Die fehlerhafte Anlage der Schlacht ward alſo von Gallas ſehr gut benutzt. Beide feindliche Flügel, ſchon taktiſch getrennt, waren nahe daran, ganz umwickelt zu werden, als ſie endlich wichen. Daher auch die gänzliche Zerſprengung der Armee, vorzugsweiſe des rechten Flügels. Als beſonders nachtheilig trat beim Rückzuge der Armee noch der Umſtand hervor, daß die Rückzugslinie ganz auf dem linken Flügel lag, und daß der Weg dahin durch ein ſehr ſchwieriges Terrain führte.

Ueber die taktiſchen Anordnungen während der Schlacht läßt ſich wenig hinzufügen. Ein gründliches Studium derſelben wird jedoch dazu beitragen, die falſchen Begriffe, welche ſelbſt gebildete Militairs von der Taktik aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges haben, zu berichtigen. Wir haben hier einen gut combinirten Angriff einer verſchanzten Stellung, den richtigſten Anſichten gemäß aufgeſtellte Reſerven, gut geführte Tirailleurgefechte, bei denen Maſſen zur rechten Zeit eingreifen, einen von Feldmarſchall Horn nach allen Regeln der Kunſt eingeleiteten Rückzug, mit einem Worte Alles, was ein gut ausgebildetes taktiſches Syſtem in ſich ſchließt. Wir haben eine unendliche Menge neuerer Schlachten, bei deren Durchfechtung lange

nicht die Kunſt vorwaltete, wie bei dieſer, die Truppen ſich für alle Nüanzirungen des Gefechts ſo vorgebildet bewieſen wie hier. — Wir wollen hier nicht die Witzeleien Bülow's und Cancrin's in Bezug auf einen großen Feldherrn wiederholen, glauben jedoch die Bemerkung hinzufügen zu müſſen, daß das Studium des dreißigjährigen Krieges für alle Militairs von dem höchſten Nutzen iſt. — Möchte ſich recht bald eine tüchtige Feder finden, die, von pedantiſcher Schulmeiſterei entfernt, dieſen Krieg für das Militair eben ſo darſtellt, wie dieß Menzel u. A. für andere Zwecke ſo rühmlich gethan! —

Die Verfolgung der Kaiſerlichen können wir in allen Beziehungen muſterhaft nennen. Doch ſcheint ſie mehr das Werk einzelner Regiments-Commandeure, als der höheren Führer geweſen zu ſeyn. Khevenhiller ſagt ausdrücklich, daß den ganzen Tag ein Regiment nach dem andern vom Nachſetzen der Weimarſchen angekommen, und in den fördern Gliedern abgenommene Fähnlein geführet und Ihrer Majeſtät präſentiert, nebſt vielen andern Gefangenen, welche ſie gleichfalls präſentiert.

Der Herzog Bernhard floh, demſelben Zeugniß gemäß, nur mit einigen Reitern vom Schlachtfelde. — Die Croaten Iſolani's trafen faſt eben ſo ſchnell in Neresheim ein, wohin der Herzog ſeinen Adjutanten Chriſtoph von Grün zur Rettung der dort lagernden Bagage entſandt hatte, als die-

ſer ſelbſt. Wir wiſſen bereits, welches der Ausgang des dort entbrannten Kampfes war. Auch fanden die kaiſerlichen Truppen den erſten geordneten Widerſtand, als ſie drei Meilen vom Schlachtfelde auf die Truppen des Rheingrafen ſtießen. Hätte Gallas ſich entſchließen können, mit ſeiner ſiegreichen Armee ſofort gegen dieſe zu marſchiren, ſo iſt es wohl möglich, daß auch er einer Cataſtrophe erlegen. Auf jeden Fall würde er ſehr nachtheilig auf die Moralität jenes Truppencorps, das eben nicht aus ſonderlichen Leuten beſtand, gewirkt haben.

Die erſte Nachricht von der Niederlage bei Nördlingen nahm man in Schweden ohne Niedergeſchlagenheit auf — in Deutſchland aber brachte ſie, nach Geijer, die ſogenannte dritte Partei zur Conſiſtenz, gleichwie eine Feuchtigkeit auf dem Gefrierpunkt bei der erſten Erſchütterung ſich in Eis verwandelt. Zugleich verſchwanden mit dieſer Niederlage die letzten Spuren der Kriegszucht Guſtav Adolph's im ſchwediſchen Heere. — Die ſchwediſchen Bundesgenoſſen, ſagt Röſe*) nach gleichzeitigen Berichten, verfahren mit Rauben, Morden, Sengen, Brennen, Knebeln, Forchiren und anderen Tyranneien, wie von Heiden und Türken nie gehört worden iſt. Deutſchland iſt nie

---

*) II. 9. im Leben Bernhard's des Großen. Wie es die Kaiſerlichen trieben, erzählt Chemnitz II. S. 521.

unglücklicher geweſen als damals. Auf der einen Seite, erzählen Zeitgenoſſen, wüthen Schweden, Lappländer, Finnländer, auf der anderen Croaten, Coſaken, Polaken, Hungaren, Wallonen, Spanier, und niemand wußte, wer Freund oder Feind wäre. Wer Geld hatte, war Feind; wer nichts hatte, wurde dennoch dafür gehalten und gemartert. Da war kein Unterſchied des Ortes oder der Perſonen, und eingeborene Landeskinder befleißigten ſich, in der Tyrannei die Meiſter zu übertreffen *).

In Banner, der, wie ſchwediſche Berichte es behaupten, ſchon am Tage vor der Schlacht bei Lützen vom Könige beſtimmt worden war, einſt den Oberbefehl zu übernehmen, erhielten die Schweden nach Horn's Gefangennehmung einen Oberbefehlshaber, wie ihn der verzweifelte Zuſtand ihrer Angelegenheiten erforderte. Der Tod des Königs hatte ihn, der damals an ſeinen bei Nürnberg erhaltenen Wunden darnieder lag, ſo ergriffen, daß er für einen Augenblick Alles verlaſſen wollte. Nur des Kanzlers Oxenſtierna's Bitten hielten ihn damals zurück und bewogen ihn, den Befehl an der Elbe zu übernehmen. Hiermit war damals die ſchwierige Cooperation mit den Sachſen verbunden. Er ſtand gerade vor Prag, als ihn die Nachricht von dem Unglück bei Nördlingen ereilte und ihm zugleich die traurige Pflicht auflegte, mit der letzten ſchwediſchen Armee auf deutſchem

*) Théat. Europ. III. 363.

Boden den Rückzug anzutreten. Er war mit ſeinem Corps in Magdeburg angekommen, als der Kanzler dort eintraf. Es mochte zwiſchen 15 und 16,000 Mann ſtark ſeyn, aber nach Chemnitz Verſicherung wenig zum Schlagen bereit *). Auch dürften darunter kaum mehr als 2—3000 Schweden und Liefländer geweſen ſeyn **). Der große Reſt beſtand aus Deutſchen, in der Mehrzahl Flüchtlinge aus den öſterreichiſchen Erbländern, welche ihrer Religion wegen dort keine Sicherheit gefunden haben würden.

Welches der Zuſtand dieſer Armee war, geht wohl daraus am beſten hervor, daß ſie ſich des Kanzlers verſichern wollte, der damals bei der Armee eintraf, um ihn den Sachſen zu überliefern, deren Kurfürſt bald darauf zu offenbaren Feindſeligkeiten überging, nachdem er im Prager Frieden (1635) zum drittenmal ſeine Rolle in dieſem Kriege geändert.

Ein Sieg des ſchwediſchen General-Lieutenants Ruthven bei Dömitz über den ſächſiſchen Gene-

---

*) II. 775.

**) Le Laboureur hiſtoire du Maréchal Guébriaut S. 71. Les Suédois éſtant reduits à une armée de 15—16,000 hommes, dont il n'y avoit que 2—3000 Suédois et Lieflandois, tout le reſte étant Allemand et fort partagé d'inclination entre la paix et la guerre et entre la Suéde et la Saxe. —

ral Baudiſſin, der den ſchwediſchen Dienſt für den ſächſiſchen vertauſcht hatte, ſo wie eine Verſtärkung unter Torſtenſon, der ihm 2000 Reiter und ſechs Regimenter zu Fuß aus Preußen zugeführt, ſetzten Banner bald darauf in Stand, ſeine Operationen aufs Neue zu beginnen. Wenn es dießmal auch gerade nicht den Combinationen der Kunſt angemeſſen geweſen wäre, das Kurfürſtenthum Sachſen zum Ziel ſeiner Operationen zu machen, ſo iſt es doch wahrſcheinlich, daß der Wunſch nach einer verzeihlichen Rache die Schweden nach Sachſen geführt haben würde. Aber dießmal konnte beidem genügt werden. Der Kurfürſt, Pommern bedrohend, ward plötzlich durch Banner's Uebergang über die Elbe mitten im Winter in ſein Land zurückgeſcheucht, das jetzt der Tummelplatz eines feindlichen Heeres ward, das Parteiwuth und Rache in gleichem Maße belebte. Das Herbeieilen eines kaiſerlichen Hülfsheeres unter Hatzfeld, mit dem ſich der Kurfürſt vereinte, bewog Banner zum Rückzuge nach Werben, worauf dann Magdeburg, Havelberg, Brandenburg, ja Werben ſelbſt nebſt mehreren anderen kleinen Plätzen verloren ging — ein Mißgeſchick, das die Commandanten wohl meiſtentheils verſchuldeten, und was der Regierung in Schweden die ſtrenge Weiſung abpreßte, ſolche Commandanten vor ein Kriegsgericht zu ſtellen. Nach mannigfachen Hin- und Hermärſchen, ſo wie auch nach Vereinigung mit mehreren Detachements — das Lesli'ſche, mit dem die

Vereinigung bei Lüneburg Statt fand, kam von einer Expedition am Main hier an — wodurch ſich die Schweden der ſächſiſch-öſterreichiſchen Armee einigermaßen gewachſen glaubten, ſuchte Banner eine Schlacht. Die Bewegung der Kaiſerlichen gegen die Mittelmark, wo ſie nicht unbedeutende Fortſchritte machten, ſo wie deren ſpätere Verſuche, ſich mit General Klitzing, der zur Belagerung von Brandenburg mit c. 4000 Mann detaſchirt geweſen, imgleichen mit einigen anderen Truppen wieder zu vereinen, führten endlich zu der Schlacht von Wittſtock, die mit der faſt gänzlichen Vernichtung des verbündeten Heeres endete und das ſchönſte Lorbeerblatt in dem Kranze Banners bildet.

Banner hatte einen Angriff auf die Werbener Schanze gemacht, die nach ſeinem Abzuge in der Verbündeten Hände gerathen war. Die Kaiſerlichen erſchienen bald darauf in Perleberg, um ſich von hier aus auf einem großen Umwege über Wittſtock und Zehdenik mit General Klitzing und andern Regimentern, ſo noch ſelbſt herum bei Schweden lagen, wie ſich Khevenhiller ausdrückt, zu vereinigen. Auf die Nachricht, daß die Kaiſerlichen gegen Wittſtock ſich gewendet, hob Banner die Belagerung auf und dirigirte ſich gegen Wuſterhauſen und Ruppin, um jene beabſichtigte Vereinigung zu hintertreiben, und die verbündete Armee vor Vereinigung mit jenen Truppen zur Schlacht zu zwingen. Die Verbündeten, hierdurch

ſtutzig gemacht, ſcheinen ſich länger unnöthig verweilt zu haben, wodurch es Banner möglich ward, ſich ſpäter auch noch gegen Wittſtock in Bewegung zu ſetzen. Als ſie nun erfuhren, daß die Schweden nur noch drei Meilen von dieſem Orte entfernt wären, zogen ſie es vor, lieber eine Schlacht anzunehmen, als ihre beabſichtigte Bewegung fortzuſetzen. Sie wählten alſo in der Nähe von Wittſtock, auf dem Schreckenberge, eine Stellung, welche ſie auch ſofort anfingen ſorgfältig zu befeſtigen.

Ganz in der Nähe von Wittſtock, weſtlich von der Stadt, liegt der Schreckenberg, der ſich weſtlich nach dem ehemaligen Kloſter Heiligen Grab, und öſtlich nach der Stadt zu verflacht. Oeſtlich iſt er durch eine nur ſchmale Einſenkung von einem anderen Berge geſchieden, der dem Laufe der Doſſe dann eine Zeit lang folgt. Zur Zeit der Schlacht trennte ein Weg die beiden Berge. Die Abhänge beider Höhen waren mit Holz bewachſen, die gleichwohl der Berg commandirte, wie das Théat. Europ. ſagt, wodurch die Bewegungen der Truppen wohl erſchwert, jedoch nicht verhindert wurden. Auf dem Schreckenberge nun hatte ſich die verbündete Armee ſorgfältig verſchanzt. Sie hatte auf der rechten Flanke das Kloſter Heilige Grab, links ſicherte ſie der nicht unbedeutende Abhang des Schreckenberges ſelbſt — die Front deckten dreizehn geſchloſſene Redouten mit Wagen verſchrenkt, hinter denen die Armee, 14,000 Pferde und 16,000 Mann Infanterie ſtark, mit 32 Geſchützen aufmarſchirt war.

war. Wie es ſcheint, waren die Kaiſerlichen in ihrer alten tiefen Stellung, in großen Terzias, während die Sachſen wahrſcheinlich nach ſchwediſcher Art, alſo in nicht bedeutender Tiefe ſtanden. Im Rücken, am Abhange des Berges, floß die Doſſe. In einiger Entfernung vor der Fronte mußte man zuvor über dieſe ſelbſt ſetzen, und zwar an einem Punkte, welchen die Kaiſerlichen beſetzt hatten. Nachdem die Schweden die Kaiſerlichen von hier vertrieben, recognoscirte Banner ihre Stellung, fand ſie aber ſo ſtark, daß er es nicht wagte, ſie in der Front anzugreifen. Die Armee zog ſich demnach rechts und ſuchte den Berg, der dem linken Flügel der Verbündeten gegenüber lag, zu gewinnen. Torſtenſon, der den rechten Flügel befehligte, leitete die Bewegung mit der ihm eigenen Geſchicklichkeit. So wie jedoch die Kaiſerlichen die Vorkehrungen dazu bemerkten, quittirten ſie ihre erſte Fronte und ſich zur Oppoſition gegen beſagten rechten Flügel der Cavallery, welcher ſich einer Höhe bemächtigen wüllen, geſtellet, auch mit dem ganzen Schwarm der Reuterey und Fußvolkes auff denſelben gefallen. Hierbei kam es ſowohl am Fuße des Schreckenberges, als auf dem ihm zur Seite liegenden kleinen Berge zu einem ſehr lebhaften Gefecht — dergleichen (das bei Cavalliers Worten und Glauben geredt und geſchrieben worden) in erdenklichen Zeiten nicht fürgangen — in dem der Sieg lange von einer Seite zur andern ſcheint geſchwankt zu haben. Es

iſt wahrſcheinlich, daß ſich das Glück hier nur ſehr zweifelhaft für die Schweden erklärte; ſelbſt die Brigade zu Fuß, welche Feldmarſchall Leslie zur Unterſtützung herbeiführte, vermochte den Sieg nicht unbedingt an der Schweden Fahnen zu feſſeln. — Es waren Regimenter, welche 10mal zum Einhauen gekommen — der ganze rechte Flügel ſchien wegen continuirlichen, unentſetzten Treffens faſt ruinirt. Darüber war der Abend herangekommen. Wahrſcheinlich wäre jedoch auf dieſem Flügel die Sache völlig entſchieden worden, wenn den Befehlen Banner's von allen Offizieren genügt worden wäre. Beim Beginn der Schlacht nämlich hatte er eine Abtheilung ſeines Heeres unter General-Lieutenant King und General-Major Stalhändske *) zur Umgehung des feindlichen rechten Flügels detachirt. Zugleich hatte er eine Reſerve unter dem General Vitzthum zurückgelaſſen, um ſowohl den Uebergang über die Doſſe zu hüten, als für unvermuthete Zufälle in Bereitſchaft zu ſeyn. Dieſe nun ſollte im entſcheidenden Augenblicke anrücken. Aber ſey es Verrätherei oder Kleinmuth, Vitzthum kam nicht. Der Weg, den die erſte Abtheilung zurückzulegen, verſpätete gleichfalls deren Ankunft. So wie jene jedoch ihre Umgehung vollendet, begann auch hier

*) Der Feldmarſchall Hermann Wrangel nennt ihn, in ſeinem Briefwechſel mit ſeinem Sohne, einen alten abgetragenen Kerl und Vollſäufer. —

ein heftiges Gefecht. Wie es ſcheint, blieb jedoch auch hier der Erfolg zweifelhaft. Die Nacht brach gleichfalls herein, ohne daß ſich der Sieg für einen der beiden Theile unbezweifelt entſchieden.

Auf jeden Fall wäre jedoch des andern Tages die Schlacht von den Schweden fortgeſetzt worden, wenn die Kaiſerlichen und Sachſen nicht die Dunkelheit der Nacht benutzt und das Schlachtfeld verlaſſen hätten. Durch Gefangene nämlich hatten dieſe erfahren, daß die ſchwediſche Reſerve noch nicht im Feuer geweſen. Wenn ſie nun andererſeits auch auf eben dieſem Wege vernommen, daß die im Feuer geweſenen Mannſchaften bedeutend gelitten, ſo wollten ſie es doch nicht auf eine neue Schlacht ankommen laſſen. Nachdem alſo Graf Hatzfeld eiligſt einen Kriegsrath zuſammenberufen, und ſich erkundigt, „wie es mit ihrer (der Kayſerlichen und Chur-Sächſiſchen) Artollerey vnnd Fußvolk bewendt", und hier erfahren, daß die Munitionspferde faſt alle entritten und daher alle Artollerey im Feld ſtehen blieben wäre, auch zu der Kayſerlichen und Chur-Sächſiſchen Vortheil wider die Schweden gar nicht gebraucht werden könnte, daß auch ferner die meiſten Brigaden von dem Fußvolk großen Schaden und Niederlagen erlitten hätten, ward für gut befunden, in der Nacht das Schlachtfeld zu räumen und ſich gegen Werben zu wenden. Dieß geſchah auch ſofort. Die ruinirte Infanterie ward mit Prahmen über die Elbe geſetzt, die Cavallerie aber benutzte eine Fuhrt, um ſich der

feindlichen Verfolgung zu entziehen. — Zwar ward Stalhändske ſofort mit einigen Tauſend Pferden detachirt, um die Fliehenden zu verfolgen — (in die Eyſen commendiert), doch ſcheinen ſich deſſen Trophäen faſt nur auf Fahnen und Luxusgegenſtände beſchränkt zu haben.

Deſto bedeutender aber waren dieſe auf dem Schlachtfelde ſelbſt. Die Canzleien des Kurfürſten ſowohl als des Grafen Hatzfeld, die geſammte Bagage (darunter des Kurfürſten Silberwagen), die Artillerie (ſo in etlich tauſend Wägen beſtand), 32 Geſchütze, darunter fünf halbe Canonen, 6 Feldſchlangen, 4 Feuermörſer, 8 Petarden, 180 Munition-Wägen, unter welchen bei 30 mit Ueberhängen verſehen geweſen, benebſt einer großen Quantität Granaten und ſonſten allerhand Munition waren die Beute des Siegers geworden. Gegen 1000 feindliche Todte ſollen ferner das Schlachtfeld gedeckt haben. Der Feind, berichtete Banner nach Schweden, hat von ſeiner ganzen Infanterie kaum 1000 Mann davongebracht, meiſt Sachſen. Die Kaiſerlichen aber wurden völlig gefangen und ruinirt. Die Cavallerie hat ſich meiſtentheils mit der Flucht ſalvirt ꝛc. —

Dieß die kurze Darſtellung dieſer merkwürdigen Schlacht, welche den 24. September 1636 geſchlagen ward, und die den böſen Eindruck der Niederlage von Nördlingen, welche für die Schweden ſo üble Folgen gehabt, einigermaßen verwiſchte. Die ſchwediſche Regierung war darüber entzückt. Ban-

ner und Torſtenſon bekamen bedeutende Geſchenke, und den Auftrag, verdiente Offiziere mit Gütern, welche dem Feinde genommen wären, zu bedenken. Auch ſollten ihnen goldene Ketten und Konterfeie für 3000 Thaler ausgetheilt werden. — Leider ſind die Nachrichten über die Schlacht ſelbſt ſo wenig ausreichend, daß ſich davon kaum mehr geben läßt, als die — Reſultate. Daſſelbe iſt mit den taktiſchen Details noch mehr der Fall. Wir dürfen jedoch nicht abſtehen, die vorzüglichſten Maßregeln in ihren Hauptzügen zu verfolgen. Die Bewegungen des ſchwediſchen Feldherrn vor der Schlacht ſind vortrefflich. Wollten wir moderne Ausdrücke auf Banner's Bewegungen anwenden, ſo würden wir ſagen können, daß er ſich auf der innern Linie befunden. Auf alle Fälle ließe ſich daraus demonſtriren, wie gar irrig die Vorſtellungen des Generals Jomini ſind, wenn er annimmt, daß er uns mit ſeiner Theorie über dieſen Gegenſtand etwas Neues geſagt. In ein Syſtem hat er die Sache gebracht — dieß Verdienſt wird ihm Niemand abſprechen — aber mehr wird ihm von Niemand, der ſich mit der Kriegsgeſchichte beſchäftigt, zugeſtanden werden können.

Die Anlage zur Schlacht iſt in manchen Beziehungen der der Schlacht von Nördlingen ähnlich — Angriffe der beiden Flügel. Hier hatte ſich der ſchwediſche Feldherr, durch Zurücklaſſung einer Reſerve dem Centro gegenüber, dagegen geſichert, daß der Feind ſich nicht zwiſchen die Flügel wer-

fen und ſo das Beiſpiel von Nördlingen erneuern konnte. Auf dem ſchwediſchen rechten Flügel ſcheint der Kampf am blutigſten geweſen zu ſeyn. Wir haben leider keine Details über dieſen Angriff. Auf jeden Fall gebührt den Oeſterreichern, die hier fochten, die höchſte Anerkennung. So wie ſie die Flankenbewegung Banner's bemerkten, änderten ſie ſofort ihre Stellung, die ihnen, einmal in der Flanke angegriffen, durchaus keine Sicherheit mehr gewährte. Dabei ſchlugen ſie ſich mit einem Muthe, der ihnen alle Ehre machte — ſie deckten eben den Ort, da ſie gefochten, mit ihren Leibern, daß ſie alſo lieber ſterben, als von ihrer Stelle weichen wollen, darüber ſich General Banner ſelbſt verwundert und bekennet, daß General Hatzfeld die Schlachtordnung ſehr weißlich angeſtellt und die Kayſerlichen Soldaten hertzhaft gefochten hätten *).

Der Sieg blieb hier unentſchieden — ſo wenigſtens ſagen uns die Berichte, welche wir bis jetzt in Deutſchland darüber haben. Die hartnäckige Vertheidigung, ſo wie das Abſchlagen der an manchen Stellen 6, 8, ja 10mal wiederholten Angriffe, wie uns Khevenhiller ſagt, beweiſen auch hier, mit welcher Erbitterung und Ausdauer man ſich damals geſchlagen.

Die Bewegung gegen den rechten feindlichen Flügel war etwas gewagt. Wir wiſſen nicht, ob die Verbündeten ſie bei Zeiten gemerkt. Wäre

*) Khevenhiller XII. S. 1999.

dieß der Fall geweſen, ſo dürfte es, bei der gerin- gen Ausdehnung der Armee, vielleicht nicht unan- gemeſſen geweſen ſeyn, durch einen Theil der dort ſtazionirten Truppen den andern Flügel zu verſtär- ken und dadurch ein numeriſches Uebergewicht her- beizuführen. Die langſam ausgeführte Umgehung, ſo wie der noch ſpäter eingeleitete Angriff hätten hierzu vollkommen einige Stunden Zeit gelaſſen, die ausreichend geweſen wären, den Sieg zu ent- ſcheiden, da der Kampf auf jenem Flügel überhaupt nur drei Stunden dauerte. — Daß die Reſerve nicht hierzu benutzt ward, kann dem General Ban- ner nicht zur Laſt fallen. Deren Führer, von eigennützigen Abſichten getrieben, verſagte den ihm zugehenden Befehlen zwar nicht direkt den Gehor- ſam, aber er wußte ſo viel Auswege zu finden, ihn zu eludiren, daß es darüber zu ſpät ward an- zugreifen. —

Höchſt übereilt dürfte der Rückzug der Kaiſer- lichen erſcheinen, wenn dazu nicht ganz beſonders triftige Gründe vorhanden waren. Daß ihre Ver- luſte ſo bedeutend ſtärker geweſen ſeyn ſollten, als die der Schweden, läßt ſich kaum annehmen. Ueber- dieß waren ſie auf dem Schlachtfelde um neun Tauſend ſtärker als ihre Gegner angekommen. Sie hatten dabei den Vortheil des Terrains voraus. Entweder hatten ſie alſo durch eine ſchlechte Oeco- nomie ihre Streitkräfte abſorbirt, oder aber ſonſt durch ſchlechte Anordnungen eine Desorganiſation derſelben herbeigeführt, welche jenen übereilt ſchei-

nenden Rückzug mit Zurücklaſſung ſämmtlicher Artillerie und Bagage veranlaßte. — Wie die Berichte ſagen, waren es zwei Loſungs-Schüſſe, welche die Schweden thaten, nachdem die Finſterniß bereits eingebrochen, die jenen Rückzug motivirt hätten. Wahrſcheinlich hielt man ſie für ein Signal zu einem neuen Angriff. Banner's Charakter übrigens läßt etwas dieſer Art vermuthen. — Merkwürdig bleibt es, daß die Verbündeten ſpäter auf der früheren Marſchlinie der Schweden abmarſchirten, während das Gros von Banner's Heer in der Umgegend von Wittſtock blieb, ſich hier reſtaurirte, betete und Victoria ſchoß. —

Die Schlacht von Wittſtock öffnete den Schweden jetzt wieder die Wege nach Süddeutſchland, wo ſich die Reſte des weimarſchen Corps nur noch mühſam hielten. So intereſſant und belehrend es ſeyn dürfte, Banner auf ſeinen Zügen nach Deutſchland zu begleiten, ſo dürfen wir ſeinem Siegeslauf doch nur wenige Zeilen widmen. Nach Erfurts und Torgaus Einnahme verſuchten ſich die Schweden an Leipzig; doch mußten ſie von deſſen Belagerung, da ſich alle Heere des Kaiſers jetzt gegen ſie wandten, abſtehen. Mit größtem Intereſſe gewahren wir nun Banner in ſeinem feſten Lager bei Torgau, wo er vier Monate lang (vom Februar bis Juni 1637) den Angriffen der gegen ihn vereinten, überlegenen Heere widerſteht. Durch eine Kriegsliſt die Feinde täuſchend, geht er raſch über die Elbe und Oder, um ſich an der

Warthe mit Wrangel zu verbinden, findet aber hier gegen alles Vermuthen den kaiſerlichen General Maracini, der ſich bald mit Gallas, den Banner ſo glücklich bei Torgau getäuſcht hatte, vereint. Durch eine neue Liſt ſeine Feinde nach einer falſchen Seite hin ziehend, geht er nun plötzlich über die Oder und vereinigt ſich bei Schwedt mit Wrangel. 60,000 Mann waren vergebens gegen die 14,000, welche Banner führte, in Bewegung — kein Geſchütz, keine Trophäe fiel in deren Hände. Die Zeitgenoſſen erkannten dieſem Zuge die Meiſterſchaft zu; der größte Staatsmann, den Frankreich gehabt, ſtellt ihn den ruhmwürdigſten Ereigniſſen an die Seite *). Die Zeitgenoſſen aber rächten ſich durch Witze und Carricaturen, welche man in unſeren Tagen unter ähnlichen Verhältniſſen wieder hervorgeſucht hat. Mit Bedauern ſieht man Banner darauf in einem Winkel Hinterpommerns kämpfen (1637) — von den Eroberungen ſeines großen Königs iſt faſt nichts mehr übrig. Aber plötzlich ändert ſich die Scene (1638). — Wie ein Strom durchbricht er die Schranken, ſchlägt die Sachſen bei Chemnitz und verſetzt dann den Krieg wieder nach Böhmen. Der Tod Bernhard's von Weimar jedoch, den er an der Donau mit einem Heere finden ſollte, ſo wie in Sachſen und Brandenburg ausbrechende Unruhen zwingen ihn zum Zurückzuge. —

---

*) Mém. du card. de Richelieu IX. S. 386.

Eine Vereinigung mit einer franzöſiſchen Armee in Erfurt (1640) führt in dieſem Jahre zu keinem Ziele — aber es iſt intereſſant, den Helden aus dem nördlichen Deutſchland plötzlich wieder an der Donau erſcheinen und Regensburg berennen zu ſehen, wo Kaiſer Ferdinand III. mit den Kurfürſten und Fürſten reichstagte. Nur ein ſchnelles Thauwetter, das Banner zwang, über die Donau zurückzuziehen, rettete damals vielleicht das Reichsoberhaupt von der Gefangenſchaft. Von den Franzoſen verlaſſen, mußten die Schweden nun daran denken, ſich eiligſt zurückzuziehen. Die geſchickteſten öſterreichiſchen und bayerſchen Generäle verfolgten die fliehenden Schweden — eilf Tage ward kein Pferd abgeſattelt; nur durch die angeſtrengteſte Thätigkeit und Energie entging das kleine Heer ſeinem Verderben. Aber ſein großer Feldherr erlag auf dieſem Zuge. Schon den letzten Theil deſſelben hatte er auf einer Bahre getragen werden müſſen. Er ſtarb zu Halberſtadt den 10. März 1641 im fünfundvierzigſten Jahre — noch im Tode ſeinen Feinden ein Schrecken *). Glücklichere Feldherren hat Schweden noch manchen aufzuweiſen; aber mehr Muth in Gefahren, eine größere innere Kraft mit Thätigkeit und Gewandtheit in dieſem Maße vereint, hat deren keiner an den Tag gelegt. Er war unbedingt der würdigſte der Schüler

*) Dies Heer führte in der Schlacht bei Wolfenbüttel die Leiche ſeines Feldherrn mit ſich.

des großen Königs, die dieſer in ſo großer Menge zurückgelaſſen *). Wie viel Schwächen auch ſonſt das Leben dieſes Helden entſtellt haben mögen — ſeine imperatoriſchen Tugenden überwiegen ſie alle, alle. Das Heer hatte unter Banner einen Grad der Verwilderung erreicht, den kaum eine Feder auszudrücken vermag. — Nichtsdeſtoweniger hatten die Schweden ſeit 1637 eine Art Kriegsräthe, Aſſiſtenzräthe genannt, bei der Armee eingeführt, welche ſowohl eine politiſche, als adminiſtrative und ökonomiſche Beſtimmung haben ſollten. Auch dürften ſie wohl Einfluß auf die Operationen gehabt haben. Aber eben ſo wenig wie die Conventsdeputirten bei den Neu-Franken das zu leiſten vermochten, was ſie ſollten, eben ſo wenig gelang dieß auch den Schweden. Das Reich der Gewalt, das ſich ſeit ſo langer Zeit bereits geltend gemacht, konnte und mochte von keiner Seite her eine Beſchränkung ertragen. —

Das Heer, welches wir unter Marſchall Guébriant ſich mit Banner vereinigen ſahen, beſtand in der Mehrzahl aus den Trümmern des ehemali-

---

*) Man vergleiche deſſen Biographie im ſchwediſchen Plutarch von Lundblatt in der Schubart'ſchen Ueberſetzung, und Laboureur's Charakteriſtik in der Histoire du Maréchal Guébriant p. 305, wo er ihn digne d'être estimé le second Gustave du Septentrion, et l'un des plus grands Capitaines de tout l'univers nennt.

gen weimarſchen Heeres. Er hatte es nach der Schlacht von Nördlingen zwar wieder neu organiſirt, aber ſo ritterlich auch der Herzog ringen, ſo tapfer und häufig er auch ſich ſchlagen mochte, ſein früheres Anſehen erlangte der Fürſt nicht mehr. Seine Belagerung von Breiſach und die um den Beſitz deſſelben gefochtenen Kämpfe bei Wittenweyer, Thann und Breiſach ſelbſt, bilden unbedingt den ſchönſten Theil ſeines militairiſchen Lebens; aber es iſt, als wenn ihn bei ſeinen näheren Berührungen mit Frankreich ſein guter Genius verlaſſen. Er ſtarb in der Blüthe ſeiner Jahre, 36 Jahr alt, 1639 zu Neuburg im Sundgau, mit großen Plänen für die Zukunft beſchäftigt.

Für ſeine Armee hatte er in ſeinem Teſtamente vier Direktoren ernannt, Reinhold von Roſen, die Grafen von Naſſau, Erlach und Oheim, welche Frankreich bald zu gewinnen wußte. Sie überließen ſowohl die Armee, als die am Rhein gemachten Eroberungen an dieſen Staat — den ganzen Elſaß, die vier Waldſtädte und Freiburg. Dieſe Armee nun war es, mit den Franzoſen vereint, welche fortan für Ludwig focht. Wir kennen dieſe Armee Bernhard's in ihren Beſtandtheilen — ſie waren die aller deutſchen Heere, in eben der Art ergänzt, beſoldet, genährt und bekleidet — ſie hatte alle Vorzüge und Fehler deutſcher Truppen. Anders war dieß mit den franzöſiſchen Heeren, die in Deutſchland fochten. Hier die Schilderung der franzöſiſchen Armee jener Zeit aus Ri-

chelieu's Feder: Il n'y avait pas plus d'intelligence entre les maréchaux de camp, lesquels, commandant chacun à son jour, chacun d'eux craignait que son compagnon en fit davantage en celui auquel il commandait qu'il n'avait fait au sien; le peu d'obéissance qu'il y avait dans la noblesse, vice qui s'était glissé depuis la mort du feu Roi, sans qu'au commencement on eût pris soin d'en arrêter le cours, ni que depuis on l'eût pu faire à cause des guerres civiles et des cabales de la cour, qui empêchaient que l'on n'y apportât la sévérité qui y était nécessaire, aidait encore à ce mal, car la liberté entre eux était si grande, que la compagnie de gendarmes de M. le prince n'eut point de honte de refuser absolument le commandement qui lui fut fait par le cardinal La Valette à Mayence de passer le Rhin avec lui, et s'il ne les eût menacés de les faire tailler en pièces, ce qu'il étoit resolu de faire, s'ils n'eussent point obéi. Les gendarmes et chevaux legers de la garde du Roi étaient si insolens, qu'ils murmuraient sans cesse et jetaient des semences de mécontentement dans toute la cavalerie, se plaignant continuellement, maudissant cette guerre et ne parlant que de retourner trouver le Roi *).

---

*) Mémoires du Cardinal de Richelieu VIII. p. 422.

Die franzöſiſche Cavallerie hielt dieſer Staatsmann völlig untauglich, ſtets ſchlagfertig zu ſeyn. L'espérance avait fait connaitre que la cavalerie étrangère était absolument nécessaire pour faire toutes les fatigues, et donner moyen à la cavalerie française, qui n'en était pas capable, à se tenir toujours en état de combattre *).

Die Reſte der weimarſchen Armee, mit dieſen Elementen verſetzt, ſind es zunächſt, deren Unternehmungen unſere Aufmerkſamkeit beſchäftigen mögen. Wir glauben nämlich den Schauplatz, wo die ſchwediſch-deutſchen Truppen ſich mit den Kaiſerlichen ſchlagen, verlaſſen zu dürfen, um unſere Unterſuchungen den letzteren Schlachten dieſes Krieges zuzuwenden, in denen Deutſche, vereint mit den Franzoſen, gegen Deutſche wüthen.

Nachdem der junge Condé bei Rocroy geſiegt hatte, und Thionville an die Franzoſen übergegangen war, vereinte ſich ein Theil dieſes ſiegreichen Heeres unter Marſchall Rantzau mit den Truppen unter Marſchall Guébriant, der bis jetzt die Reſte der weimarſchen Armee in Deutſchland befehligt. Dieſer, in dem vorigen Feldzuge über den Rhein zurückgedrängt, brach ſofort wieder nach Deutſchland auf — ihm folgten die Kaiſerlichen und Bayern. Guébriant rückte mit ſeinen 18,000

*) Mémoires du Cardinal de Richelieu VIII. p. 289.

Mann vor den Schwarzwald, paſſirte das Kinzingerthal und belagerte Rothweil. Eine kurze, obwohl energiſche Vertheidigung ließ dieſen Platz nach einer ſechszehntägigen Gegenwehr übergehen. Der franzöſiſche commandirende General, Marſchall Guèbriant, verlor bei dieſer Belagerung den rechten Arm und ſtarb bald darauf, worauf Marſchall Rantzau den Oberbefehl übernahm.

Um die Armee beſſer ernähren zu können, breitete ſich der Marſchall aus dem Spaiginger Thal, in dem Rothweil liegt, bis über Donaueſchingen nach Mühlen zu aus. Duttlingen, Möhringen, Geyſingen, Mühlen und noch viele andere Oerter wurden belegt. Duttlingen ward für den Fall eines Angriffs zum Sammelplatz beſtimmt. General Roſen, der ſein Quartier in Mühlen, das unter den Verhältniſſen, wie ſie waren, dem Feinde am nächſten lag, genommen, ward der Auftrag, die Cantonirungen gegen den Feind zu decken. Dieſer hatte die Gegend von Ballingen inne. Die vorgerückte Jahreszeit — man befand ſich Ende November — ließ die Franzoſen glauben, es ſey mit allen Operationen für dießmal vorüber. Die kaiſerlichen und bayerſchen Offiziere jedoch, die ihnen gegenüberſtanden, hatten es ganz anders im Sinne. Der General-Feldmarſchall Graf Hatzfeld, der Banner den Sieg ſo nachdrücklich bei Wittſtock ſtreitig gemacht, vereint mit dem Herzog von Lothringen, dem Grafen von Hatzfeld, dem nie raſtenden Mercy, Lamboi und Johann

von Werth, kamen nämlich überein, die franzöſiſchen Quartiere zu überfallen. Die Vorbereitungen hierzu wurden mit einer muſterhaften Umſicht getroffen. Den 23. November gingen die Kaiſerlichen und Bayern, nachdem ſie alles, was den Marſch verzögern gekonnt, zurückgelaſſen, bei Siegmaringen über die Donau. Der Verſpätung einiger Truppen wegen mußte jedoch die Armee vor dem Walde von Meßkirchen eine Zeitlang verbleiben. Sie that dieß völlig aufmarſchirt und zur Schlacht vorbereitet. Nachdem die erwarteten Truppen, das Detachement des General Hatzfeld, gegen Morgen eingetroffen, ſetzte man ſich gegen Duttlingen in Marſch, wobei es, der ſchlechten Wege und Defileen wegen, eine große Menge Schwierigkeiten zu überwinden gab.

Johann von Werth, ausgezeichnet durch ſein Talent für kriegeriſche Unternehmungen jeder Art, ſo wie durch eine ſeltene Tapferkeit; der ſich vom gemeinen Reiter bis zu dieſer Würde emporgeſchwungen, führte die Avantgarde, welche aus 1000 Pferden und 600 Mann Infanterie beſtand. Die Sorgſamkeit des bayerſchen General-Quartiermeiſters, Oberſten von Holz, der in dem ſehr coupirten Terrain durchaus orientirt war, bewirkte es, daß der Marſch, wenngleich langſam, doch ohne bedeutenden Aufenthalt, was hier vom entſchiedenſten Nachtheil geweſen ſeyn würde, vor ſich ging. Durch verſchiedene Gefangene erfuhr man, daß die franzöſiſchen Truppen durchaus keine Ah-

nung von dem Marſche ihrer Gegner hätten — ſie hielten das Terrain, von wo her ihnen das Verderben drohte, für durchaus inpracticabel. So groß war die Sicherheit derſelben, daß, als die öſterreichiſch-bayerſche Armee bei Neuhauſen, eine Stunde von Duttlingen, und eine halbe von Mühlen, wo Roſen lag, dem die Sicherheitsmaßregeln des Corps übertragen waren, ankam, ſie noch nicht die mindeſte Nachricht vom Anmarſch des feindlichen Corps hatten. Ein dicker Nebel begünſtigte das Unternehmen. Es ſcheint faſt unglaublich, daß eine ganze Armee ſich beinahe einen halben Tag ſo in der Nähe der feindlichen Quartiere bewegen konnte, ohne daß ſie das Mindeſte gewahrten. Nichtsdeſtoweniger war es ſchon 3 Uhr Nachmittags, als man in der Nähe von Duttlingen ſelbſt anlangte, wo man aus dem coupirten Terrain hervortreten und ſich zum Angriff formiren mußte.

Das alte Schloß Honburg, das die Umgegend der Stadt von dieſer Seite her beherrſcht, war durch ſeine Lage ziemlich feſt. Hinter demſelben in einem Grunde, auf einem Kirchhofe jedoch, unmittelbar an der Stadt, einen Piſtolenſchuß davon, ſagt das Théat. Europ., war die geſammte franzöſiſche Artillerie aufgefahren. Der mindeſte Verzug in dem Unternehmen der Kaiſerlichen hätte das ganz gut ausgeſonnene Vorhaben ſcheitern machen können. Man wartete alſo auch nicht ab, bis ſich die geſammten Truppen aus dem Defilee herausgewunden, ſondern ſchritt ſofort zum An-

griff. Der erſte Anlauf ward gegen den Kirchhof gerichtet, den man nur ſchwach beſetzt wußte. Dreißig Croaten zu Pferde, von Dragonern und anderer Reiterei unterſtützt, bemächtigten ſich deſſelben im erſten Anlaufe, machten die Wache nieder und wurden dadurch Herr der Artillerie. Der Reſt der Avantgarde dirigirte ſich ſo, daß das Schloß von der Stadt her keine Unterſtützung bekommen konnte, während man jenes ſelbſt umringen und durch 600 Musketiere angreifen ließ, die ſich deſſelben, ohne einen Mann zu verlieren, bemächtigten. Die ganze Sache ging ſo raſch, daß die bloße Avantgarde dazu hinreichte. Die Dragoner wandten ſogar die eroberten Stücke gegen die Stadt, wo ſich Alles, wie man denken kann, in größter Unordnung befand.

Die kaiſerliche Armee war unterdeſſen der Avantgarde in größter Eile gefolgt, hatte Cavallerie über die Donau dirigirt, um Duttlingen ganz zu iſoliren und es von jeder Hülfe abzuſchneiden, zugleich gegen Mühlen und Möhringen Front gemacht und dabei auch Duttlingen hermetiſch eingeſchloſſen. Das franzöſiſche Geſchütz diente dazu, dem Orte lebhaft zuzuſetzen und dadurch die Beſtürzung und Unordnung zu vermehren. — Die Quartiere der Franzoſen waren durch den Marſch der Kaiſerlichen durchaus getrennt. In Duttlingen ſelbſt befand ſich das Hauptquartier der Armee; in Möhringen lagen ſieben Regimenter Infanterie; Mühlheim (Mülen) war durch das Roſenſche Detachement

belegt — viele Ortſchaften endlich waren mit Leu=ten angefüllt, die Fourage und Lebensmittel bei=trieben. — Nachdem Duttlingen ſelbſt eine Zeit=lang canonirt worden war und der Tag anfing ſich zu neigen, erſchien General Roſen mit ſeiner Cavallerie. Da er jedoch die ganze bayerſche Ar=mee vor ſich ſah, ſo kehrte er ſehr bald um. General Mercy, der ſich alsbald aufmachte, ihn zu verfolgen, vermochte nicht mehr, ihn einzuholen. Die Infanterie der Roſen'ſchen Avantgarde aber, die in Mülen gelegen, ward größtentheils gefan=gen oder zerſtreut. Unterdeſſen war auch General Werth mit 2000 Pferden vor Möhringen ſelbſt erſchienen. Die franzöſiſche Cavallerie, welche An=fangs Miene machte, ſich zu widerſetzen, ſuchte jedoch das Weite, die Infanterie im Orte ihrem Geſchick überlaſſend. Das Regiment Mazarin ging über die Donau, um den Rückzug der Ca=vallerie zu decken, ward aber bei dieſer Gelegen=heit faſt ganz niedergeſäbelt. In der Mehrzahl aus Spaniern beſtehend, die einſt in Lerida ge=fangen und zum Dienſt gezwungen worden, erlag es einem grauſamen Geſchick, obwohl es ſeine Bra=vour eines würdigern Looſes werth gemacht.

General Werth umgab unterdeſſen die Stadt und ſandte General Spork — auch dieſer hatte ſich vom Trompeter zum General emporgeſchwungen — der franzöſiſchen Reiterei nach. Vergebens daß die Franzoſen, die ſich immer die ganze Sache noch nicht erklären konnten, zu entfliehen verſuchten.

Wohin ſie ſich auch wandten, überall fanden ſie die feindlichen Cuiraſſiere, welche ihnen entgegentraten. Am folgenden Tage ſehr früh erſchien auch General Mercy mit Infanterie und Artillerie vor der Stadt. Aus dem eroberten Geſchütz wurden alsbald einige Batterien erbaut, was die Garniſon zwang, ſich noch denſelben Tag zu ergeben. Sieben Infanterie-Regimenter ſtreckten hier das Gewehr und ergaben ſich auf Gnade und Ungnade. Spork verfolgte unterdeſſen die flüchtige feindliche Reiterei — angeblich zehn Regimenter — brachte ſie zum Stehen, und vermochte ſo, nachdem er ſie geworfen, eine bedeutende Anzahl Trophäen zurückzubringen.

Der Herzog von Lothringen war einſtweilen vor Duttlingen geblieben. Da die hier anweſende Generalität daran verzweifelte, ſich durchſchlagen zu können, ſo capitulirte ſie denſelben Morgen — am 25. November. — Die Garniſon bildeten zwei Infanterie-Regimenter, unter denen das der Königin, und die geſammte Artillerie. Einzelne Regimenter und Escadrons des Siegers jagten den Flüchtigen auf allen Straßen und Wegen nach und brachten noch eine große Menge Gefangene ein — das Roſen'ſche Corps allein entkam ohne Niederlage. Deſſen Führer wandte ſich auf Rothweil, wechſelte hier die Garniſon, verſtärkte ſie auf 2000 Mann, nahm alsdann die Leiche des Marſchalls Guébriant, ſo wie mehrere andere höhere Offiziere, die hier krank lagen, ließ den Befehl im

Orte dem jungen Herzog Friedrich von Würtemberg, begab ſich dann durch den Schwarzwald, das Kinzinger Thal hinunter, nach Freiburg, und ging dann bei Neuburg und anderen Orten über den Rhein.

So reich der dreißigjährige Krieg an Ueberfällen auch ſeyn mag, ſo höchſt intereſſant und belehrend iſt dieſer Ueberfall. Die Idee und Anlage dazu gebührt dem bayerſchen General-Quartiermeiſter von Holz, der mit der Localität genau bekannt, ihn entwarf. Durch Gefangene ſowohl, als durch Leute aus der Umgegend, hatte man im Hauptquartier der Kaiſerlichen und Bayern in Erfahrung gebracht, daß die Franzoſen in jener Gegend im Minimum noch 5—6 Tage verweilen dürften. Die ungewöhnlich ſtarke Kälte, welche bereits den ganzen Monat angehalten, der viele Schnee, die bei der Belagerung von Rothweil erduldeten Beſchwerden, ſo wie endlich der kleine Krieg, welchen die bayerſchen Parteigänger mit ſo vielem Geſchick führten, machten eine Erholung der Armee unerläßlich. In der Gegend von Duttlingen glaubten die Franzoſen ſolche um ſo mehr ungeſtört genießen zu können, als die reichen Berge von der einen, und die Donau von der andern Seite ſie zu ſchützen ſchienen. Kaum hatte man jedoch im Hauptquartier der Deutſchen, in Ballingen, die Ankunft der Franzoſen dort erfahren, als man auch ſchon den Gedanken faßte, ihnen wenigſtens das weitere Vordringen zu verwehren.

Wie es ſcheint, war dieß anfangs die Hauptabſicht. Erſt in Siegmaringen, als man durch Gefangene erfahren, daß der Feind ganz ruhig in ſeinen Quartieren, durchaus keiner Unternehmung gewärtig, ſtände, faßte man auf des Oberſten Holz Rath das einhellige Conclusum — ſo drückt ſich das Théat. Europ. darüber aus — ſtracks auf ihn, wo derſelbe nur anzutreffen, zu gehen, und in Gottes Namen denſelben entweder in den Quartieren zu überfallen, oder im Felde mit ihm zu ſchlagen.

Am 23. November waren alle Truppen, welche man vom Rhein her zu dieſer Unternehmung erwartete, mit Ausnahme der Hatzfeld'ſchen Völker, in Siegmaringen vereint. Man hatte mithin ſchon einen ſchwierigen Theil der Aufgabe gelöſt und etwa ſechs Meilen in einem ſchwierigen Terrain, unbemerkt vom Feinde, zurückgelegt. Durch Zurückſendung der Bagage nach Riedlingen richtete man ſich ſo leicht wie möglich ein. Das ſchwierige Terrain von hier bis Duttlingen machte eine Vorſicht dieſer Art unerläßlich. Nichtsdeſtoweniger ſtieß man auf eine Menge unerwarteter Hinderniſſe. Die Truppen mußten wiederholentlich halten; in Möskirchen, nachdem man etwa zwei Meilen zurückgelegt, mußte man ſogar die Nacht bleiben, um einerſeits das Hatzfeld'ſche Detachement noch abzuwarten, andererſeits die Armee, welche durch die ſchlechten Wege ganz auseinandergekom-

men war, wieder zu ſammeln. Die Truppen brachten die Nacht hier in Battaglia zu. Gefangene, die man einbrachte, beſtätigten die Nachrichten, welche man bis daher vom Feinde erhalten. Man erfuhr zugleich die Dislocation der feindlichen Truppen, ſo wie auch, daß der Feind ſein Hauptquartier und à Larma-Platz in Duttlingen habe. Von den Verſtärkungen, welche die kaiſerlich-bayerſche Armee durch das Hatzfeld'ſche Corps erhalten, hatte der Feind gleichfalls nichts erfahren. Den 24. November früh, als das Hatzfeld'ſche Detachement endlich eingetroffen, ward der Marſch wieder angetreten. Die Seitenpatrouillen und Streifpartien brachten nach und nach über 40 Gefangene ein; es wird nicht geſagt, ob Marodeurs oder Patrouillen *). Alle beſtätigten, daß man in den feindlichen Quartieren durchaus keine Ahnung vom Anmarſch der Kaiſerlichen habe. Unter den Verhältniſſen, wie wir ſie angezeigt, langte man noch über die größten Hinderniſſe hinweg bis in die Nähe der feindlichen Cantonirungen. Wir haben bereits geſehen, daß man bis auf eine Viertelmeile gegen ſie vordrang, ohne daß man das Mindeſte bemerkte oder hörte — obwohl das Pferde Geſchrey, das Stimmen Getöß, wie ſich ein gleichzeitiger Bericht ausdrückt, einen nicht geringen Laut

*) Daß es Letztere geweſen, iſt nicht wahrſcheinlich. Deren Ausbleiben hätte ja Aufmerkſamkeit erregen, dieſe verdoppeln müſſen.

und Getümmel verurſachte. Man hatte alſo von Ballingen bis Siegmaringen etwa ſechs, von hier bis Möskirch zwei, und von hier bis Duttlingen wieder etwa drei Meilen, in Summa alſo circa eilf Meilen, unter den Augen des Feindes nicht allein unbemerkt zurückgelegt, man war gewiſſermaßen in ſeine Cantonnements hineinmarſchirt, ohne daß er eine Ahnung davon gehabt. Die Umgehung deſſelben in einem weiten Bogen, die Ueberſchreitung der Donau, und dann das Durchziehen des rauhen Bergrückens zwiſchen der Donau und Ablach bei tiefem Schnee und einer ſtrengen Kälte, um ſich von einer Seite her, wo man keinen Feind vermuthete, auf Duttlingen zu ſtürzen, waren etwas, was die Franzoſen ſich nicht zuſammenreimen konnten. Daher deren gänzliche Nichtvorbereitung. Wie groß die Unachtſamkeit geweſen, ſieht man am beſten daraus, daß man ſich des Schloſſes Honburg, ohne einen Mann zu verlieren, bemächtigen konnte. Wenn wir auch von den Patrouillen, von dem gewöhnlichen Sicherheitsdienſte abſtrahiren, ſo hätten doch wenigſtens die Wachen an den Thoren und Portalen ihre Schuldigkeit thun ſollen. Einige Schuß aus dem Geſchütze in der Burg würden hingereicht haben, den Allarm überall zu verbreiten und die Truppen zu den Waffen zu rufen, wodurch wenigſtens die gänzliche Vernichtung der Truppen in Duttlingen und Möhringen verhindert worden wäre. Der Artilleriepark und die Burg einmal genommen, war

das

das Schickſal Duttlingens um ſo mehr entſchieden, als die thätigen und geſchickten kaiſerlichen Offiziere es ſofort von allen Seiten einſchloſſen und ſich zugleich gegen Möhringen und Mühlheim wandten. Die letzte Bewegung, beſonders die gegen die Cantonnements Roſen's, entſchied über den Ausgang des Unternehmens. Roſen mußte entweder ſchlagen, oder ſeinen commandirenden General ſeinem Schickſal überlaſſen. Er that das letztere, nach den meiſten Berichten, faſt ohne Verluſt. — Das Quartier von Möhringen theilte das Geſchick mit der Beſatzung von Duttlingen — es ſtreckte die Gewehre, wodurch etwa die Hälfte des feindlichen Corps in Gefangenſchaft gerieth. Dies Loos traf beſonders die franzöſiſchen Truppen, 8 Regimenter zu Pferde, 6 Regimenter zu Fuß und die weimarſche Infanterie. Von dieſen, die unter General Roſen ſtanden, 25 Compagnien deutſcher Reiter, 2 Regimenter Dragoner und 12 Haufen Infanterie, etwa 10,000 Mann, entzog ſich nur die Cavallerie durch einen ſchleunigen Rückzug der Gefangenſchaft. — 8 Generäle, 9 Oberſten, 12 Stabs-Offiziere, 240 Subaltern-Offiziere und 7000 Gefangene, die ganze beim franzöſiſchen Corps befindliche Artillerie, ſo wie eine große Menge Bagage, geriethen in des Siegers Hände. 4000 Todte und Bleſſirte ſollen außerdem das Schlachtfeld bedeckt haben — was man jedoch Urſach hat zu bezweifeln, da die Vertheidigung weder mit Energie, noch ſonderlichem Muthe durchgeführt worden zu ſeyn ſcheint.

Die Kriegsgeſchichte dürfte kaum einen kühner projectirten, beſſer unternommenen und geſchickter ausgeführten Ueberfall aufzuweiſen haben. Ein Blick auf die Karte zeigt, in welche unangenehme Lage die angreifende Armee hätte kommen können, wenn die Franzoſen nur einigermaßen auf ihrer Hut geweſen wären. Die Garniſonen von Duttlingen und Möhringen hätten hingereicht, dem Feinde Widerſtand zu leiſten, während es von Mühlheim her General Roſen ein Leichtes geweſen ſeyn würde, den Oeſterreichern und Bayern in den Rücken zu gehen. Der Genius Deutſchlands aber wollte es anders. — Hundert Jahre lang, ſagt Schiller in ſeiner Geſchichte des dreißigjährigen Krieges von dieſem Ereigniß, hat ſich das Andenken dieſes unholden Tages erhalten, das ſpäter bei Roßbach erneuert ward, und es war den Deutſchen zu gönnen, wenn ſie ſich für das Elend, das die franzöſiſche Politik über ſie häufte, mit Gaſſenhauern auf die franzöſiſche Tapferkeit bezahlt machten.

Die Franzoſen kann nichts entſchuldigen, ſich nicht beſſer vorgeſehen zu haben. Es iſt wahr; der Feind ſtand ſechs Meilen von ihnen; unwirthbare und kaum zugängliche Gebirge trennten ſie von einander — eine ſtrenge Kälte und tiefer Schnee erhöhten noch die Beſchwerlichkeit jeder Unternehmung — aber reichen alle dieſe Entſchuldigungen hin, auf dem Wege nach dem kaiſerlichen Hauptquartier nicht einen Poſten, nicht einige Wachen

gehabt, keine Patrouillen detachirt zu haben? Es iſt wahrſcheinlich, daß die franzöſiſche Eitelkeit Entſchuldigung und Troſt darin fand, dieß dem weimarſchen General Roſen überlaſſen zu haben, und daß das ganze Unglück einen Ausländer traf, der den Vorzug erlangt hat, durch die Verſtümmelungen, welche er in ihren Reihen erlitt, eine traurige Berühmtheit zu erlangen *).

Wenden wir uns jetzt zu den letzten Schlachten, welchen wir aus dieſem langen und blutigen Kriege unſern Betrachtungen unterwerfen wollen. Wir können hierbei die ſtrenge chronologiſche Form unbeachtet laſſen, wodurch wir zugleich in den Stand geſetzt werden, auf dem Kriegstheater, auf dem wir einmal ſind, zu verbleiben. Die Verluſte Türenne's und Roſen's bei Mergentheim hatten die franzöſiſche Regierung genöthigt, eine neue Armee nach Deutſchland zu ſenden. Dieſelbe hatte deren Befehl Condé anvertraut, der durch ſeinen Sieg bei Rocroy, ſo wie durch den entſchiedenen Antheil an der Schlacht von Freyburg, bereits zu einer der erſten militairiſchen Berühmtheiten Frank-

---

*) Hier ſeine Grabſchrift:

Du corps du grand Rantzau, tu n'as qu'une des parts,
L'autre moitié resta dans les plaines de Mars;
Il dispersa partout ses membres et sa gloire;
Tout abatu qu'il ſut, il demeura vainqueur;
Son sang ſut en cent lieux le prix de la victoire,
Et Mars ne lui laissa rien d'entier que le coeur.

reichs herangewachſen war. Die beiden Corps unter Türenne und Condé vereinigten ſich im Juli d. J. bei Speier und zählten etwa 23,000 Mann. Der ſchwediſche General Königsmark und der heſſiſche General Geiß, welche beide mit ihren Truppen zu den Franzoſen geſtoßen waren, als dieſe den Rhein überſchritten, gaben der Armee eine Zahl höherer Anführer, was natürlich eine Menge von Reibungen herbeiführte, die, wie wir ſehen werden, nicht ohne Einfluß auf den Gang der Begebenheiten blieben. Dem allgemeinen Plane nach wollte man in Schwaben, das durch den Krieg weniger gelitten, eindringen, ſich Heilbronns, als des Schlüſſels von Schwaben, Bayerns und Frankens bemächtigen, und ſich dann auf München, oder auch auf Wien — ſo weit gingen die Pläne der kühnen Führer — werfen. Als man jedoch weiter vorrückte, gewahrte man, zu nicht geringem Erſtaunen, den bayerſchen General-Feldmarſchall Mercy in einem wohlgewählten Lager bei Heilbronn, hinter dem Neckar, ſo verſchanzt, daß eine vorläufige Recognoscirung jede Unmöglichkeit des Angriffs darthat. Condé ſelbſt rieth von jedem Angriff ab und ſchlug im Kriegsrath vor, den bayerſchen General aus ſeiner Stellung herauszumanövriren, und ſo eine Gelegenheit herbeizuführen, ſich unter günſtigern Verhältniſſen mit ihm zu ſchlagen. Die Generäle Königsmark und Geiß zeigten ſich dieſem Anſinnen jedoch in dem Maße abgeneigt, daß ſie abzuziehen drohten,

wenn man Braunſchweig und Heſſen ſo dem Feinde gleichſam öffnen wolle. In einer neuen Berathung ward beſchloſſen, jenen erſten Plan aufzugeben und ſich für jetzt nach Franken, und von da eventuell nach der Donau, oder auch gegen Heilbronn zu wenden, wenn Mercy ihnen etwa folgen und ſein Lager verlaſſen ſollte. —

Man bemächtigte ſich darauf Wimpfens, ging über den Neckar und nahm Rothenburg an der Tauber mit ſeinen beträchtlichen Magazinen. — Trotz dieſer glücklichen Fortſchritte verließ Königsmark dennoch mit ſeinen 4000 Schweden die Armee, und General Geiß war im Begriff, mit ſeinen 6000 Heſſen dieſem Beiſpiele zu folgen, als ihm die gemeſſenſten Befehle der Herzogin dieß unterſagten. —

Während nun die Condé'ſche Armee in Franken lag, war Mercy nach Feuchtwangen marſchirt, wo er ſich ſofort ſtark verſchanzte. Der Wunſch Condé's, mit ſeinem Gegner zu ſchlagen, ließ die vereinten Führer daher den Beſchluß faſſen, ſich nach der Donau zu wenden, wo man auch ſofort Dinkelsbühl angriff. Mercy jedoch eilte zur Rettung dieſes Ortes herbei und wählte ſein Lager ſo geſchickt, daß er den Feind zwang, von ſeinem Unternehmen abzuſtehen, ohne ſelbſt zur Schlacht gezwungen werden zu können. Das franzöſiſche Heer entſagte daher ſeinem Plan auf Dinkelsbühl und wandte ſich gegen Nördlingen. — Mercy cotoyirte gleichſam dieſen Marſch und zog nach Donauwerth.

Dieſe Bewegung, die ihn von Heilbronn entfernte, ließ die feindlichen Heerführer glauben, daß nun der Moment gekommen, zu dem erſten Plane zurückzukehren. Da aber geht plötzlich die Nachricht ein, daß Mercy die Wernitz überſchritten und 1½ Stunde von ihnen, zur Schlacht bereit, bei dem Dorfe Allerheim ſtehe. —

Nichts konnte den kampfluſtigen Führern erwünſchter ſeyn, als dieſe Nachricht. Der Aufbruch des Heeres ward demnach ſofort angeordnet, die Bagage in den nächſten Dörfern zurückgelaſſen, und in voller Schlachtordnung rückte man dem Feinde entgegen. Condé, von den Marſchällen Grammont, Türenne, ſo wie vom General Geiß begleitet, recognoscirte die feindliche Stellung.

Dieſe war mit ſeltener Einſicht gewählt und überraſchte ſowohl Condé ſelbſt, als deſſen Begleiter. Der rechte Flügel der bayerſchen Armee lehnte an einen Hügel, den ſteilen Weinberg, der linke an eine Höhe, welche das feſte Schloß Allerheim krönte. Die Abdachungen beider Höhen verlaufen ſich gegen einander und bilden zwiſchen ſich eine Mulde, in der das Dorf Allerheim, etwa 300 Schritt vor den beiden Höhenkuppen, liegt. Hinter dem Dorfe ſelbſt erhob ſich das Terrain allmählig gegen die beiden Hügel. Die Strecke vom Dorfe nach dem Schloſſe zu war wegen eines Grabens, der ſich bis in die Höhe der Kuppe zog, für geſchloſſene Trupps durchaus ungangbar; vom Dorfe aber nach dem

Weinberge machte der ſteilere Abfall der Böſchung Bewegungen von franzöſiſcher Seite ſchwierig. Das Dorf flankirte überdieß die Angriffe nach beiden Richtungen, während dieſes durch ſeine Bauart jede Attake auf daſſelbe ſelbſt problematiſch machte.

Die natürliche Stärke dieſer Stellung war noch durch Befeſtigungen erhöht worden. Der Weinberg war ſowohl nach vorn, als auch nach der innern Seite hin mit Verſchanzungen umgeben — hinter dem Dorfe gewahrte man eine Menge Werke, deren vorſpringende Winkel mit Ausfällen verſehen waren. Die linke Flanke ſicherte ſowohl der erhöhte innere Grabenrand, als das befeſtigte Schloß ſelbſt. Allerheim endlich war mit Schanzen umringt; der Kirchhof war zum Reduit, ja der Thurm ſelbſt, ſo wie einige andere Gebäude in der Umgebung der Kirche, zur Vertheidigung eingerichtet. **16,000** Mann — in **18** Bataillons und **39** Escadrons — mit **28** Geſchützen vertheidigten dieſe Stellung. Die Diſpoſition der Truppen darin war folgende:

General Gleen war mit Vertheidigung des rechten Flügels beauftragt; **11** Escadrons bildeten das erſte Treffen, **6** das zweite — **7** Geſchütze waren zweckmäßig aufgeſtellt. Der Weinberg war mit **2** Bataillons und **5** Geſchützen beſetzt.

Das Centrum unter des Feldmarſchalls Befehl beſtand aus **7** Bataillons, welche in den Retranchements hinter dem Dorfe ſtanden, ferner aus

6 Escadrons, welche eine Reſerve bildeten, und aus 3 Geſchützen.

Den linken Flügel befehligte Johann von Werth. Ihn bildeten 8 Escadrons im erſten, 8 im zweiten Treffen. Vier Geſchütze waren an zweckmäßigen Stellen, dicht hinter dem erhöhten Grabenrande, placirt. Schloß Allerheim ſelbſt war mit 2 Bataillons und 3 Geſchützen beſetzt. — Der Reſt der Infanterie, wahrſcheinlich die Blüthe des Heeres, war in und hinter Allerheim aufgeſtellt, auf jeder Seite deſſelben noch 3 Geſchütze hinter Schanzen.

Die franzöſiſche Armee zählte 17,000 Mann: 5000 Weimaraner, 6000 Heſſen und 6000 Franzoſen. Sie formirte 20 Bataillons, 41 Escadrons und führte 27 Geſchütze. — Die Angriffsdispoſition derſelben war folgende: Die geſammte Armee bildete zwei Treffen mit angemeſſenen Reſerven dahinter. Der rechte Flügel, in erſter Linie 6 Escadrons, in zweiter 4, mit 4 Geſchützen, und von einer Reſerve von 4 Bataillons und eben ſo viel Escadrons unterſtützt, ward von Marſchall Grammont geführt. Das Centrum unter Marquis de Maſſin zählte 7 Bataillons in erſter, 3 in zweiter Linie, und 14 Geſchütze — es hatte eine Reſerve von 5 Escadrons. — Der linke Flügel unter Marſchall Türenne hatte im erſten Treffen 6 Escadrons, im zweiten 4 (Weimaraner) und 9 Geſchütze. — 12 Escadrons, 6 Bataillons (Heſſen) bildeten unter dem General Geiß und Oberſt

Oheim die Reſerve. Condé ſelbſt übernahm kein ſpezielles Commando, ſondern behielt ſich die obere Leitung der Schlacht vor; zum Gehülfen hierin wählte er ſich den Maréchal de camp de Mousſaie.

Ein Angriff auf das Dorf Allerheim eröffnete die Schlacht. Von der Infanterie des Centrums und 7 Geſchützen mit Muth unternommen, gerieth er nichtsdeſtoweniger ſehr bald in Stocken, denn das Feuer der Infanterie ſowohl als der Artillerie von bayerſcher Seite, raffte ganze Glieder dahin. Die Artillerie erlitt ebenfalls bedeutende Verluſte. Marquis de Maſſin erhielt demnach von Condé Befehl, mit 3 Bataillons zur Unterſtützung vorzurücken. Dieſe Verſtärkung giebt dem Kampfe eine andere Wendung. Die Franzoſen überwältigen die Schanzen und dringen in das Dorf; aber ſie werden aus dieſem wieder herausgeworfen, und würden wahrſcheinlich auch bis über die Verſchanzungen hinausgetrieben worden ſeyn, wenn nicht Mouſſaie mit einer neuen Verſtärkung herangerückt wäre. Sie dringen aufs Neue vor und gelangen bis in die Mitte des Dorfes — doch hier kommen ſie an die von den Bayern vorbereiteten Reduits. Der Kampf ſtockt hierdurch natürlich aufs Neue und wird endlich vollends zum Nachtheil der Franzoſen entſchieden, als auch die Bayern nun Verſtärkung erhalten. Die Franzoſen werden mit Verluſt zum Dorfe hinausgetrieben. Jetzt erſcheint Condé ſelbſt an der Spitze

des Reſtes der Infanterie, welche wir im Centrum aufgeſtellt geſehen, wodurch alſo die Hälfte der überhaupt vorhandenen Infanterie des Feindes an dieſer Stelle ins Gefecht verwickelt wird. Die Angriffe der Franzoſen wiederholen ſich unter Condé's perſönlicher Leitung mit erneuertem Muthe. Indeſſen Condé ſelbſt wird verwundet, alle ſeine Adjutanten fallen an ſeiner Seite — doch in demſelben Augenblicke fällt auch Mercy, tödtlich von einer feindlichen Kugel getroffen. Der Zufall brachte dieſe Nachricht nur zu bald zu den Franzoſen, die dadurch zu neuen Hoffnungen belebt wurden. Sie wiederholten ihre Angriffe nochmals mit Ungeſtüm, aber was ſie auch unternehmen und vollbringen mochten, ſie gelangten nie weiter, als bis zu den Reduits der Bayern im Dorfe — ſelbſt das Anzünden der ihnen zunächſt liegenden Gebäude bewegt die tapferen Vertheidiger nicht, ihre Stellung aufzugeben. Die Verhältniſſe bleiben hier in dieſem Zuſtande bis zum Ende der Schlacht. General Bellenave, welcher allein ohne Wunden geblieben, erhielt den Befehl, die zerſtreuten Truppen zu ſammeln und die Angriffe fortzuſetzen, während Condé nach dem rechten Flügel eilt, um dort Johann von Werth zu bekämpfen. Doch der tiefe Graben, welcher, wie wir oben geſehen, die beiden gegenüberſtehenden Flügel ſchied, verhinderte ein Aneinanderkommen. Condé zog es daher vor, ſich gegen den linken Flügel zu wenden und dort ſein Heil zu verſuchen.

Johann von Werth, der es nicht erwarten konnte, angegriffen zu werden, verläßt jetzt plötzlich ſeine Stellung, überſchreitet den Graben und wirft ſich mit ſolcher Heftigkeit auf den ihm gegenüberſtehenden Feind, daß ſich dieſer ſofort zur Flucht wendet. Zwei Bataillone Infanterie, bei denen ſich der Marſchall Grammont in Perſon befand, und die ihr Feuer auf 15 Schritt abgeben, mäßigen zwar einigermaßen den Eifer der Bayern, aber verhindern weder ihre Zerſprengung, noch des Marſchalls Gefangennehmung. General Chabot, der ſich ihnen mit der Reſerve entgegenwirft, um der Reiterei Zeit zu geben, ſich wieder zu ſammeln, wird ebenfalls geworfen. Die Cavallerie glaubt darauf ihr Heil nur in einer ſchleunigen Flucht finden zu können. —

General Werth, in deſſen Händen jetzt die Entſcheidung der Schlacht lag, verſtand nicht, die Früchte ſeiner Tapferkeit zu ernten. Statt ſich raſch auf das Centrum zu werfen, oder nach dem rechten Flügel zu eilen, wo der Sieg noch ſchwankte, verfolgte er mit größter Eile den fliehenden Feind. Erſt um 8 Uhr kehrte er von dieſer Verfolgung zurück — aber jetzt war es zu ſpät — die Schlacht war bereits von den Franzoſen gewonnen.

Jene nämlich war auf dem linken Flügel entſchieden worden. Als Condé hier anlangte, war Türenne ſchon zwiſchen Allerheim und dem Weinberge zum Angriff vorgegangen. Doch erklärte ſich das Geſchick Anfangs auch hier gegen die Franzo-

ſen. Türenne, der, wie wir geſehen, nur 10 Escadrons und 9 Geſchütze zu ſeiner Dispoſition hatte, gerieth hier in das Feuer von 14 Geſchützen und der im Dorfe poſtirten Infanterie. Zwar durchbricht er, den Widerſtand nicht achtend, glücklich das erſte Treffen des ihm gegenüberſtehenden Generals Gleen, aber er wird von den 6 Escadrons des zweiten Treffens geworfen und dabei ſelbſt verwundet. Die aus der Hauptreſerve herbeieilenden 12 Escadrons unter Geiß und Oheim nehmen ihn jedoch auf und beugen größeren Uebelſtänden vor.

Condé, der hiermit ſeine letzte Ausſicht verſchwinden ſah, mit den bereits auf der ganzen Linie engagirten Truppen, welche nach ſeiner Meinung den Kern ſeiner Armee bildeten, den Sieg zu erfechten, ſah ſich jetzt genöthigt, die Zuflucht zu dem Reſt ſeiner Reſerve zu nehmen, die nur aus Deutſchen — den Heſſen und Weimaranern — beſtand. Dieſe wurden von ihm ſelbſt zum Angriff gegen den Punkt, wo Türenne geſcheitert, geführt. Die Deutſchen leiſten, was die Franzoſen nicht vermocht. Mit unwiderſtehlicher Gewalt durchbrechen ſie die feindlichen Reihen, wenden ſich dann gegen den Weinberg, ſtürmen dieſen und richten das hier eroberte Geſchütz nun gegen die Bayern, die, hierdurch in Unordnung gebracht, weichen. — General Gleen ſelbſt, der dieſen Flügel führte, geräth in Gefangenſchaft.

Hierüber war der Abend angebrochen. Die fran=

zöſiſche Armee, auf ihrem rechten Flügel und im Centrum geſchlagen, war auf erſterem in völliger Unordnung gewichen und hatte ſich nur mit Mühe vor Allersheim ſelbſt behauptet. Wäre General Johann von Werth ſelbſt in dieſem Augenblicke noch auf dem Schlachtfelde erſchienen, ſo war die Schlacht vielleicht noch gewonnen. Aber ſein Unſtern führte ihn gerade nach der Stelle zurück, von welcher er gekommen. Hierdurch ward die Beſatzung im Dorfe ganz iſolirt. In der rechten Seite den Feind, im Dorfe ſelbſt, wenngleich nur ſchwach cernirt, verloren die Truppen, welche bis dahin ſo tapfer geſtritten, den Muth, und ergaben ſich, obwohl die Ihrigen, wie die Berichte des Marſchalls Türenne ſagen, nicht 500 Schritt von ihnen ſtanden. Während dieſer Zeit waren die Vorpoſten keine 50 Schritt von einander. — Noch glaubten die franzöſiſchen Generäle nicht, daß ſie geſiegt. Aber da beginnt um 1 Uhr nach Mitternacht die deutſche Armee ihren Rückzug, ohne daß ſie ſonſt Urſache dazu gehabt. Aber ihr fehlte das Haupt — der General des linken Flügels ſtand entfernt vom Centrum, und der des rechten war in Gefangenſchaft. Ohne daß die Franzoſen es bemerkt, zogen die Bayern vom Schlachtfelde ab, 3000 Todte, 15 Geſchütze und alle Verwundete auf demſelben zurücklaſſend. Mit Tagesanbruch war die Armee aus den Augen der Franzoſen wie verſchwunden; ſie hatte ſich nach Donauwerth, vier Stunden von Allersheim, zurückgezogen, wo eine Brücke über die

Donau ihr den Rückzug ſicherte. Marſchall Türenne folgte mit 2—3000 Mann den Flüchtigen, ohne ſie jedoch einholen zu können.

Der ganze rechte Flügel der franzöſiſchen Armee und ihre geſammte Infanterie, mit Ausnahme dreier heſſiſcher Bataillone, waren, der Angabe des Marſchalls Türenne gemäß, geſchlagen — gegen 4000 Mann waren auf dem Schlachtfelde geblieben. Nichtsdeſtoweniger blieb ihnen der Sieg, weil der Gegner, durch den Tod des Oberanführers, durch die Gefangennehmung des Generals Gleen, und durch die ſchon angegebenen Verhältniſſe der Hülfe des Generals Johann von Werth beraubt, überdieß ſelbſt in Unordnung gebracht, einen Sieg aufgab, den er bis dahin mit eben ſo viel Ruhm als Erfolg ſtreitig gemacht hatte. Der rechte Flügel der bayerſchen Cavallerie war allerdings geſchlagen, vier Infanterie-Regimenter hatten gleichfalls ſtarke Einbuße gelitten, die Beſatzung von Allerheim hatte capitulirt, und der größere Theil der Artillerie war in feindliche Hände gerathen — aber nichtsdeſtoweniger war der Verluſt der Bayern, im Ganzen genommen, nicht ſo beträchtlich, als der der Franzoſen. Auf beiden Seiten waren mehrere hohe Generäle ſowohl getödtet worden, als auch in Gefangenſchaft gerathen. —

Durchgehen wir dieſe Schlacht, ſo werden wir wenig finden, was uns Gelegenheit giebt, die Führer ſelbſt zu tadeln. Mercy, nachdem er lange und mit Geſchick jedes Engagement vermieden,

wählt endlich eine Aufſtellung, in der es ihm möglich wird, den Kampf mit ziemlicher Ausſicht auf einen ſicheren Erfolg anzunehmen. Der unbeugſame Ungeſtüm Condé's, dem die alten geprüften ſpaniſchen Banden unterlagen, der umſichtige und unerſchütterliche Muth Türenne's, der nie verzweifelte, das Unmögliche möglich zu machen, waren in gleichem Maße von der Wahl derſelben ſowohl, als den Vorkehrungen, die ſie noch ſtärker gemacht, betroffen. Und wirklich hatte der Feldherr der Deutſchen Alles gethan, was man nur wünſchen konnte. Front und Flanken waren gleich ſtark — die Feinde mußten ſich wie auf einem Theater vor ſeiner Aufſtellung bewegen, die Befeſtigung Allerheims mit ſeinen Reduits machte es beinahe unmöglich, auf einigen Erfolg bei deſſen Angriff zu rechnen; die Rückzugslinie endlich war vollkommen geſichert. — Auch ſcheint die Vertheilung der Truppen darin ziemlich angemeſſen, wenn wir den einen Umſtand ausnehmen, daß vielleicht der rechte Flügel etwas ſtärker an Infanterie hätte ſeyn mögen, die man ja aus der Hauptreſerve hätte nehmen können. — Den hier und dort ausgeſprochenen Tadel, daß das Schlachtfeld keine Offenſive zugelaſſen, widerſpricht Johann von Werth's Bewegung und das Vorbrechen der Brigade aus dem Dorfe.

Weniger zufrieden kann man vielleicht mit der Führung der Schlacht ſeyn. So lange Mercy lebte, ging freilich Alles gut; mit ſeinem Tode

aber begann, wie dieß wahrſcheinlich auch bei anderen Armeen der Fall geweſen ſeyn würde, ein Schwanken in den Anordnungen — der Zuſammenhang ging verloren. So zweckmäßig vielleicht Johann von Werth's Vorbrechen — wir wiſſen nicht mit Gewißheit, ob es auf Befehl, oder freiwillig geſchah — geweſen ſeyn würde, ſo nachtheilig ſtellte es ſich heraus, als er von ſeinem Siege ſo einen ſchlechten Gebrauch machte. Wendete er ſich nach Zerſtreuung des ihm gegenüberſtehenden Flügels ſeitwärts nach Allerheim, ſo hätten Condé's und Türenne's herrliche Eigenſchaften nicht vermocht, die Schlacht wieder herzuſtellen. Dadurch aber, daß er erſt ſpät Abends auf demſelben Wege, den er gekommen, zurückkehrte, mithin die Franzoſen im Beſitz des bereits eingenommenen Theils von Allerheim ließ, ward die Kataſtrophe in Allerheim herbeigeführt. Der Offizier, der das bayerſche Regiment in Allerheim befehligte, kann freilich nie entſchuldigt werden, eine Capitulation abgeſchloſſen zu haben — doch ſind die Beiſpiele nicht ſelten, Truppen, welche oft mit höchſter Ausdauer gefochten, ſpäter in Kleinmuth verfallen zu ſehen, der nicht ſelten auf ihre Offiziere reagirt. — Ob die Angelegenheiten auf dem rechten Flügel der Bayern mit Einſicht geführt ſeyn mögen, läßt ſich, in Ermangelung taktiſcher Details, nicht angeben. Die zahlreiche hier disponirte Cavallerie war vielleicht beſtimmt, dem Gegner, wenn er ſich müde gerungen, plötzlich auf den

Hals zu fallen. Aber Mercy's Tod ſtörte den Zuſammenhang, und dadurch, daß ſich ſpäter die geſammte feindliche Macht gegen ihn wandte, wurden Verwickelungen herbeigeführt, welche, ſeit General Gleen noch gefangen genommen, nicht mehr auszugleichen waren.

Wie nun aber auch das Reſultat der Schlacht geweſen ſeyn mag, ſo wird die Kriegsgeſchichte des deutſchen Heerführers und des Heeres, das hier gefochten, ſtets rühmend gedenken müſſen.

Die Anlage der franzöſiſchen Heerführer zur Schlacht verräth gleichfalls ein großes Maß von Einſicht. Der Entſchluß und Abmarſch zu derſelben ſind das Werk eines Augenblicks. Der Anmarſch geſchieht ohne Hinderniſſe, und die Recognoscirung und Dispoſition zur Schlacht werden faſt im Fluge gemacht. Die Feldherren ſtanden hier nicht zum Erſtenmal einander gegenüber — ſie hatten ſich ſchon bei Mergentheim, aber vorzüglich bei Freyburg kennen gelernt. Die Schlachtordnung ſelbſt war ganz zweckmäßig, ſehr leicht, wenn man ſich dieſes Ausdrucks bedienen darf — die Centrirung zweier Flügel, jeder mit einer kleinen Reſerve, und endlich eine Hauptreſerve aus Infanterie und Cavallerie. In der Leitung der Schlacht jedoch ſcheint ſich einiges Tatonniren zu offenbaren. Erſt läuft ſich Condé die Stirn an Allerheim wund; dann eilt er auf ſeinen rechten Flügel, endlich nach dem linken. Hier findet er Türenne in keiner ſonderlichen Lage — aber die

Schlachten, welche Condé bis jetzt gefochten, waren ihm nie ſo leichten Kaufes geworden — er hatte gelernt, worauf es ankam, daher ſeine erneuerte Anſtrengung, den Sieg zu erringen, oder aber ſelbſt ruhmvoll an der Spitze ſeiner Schaaren zu enden. Wir wiſſen, daß er den endlichen Sieg den Deutſchen verdankte, die wir hier ihren Brüdern, wie leider noch ſo oft, aber hoffentlich jetzt nie mehr, gegenüber ſehen. Der Herzog hört nicht auf, die Deutſchen zu loben, ſchreibt Türenne unmittelbar nach der Schlacht, ſeiner Schweſter, der Mademoiſelle de Bouillon, und in der That, fügt er hinzu, hatte er ihnen auch Leben und Freiheit zu danken. Die franzöſiſchen Nationaltruppen waren an dieſem Tage beinahe aufgerieben worden, und es vergingen, dem Zeugniſſe der Franzoſen gemäß, mehrere Tage, bevor man wieder 12—1500 Mann zuſammenbringen konnte. Dieſe große Erſchöpfung der Armee zwang Condé, ſich nach dieſer Schlacht mit der Einnahme von Nördlingen, die ohne Mühe erfolgte, zu begnügen, worauf ſich die Franzoſen dann wieder dem Neckar und Rhein näherten.

Bevor wir von dem dreißigjährigen Kriege ganz ſcheiden, müſſen wir noch auf die letzte Schlacht zurückkommen, welche die Schweden, faſt von Niemand unterſtützt, ſchlugen. Sie iſt in mehr als einer Beziehung merkwürdig, weil ſie uns ein ſchönes Bild hoher kriegeriſcher Combination giebt, die Beweglichkeit der mit einander käm-

pfenden Armeen in einem ſchönen Lichte darſtellt und zugleich die Taktik der beiden Parteien, die wir füglich als die Repräſentanten derſelben in ganz Europa betrachten dürfen, veranſchaulicht. Der Leſer weiß, welche Verhältniſſe die Dänen, die einſt gegen den Kaiſer in dieſem Kriege geſtritten, am Ende deſſelben als Verbündete des Kaiſers gegen die Schweden in die Schranken rief. Der Kampf, der ſich hierauf in Holſtein und Jütland entſpann, befreite Ferdinand für längere Zeit von ſeinem gefährlichſten Feinde, und gewährte ſeinen erſchöpften Ländern eine Ruhe, deren ſie nur zu ſehr bedurften. Auch hatten Ferdinand's Offiziere im Rücken der größeren Armee deren Abweſenheit ſo gut benutzt, daß den Schweden von allen ihren früheren Eroberungen nur Groß-Glogau und Olmütz geblieben war. Gallas, des Siegers von Nördlingen, Apathie jedoch, und Torſtenſon's raſtloſe Thätigkeit führten ganz unvermuthet und plötzlich eine Criſis herbei, die Niemand geahnt hatte. Während nämlich die Kaiſerlichen und die Dänen Torſtenſon eng eingeſchloſſen zu haben glaubten, ging dieſer plötzlich über die Eider, ſchlug die Dänen, und Gallas Armee ſelbſt auf ungebahnten und für inpracticabel gehaltenen Wegen umgehend, ſetzte er über die Elbe. Voller Mißmuth folgten ihm beide Heere, trennten ſich aber ſpäter bei Bordewyk, und, wie dieß bei Coalitionen häufig der Fall iſt, in größter Unzufriedenheit.

Torſtenſon gewann hierdurch wieder feſten Fuß in Deutſchland. Da durch die Trennung der beiden Heere zugleich jenes numeriſche Mißverhältniß, was ſo ſtörend auf Torſtenſon's Operationen eingewirkt hatte, aufgehoben war, ſo ergriff dieſer alsbald wieder die Offenſive. In kurzer Zeit war Gallas bis Bernburg an der Saale zurückmanövrirt, wo er in einem verſchanzten Lager den Fortſchritten ſeines gefürchteten Gegners Einhalt thun zu können glaubte. Doch dieſer ging über die Saale und lagerte im Rücken der kaiſerlichen Armee, die ſich ſo plötzlich von Sachſen und Böhmen abgeſchnitten ſah. Gallas blieb nun nichts übrig, als zu ſchlagen, oder ſich zurückzuziehen. Er wählte das letztere, ging zu dieſem Behuf über die Elbe, dann nach Magdeburg, und zog ſich unter ſteter Verfolgung ſeines raſtloſen Gegners nach Böhmen zurück. Durch ein unglückliches Gefecht, das die Reiterei in der Nähe von Jüterbogk, bei Niemeck hatte, ſo wie durch andere Umſtände, welche Rückzüge ſtets begleiten, ward die Armee ſo vermindert und demoraliſirt, daß eigentlich nur Trümmer derſelben nach Böhmen zurückkehrten. Selbſt die blutigſten Schlachten hatten früher eine ſo totale Auflöſung der Armee nicht bewirkt. Gallas Entfernung vom Commando reichte nicht hin, dieſe Unfälle wieder auszugleichen — es mußten außerordentliche Anſtrengungen geſchehen, um Torſtenſon von Böhmen zu entfernen, gegen das er nun mit ſtarken Schritten heranzog.

Ferdinand ſelbſt, in Begleitung ſeines Bru=
ders, ließ ſich durch die Strenge eines harten Win=
ters nicht abhalten, nach Prag zu reiſen und dort
in Perſon alle Anſtalten zur Abwehr jenes gefürch=
teten Gegners zu treffen. Hatzfeld, obwohl noch
immer geſchlagen, aber immer voller Muth und
nie ohne Hülfsmittel im Unglück, ward an die
Spitze der neu zu ſchaffenden Armee geſtellt. Er
vereinigt und reorganiſirt die Trümmer der Gal=
las'ſchen Armee; zu ihm ſtößt Götz mit 8000 Mann,
die man aus Ungarn gezogen, ſo wie ein Corps
Bayern unter Johann von Werth und einige
ſächſiſche Regimenter. Ein Traum, in welchem
die Jungfrau Maria dem Kaiſer den Sieg ver=
heißt, läßt ihn ſeinem neuen Generaliſſimus den
Befehl geben, gegen den noch unbeſiegten Tor=
ſtenſon eine Schlacht zu wagen. Doch vielleicht
war dieß auch nur das Gewand, das der Kaiſer
ſeiner Beſorgniß lieh, den gefürchteten Gegner über
die Ems dringen, und ſich mit den mißvergnügten
Proteſtanten in Oeſterreich vereinigen zu ſehen.

Während ſich die neue Armee in Prag ſam=
melte und Anordnungen für die Eröffnung des Feld=
zuges traf, brach Torſtenſon, der unterdeſſen in
Böhmen eingedrungen war und ſich in Eger etablirt
hatte, plötzlich auf, und dirigirte ſich, bei Pilſen
vorbei, gegen Klattau. Das kalte Wetter und die
ſchlechten Wege traten den Schweden bei dieſer
Bewegung zwar hindernd entgegen, hatten jedoch
keinen ſolchen Einfluß auf ſie, wie auf ihre Geg=
ner, die durch plötzlich eintretendes Thauwetter bei=

nahe in die unangenehmſte Lage gerathen wären. Sie hatten kaum noch Zeit, ſich an der Wottawa zu ſammeln und ſo den Schweden, welche ſie im Anmarſch gegen die Pfalz glaubten, dort entgegenzutreten. Die Schweden rückten in völliger Schlachtordnung über die Berge bei Zephik und dirigirten ſich von dort auf Horazchowitz, von wo ſie das kaiſerliche Lager auf unangreifbaren Anhöhen, jenſeits der Wottawa, erblickten. Eine leichte Canonade, die ſich zwiſchen beiden Heeren entſpann, führte weiter zu keinem Reſultat. Doch blieben beide Heere die Nacht über unter den Waffen, weil jedes einen Angriff von ſeinem Gegner vermuthete. Die große Kälte jedoch (es war im Monat Februar) veranlaßte Torſtenſon, deſſen Heer von allen Lagergeräthſchaften entblößt war, aufzubrechen und auf dem linken Ufer der Wottawa nach Strakonitz zu marſchiren. Die Oeſterreicher folgten auf dem anderen Ufer dieſer Bewegung, wobei es, ſo oft dieß die Gelegenheit erlaubte, zu heftigen Canonaden zwiſchen beiden Heeren kam. Auf ungebahnten Wegen, die, wie es heißt, zuvor nie ein Wagen befahren, gelangte das ſchwediſche Heer über Piſeck und Lida nach Klokenitz an der Moldau. So ſchlecht die Wege, ſo überlegen die öſterreichiſche Armee an leichter Reiterei war, ſo vollbrachte die ſchwediſche Armee dieſen höchſt beſchwerlichen Marſch dennoch ohne Verluſt. Torſtenſon, obwohl leidend, öfter in einer Senfte, als zu Pferde, war dennoch überall gegenwärtig, ſtärkte den Muth

der Seinigen und feuerte ſie zur Ertragung der Be=ſchwerden an. General Hatzfeld klagt, in ſeinem Bericht an den Kaiſer, über den Unfleiß ſeiner Parteien, wodurch es ihm unmöglich geworden, dem Feinde, den er wachſam und klug nennt, zu=vorzukommen.

An einer ſeichten Stelle ließ der ſchwediſche Feldherr ſeine Reiterei und Artillerie, ſo wie den langen Zug ſeiner Bagage, durch die Moldau ge=hen, während er an einer anderen die Infanterie über das Eis auf die andere Seite führte. Zu=gleich ward das Gerücht verbreitet, daß die Armee ſich anſchicke, auf Ollmütz zu marſchiren, um den Ort, welchen die Oeſterreicher ſeit einiger Zeit bela=gerten, zu entſetzen. Kaum daß der öſterreichiſche Feldherr dieſe Nachricht erfahren, ſo glaubte er Maß=regeln nehmen zu müſſen, dieß zu verhindern. Er ging demnach bei Piſeck vorüber, über die Mol=dau, dirigirte die Armee auf Mühlhauſen, während er die Bagage nach Tabor ſandte, uud ſuchte ſo dem Feinde den Weg zu verlegen. Aber der Man=gel an Fourage und Brod, der es veranlaßte, daß ſich ſowohl Reuter als Fußvolk von der Ar-mada abzuſchlagen angefangen, führte aller=hand Zögerungen herbei. Die Schweden ſchoben ſich allmählig immer weiter öſtlich und kamen ſo nach Seltſchau, was dem kaiſerlichen Generaliſſi=mus, wie er in ſeinem Bericht ſagt, das Nach=denken verurſachte, daß er nicht auf Be=neſchau oder gegen der Hoſida, ſondern

entweder nach der Brücken oder nach Leditz wenden würde. Er beſchloß demnach auf Sternberg zu marſchiren, weil er ſo glaubte, dem Feinde, der dieſe Straße doch irgend wo transversiren müſſe, den Weg verlegen zu können. Um nun ſtündlich von den Bewegungen der Schweden Nachricht zu erhalten, traf Hatzfeld wirklich muſterhafte Maßregeln. Oberſt Sporck, durch ſeine Thätigkeit und Umſicht gleich vortheilhaft bekannt, ward von ihm befehligt, mit 200 ausgeſuchten Reitern den Marſch des Feindes zu custodiren, wo er logiert, vnd wohin er deß Morgens ſeinen Kopf hinwenden würde, fleiſſig zu obſerviren, und von einer Zeit zur andern durch Postiliones und Botten, die ihme zu dieſem End unterſchiedlich zugegeben, zu adviſiren — damit ſeine Meldungen nun nicht den General verfehlen möchten, hat man erwähntem Oberſten einen Zedel mitgeben, wo er — der General — von Stunde zu Stunde anzutreffen ſeyn würde.

Die kaiſerliche Armee ſelbſt war kaum von Tabor aufgebrochen, als ihr durch den Oberſten Sporck bereits Nachricht vom Feinde ward. Er dirigirte ſich auf die Gegend, wohin ſich Hatzfeld mit ſeiner Armee für dieſen Tag zu wenden gedachte. Die Kaiſerlichen beeilten demnach ihren Marſch und waren zwiſchen Janickau und Woriz angekommen, als ſie den Feind jenſeits Janickau ſich gegenüber erſcheinen ſahen. Beide Armeen waren nur durch einen flachen Hügel getrennt und ſtellten ſich ſofort zur

Schlacht

Schlacht auf. Es war der 23. Februar im funfzehnten Jahre der Theilnahme Schwedens an den deutſchen Angelegenheiten, als die Heere hier, ſieben Meilen von Prag und achtzehn von Wien, zuſammentrafen. Beide Heere waren nicht ſtark, zählten wahrſcheinlich nur zwiſchen 24—28,000 Mann. Doch ſollen die Kaiſerlichen um 3000 Pferde ſtärker geweſen ſeyn, als die Schweden. Dafür aber giebt Hatzfeld in ſeinem Bericht an den Kaiſer die Schweden ſtärker an Infanterie und Artillerie an. Oeſterreich hatte für den Augenblick kein zweites Heer, um es, im Fall Hatzfeld überwunden würde, dem ſiegreichen Gegner entgegenzuſetzen — auch Schweden würde kaum die Mittel aufgefunden haben, eine neue Armee aufzubringen, wenn Torſtenſon hier unterlegen. In der Mitte eines feindlichen Landes, einem ſiegreichen Heere gegenüber, wie hätte er wohl darauf hoffen dürfen, in dieſer rauhen Jahreszeit, unter Entbehrungen und Strapazen, dem Schwerte des Siegers zu entgehen? —

Das Terrain, in dem man ſich ſchlagen ſollte, war ungemein hügelig und ſtellenweiſe mit Wald beſtanden. Wie es ſcheint, ſo gewährte es nur von einigen Punkten aus eine freie Ausſicht, gab daher Gelegenheit zu verdeckten Bewegungen, und machte es unmöglich, eine zuſammenhängende Schlachtlinie zu bilden. — In der linken Flanke der Kaiſerlichen lag eine Kapelle auf einem Berge, deſſen Beſitznahme über den Beſitz der ganzen Gegend entſchieden zu haben ſcheint. Von hier aus

führten mehrere verdeckte Wege in deren linke Flanke. Obwohl Hatzfeld es dem General Götze zur ſtrengſten Pflicht gemacht hatte, das Terrain dahin genau zu recognosciren, ſo war dieß dennoch unterblieben, und wir werden gleich ſehen, wie nachtheilig dieß auf die Angelegenheiten der Kaiſerlichen wirkte.

Wie wir geſehen, ſo trennte ein unbedeutender Berg die beiden Heere, als ſie am 23ſten einander anſichtig wurden. Die Kaiſerlichen hielten dieſe Anhöhe beſetzt und canonirten von hier aus die Schweden, welche faſt am Fuße derſelben zur Tränke reiten mußten. Auch bediente ſich die öſterreichiſche Generalität derſelben als eines Obſervatoriums, von dem herab ſie die Bewegungen der Schweden glaubte belauſchen zu können. Nichtsdeſtoweniger verſäumte General Hatzfeld nichts, ſich überall vom Terrain zu unterrichten, worüber er, wie er ſelbſt ſagt, faſt gefangen worden wäre. — Nachdem der Schwede die ganze Nacht mit Fahren ein groſſes Geſchrey gemacht, als wollte er ſeine Stücke auf einen hohen Berg vor uns bringen, und des Nachts zweimal butasella hatte blaſen laſſen, gewahrte man die Armee des andern Tages, wie ſie ſich zurückzog, und hoch an Hag ſo aufſtellte, als wolle ſie den Weg zurückgehen, von wannen ſie gekommen. Dann marſchirte ein Theil derſelben links ab, als gälte es der rechten kaiſerlichen Flanke. Hierdurch induzirt, begab ſich

General Hatzfeld mit Johann von Werth nach dieſer Seite, ließ aber wiederholentlich General Götze, der den linken Flügel befehligte, auffordern, den Berg in ſeiner linken Flanke genau zu recognosciren und ſich mit allen Wegen dahin ja recht bekannt zu machen, dieweilen, ſagt Hatzfeld, ich dieſes Feindes ſeine Art wohl gewußt, da er gemeinlich nicht allezeit dahin intendiret, da er am meiſten Rumor macht. Doch Götze hatte dieß, wie der Generaliſſimus es ſpäter in ſeinem Bericht an den Kaiſer ſagt, durchaus unterlaſſen. — Kaum war Hatzfeld mit Johann von Werth auf dem rechten Flügel angekommen, ſo erhielt er ſchon die Meldung, daß die Schweden nicht allein in Anmarſch gegen ſeinen linken Flügel, ſondern ſchon zum Angriff formirt wären und vorrückten. Sie hatten ſich demnach in zwei Linien formirt, ohne eine Reſerve zu haben. 6 Infanterie-Regimenter, nach Art der Kaiſerlichen in Terzias formirt, bildeten das Centrum der erſten Linie, 2 andere Regimenter oder Brigaden, ebenſo geſchaart, waren in zweiter Linie hinter den Intervallen der beiden Flügel-Regimenter aufgeſtellt. 13 Reiter-Regimenter in zwei Linien bildeten den rechten, und eben ſo viel den linken Flügel. Jedes der Regimenter formirte zwei diſtinctive Unterabtheilungen, in deren Intervallen 40 commandirte Musquetiere ſtanden. Die Artillerie ſcheint den Umſtänden gemäß plazirt und verwendet worden

zu ſeyn. Den rechten Flügel der Armee führte Arwid Wittenberg, den linken Robert Douglas — die Infanterie Mortaigne. — Hilf Jeſus! war den Leuten als Loſung gegeben.

Faſt ebenſo war die kaiſerliche Armee formirt. Das Centrum beſtand jedoch nur aus einer Linie Infanterie in 6 großen Terzias, in denen das kurbayerſche Fußvolk den rechten, die Infanterie Götze's aber den linken Flügel hatte. In zweiter Linie des Centrums ſtand die kurſächſiſche Reiterei in kleinen Abtheilungen, und zwar hinter jeder Intervalle der Terzias, und auf den beiden Flügeln eine kleine Abtheilung. 12 Regimenter Cavallerie in zwei Linien bildeten den linken, und 9, gleichfalls in zwei Linien, den rechten Flügel. Doch waren auf dem äußerſten linken Flügel 2 Regimenter der Art aufgeſtellt, daß ſie unmittelbar hinter den Flügelregimentern des erſten Treffens ſtanden, während die zweite Linie bedeutend weiter rückwärts ihre Stellung erhalten. Sie befand ſich in einem Alignement mit der kurſächſiſchen Reiterei hinter dem Centrum. Die Artillerie, 26 Geſchütze, ſcheint den Umſtänden gemäß plazirt worden zu ſeyn. Den linken Flügel führte, wie wir bereits wiſſen, Johann von Götze, den rechten Caspar von Mercy und Johann von Werth. Der Graf von Suis und Don Felix befehligten das Centrum. — Hatzfeld hatte als Loſung „keine Gnade" gegeben. —

Wie wir bereits geſehen, ſo hatte Torſtenſon

ſich mit großer Gewandtheit gegen den Berg in der linken Flanke der Kaiſerlichen in Bewegung geſetzt. So wie General Götze die Schweden gewahrte, machte er ſeinerſeits Anſtalten, ſich des beſagten Berges zu bemächtigen. Aber abgeſehen davon, daß ihm die Schweden in deſſen Beſetzung bereits zuvorgekommen, hatte er ſeine Maßregeln auch ſo ſchlecht getroffen, daß er nicht allein in ſeinem Unternehmen ſcheiterte, ſondern daß er auch das Leben dabei einbüßte. Wir wiſſen, daß zu dem Berge nur einige Schluchten führten. Ohne dieſe nun, wie es ihm aufgegeben, recognoscirt zu haben, marſchirte er beim Erſcheinen der Schweden ſofort mit ſeiner ganzen Cavallerie gegen den Berg und gerieth hier alsbald in ſolche Hohl- und Engwege, daß er am Ende, als die Schweden anfingen, ihn zu canoniren, weder vor- noch rückwärts konnte. Als der commandirende General Hatzfeld herbeigeſprengt kam, war er außer ſich, daß der linke Flügel ohne ſeinen Befehl abmarſchirt war; aber ſein Erſtaunen vermehrte ſich noch, als er mit größter Beſtürzung ſah, daß er ſich mit allen ſeinen Reitern in ein ſolches Loch praecipitiret, darauß ohne großen Schaden nicht würde zu kommen ſeyn; denn er war durch eine Enge zwiſchen zween Wäldern durchgelaufen, daß er zu ſeiner Linken, auch hinter ihme ein dicken Wald, vor ihme ein großes Teich, zwiſchen welchen mannichmal nicht mehr Platz, daß nur eine Compagny marſchiren könnte. Ueber dem

Teich, auff einer Höhe, welche zu ſeiner Rechten, im hingehen war, ſtund der Feind mit der Armada, ſpielte ſchon mit Stücken, vnter ſeine zuſammengepakte Reiter, vor ihne war von weitem etwas Feld, aber dahin zu kommen, mußte man wieder zwiſchen zweyen Wäldern durch, neben dem kleinen Wäldlein, das auff der linken Hand lief, ſtund der Feind, war alſo kein ander mittel, als eylends grad fortzugehen, damit er zuvor durch die Enge käme, ehender als der Feind, das eine Wäldlein daß auff einer Seiten, mit Fußvolk beſetzt, vnd ihme durchzukommen verhindert hätte: Welches ich ihme dann als das einige remedium eylends zu thun vorgeſchlagen, vnd darauff, ſo viel mein Pferd vermöche, zurückgeritten, das Fußvolk, Artigleria und übrige Reiterey, die noch ihres Thuns und Verhaltens nicht aviſürt waren, umb den Wald zu führen.

Als ich herauß kommen, ſchicke ich Adjutanten und laſſe alles fort, den Weg um den Wald nehmen, ſehe aber ſchon, daß die Stücke und Fußvolk in den Wald gehen. Weil ich nun der Apparentz nach dafür halten müſſen, ſie wären auff einem gebahnten Weg, hab ich dem General-Zeugmeiſter nichts anders ſagen laſſen, als daß er ſehen ſollte, geſchwind zu dem Feld-Marſchalken zu kommen, und dann neben ihne zu ſtellen, biß ich mit der Reuterey auch hernach komme. Die Reuterey treffe ich auch hernach in den vollen Calloppen umb den Wald zu kommen, ob man nun alſo allerſeits, ſo

wol Reuter als Fußvolk, ſo viel möglich geweſen, gelauffen, ſo iſt doch offt gemeldder Feld-Marſchall, weiß nicht, ob ſie ſich etwan zu lang auffgehalten, mit aller Reiterey, in obener beſchriebenen Enge, vom Feind dergeſtalt übereylet worden, daß er ehender geſchlagen, auch ſelbſt alſo bald todt geblieben, ehender weder unſere Reiterei noch Fußvolck ihme zu Hülfe kommen können: denn als ich eben mit dem erſten dahin gelanget, da wir zu ihme ins Feld kommen ſollten, ſahe ich ſchon die zertrennten Trouppen zu meiner Lincken, unſer Fußvolck und Stück, vor uns oben im Wald in Confuſion wieder zurückkommen.

So weit der Originalbericht des commandirenden Generals. Aus ihm geht hervor, daß ſich General Götze unvorſichtiger Weiſe auf und in ein Terrain wagte, wo es ihm ſpäter unmöglich ward, zu deployiren. — In der Tete durch die Artillerie beſchoſſen, und durch den vor ihm liegenden See außer Stande, an dieſe zu kommen oder ſich derſelben allenfalls durch einen Gewaltangriff zu bemächtigen, iſt er in ſeinen Flanken ebenfalls durch das Terrain beſchränkt, und wird überdieß durch den Feind von dieſer Seite her angegriffen. Die natürliche Folge davon war, daß Götze geſchlagen ward — er ſelbſt blieb, von zwei Kugeln getroffen, auf dem Schlachtfelde. — Die Geſchichte gedenkt ſeiner als eines der unerſchrockenſten Führer des öſterreichiſchen Heeres. Im Lüneburgſchen geboren und Proteſtant, führte er die Kaiſerlichen

zur Zeit des ſogenannten Paſewalker Blutbades, deſſen Schreckenſcenen ſich noch bis heute im Andenken des Volkes erhalten. Später trat er zur katholiſchen Religion über — gefühllos gegen deren Lehren, wie er es gegen die des Proteſtantismus geweſen. Als Parteigänger erfreute er ſich eines ungemeinen Ruhmes, und ſelten dürfte ſich Muth und raſtloſe Thätigkeit ſo in einer Perſon vereinigt haben. Erſterer war es beſonders, der ihn zu der unbeſonnenen Stelle trieb, in der wir ihn hier ſehen. Seine Tollkühnheit iſt ſogar zum Sprüchwort geworden, denn noch heute ſagt man, wie uns einer von Böhmens berühmten Hiſtoriographen verſichert, von einem Waghalſe: er richtet eben ſo wenig aus, wie Götze bei Janikau *).

Mit dem unglücklichen Gefechte des kaiſerlichen linken Flügels ſchien dem kaiſerlichen Oberfeldherrn die Sache eigentlich ſchon entſchieden — er wollte, ſoviel als thunlich, temporiſiren und dann einen günſtigen Moment benutzen, die eingeriſſene Ordnung wieder herzuſtellen, und wo möglich unter beſſeren Verhältniſſen in einer günſtigeren Stellung zu ſchlagen. Doch eine Verkettung unglücklicher Ereigniſſe, Indiszipline und Mißverſtändniſſe zwangen ihn zu einer Schlacht, von der er ſich von Hauſe aus keinen günſtigen Erfolg verſprechen konnte.

Als der Oberanführer den unglücklichen Ausgang des von Götze unternommenen Gefechts ge-

*) Cornova, Geſchichte Böhmens II. S. 233.

ſehen, zog er alles, was er an disponiblen Truppen zuſammenraffen konnte, auf eine Anhöhe hinter dem Walde, und formirte ſolche, ſo gut es die Eile erlaubte. Die erſten Angriffe der Schweden, die raſch folgten, wurden auch wirklich zurückgewieſen, und wie es ſcheint, mit ziemlichem Erfolge, denn der Originalbericht erwähnt, daß hierbei ſechszehn ſchwediſche Fähnlein und mehrere Standarten erbeutet worden. Aber im entſcheidenden Moment verſagte die Cavallerie, indem etliche Reuter ihre Schuldigkeit nicht erwieſen. Wenn wir die Stelle recht verſtehen, ſo hatte ſich General Hatzfeld ſelbſt an deren Spitze befunden. — Während der hierauf folgenden Canonade wies Torſtenſon einem Theil ſeiner Truppen auf einem Berge eine Stellung an, wodurch die der Kaiſerlichen flankirt ward. Hatzfeld nahm daher die kurbayerſchen Dragoner und einige andere Schwadronen ſeiner Reiterei, und marſchirte gegen dieſe Anhöhe. Nach einem lebhaften Kampf bemächtigte er ſich derſelben, und gab von hier aus die Diſpoſition zu einer neuen Aufſtellung, die etwas rückwärts auf einer dort befindlichen Anhöhe genommen werden ſollte. Als ich auff ſelbige höhe kommen, heißt es im Originalbericht, habe ich durch die Adjutanten allen Commandanten der Trouppen andeuten laſſen, weilen die Trouppen mit dem eylen und durch das derotta der Götzeſchen durch einander vermiſcht worden, indem man verdekt hinter ſelbigem Berge geſtanden, wieder auseinander de-

miscoiren, und in vorige Ordnung zu bringen, welches ich dann ſelbſt dem Herrn General bei der Cavalleria angezeiget, als eine Sach, welche zum hôchſten nôthig geweſen. Indem ich nun die Chur-Bayeriſche Trouppen, ſo die nechſten bei mir, beſehe, und wieder zurück reite, finde ich daß ſie zu meiner Linken, nicht der gegebenen Order gemäß, hinter dem Berge ſtehen, ſondern ſo wol Regimenter als Landes-Knecht, auch gar die Artigleria, durch den Grund nach einer andern höhe zu gehen.

Ein Akt des Mißverſtändniſſes oder des Ungehorſams ließ alſo die guten Anſtalten des Obergenerals ungeſchehen — wir möchten es einen Akt des Ungehorſams nennen, weil auch die dem General an Rang zunächſt ſtehenden Perſonen nicht anzugeben wußten, wer die Ordres zu jener Bewegung gegeben. General Hatzfeld gab nun die Diſpoſition zu einer neuen Aufſtellung und wies den Adjutanten ſelbſt an, wo die Armada zu ſtehen. Doch auch dieſer Befehl blieb unbeachtet, indem die Leute abermal einer andern Höhe zugegangen. Es blieb ihm unter ſolchen Verhältniſſen natürlich nichts übrig, als dieſer Bewegung zu folgen. Der General begab ſich daher auf den Berg, wo Morgens noch das Lager geſtanden, und traf hier Anſtalten, die Armee zu ſammeln. Er richtete jetzt beſonders ſein Augenmerk darauf, eine Stellung zu finden, die es ihm möglich machte, ſeine Leute den Wirkungen des Artilleriefeuers zu entziehen, um darin nur noth-

gedrungen unter vortheilhaften Verhältniſſen ſchlagen zu müſſen. Eine ſanft anſteigende Ebene, mit anderen günſtigen Localitäten verbunden, ſchienen ihm hierzu die Gelegenheit zu bieten. Der rechte Flügel lehnte in dieſer Stellung an Janikau, der linke an ein Dorf, das er anzünden ließ. Dieſer ſtand in dieſer neuen Aufſtellung ganz verdeckt — General Pompeo, der dem Generaliſſimus nicht genugſamb gewachſen ſchien, ſeine Befehle zu erfüllen, überhob er ſeines Amts und trug den Befehl hier Graf Broy auf. Darauf eilt der General zum Centrum und dem andern Flügel — nach raſtloſem Jagen und Mühen ſcheint es ihm endlich gelungen, die Ordnung wieder hergeſtellt zu haben — er will jetzt die Sache bis zum Abend treniren um alsdann ein expedienz finden ihr eine andre Wendung zu geben. Er hat daher den Befehl gegeben, die Schweden ſtehenden Fußes zu erwarten und die Stellung durchaus nicht zu verlaſſen. Als die Schweden aber angreifen, wanken die Kaiſerlichen — nur mit großer Mühe gelingt es, die Ordnung hier zu erhalten. Ein günſtiger Erfolg krönt zuletzt des Feldherrn Bemühungen; die Schweden weichen endlich ihrerſeits. Doch da bricht die ganze Armee, Infanterie und Cavallerie, zur Verfolgung auf. Vergebens, daß der General ſich bemüht, die Raſenden zum Halten zu bringen. Während er auf einem Flügel die Leute mit Gewalt aufhält, brechen ſie auf dem andern um ſo raſcher vor — Niemand will wiſſen, wer hierzu den Befehl ge-

geben. — Der General en Chef, durch dieſe Bewegung entrainirt, ſieht ſich endlich genöthigt, gegen ſeinen Willen den Befehl zum Vorrücken zu geben. Doch noch ehe dieß geſchehen, iſt der linke Flügel in das wirkſame Geſchützfeuer der Schweden gerathen. Hierdurch ſtutzig gemacht, geräth er bald ins Stocken, und als nun die Schweden ihrerſeits vorrücken, wendet ſich das erſte Treffen zur Flucht. Das zweite, welches hierauf Befehl erhält, vorzurücken, genügt dieſem nicht, ſondern kehrt um und geht in die Stellung zurück, aus der es vorher ohne Befehl aufgebrochen. Ein Theil der kaiſerlichen Cavallerie aber, welcher die ſchwediſche Schlachtordnung überflügelt, ſetzt ſeine Bewegung fort, ſchlägt die ſich ihnen entgegenſtellenden Feinde und gelangt im Verfolgen in die Bagage. — Hierdurch geräth des Feindes Vordringen einigermaßen ins Stocken; da aber die kaiſerliche Cavallerie nicht daran denkt, ſich wieder zu ſammeln, ſo gewinnen die Schweden Zeit, ſowohl Leute zur Degagirung ihres Gepäcks zu entſenden, als auch Anſtalten zu treffen, ihre Bewegung ſelbſt fortzuſetzen. — Unter dem lebhafteſten Gefecht dringen ſie gegen den Berg vor, auf dem die Kaiſerlichen ſich aufs Neue formiren. Hier kommt es zu einem hartnäckigen Gefecht, in dem ſich der Sieg öfters auf Seiten der Kaiſerlichen neigte. Schon iſt in der ſchwediſchen Armee keine Schwadron, welche nicht 6—8mal angegriffen; im kurländiſchen Regiment iſt kein Offizier mehr unverwundet. Da entſcheidet ein

letzter Angriff der ſchwediſchen Cavallerie unter Douglas für ſie den Sieg. Die kaiſerliche Reiterei, welche ſich, ſo oft ſie geworfen, immer wieder geſammelt und auf den Flanken der Infanterie etablirt hat, fängt an zu weichen. — Weder das Beiſpiel ihrer Offiziere, noch deren Ueberredungen, vermochten ſie fortan zu halten. — Hierdurch werden faſt zu gleicher Zeit die Flanken der Infanterie entblößt. Die Schweden dringen nun gegen dieſe mit Infanterie und Cavallerie zugleich vor. — So tapfer das öſterreichiſche Fußvolk auch ficht, es wird allmählig in eine compakte Maſſe zuſammengetrieben, aus der es fortan nicht mehr zu entwirren. Bei wiederholten Angriffen der Schweden wendet ſich nun dieſe Maſſe zur Flucht, ohne daß ſie der Oberbefehlshaber durch Worte oder Beiſpiel zur Gegenwehr oder Umkehr zu bewegen vermag. Wie es ſcheint, brachte endlich die Rückkehr der ſchwediſchen Reiterei, welche den rechten kaiſerlichen Flügel verfolgt, die Sache zur vollendſten Entſcheidung — dieſe fiel der Infanterie zugleich in Front und Rücken, worauf ſich alles in regelloſer Flucht vom Kampfplatze ſtürzte, dieſen dem Feinde überlaſſend*). Das geſammte Geſchütz, 26 Kanonen, der commandirende General-Feldmärſchall Graf von Hatz-

*) So lautet die Relation des General-Feldmarſchalls vom linken Flügel — wie es auf dem rechten zugegangen, iſt nirgends angegeben. Es wird wohl hier, wie dort geweſen ſeyn.

feld, 2 General-Feldmarſchall-Lieutenants, 3 General-Feldwachtmeiſter, 7 Oberſten, 9 Oberſt-Lieutenants, 6 Majors, über 100 andere Offiziere und 4000 und einige Hundert Gefangene geriethen in des Feindes Hände. — An 4000 Todte ſollen den Kampfplatz bedeckt haben. — Die Schweden zählten gleichfalls 2000 Mann Todte und Verwundete. — Hiermit endete eine der blutigſten Schlachten dieſes Krieges, deren Folgen die Schweden bis an die Thore Wiens führten, und welche Schrecken durch ganz Oeſterreich verbreitete. Nur zwei Generäle waren dem Tode oder der Gefangenſchaft entgangen — Johann von Werth, einer derſelben, brachte zuerſt die Nachricht davon nach Tabor. Iglau, Krems, Kronenburg und die Schlöſſer Kreitenſtein und Grafeneck fielen in kurzer Zeit — ja ſelbſt die Wolfsſchanze in der Nähe von Wien ergab ſich, und zum erſtenmale hörte man jetzt ganz in der Nähe der Kaiſerſtadt den Donner ſchwediſcher Kanonen. — Die Beſorgniß, gegen Wien nicht zu reüſſiren, ließ Torſtenſon, nachdem er ſich mit Ragoczy vereinigt, die Belagerung von Brünn unternehmen, das ein proteſtantiſcher Flüchtling aus Rochelle, Louis Ratuis de Suches, der früher in ſchwediſchen Dienſten geſtanden, dieſe aber wegen Uneinigkeit mit General Stalhänske verlaſſen hatte, mit Glück vertheidigte. Vier Monat Zeit und 4000 Mann verlor hier der Sieger von Janikau, ohne daß es ihm gelungen wäre, dieſen Platz zu überwältigen. Krank verließ er den Schau-

plaß ſeines ſchönſten Sieges, und wandte ſich durch Böhmen und Schleſien nach Meißen, ohne daß ihn die Kaiſerlichen hierbei ſonderlich beunruhigt hätten. — Bald darauf trat er krank und hinfällig vom Schauplaß, auf dem er ſich einen unvergänglichen Ruhm erfochten, ab, um ſich nach Schweden zu begeben. —

Kommen wir auf die Beurtheilung der Schlacht von Janikau, ſo werden wir geſtehen müſſen, daß ſie eine der ſchönſten in der Kriegsgeſchichte der Zeit iſt, in der Guſtav Adolph, Bernhard von Weimar, Banner, Condé, Türenne, Wallenſtein, Tilly, Mercy und ſo viele andere ausgezeichnete militairiſche Genies glänzten. Schon die Anlage zu der Expedition gegen die kaiſerliche Armee iſt vortrefflich. Durch ſeinen Marſch von Eger nach Pilſen zwingt der General die Kaiſerlichen und Bayern, welche leßtere beſonders einen Einbruch in die Oberpfalz fürchteten, Prag zu verlaſſen und ihm entgegenzutreten. Kaum hat er dieſen Zweck erreicht, ſo vermag er die Armee durch ſeinen Links-Abmarſch, ſich in einen Bewegungskrieg mit ihm einzulaſſen, in dem er wohl hoffen durfte, endlich Sieger zu werden. In einem 20 Meilen betragenden Seitenmarſch wetteifern die beiden Feldherren in Geſchicklichkeit mit einander. Iſt Torſtenſon's Operation geſchickt eingeleitet, ſo ſind es Haßfeld's Vorkehrungen nicht minder. Leßtere ſind ſo ausreichend, daß ſelbſt die ſtrengſte Critik nichts dagegen auszuſeßen finden dürfte. Beide

Feldherren glauben ihren Zweck ſchon erreicht zu ha-
ben, als, wenngleich nicht unerwartet, ſo doch unver-
muthet, die Teten derſelben aufeinander ſtoßen.
Die Verhältniſſe ſind bis auf einen Punkt gedie-
hen, daß ſie nur eine Schlacht entſcheiden kann.
Von dem Augenblick jedoch an, wo dieſe ſich vor-
bereitet, erliegt Hatzfeld's Genius dem ſeines Geg-
ners. Mit unermüdlicher Thätigkeit hatte der kaiſer-
liche General die Gegend recognoscirt, doch, wie ſich
vermuthen läßt, ſeinem Gehülfen im Commando
hierbei zu viel vertraut. Durch den Links-Abmarſch
in conspectu des kaiſerlichen Heeres läßt ſich Hatz-
feld imponiren — er folgt dieſer Bewegung. Doch
eine Hügelreihe hat Torſtenſon Gelegenheit ge-
geben, mit dem größeren Theil ſeines Heeres in
der linken Flanke der Kaiſerlichen zu erſcheinen, die
jetzt erſt bemerken, wie nachtheilig es ihnen wer-
den kann, einen dort gelegenen Hügel nicht beſetzt
zu haben. Der kaiſerliche Oberfeldherr erhält die
Nachricht von der Bewegung der Schweden, als
es noch Zeit iſt, den Schlag zu pariren. Doch
eine vom General von Götze ganz gegen den
Willen ſeines Oberbefehlshabers unternommene Be-
wegung mit dem linken Flügel compromittirt die
ganze Armee. Ehe noch der Feldmarſchall Hatz-
feld ſelbſt herbeieilen kann, iſt bereits das Gefecht
eingeleitet, das unter den Verhältniſſen, wie es be-
gonnen ward, nur traurig ablaufen konnte. Götze,
der trotz der wiederholt ihm gegebenen Befehle es
unterlaſſen, ſich mit dem Terrain in ſeiner linken

Flanke vertraut zu machen, war in einen Cul de sac gerathen, aus dem er weder vorbrechen, noch ſich zurückziehen, in dem er am allerwenigſten deployiren konnte. Was Hatzfeld, der gerade ankam, um alle dieſe Geſchichten mit anzuſehen, auch thun mochte, es war vergebens. Er konnte die Niederlage nicht abwenden und mußte dabei ſtehen bleiben, die Geſchlagenen aufzunehmen. Wie es ſcheint, ſo geſchah dieß mit Geſchick. Die Schweden, welche wahrſcheinlich noch nicht alle heran waren, ließen ihm ſowohl hierzu, als auch zur Wiederherſtellung der Ordnung überhaupt Zeit. Nichtsdeſtoweniger war hierdurch die Moralität der Armee, beſonders aber der Götzeſchen Truppen, erſchüttert worden.

Unter mannigfachen Mißverſtändniſſen und falſchen Maßregeln einiger Unterbefehlshaber öſterreichiſcher Seits, gelingt es den Schweden, ihre Feinde bis auf den Berg, auf welchem ſolche vor der Schlacht gelagert, zurückzudrängen. Aber Hatzfeld hat hier ſeine Armee zum Stehen gebracht und ſie zum Empfang des Feindes geordnet. Ueberall jedoch, wo er nicht ſelbſt iſt, herrſcht ſo viel Unordnung, ſchleichen ſich ſo viel Mißverſtändniſſe ein, daß er kaum noch an den Sieg denken kann. Er will daher nur temporiſiren. Aber die Schweden rücken jetzt ſchnell gegen ihn an. Die gute Aufſtellung, welche Hatzfeld gewählt, verbunden mit ſeinen ſonſtigen zweckmäßigen Anordnungen, machen es der kaiſerlichen Armee möglich, die wie-

derholten Angriffe der Schweden ſiegreich abzuwenden. Der Geiſt des Ungehorſams jedoch, oder, wenn man lieber will, der Mißverſtändniſſe, der an dieſem Tage recht ſichtbar waltet, reißt den rechten Flügel zu einer unbeſonnenen Verfolgung hin. Dieſe Bewegung theilt ſich endlich in dem Maße der ganzen Armee mit, daß der Oberfeldherr gewähren muß. Sey es nun, daß die Schweden die Kaiſerlichen durch einen verſtellten Rückzug zur Verfolgung gelockt, wovon jedoch der ſchwediſche Schlachtbericht nichts erwähnt, oder daß ſie ihre Hitze die obwaltenden Hinderniſſe überſehen ließ — als ſie in das wirkſame Feuer der Truppen in der ſchwediſchen Hauptaufſtellung geriethen, entſtand anfangs Stocken. Doch die Truppen verharren eine Zeit im wirkſamen Bereich des Feuers — plötzlich aber gehen ſie zurück. Ein Befehl an das zweite Treffen, in dieſer Criſis vorzurücken, bleibt unerfüllt. Endlich ergreift die Cavallerie die Flucht, die Infanterie ihrem Geſchick überlaſſend. Dieſe, von allen Seiten angegriffen, erliegt nach einer heroiſchen Gegenwehr, der ſelbſt die Schweden Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Wie entſchieden die Niederlage war, und welche Unordnung bei der Flucht ſelbſt herrſchen mußte, geht wohl daraus hervor, daß der commandirende General, von nur einem Rittmeiſter begleitet, und nachdem ihm zwei Corporale auf den Rücken gekommen, in Gefangenſchaft gerieth. —

Wenn den kaiſerlichen Feldherrn ein Vorwurf

treffen kann, ſo iſt es der, nicht immer dort ge- weſen zu ſeyn, wo er nöthig war. Er mußte Götze kennen — es lag daher ihm ob, dafür zu ſorgen, daß dem eigenmächtigen Eingreifen jenes braven aber auch indolenten Führers bei Zeiten entgegengewirkt werde. Die Mittel dazu mußte er als commandirender General finden — wie er ſie ſpäter dazu fand, als er dem unfähigen Pompeo einen tüchtigen General an die Seite ſetzte. Es hat unbedingt ſein Gutes, in einer Schlacht überall zu ſeyn — da man aber endlich doch nur an einem Orte ſeyn kann, ſo iſt es Pflicht, dort zu bleiben, wo man nöthig iſt — hiergegen hat der öſterreichiſche Generaliſſimus gefehlt, dem ſonſt weder Muth, noch Einſicht und Thätigkeit abzuſprechen. Das Betragen der Armee zeugt zwar von Thätigkeit und Tapferkeit, wirft aber auf de- ren Zucht und Disziplin ein ſchlechtes Licht. Es war ein Tag der Verwirrung, der Mißverſtänd- niſſe und des Ungehorſams, welche an einem Schlachttage immer ſtrafbarer und gefährlicher ſind, als in jedem anderen Verhältniß. Sonſt ſtellt ſich in der Heerführer Anordnungen alles vortheilhaft heraus. Der Muth und die Ausdauer, mit der er bei Wittſtock gefochten, bezeichnen ihn auch hier als einen tüchtigen General. Aber wenn er dort gegen Banner's überwiegende Talente ſcheiterte, ſo erlag er hier Torſtenſon's Feldherrngeiſte.

In dieſes Feldherrn Anordnungen iſt Alles vor- trefflich. Die Art und Weiſe, wie er manövrirte,

um eine Schlacht herbeizuführen, iſt der höchſten Anerkennung werth. Sie kann als ein Muſter bezeichnet werden. Dieß iſt auch in jeder Beziehung mit der Einleitung zur Schlacht derſelbe Fall. Die Anſtalten zum Links-Abmarſch, um dadurch ſeinen Gegner zu einer falſchen Bewegung zu induziren, und dann plötzlich in der entgegengeſetzten Richtung zu erſcheinen, ſind meiſterhaft. Sie ſetzen zugleich eine große Manövrirfähigkeit ſeiner Truppen voraus. Im Beſitz des Poſtens, der ihm zur Erreichung ſeiner Abſichten zweckmäßig erſchien, eilt er ſeinem unvorſichtigen Gegner ſofort entgegen und verwickelt ihn in ein Gefecht, das für die ganze Schlacht entſcheidend blieb. Dadurch aber läßt ſich der umſichtige Feldherr nicht zu einem übereilten Verfolgen hinreißen. Erſt nachdem er ſein Heer wieder geſammelt und den Reſt deſſelben herangezogen, bricht er zu einem neuen Angriff vor. Dieſer wird mit aller Energie durchgeführt. — Daß kein Truppentheil im Heere war, der nicht 6—8mal angeſetzt, beweiſt, mit welcher Erbitterung gefochten ward. Als die ſchwediſche Reiterei die feindliche geworfen und vom Schlachtfelde vertrieben, kehrte ſie ſofort um, die Niederlage der Feinde zū vollenden. Dieß contraſtirt um ſo lebhafter mit dem Betragen eines Theils der öſterreichiſchen Cavallerie, die ſich der ſchwediſchen Bagage bemächtigt hatte, und die, ohne ſich weiter um die Schlacht zu bekümmern, ruhig fortplün-

derte, bis ſie wieder verjagt wurde *). Jeder General, jeder Führer griff bei den Schweden ſo genau in die allgemeinen Anordnungen ein, daß von Mißverſtändniſſen und falſchen Bewegungen durchaus keine Rede iſt. Bald zu Pferde und bald in einer Tragbahre, iſt der Feldherr überall dort, wo die Ereigniſſe ſeine Gegenwart nöthig machen — er ſieht, befiehlt und leitet überall ſelbſt. Die letzte Schlacht, die dieſer Feldherr gewann, iſt zugleich die ſchönſte in dem Leben deſſelben — iſt vielleicht die ſchönſte im ganzen dreißigjährigen Kriege. Leider iſt ſie eine von denen, die bis jetzt am wenigſten beachtet worden. —

In taktiſcher Beziehung treten uns hier zwei wichtige Dinge entgegen. Sind nämlich die Zeichnungen, welche wir im Theat. Europ. von dieſer Schlacht zu den Originalberichten beider Feldherren antreffen, richtig, ſo hatten die Schweden ihre Infanterie, gleich den Kaiſerlichen, in Terzias formirt gehabt **). So viel Verf. bekannt, iſt das Gegentheil hiervon weder erwähnt und noch weniger erwieſen worden. Dieß würde alſo ein offen-

---

*) Auch die Gemahlin Torſtenſon's gerieth bei dieſer Gelegenheit in die Gewalt der Kaiſerlichen, ward jedoch ſehr bald daraus befreit.

**) V. Theil S. 544. — Es werden drei Pläne der Schlacht, natürlich in der Manier der Zeit, gegeben, welche deren verſchiedene Momente darſtellen.

barer Beweis ſeyn, daß die Schweden am Ende dieſes blutigen Kampfes zu dem Syſtem ihrer Gegner übergegangen wären, ein Gegenſtand, worauf wir ſpäter noch beſonders zurückkommen werden. Auffallend würde dieß auf jeden Fall ſeyn, da wir die Kaiſerlichen ſelbſt hin und wieder, beſonders in kleinen Gefechten, ſich zu der flachen Aufſtellung neigen ſehen. Die große Widerſtandsfähigkeit, welche die kaiſerliche Infanterie bei mehreren Gelegenheiten, wie z. B. in der zweiten Schlacht bei Breitenfeld bewieſen, hatten vielleicht Torſtenſon auf die Idee gebracht, ihnen ein analoges Syſtem entgegenzuſetzen. Leider ſind wir jedoch von den eigentlichen Details, welche uns hierüber Gewißheit geben könnten, zu wenig unterrichtet, um zu einem genügenden Reſultat zu gelangen. Auf jeden Fall aber iſt das Faktum merkwürdig und bleibt allen militairiſchen Schriftſtellern zur näheren Aufklärung empfohlen *). — Auch in Bezug auf die Cavallerie finden wir eine Neuerung, deren ſchon von Hoyer gedacht worden **). Es iſt dieß das Zuſammenraffen von drei Escadrons Reitern, um dadurch mehr Effekt beim Angriff hervorzubringen. Auf dem linken Flügel der Kaiſerlichen nämlich befand ſich eine Brigade Infanterie, wie ſich Torſtenſon's Bericht ausdrückt, hinter welcher ſich die Cavallerie, ſo oft ſie geworfen ward,

*) Man vergleiche hierüber die Schlacht von Warſchau.
**) Hoyer, Geſchichte der Kriegskunſt I. S. 471.

wieder ſammelte. Deßwegen denn endlich der Herr General-Major Douglaß, welcher den linken Flügel commandirte, von drei Esquadronen eine machte, vnd auff dieſe Brigade losgehen ließ, welche zwar eine ſtarke Salve von ſich geben, darnach aber von der Esquadron ganz nieder gemacht worden. — Unſere militairiſchen Schriftſteller haben dies Ereigniß als den Anfang der attaque en muraille betrachtet, welche ſich geraume Zeit bei allen Armeen in Credit erhalten.

Werfen wir beim Schluß der Betrachtungen über die Hauptſchlachten des dreißigjährigen Krieges, welche wir hier in einer kurzen Analyſe gegeben, einen prüfenden Blick auf die Fortſchritte, welche die Kriegskunſt vom Beginn dieſes Kampfes, oder vielmehr von der Schlacht von Prag bis zu der von Jankowitz gemacht, ſo werden ſich uns mehrerlei ſehr beachtungswerthe Erſcheinungen darſtellen. —

So groß auch die Männer waren, welche wir hier nach und nach auf allen Kriegstheatern auftreten ſahen, ſo reißend die Bewegungen und Züge derſelben, ſo überraſchend und außerordentlich deren Unternehmungen waren, ſo wird man, Guſtav Adolph ausgenommen, keinem nachrühmen können, daß er das Gebiet der eigentlichen Heerführung erweitert hätte. Ihre Operationen ſind immer nur Impromptüs, wenn wir uns dieſes Aus-

drucks bedienen dürfen, meiſtens durch den Moment eingegeben und durch ihn bedingt. Guſtav Adolph allein führte einen methodiſchen Krieg — aber wir erwähnten ſchon, wenn er von ſeinem Syſtem abging. Der König, welcher beim Anfange des Krieges in Deutſchland, der Anſicht des erleuchteten Oxenſtierna's gemäß, mehr den Eingebungen ſeines Genies, als einer reiferen Ueberlegung gefolgt war — eine Anſicht, von der ſich der Canzler ſelbſt damals nicht losmachen konnte, als der König ſchon in der Mitte Deutſchlands ſtand *) — ließ ſich nach der Schlacht von Breitenfeld in Halle und Erfurt durch Wilhelm und Bernhard von Weimar bewegen, ſeinem bis dahin befolgten Syſtem zu entſagen und auf eine Kriegsart einzugehen, die damals uſuell war und die ihn nach der Pfaffengaſſe führen ſollte **). Die Täuſchung, welcher der König ſich hingab, konnte natürlich nicht von Dauer ſeyn, und ſein Fehler mußte ihn in die gefährlichſte Lage bringen, ſobald ein ihm gewachſener Gegner in die Schranken trat. Wir wiſſen, wie dieß bei Nürnberg und Lützen geſchah. Was Guſtav Adolph möglich war, einen methodiſchen Krieg zu führen, blieb

*) Mémoires de Chanut 2. Th. S. 159.

**) Man vergleiche über dieſen wichtigen Schritt: Chemnitz I. S. 216, Francheville im Priorate S. 97, und Röſe's Bernhard der Große I. S. 360.

blieb für ſeine Nachfolger unausführbar. Innere Zerwürfniß, Ungehorſam bei den Truppen, widerſtrebende Anſichten bei den deutſchen Fürſten, Mangel an Geld — Erſchöpfung endlich von allen Seiten machten es unmöglich, auf die Ausführung weitläuftiger Pläne zu kommen. Daher das gleichſam Rhapſodiſche in den Unternehmungen der Nachfolger Guſtav Adolph's. Wie tüchtig aber jene Führer waren, ſpricht ſich in allen ihren Unternehmungen aus. Dieſe ſchwediſchen Heerführer ſind Erſcheinungen, wie wir ſie nur ſelten ſonſt in der neueren Geſchichte finden. Ueberhaupt hat der dreißigjährige Krieg das Eigenthümliche, eine große Zahl jener Generäle gebildet zu haben, die, wie man im gemeinen Leben zu ſagen pflegt, auf eigenen Beinen ſtehen konnten. Deutſchland, Schweden und Frankreich wetteifern gleichſam darin, dergleichen Heerführer zu produziren; Schweden jedoch hat alle Länder hierin übertroffen. Mit Recht konnte Guſtav Adolph, als der franzöſiſche Geſandte in ſeinem Hauptquartier Zweifel über die Zulänglichkeit tüchtiger Leute zu ſo einer großen Unternehmung, wie er beabſichtigte, erhob, ſagen: qu'il y eût autant de capitaines parmi eux que de soldats, et autant de généraux d'armée que de capitaines, comme le roi Gustave répondit au sieur de Charnacé, qui lui demandait, quels chefs de guerre il menait avec lui; lui montrant sept à huit de ses Sénateurs, qui lors par hasard se trouvèrent près de lui: „Tous

ceux-là, lui dit-il, sont autant de généraux d'armée", que le Roi connaissait le mérite et la vertu de la noblesse Suédoise, et principalement dont la force, la grandeur du corps, leur courage et la science de la guerre était si grande en eux tous, que qui ne les connaîtrait pas ne s'imaginerait pas qu'ils fussent d'une nation seule *). Sie waren alle ſeine Schüler. Torſtenſon aber und Banner übertrafen ihn, denn Guſtav Adolph hat es ſein Geſchick verſagt, Schlachten zu gewinnen, wie die bei Wittſtock, Breitenfeld und Janikau. Selbſt einzelne Momente in deren Leben übertreffen Alles, was Guſtav Adolph je Großes geleiſtet. Aber Guſtav Adolph bleibt der Erſte in der neueren Kriegsgeſchichte, der es verſtanden, den Krieg methodiſch zu führen. — Wäre es ihm gegeben geweſen, ſchnell die Verhältniſſe aufzufaſſen und dieſen gemäß ſeine Kriegskunſt und Taktik anzupaſſen, er wäre der größte Heerführer ſeiner Zeit geblieben. Aber hierin war ihm ſchon Wallenſtein überlegen. Als dieſer ihm bei Nürnberg gegenüber erſchien — like Jupiter in the poet — all in thunder and light — all in fire and tempest he takes and destroies the prince Palatines dominions and the poor protestant towns before him, wie der Swedish intelligencer von ihm ſagt **) — ſah er wohl ein,

---

*) Mémoires du Cardinal de Richelieu VIII. p. 255.

**) II. S. 238.

worauf es bei dieſem unternehmenden, kühnen und entſchloſſenen Führer ankam. Meine Armee iſt neu, ſagte er, würde ſie in einer Feldſchlacht überwunden, wäre Deutſchland und Italien in Gefahr; ich will dem Könige eine neue Art, den Krieg zu führen, zeigen *). Neun Wochen paralyſirte er hier des Königs Kräfte und brach ſo den Zauber, der bis dahin des Königs Waffen umſtrahlt hatte. Auch Guſtav's Schüler übertrafen ihren Meiſter.

Was die Ausbildung einzelner taktiſcher Details im dreißigjährigen Kriege betrifft, ſo iſt davon nur wenig bekannt. Die meiſten Schriftſteller jener Periode berühren ſie nur obenhin, und die Commentatoren haben ſpäter ſo viel Schiefes hinzugebracht, daß eine klare Ueberſicht kaum möglich iſt. Die Kaiſerlichen ſcheinen mit wenigen Ausnahmen bei ihrer tiefen Aufſtellung geblieben zu ſeyn. Wenigſtens blieb die Neigung zu dieſer Aufſtellung bis zum Aufhören des dreißigjährigen Krieges vorherrſchend. Ob die lange Gewohnheit, die Unvollkommenheit des Feuergewehrs, oder endlich der Wunſch, in letzter Inſtanz die Entſcheidung durch die blanke Waffe herbeizuführen, dieß motivirt haben mögen, dürfte heute ſchwerlich genügend beantwortet werden können. Solange dieſe Maſſen nicht dem Artilleriefeuer ausgeſetzt waren, gewährten ſie allerdings bedeutenden Nutzen. Sie bildeten gleichſam den Stock, von wo aus die

---

*) Ibid. III. 13, 17.

Muſketiere ihre Unternehmungen begannen und wohin ſie ſich ſtets zurückzogen. Beim Angriff ſelbſt mußte deren Choc gewaltig ſeyn. Die langen Spieße der Knechte mußten die Einbruchskraft in einem hohen Grade vermehren. Dieß war es beſonders, was die Offiziere noch lange nach dem dreißigjährigen Kriege, als ſich bereits die Feuerwaffen bedeutend ausgebildet hatten, immer auf Wiedereinführung der Pieken zurückkommen ließ. — Die Vervollkommnung der Feuergewehre ſelbſt ſcheint im Laufe des Krieges keine ſonderliche Entwickelung gewonnen zu haben. Wenigſtens finden wir weder einzelner Züge, noch im Allgemeinen erwähnt, was auf eine vergrößerte Schnelligkeit und Wirkung deſſelben ſchließen ließe, obwohl ſolches von den meiſten militairiſchen Schriftſtellern verſchiedentlich angenommen worden. — Gegen Cavallerie bildete ihre Maſſe allein eine Widerſtandskraft, welche bei nur einigermaßen guten Anſtalten jedes Unternehmen derſelben ſcheitern machen mußte. Iſt es wahr, daß die Schweden unter Torſtenſon in dieſer Aufſtellung gefochten, wie wir es bereits oben bemerkten, ſo wäre dieß unbedingt der größte Beweis von der Zweckmäßigkeit einer Form, welche die kaiſerliche Generalität mit einer großen Ausdauer behauptete. —

Auch die Cavallerie der Kaiſerlichen ſcheint im Laufe des Krieges ſich nicht ſonderlich geändert zu haben. Ihre Croaten bildeten eine vortreffliche leichte Reiterei, die beſonders bei ſchnellen Unter-

nehmungen, Ueberfällen, Umgehungen ꝛc. gute Dienſte leiſtete. Ihre Cuiraſſiere, die ſchwarzen Burſchen, wie ſie der König bei Lützen nannte, als er Stålhanske zu deren Angriff ermunterte — waren jedoch vor wie nach die Blüthe des Heeres. Wir ſagten bereits, was die Urſachen geweſen, welche die Kaiſerlichen auch in dieſer Hinſicht bei ihrem Syſtem beharren ließen. Was dieſe Reiter in einzelnen Schlachten geleiſtet, iſt ein Beweis ihrer großen Tüchtigkeit. Verſchiedene militairiſche Schriftſteller, welche die Ereigniſſe nur ſummariſch nehmen, und zuletzt dem Sieger jede höhere Einſicht zuſprechen, haben ſich auch über dieſe Waffe tadelnd ausgeſprochen. Das gründliche Studium einiger Schlachten würde ſie eines Beſſeren belehrt haben. Es fehlten ihnen nur Generale und Offiziere, wie die Schweden deren verſchiedene hatten, und ſie würden ſowohl ihrer Formation, als dem Zwecke, den man damit verband, entſprochen haben.

Eine große Rolle ſpielte in den ſpäteren Schlachten dieſes Krieges die Artillerie. Beſonders ſcheint ſie an Beweglichkeit gewonnen zu haben. Man machte einen weſentlichen Unterſchied zwiſchen den kleinen Stücken und den Carthaunen. Erſtere folgten mit großer Leichtigkeit den verſchiedenen Truppentheilen, und oft in ſehr ſchwieriges Terrain. Bei Nördlingen und Janikau ſehen wir ſie bei beiden Armeen, bald hier, bald dort, immer den Bewegungen der Truppen folgend. Wenn wir die

Anzahl der Geſchütze, die wir bei der Schlacht bei Prag finden, mit der bei Nürnberg und Nördlingen vergleichen, ſo wird man allerdings eingeſtehen müſſen, daß in Beziehung auf Beweglichkeit und Anzahl ein großer Unterſchied ſtattfindet. Bei Janikau waren der Cavallerie Götzens 8 Geſchütze gefolgt, ein Beweis, daß man alſo auch ſchon damals die Vereinigung dieſer beiden Waffen kannte. Doch waren auch Geſchütze den Infanterietreffen attachirt, um ſowohl beim Avanziren als Retiriren derſelben gebraucht zu werden. — Die Carthaunen oder großen Stücke blieben immer in den Verſchanzungen und wurden vorzugsweiſe durch Artilleriſten bedient, während die leichteren Stücke, welche gewöhnlich nur Kartätſchen ſchoſſen, meiſtens durch ſchnell eingeübte Musketiere gehandhabt wurden. Bei der geringen Ausbildung des Infanteriefeuers war das der Artillerie damals von einer ungemeinen Bedeutung. Wir ſahen, welche Wirkungen das Geſchütz der Badener in den Reihen Tilly's bei Wimpfen hervorbrachte, wie verderblich es bei Breitenfeld und Lützen wirkte. Die Sorgfalt der Führer ging aber auch vorzugsweiſe dahin, beſonders ſolche Stellungen zu wählen, welche den Gebrauch des Geſchützfeuers paralyſiren konnten. Man behauptet gewiß nicht zu viel, wenn man annimmt, daß unter allen Waffen die Artillerie die meiſte Ausbildung im Laufe dieſes langen und verheerenden Krieges gewonnen.

Charakteriſtiſch für die Schlachten des dreißig-

jährigen Krieges ſind die Schanzen, Verhaue ꝛc., deren man ſich, wo es nur irgend anging, bediente. Bei Prag finden wir ſie noch ziemlich roh und unbeholfen; bei Wimpfen hatte Tilly angeblich wenigſtens ſeine Artillerie eingeſchnitten, während ſein Gegner ſich in einer Wagenburg die Mittel ſuchte, ihm zu widerſtehen. Bei Lutter am Barenberge ſchafft ſich Tilly ſogar im Laufe des Gefechts einen Verhau, hinter den er ſeine Artillerie ſtellt, und der ihm hinterher treffliche Dienſte leiſtet. Bei Lützen benutzt Wallenſtein jeden Augenblick, um ſich eine Art von Verſchanzung zu ſchaffen. — Bei Nördlingen ſind beide Theile bemüht, ſich auf den entſchiedenſten Punkten einzugraben. Bei Allerheim ſehen wir im Laufe einer Nacht eine vollſtändig verſchanzte Stellung entſtehen. Die verſchanzten Läger bei Werben, Wittenberg, Naumburg, Torgau ꝛc. ſind eben ſo viel Beweiſe von der Thätigkeit der Truppen, als der Umſicht und Sorgfalt der Führer.

Wenn wir die reißenden Züge der verſchiedenen Truppen in dieſem Kriege betrachten, und deren Beweglichkeit bei einzelnen taktiſchen Beziehungen erwägen, ſo werden wir nicht ſagen dürfen, wie dieß jedoch hier und dort geſchehen, daß die Unbeholfenheit und Ungelenkigkeit es geweſen, welche jene Verſchanzungen motivirt hätten. Wir möchten darin vielmehr das Beſtreben ſehen, die Sache ſtets bis auf den Grund auszufechten — gewiß eine ſehr lobenswerthe Anſicht in einer Sache, bei der es

doch einmal darauf hinausläuft, ſo viel wie mög=lich todtzuſchlagen. Daher auch der blutige Cha=rakter, den faſt alle Schlachten des dreißigjährigen Krieges tragen. Dabei werfen die Anſtrengungen der Soldaten, denen ſie ſich oft nach den ermü=dendſten Märſchen ausſetzen mußten, ein vortheil=haftes Licht auf die Offiziere und Leute. Die Lä=ger Wallenſteins und Guſtav's bei Nürnberg waren in einigen Tagen vollendet — was eine Anſtrengung vorausſetzen läßt, die wir heute kaum unſeren Heeren zumuthen möchten. Gewöhnlich wurden die Schanzarbeiten unmittelbar nach An=kunft eines Heeres begonnen, und bald darauf fin=den wir ſie immer ſo weit vorgeſchritten, daß die Vertheidiger einen Kampf darin annehmen konn=ten. Meiſtens waren ſie gut angelegt und von ſtarken Profilen; öfters hinten offen, wie bei Prag und Nördlingen, und lagen ſo, daß ſie einander flankirten. Bei Lägern waren die Werke ſolider conſtruirt und gewöhnlich durch Linien verbunden. Einzelne geſchloſſene Werke deckten dann noch die ſchwächeren Seiten und Stellen. — Auch wandte man wahrſcheinlich ſchon Minen zur Verſtärkung der Vertheidigung an, wie uns dieß das Beiſpiel von Nördlingen zu beweiſen ſcheint. Verhaue, Verſchränkungen, Palliſadirungen waren ein ge=wöhnliches Verſtärkungsmittel. — Welches der Gefechtsmechanismus beim Angriff der Schanzen ſelbſt war, iſt uns leider nicht genau bekannt — wahrſcheinlich ward er von fern her durch Ge=

ſchütz= und Infanteriefeuer eingeleitet und ſpäter mit der blanken Waffe durchgeführt. Gewöhnlich waren es Musketiere, welche zum Angriff benutzt wurden — ſie gingen en debandade vor, von geſchloſſenen Haufen Landsknechten unterſtützt. Auch folgten wohl kleinere Haufen Cavallerie den Angreifenden, um etwanigen Reiterangriffen des Feindes widerſtehen zu können. Mit den direkten Angriffen waren gewöhnlich auch Flanken=Angriffe, öfters auch wohl bloße Demonſtrationen verbunden, wie dieß z. B. bei Nördlingen der Fall war, als man die Schanze auf dem Allbuch angriff. War man glücklich, ſo beſetzte man wohl das genommene Werk, und benutzte die etwa genommene Artillerie ſofort gegen den Feind. — Ueber die Vertheidigungsart der Schanzen fehlen uns die nöthigen Angaben. Wahrſcheinlich benutzte man die Wirkung der Feuerwaffen ſo lange wie möglich, und wandte ſich, wenn die Gefahr näher rückte, zur blanken Waffe. Doch ſteht hierüber wenig Beſtimmtes feſt. — Guſtav Adolph betrachtete die Schanzen als ein nothwendiges Requiſit für Lagerungen, und ſeine Nachfolger ſind hierin nicht von ihm abgewichen. Sie haben ſeine Ideen und Anſichten noch erweitert und verbeſſert.

Obwohl auf dem deutſchen Kriegstheater keine großen und lange dauernden Belagerungen vorfielen, ſo iſt der peliorcetiſche Theil dieſes Krieges nicht arm an intereſſanten Erſcheinungen. Die Belagerungen von Pilſen, wo ſich deſſen Bürgermeiſter

Felix Dornheim nach Erſtürmung des Walles in den Straßen wehrte, von Göttingen, das der brave Tönnies vertheidigte, die von Regensburg, wo ſich Laars Kags einen unſterblichen Ruhm erwarb, die unzähligen Städte und Burgen, vor allen aber die von Breiſach, ſind eben ſo viel Beweiſe von Fortſchritten hierin. Die Commandanten waren angewieſen, ſich bis aufs Aeußerſte zu vertheidigen. Wo ſie dieſem nicht nachkamen, wurden ſie zum Tode verurtheilt. Oft traf dieß Geſchick auch die, welche dem Commandanten nach der Anciennetät zunächſt ſtanden. Nichtsdeſtoweniger finden wir viele Plätze, welche nur ſchlecht oder gar nicht vertheidigt wurden. Schweden und Deutſche ließen ſich dergleichen Vergehen in gleichem Maße beikommen. —

Gewöhnlich nahm man bei Vertheidigungen auf jeden laufenden Fuß Feuerlinie einen Mann an. Oft ging man auch wohl von der Anſicht aus, daß 2000 Mann für jeden Platz ohne Ausnahme nöthig ſeyen, weil man ſo vieler Leute bedürfe, um das Maximum der Angriffe, auf einmal drei nämlich, abzuweiſen. Dazu brachte man ferner noch 900 Bürger als Gehülfen und Handlanger ſowohl für jede Attaque, als auch zur Bewachung der nicht angegriffenen Fronten in Anſchlag. Die Beſatzung war im Allgemeinen darauf angewieſen, detachirte Werke nach Maßgabe ihrer Kräfte zu unterſtützen, ohne daß man ſich gerade ſonderlich Mühe gegeben, deren Stärke theo-

retiſch zu ermitteln. In den Außenwerken legte man bei Zeiten Abſchnitte als eingehende Winkel an, um ſo die Vertheidigung verlängern und jeden Schritt gewiſſermaßen vertheidigen zu können. Noch wenig vertraut mit den Fortſchritten der Kunſt, wie ſie damals anfing in den Niederlanden und Frankreich herauszutreten, blieb man bei den einfachſten Maßregeln ſtehen. — Gegen das Logement auf der Contrescarpe wandte man Minen, Abſchnitte, auch wohl, um des Feindes Fortſchritte im Graben zu verhindern, bedeckte Koponnieren an, die man wohl offenſiv, als eine Art bedeckter Sappe entgegentrieb. Dieſe verlängerten nicht ſelten die Vertheidigung, da der Feind ihnen nicht mit Geſchützen beizukommen vermochte, inſofern er dieß nicht auf der Contrescarpe etabliren konnte — etwas, das der Belagerer gern vermied, da ihm das Plongiren der Schüſſe ſchwer ward. Ein beliebtes Mittel, den Feind in eine nachtheilige Stellung zu bringen, war wohl, Steinhaufen an gewiſſen, dem Feinde vortheilhaften Punkten ſo zuſammenzuhäufen, als bildeten ſie irgend einen Abſchnitt. Dieſe wurden dann palliſadirt, mit Erde bedeckt, auch wohl anſcheinend dem Feinde ſtreitig gemacht. Nahte ſich dieſer nun ſo einem Punkte, um darauf feſten Fuß zu faſſen, dann wurden alsbald alle Geſchütze darauf gerichtet, um ſowohl durch die Steinſplitter, als überhaupt durch ein gutes conzentriſches Feuer deſſen Verluſt ſo ſtark wie möglich zu machen.

Zur Vertheidigung der Gräben wandte man

gern, wenn ſie trocken waren, eingedeckte Abſchnitte an, zu denen man ſich jedoch nur des Holzes und der Erde bediente. Man ſuchte ſich ſo gegen die Splitter von den Futterminen zu ſichern. Die Vortheile, welche dergleichen Abſchnitte gewährten, ſagt ein Neurer, haben die theoretiſchen Ingenieurs veranlaßt, ſie in den Befeſtigungen ſelbſt aufzunehmen, wodurch ſie ihren eigenthümlichen Charakter veränderten und unverkennbar ein Hauptelement ihrer Wirkſamkeit verloren. Als Sappen dem Feinde entgegengehend, fanden ſie ein eigenes Vertrauen beim Belagerten, der ſie als mühſames Produkt ſeines Fleißes um ſo nachdrücklicher vertheidigte. Der Belagerer dagegen traf unerwartet auf ſie, ſah ſie unter ſeinen Augen wachſen, und mußte, bis er Gegenanſtalten getroffen, die Offenſive aufgeben. Als permanentes Werk kann ſie ihm dagegen auch die ſtrengſte Aufſicht nicht verheimlichen, und iſt mindeſtens die moraliſche Offenſive verloren, auch ganz abgeſehen davon, daß die ängſtlichen permanenten Deckungen die Fähigkeiten zur Offenſive andererſeits beim Vertheidiger lähmen *). Bei naſſen Gräben wurden Eſtackaden angebracht — oft auch Schiffe angewendet. In Holland wurden dazu die niederen Flanken benutzt.

Die Breſche ward gewöhnlich mit großer Entſchloſſenheit vertheidigt. Vor allen Dingen ſuchte

---

*) Geſchichte des Belagerungskrieges oder der offenſiven Befeſtigungen, von L. Bleſſon, S. 211.

man ſie ungangbar zu machen, wozu man ſich gleichfalls der Eſtackaden, der Fußangeln, Faſchinen ꝛc. bediente. Dann finden wir Abſchnitte angelegt, welche immer beträchtlich den Widerſtand verlängerten. Wo man in der Kunſt ſchon etwas weiter vorgeſchritten war, bediente man ſich der künſtlichen Feuer zur Vertheidigung der Wallbrüche, legte Minen an, grub Bomben ein u. ſ. f. In letzter Inſtanz entſchied der Kampf mit der blanken Waffe, den man oft bis zur äußerſten Erbitterung durchgeführt findet. — Ein gewöhnliches Mittel, den Angreifer zu geniren, war das Aufſchütten hoher Cavalliere im Innern. Hierdurch erlangte man nicht nur den Vortheil, die Batterien des Gegners zu zerſtören, man zwang ihn auch, ſeine Arbeiten zu erhöhen, und hierdurch zu einem größeren Zeit- und Kraft-Aufwande.

Hauptprinzip bei den Belagerungen des dreißigjährigen Krieges war beim Vertheidiger die offenſive Defenſive. Bei Regensburg finden wir, daß in etwa 7 Wochen 456 kleinere Ausfälle und 7 Stürme gemacht wurden. Aehnliche Nachweiſe ließen ſich von mehreren Vertheidigungen liefern. — Tapfere Commandanten größerer Städte fanden beim Feinde gewöhnlich eine hohe Anerkennung. Anders jedoch war dieß der Fall mit denen kleinerer Oerter, beſonders wenn ſie in dem, was man damals militairiſche Prozeduren nannte, ſich vergangen hatten. Sie wurden dann wohl ohne Weiteres gehängt. Torſtenſon ließ, als er nach der

Schlacht von Janikau gegen die Donau vorging, den Commandanten von Gravenſtein, weil er während der Unterhandlungen ſchimpfliche Reden gegen die Schweden und deren victoriöſiſche Armee gebraucht, alsbald, nachdem er ſich auf Gnad und Ungnade ergeben, durch zwei Sergeanten niedermachen und des andern Tages den Leichnam noch aufhenken. — Die Capitulationen wurden ſehr häufig unter den gewöhnlichſten Vorwänden gebrochen — auch ſchützte die Ueberwundenen, wenn ſie nicht in die Dienſte des Siegers treten wollten, gewöhnlich nichts gegen Plünderung und ſonſtige Gewaltthätigkeiten. — Häufig, beſonders wenn die Angelegenheiten für irgend eine Partei ſchlecht gingen, wurden die Plätze faſt gar nicht vertheidigt — die Garniſonen wechſelten dann oft nur die Commandanten, und wurden nur zum Theil abgelöſt. Der Angriff der Feſtungen geſchah häufig, beſonders ſeit der König von der Bühne getreten, mit unzureichenden Kräften. Nichtsdeſtoweniger begann faſt jede größere Belagerung mit Berennungsarbeiten, die entweder in einzelnen Werken, oder in Umwallungslinien, wodurch man den Ort ſowohl iſolirte, als ſich auch gegen Ausfälle zu ſchützen ſuchte, beſtanden. Die Profile hierbei wechſelten häufig. Oft waren es Gräben von 7 Fuß, eine Bruſtwehr von 8 Fuß unterer Breite, 6 Fuß äußerer und 5 Fuß innerer Höhe, mit einer Bank von 3 Fuß Breite und 1 Fuß Höhe. Linien ſelbſt legte man nur an, wenn man von der Energie des

Gegners viel zu befürchten zu haben glaubte. Contrevallationslinien erhielten nur einfache Redans, weil man in dieſen an und für ſich ſelbſt nicht viel vom Feinde meinte befürchten zu dürfen. Die Circumvallationslinien waren dagegen mit großen Redouten, die wir nicht ſelten baſtionirt finden, verſehen.

Dem Angriffe ſelbſt ging allemal die ſorgfältigſte Recognoscirung voran. Sie ward gewöhnlich zu Pferde abgemacht, und oft legten die Belagerten darauf ein großes Gewicht, dieß beritten zu thun und dabei dem Gegner ſo nahe wie möglich unter die Augen zu rücken. Unter Benutzung der Terrainvortheile trazirte man die nöthigen Linien. Die Eingrabungen begonnen dann unter dem Schutze von Wollſäcken, die man wohl auf kleinen Wägen vorrollte, hinter denen ſich die Leute ſo gut wie möglich bargen, knieend, ſtehend, wie es die Gelegenheit mit ſich brachte. Der dann ausgehobene Graben ward 12 Fuß breit und 4 bis 5 Fuß tief gemacht — je nachdem dieß die ſchnellere Deckung, oder das Bedürfniß an Erde nöthig machte. Er wurde gerade oder gekrümmt gezogen. Zum Schutz dieſer Linie legte man auf deren Flügeln, oder an geeigneten Orten, häufig mitten in den Linien ſelbſt, Redouten an, die oft ein eigenes Syſtem bildeten und auch wohl zur Aufnahme des Geſchützes dienten. Zwiſchen die Linien nun und die Redouten legte man die Batterien, wo man ſie gegen jeden Angriff vollkommen ſicher

glaubte. Durch Infanterie und Cavallerie ſuchte man zugleich die Belagerungsarbeiten zu decken. Beide ſtanden immer ſo nahe, als es die Localität erlaubte und der nächſte Zweck forderte. Es kommt ſogar nicht ſelten vor, daß man die Cavallerie ſelbſt im letzten Stadium der Arbeiten benutzte. Bei einer hartnäckigen Gegenwehr, die vielleicht noch das Terrain begünſtigte, legte man wohl noch eine Redoute an, von welcher her man das Terrain reinigte und fernere Vorkehrungen zur Belagerung traf. Man gab ſolchen Werken oft 48—60 Fuß Face und einen 9 Fuß breiten Graben, den man möglichſt tief zu machen ſuchte.

Man kannte in dieſer Zeit erhabene, einfache (horizontale) und geſenkte Batterien. Die letzteren waren die häufigeren. Man legte ſie nicht gern weiter als 400 Schritt vom Platze ab. Bei der Anlage beobachtete man ſonſt alle Vorſichtsmaßregeln, wie ſie uns die Kunſt heute noch vorſchreibt. Von einer beſtimmten Größe war bei ihrer Anlage nicht die Rede. Man plazirte ſo viel Geſchütze wie möglich. Für jedes Geſchütz rechnete man 22½ Fuß Raum an der Bruſtwehr, und gab den Scharten 2½ Fuß Oeffnung. Die Batterien erhielten ihr eigenes Magazin. Sie hatten meiſtens keinen anderen Zweck, als in die feindlichen Schießſcharten zu ſchießen. In Frankreich erfand man zu dieſer Zeit noch die erhöhten Batterien, weil ſie öfters auf beträchtlichen Erdanſchüttungen ſtanden, wodurch ſie ſowohl die Linien überhöhten, als

auch einen erweiterten Wirkungskreis für ihr Feuer gewannen.

Von jener Redoute nun ging man aufs Neue mit den Arbeiten vor, breitete ſich parallel mit der Courtine aus und brach die Linie in Redans, die man dem Bedürfniß gemäß mit Geſchütz beſetzte. Da dieß meiſtens ſchon nahe an der Contrescarpe geſchah, ſo litt man hierbei nicht mehr viel vom feindlichen Feuer, indem, wie bereits geſagt, der Gegner ſein Feuer nur unbedeutend plongiren konnte. In dieſem Stadium trat der Feind jedoch mit Minen auf, denen man dann durch Fougaden zu begegnen ſuchte, von deren Beſchaffenheit man jedoch nicht genau unterrichtet iſt. Nach Einigen waren es eine Art Fladderminen, nach Anderen halbe Minen-Gallerien, um gegen die feindlichen Minen gleichſam als events zu dienen. Ein eigentlicher Minenkrieg entſpann ſich ſelten; war dieß jedoch der Fall, ſo ging man mit größter Vorſicht zu Werke — man hütete ſich wohl, irgendwo Poſto zu faſſen, bevor das Terrain nicht ſorgfältig unterſucht war. Konnte man den gordiſchen Knoten nicht mit dem Schwerte durchhauen, ſo umging man dieſe Periode, ſey es daß man den Angriff von einer anderen Seite begann, oder daß man durch gleiche Punkte complizirte und weitläuftige Arbeiten umging.

Außenwerke nahm man gern mit Sturm, und da man dieſen der Regel nach kraftvoll betrieb, gelangte man meiſtens auch zum Zweck. Schlug

er jedoch fehl, ſo trieb man aus ſeinen Gräben gerade aber tiefe Sappen gegen den Angriffspunkt, deckte diese mit Mantelets nach vorn, oder Blenden von oben. Dieſe Arbeit unterſtützte man durch Arrière-coings — kleine Grabenabzweigungen nach den Seiten zu, denen man eine beliebige Form gab, um deren Beſtreichung zu verhüten, und welche mit Schützen beſetzt, auch wohl durch einige andere Leute vertheidigt wurden, die hinter Mantelets oder natürlichen Deckungen lagen, und mit ſtarken Harniſchen verſehen waren. — War man ſo bis zur Deſcente gekommen, ſo trieb man ſeinen Graben allmählig tiefer, hierbei jedoch immer geradeaus gehend. Von oben deckte man ſich dabei gleichfalls durch Blenden. Ward das Vorgehen zu ſchwer, ſo bediente man ſich der Minen, um die Hinderniſſe aus dem Wege zu räumen, und arbeitete dann hinter den ſtehen gebliebenen Deckungen fort. Unter dieſen Verhältniſſen errichtete man auch wohl einen Kavalier, um durch das dadurch erhaltene, überhöhende Feuer den Feind aus den gegenüberliegenden Werken zu verjagen, wie wir dieß bereits in einer früheren Periode geſehen. Konnte man ſich im bedeckten Wege ſelbſt feſtſetzen, ſo that man dieß in einem defilirten Logement, das man aus Materialien aller Art, Erd- und Wollſäcken, conſtruirte.

Der Débouché ward in der todteſten Stelle des Grabens bewerkſtelligt. Major Bleſſon meint, daß dieß, wenn der Graben trocken geweſen, mit-

telſt einem mit Weißblech beſchlagenen Mantelet — eine Art Musculus — geſchehen. Doch iſt dieß für dieſe Periode nicht ſtreng erwieſen, obwohl ſolche noch bis 1600 vorkommen, und zwar in der Art, wie ſich ihrer die Alten bedient haben.

Unmittelbar darauf ſetzte man auf den Mineur an. Dieß geſchah öfters auch wohl erſt, nachdem man eine Stelle mürbe geſchoſſen, oder eine kleine Breſche gelegt hatte. Häufig benutzte man hierzu noch die Stellen, welche durch das Schießen aus der Ferne bedeutend gelitten, und leichteres Arbeiten verſprachen. Doch finden ſich auch viele Beiſpiele, daß man mit der Sappe über trockene Gräben gegangen, wobei man ſich von oben eindeckte, um ſo gegen die Steinwürfe der Belagerer geſichert zu ſeyn. Von Seitenlogements her, die zu gleicher Zeit angelegt wurden, unterhielten Schützen auch wohl ein lebhaftes Feuer auf die Scharten des Feindes, wodurch deſſen Geſchütz oft zum Schweigen gebracht wurde. —

Bei naſſen Gräben waren die Arbeiten zum Uebergange mit größeren Schwierigkeiten verknüpft. Am liebſten war es den Belagerern, das Waſſer abzapfen zu können, wobei ſie Zeit und Arbeit keinesweges ſcheuten. Obwohl ſich auch Beiſpiele finden, daß man den Graben mit Prahmen überbrückte, ſo kommt es doch häufiger vor, daß man einen Damm ſchüttete und dann den Mineur plazirte. Auch ward dieſer wohl auf einem Kahn oder ſonſtigen ſchwimmenden Mittel übergeſetzt, um ſich

anzuhängen, beſonders wenn man irgendwo durch ſein Feuer Vertiefungen erzeugt hatte, die man glaubte benutzen zu können, um ihn zu plaziren.

War die Mine geſprengt, ſo ward die Breſche ſehr vorſichtig recognoscirt; man bediente ſich dazu gut geharniſchter Leute. Ward die Breſche nicht für ganz praktikabel erkannt, ſo ließ man wohl eine zweite Mine ſprengen, oder ſuchte durch Geſchütz-feuer, oder auch wohl durch Handarbeiter eine grö-ßere Gangbarkeit zu bewirken. Glaubte man viel-leicht irgendwo auf unverhofften Widerſtand zu ſtoßen, vermuthete man beſonders, von irgendwoher im Rücken beſchoſſen zu werden, ſo unterließ man nichts, dergleichen Uebelſtände aus dem Wege zu räumen, bevor man noch den Sturm wagte. Ge-gen Abſchnitte verfuhr man nach Feſtſetzung auf der Breſche mit aller Vorſicht, verzögerte lieber den ungewiſſen Erfolg, um ſpäter eines unbezwei-felten Ausganges deſto gewiſſer zu ſeyn. —

Gegen kleine Plätze und Schlöſſer, deren es damals in Deutſchland eine ungemeſſene Zahl gab, verfuhr man mit weniger Regelmäßigkeit. Man ſchritt gewöhnlich, nachdem eine Breſche gelegt, ohne Weiteres zum Sturm, und die Beiſpiele ſind eben nicht zahlreich, daß man nicht zum Zweck ge-langt wäre. Von großen Eingrabungen ꝛc. war da ſelten die Rede.

Den Sturm eröffneten gewöhnlich die Muske-tiere. Das Feuer der Geſchütze fuhr bis zum letz-ten Augenblick fort, um den Feind zu verhindern,

irgendwo noch Hinderniſſe zu ſchaffen. So wie die Musketiere Platz gefaßt, folgten die Piquenire, welche bei dergleichen Verhältniſſen als die Haupttruppen betrachtet wurden. Die Offiziere und Höchſtbeſoldeten kämpften in den erſten Reihen. Gewöhnlich war die Elite der Truppen gegen die Hauptbreſche benutzt; die weniger guten Truppen wurden zu Demonſtrationen verwendet. War man in Feindes Land, ſo trieb man auch wohl noch die armen Bauern und Bürger den Colonnen voran, wie dieß z. B. Torſtenſon bei Brünn that, nachdem ſie lange vorher zu den Schanzarbeiten benutzt worden waren. — Das Loos traf eroberte Städte hierbei gewöhnlich, wie früher, d. h. ſie wurden immer der Plünderung preisgegeben.

Werfen wir einen Blick auf die Literatur dieſer Periode, ſo können wir ſie eigentlich nicht arm nennen. Doch bleibt der Critik noch viel zu thun übrig, um das, was Parteihaß in die Ueberlieferungen jener Zeit gebracht, zu berichtigen und zu lichten. Unter den Quellenſchriftſtellern können wir die Herausgeber des Theat. Europ. obenan nennen. Ihr Werk, das die Zeit von 1617—1718 umfaßt, iſt für den Militair von höchſter Wichtigkeit. Wir finden darin nicht allein eine Menge von Originalberichten, Urkunden u. ſ. f., ſondern auch eine graphiſche Darſtellung der meiſten Haupt-Kriegsereigniſſe jener Zeit. Ohne Zweifel tragen viele der uns mitgetheilten Fakta den Stempel der Zeit. Der Critik iſt hierdurch das Material ge-

geben, an der Hand der deduzirenden Vernunft zu genügenden Reſultaten zu gelangen. Viele der Abbildungen ſind vortrefflich — am wenigſten ſind dieß die Schlachten, die, in der Perſpective dargeſtellt, oft kaum zu entwirren ſind. Von großem Werthe aber ſind die ordres de bataille, die den meiſten Schlachten beigegeben ſind. Für taktiſche Beziehungen ſelbſt iſt das Werk nur wenig ergiebig. — Von weniger Belang für das eigentliche Studium der Kriegsgeſchichte ſind Puffendorf's Commentare in 26 Büchern, welche wir deutſch und lateiniſch beſitzen, und welche die Sachen bis zur Abdankung der Königin Chriſtine führen. Hoch verdient um Natur-, Völker- und Staatsrecht, iſt er mehrentheils dabei ſtehen geblieben, den praktiſchen Geſichtspunkt feſtzuhalten, ohne ſich um das, was uns zunächſt betrifft, ſonderlich zu bekümmern. Die militairiſchen Details, die wir hier und dort finden, geſteht er ſelbſt, aus Chemnitz entlehnt zu haben. — Die Khevenhillerſchen Annalen, welche wir vielfach genannt, umfaſſen gleichfalls die Periode, welche wir betrachtet. Von Wachler pedantiſcher Kleinlichkeit und meiſt unabſichtlicher Einſeitigkeit beſchuldigt, iſt er dennoch für das, was die kaiſerliche Armee betrifft, von größter Wichtigkeit für uns. Er ſchöpfte unmittelbar aus Originalberichten, die er häufig wörtlich excerpirt. Mit etwas Critik benutzt, giebt er ein reichliches Material für die größeren militairiſchen Verhältniſſe. — Mehr bekannt, als die vor-

geführten Autoritäten, iſt des Pater Bougeant (Guill. Hyac.) hist. des guerres et négociations, qui précédèrent le traité de Westphalie (1727), von der wir eine deutſche Ueberſetzung von Rambach beſitzen. Ob das Werk den großen Ruf, den es hat, verdient, wollen wir dahingeſtellt ſeyn laſſen. Vielleicht verdankt es dieſen dem Umſtande, daß es das erſte über dieſen Krieg war, das in einer neuen Sprache, und nicht zu voluminös, dem Publikum übergeben ward. Es iſt mit einer gewiſſen Unparteilichkeit geſchrieben, die dem Verfaſſer, einem Jeſuiten, um ſo mehr zur Ehre gereicht, als er den Feinden der katholiſchen Religion alle Gerechtigkeit widerfahren läßt. Bülow und der Miniſter Cancrin in Rußland ſind der Meinung geweſen, daß, wenn Friedrich der Große mehr den père Bougeant als die Feldzüge Luxemburgs ſtudirt, ſeine Kriege vielleicht ein anderes Gepräge erhalten hätten — eine Aeußerung, der wir nichts als das alte franzöſiſche Sprüchwort toute finesse est détresse entgegenſetzen. Von großem Intereſſe iſt Chemnitz (Boguslaff Philipp von) Werk über den deutſchen Krieg, von dem der erſte Theil deutſch und lateiniſch, der zweite nur deutſch erſchienen (1648). Hiſtoriograph des Königs, ſchöpfte er unmittelbar aus den offiziellen Berichten. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß Oxenſtierna ſelbſt daran gearbeitet. Das Werk, das zu ſeiner Zeit verſchiedenen Verfaſſern zugeſchrieben worden, und ungemeines

Aufſehen erregt hat, umfaßt im erſten Theil die Ereigniſſe bis zum Tode des Königs, im zweiten bis 1636. Für die militairiſchen Details iſt es mit Vorſicht zu gebrauchen, indem ſich Manches darin eingeſchlichen, was durchaus falſch dargeſtellt iſt — wie z. B. das Gefecht an der Rippach. — Am meiſten verbreitet, nächſt Bougeant, iſt der Soldat Suédois — ni Goth, ni Vandale, ni par naissance, ni par intérêt, mais seulement Suédois, aventurier par rencontre ou obligation militaire, wie ſie der Verfaſſer Fr. Spanheim ſelbſt ſchildert, enthält im erſten Theil die Ankunft des Königs in Deutſchland und deſſen Unternehmungen bis zu ſeinem Tode; ein zweiter höchſt ſeltener Theil umfaßt die Ereigniſſe bis 1642. — Mit Feuer und Lebendigkeit vorgetragen, hat der Styl etwas Beſtechendes — vergleicht und prüft man jedoch, ſteigt zu den Quellen herab, ſo wird man bald finden, daß er unzuverläſſig und voller Irrthümer iſt. Viele der Irrthümer über Perſonen und Dinge, welche heute noch gang und gäbe ſind, ſtammen von ihm.

Wenden wir uns zu den ſpezielleren Werken, ſo ſteht hier das Leben Guſtav Adolphs, von Harte, Canonicus zu Windſor, obenan. Unſere Literatur beſitzt das Werk in einer deutſchen Ueberſetzung — es iſt nach Quellen und Urkunden bearbeitet, die jedoch nicht immer mit Critik benutzt, weswegen es daher auch vielfach angefochten worden. An militairiſchen Details iſt es un=

unbedingt das reichſte Werk über jene Periode; doch ſcheinen ſolche nicht immer richtig aufgefaßt und verſtanden worden zu ſeyn. Hierher möchten wir die Nachrichten über des Königs erſte Brigade-Aufſtellung rechnen. Sehr gut iſt eine dem Werke vorangeſchickte Abhandlung über den europäiſchen Kriegsſtand bei Beginn des 17ten Jahrhunderts, die mehr oder weniger die Quelle alles deſſen iſt, was bis jetzt darüber geſagt worden, oder noch geſagt wird. Eine Art ſynoptiſchen Tableaus, Kriegstagebuchs der Bewegung, welche in den reſp. Armeen ſtattgefunden, erleichtert die Ueberſicht ungemein. Für das Studium der Kriege des Königs in Deutſchland iſt jenes Werk bei einiger Aufmerkſamkeit ziemlich zureichend. — Von ſehr großem Werthe für militairiſche Verhältniſſe iſt The swedish intelligencer, eine Zuſammenſtellung aus den Briefen und Originalberichten engliſcher und ſchottiſcher Offiziere, welche in der ſchwediſchen Armee dienten, die größtentheils unmittelbar nach den Ereigniſſen gedruckt wurden. Obwohl in vielen Auflagen erſchienen, iſt das voluminöſe Werk doch ſehr ſelten, und häufig nicht in den größten Bibliotheken vorräthig. — Die hist. des dernières campagnes et négociations de Gustave Adolphe en Allemagne, italieniſch von Gualdo Priorato, franzöſiſch vom Abbé de Francheville, und deutſch in Göttingen erſchienen (1794), iſt unter den rein militairiſchen Werken über den Krieg das verbreitetſte.

Die franzöſiſche und deutſche Bearbeitung haben viele Vorzüge vor dem italieniſchen Original. Beſonders ſind die jenen angehängten Zugaben von nicht unbedeutendem Werthe. Der gelehrte Hauptmann Hennert hat durch die Aufnahme der Schlachtfelder von Breitenfeld und Lützen weſentlich zur Verbeſſerung des Werkes beigetragen. — Des bekannten Bülow's Guſtav Adolph in Deutſchland iſt eine weniger als mittelmäßige Bearbeitung eines Theils der Kriege des Königs, und hat nur einen ſehr untergeordneten Werth. — Ueber Wallenſtein geben Förſter's Schriften eine genügende Auskunft. Man muß jedoch in ſeinem Urtheil über ihn nicht immer deſſen Anſichten folgen, die zu ſubjectiver Natur ſind, um ihnen beipflichten zu können. Er theilt Richelieu's Zärtlichkeit für ſeinen Helden, dem gewiß Niemand ſeine Bewunderung verſagen wird, inſofern man bei ſeinen rein militairiſchen Eigenſchaften ſtehen bleibt *).

Ueber die einzelnen Helden dieſes dreißigjährigen Kampfes geben der ſchwediſche Plutarch von Lundblatt, durch Schubert überſetzt, Röſe in ſeinem Bernhard der Große, Rohan über ſich ſelbſt in ſeinen Mémoires du duc de Rohan, Graf von Decken in ſeinem Herzog Georg von Braunſchweig, Niels Slangen und Suhm über Christian IV., Barthold über

*) Man vergleiche über Wallenſtein die Mém. du cardinal de Richelieu P. VIII. S. 100 ff.

Johann von Werth ꝛc. reichliche Notizen. Was noch an größeren Werken, oder doch an zuſammenhängenden Darſtellungen in anderen Schriften, und an Monographien von Arkenholz, Pappus, Cyprianus, Lottichius, Krauſe, de la Barre, Galetti, Schmidt, Milbiller, Schiller, Geijer, Menzel, Weſtenrieder, Sporſchil, Schulze, Arndt, Krafft, de Ligne, Hellfeld, Nemethy, Vinke, Philippi, Ritzſch, Rösler, Clauſewitz, Weng und Doppelmayer, in der öſterreichiſchen militairiſchen Zeitſchrift, in den Denkwürdigkeiten der Kriegskunſt, in der Zeitſchrift für Kunſt, Wiſſenſchaft und Geſchichte des Krieges, in dem Fürther Taſchenbuch erſchienen, — kann hier nur ſummariſch erwähnt werden. —

Für die Artillerie ſind aus dieſer Periode Malthus traité des ſeux artiſiciels, Clair van Utrecht Practica des Bossieterys, Bourne the art of shooting in great ordnance, Siemienowicz ars magna Artilleriae wichtig. Galiläi und Torricelli bauen wiſſenſchaftlich das Gebiet dieſer Waffe an. —

In Frankreich erweiterten der chevalier de Ville (les fortifications du chevalier etc. de Ville, Lyon 1628), der Graf Pagan (les fortifications du comte Pagan, Paris 1645), Fabre (les pratiques du Sieur Fabre, ingénieur aux fortifications de France et des camps et armées de France, sur l'ordre de construire,

garder et défendre les places, 1629), Fontaine (les fortifications royales, ou architecture militaire, par une nouvelle pratique) die Kunſt, während Bethune, Durfort, Servien, Desnoyers, d'Argencour die Plätze ſchufen, welche dem ſpäteren Vertheidigungsſyſtem Frankreichs als Baſis dienen ſollten. — In Deutſchland ſchrieben Dilichius (Wilh. Dilichii Peribologia, Frankfurt 1640), Dögen (aus Dramburg) (architectura militaris moderna, Amstelodami 1647) und Wendelin Schildknecht (Harmonia in fortalitiis construendis), Freytag, Scheither, Rimpler u. a.

Unter den Schriftſtellern über die Taktik ſind Wallhauſen und Schildknecht, deren wir bereits wiederholentlich gedachten, die Einzigen, die einer Erwähnung verdienen. — Doch dürfte in des Erſteren Schriften Vieles nur mit großer Vorſicht zu benutzen ſeyn, weil das Meiſte darin als rein ideal, nicht immer von dem geſchieden iſt, was der Zeit, in der er lebte, eigenthümlich war.

II.

Der ſlaviſche Norden.

Die militairiſche Verfaſſung des ſlaviſchen Nordens iſt ſo mit der inneren Entwickelung ſeiner Reiche verknüpft, daß man an eine Darſtellung der erſteren unmöglich denken kann, ohne die zweite genau zu analyſiren. Dieß aber darf hier nicht unſere Abſicht ſeyn. Wir verweilen daher auch nur flüchtig bei der früheren militairiſchen Verfaſſung derſelben, um dann ſchnell zu der Periode überzugehen, wo Rußland und Polen anfangen, in der Schale der europäiſchen Verhältniſſe zu wiegen, d. h. mit kurzen Notizen aus dem ſechszehnten Jahrhundert *).

Die Verpflichtung, das Vaterland zu vertheidigen, lag vor dem Einfall der Mongolen, und auch,

*) In eine Erörterung über die Verhältniſſe der ruſſiſchen Verfaſſung vor Eroberung der Mongolen einzugehen, iſt hier nicht der Ort. Wir wollen nur bemerken, daß es vor ihr keine Leibeigene in Rußland gegeben haben ſoll — was für uns wichtig iſt.

nachdem Rußland deren Joch abgeſchüttelt, vorzugsweiſe der Druſhina, einem Verein auserleſener Krieger, welche die Freunde und Vertrauten der Fürſten waren, ob. Dieſe Benennung von drug, Freund, deutet auf eine Art Comitat hin, wie wir daſſelbe auch bei den germaniſchen Völkern gefunden. Später, als das Anſehen des Adels fiel und das des Hofes ſtieg, fiel jene Benennung weg, und der Waffenträger und Hofmann (Dworjänin, Edelmann) ward ſynonim — ein Entwickelungsgang, wie er ſich uns in allen übrigen europäiſchen Staaten darſtellt. Das Verhältniß bei Hofe beſtimmte auch den Rang in der bewaffneten Macht, und der Bojar, Dworjänin und Otroki — eine Art Beamte — verſahen, jeder nach ſeiner Stellung, auch die Functionen beim Heere.

Iwan III. (1462—1503) vergab, um die Zahl ſeiner zur Heeresfolge verpflichteten Unterthanen zu vermehren, eine große Menge der fiscaliſchen Ländereien an die Kinder ſeiner Bojaren (Djeti bojarskie), wodurch er ſie zum Heeresdienſt verpflichtete. Er theilte die bewaffnete Macht zugleich in Regimenter, beſtimmte die gegenſeitigen Verhältniſſe der Woiwoden — eigentlich großfürſtliche Vögte — und führte ferner eine beſſere Bewaffnung ein. Zugleich zog er Arbeiter ins Land, um Waffen- und Heergeräthe zu verfertigen, und ſtiftete auch eine Leibwache von Trabanten, welche jedoch nicht lange beſtand.

Die Nachfolger Iwan's III.: Iwan IV., Boris Godunoff, Michael Federowitſch und Alexei Michaelowitſch fuhren in dem Sinne Iwan's III. fort zu wirken. Vor allen Dingen waren ſie bemüht, durch eine regelmäßige Vertheilung fiscaliſcher Ländereien und durch Nachahmung europäiſcher Anordnungen die Zahl ihrer Streiter zu vermehren und zugleich auch zu ordnen. — Alſo auch hier bildete, wie in den germaniſchen und romaniſchen Staaten, der Adel, die Dworjäne mit den Djeti Bojarskie die Stärke der bewaffneten Macht. Die Druſhina der früheren Zeit verſchwand gänzlich, indem die Bojaren und Otrokis ſie allmählig abſorbirten. — Durch die allmählige Erweiterung des Reichs vermehrte ſich auch der Adel ungemein. Doch ward der ſo erhaltene Anwuchs nicht dem moskauiſchen Adel gleichgeſtellt. Es bildeten ſich ſo im Laufe der Zeit drei Abſtufungen heraus, der moskauiſche Dworjäne, der ſtädtiſche Adel und die Bojarenkinder, welche alle unter der Collectivbenennung Gutsbeſitzer (Pomeſtſchiks) als dienſtbare Leute betrachtet wurden und wenig in ihren Rechten und Pflichten verſchieden waren. Der dem Adel gegen eine ſehr mäßige Abgabe zugemeſſene Beſitz an Land betrug 150, 300 bis 500 Tſchetwert Getreide *), oder 75 — 250 Desjätinen Land **), der als Erbgut, oder auch

*) Eine Tſchetwert iſt 3,5399 Berliner Scheffel.

**) Eine Desjätine beträgt 4,2818 preußiſche Morgen.

wohl nur auf Lebenszeit mit einer Anzahl Bauerhöfe verliehen ward.

Der Beruf dieſes Dienſtadels ſtellte ſich ſeinen Qualificationen, Bedürfniſſen und Wünſchen gemäß heraus. Er fungirte im Frieden bald als Rechtsanwald, bald als Ortsobrigkeit, diente als Leibwache, entweder in Moskau ſelbſt, oder in der Provinz. Doch wurden viele deſſelben in den Grenzſtädten als Wächter benutzt; keiner durfte ſich hier einem andern Gewerbe widmen — die Waffen allein blieben deren Erbtheil. Mit dem ſiebenzehnten Jahre ward jeder Edelmann dienſtpflichtig. War das väterliche Erbe jedoch zu klein, ſo wurden den Kindern wohl neue Güter angewieſen. Eine eigene Obrigkeit in den Städten wachte darüber, daß hierbei keine Unterſchleife vorfielen.

So wie der Ukas des Zaren erging, erſchienen alle Edelleute an einem beſtimmten Termin, und zwar in voller Rüſtung und mit den für die Dauer des Feldzuges erforderlichen Lebensmitteln. Die Anzahl der Leute, welche ſie begleiten mußten, war durch die Größe des Guts beſtimmt. Auf 100 Tſchetwert guten Landes ſtellten die Beſitzer einen Reiter und einen Infanteriſten mit Bogen, Hellebarde und Spieß. Unter den ſo aufgebotenen Edelleuten fand, wie bereits geſagt, kein Unterſchied Statt; nur ward der Moskauſche Adel vorzugsweiſe als Leibwache benutzt oder fungirte nach unſeren heutigen Begriffen als Hofchargen, wofür ſie höhere Deputate erhielten, und in Kleidern von

Gold- und Silberſtoff, von Sammet und Seide einhergehen konnten. Perſönliche Auszeichnungen verſchafften dieſen Vorzug auch anderen Edelleuten, die dann in Moskau leben durften. Die Vornehmſten unter ihnen hießen hier Shilzi (deputirte Edelleute). Sie löſten ſich hier alle halbe Jahre ab. Die Zahl der in Moskau lebenden Dworjänin belief ſich beſtändig auf 20,000 Mann. Jenſeits des Oka ſollen ſich in Friedenszeiten um den Zar Alexei Michaelowitſch allein an 15,000 Bojarenkinder verſammelt haben.

Der Adel focht nur zu Pferde. Da aber Cavallerie allein nicht gegen den Feind ausreichte, dieſe auch oft zu ſpät auf dem Kampfplatz erſchien, führte Iwan IV. Grozni (der Fürchterliche, 1534—1584) die Strelizen (poln. Strzelci, zu deutſch Schützen) ein. Dieſe beſtanden aus Leuten, die in den verſchiedenen Bezirken ausgehoben und mit langen ſchweren Röhren (Piſtſchallen) bewaffnet waren, und die ſowohl in Moskau, als in den Grenzſtädten garniſonirten. Zugleich ſtiftete er ſich eine Leibwache (Oprotſchniki, Bevorrechtete, Trabanten), die nach und nach auf 6000 Mann anwuchs. Sie beſtand in der Mehrzahl aus armen Bojarenkindern, führte Schwert und Hellebarde, trug größtentheils Kleider von Gold- und Silberſtoff unter einem ſchwarzen Waffenrock, und als Sinnbild ihrer Verpflichtung, Hundeköpfe und Beſen. Sie ſchwur nämlich, dem Zar mit Treue und Ergebenheit zu dienen, ihn bei Tag und Nacht

mit zu beſchützen, die Verräther anzugeben, ſich nicht mit Bojaren zu befreunden, und weder auf Vater noch Mutter zu hören. —

Der Moskauſchen Strelitzen zählte man gegen Ende des ſechszehnten Jahrhunderts an 10,000 Mann — in den Grenzſtädten befanden ſich deren noch weit mehr. Sie waren in Prikaſen (Compagnien) zu 500 Mann eingetheilt — jede Prikas zerfiel in 5 Sotnjen zu 100 Mann, die Sotnja zu 10 Disjätinen, dieſe zu 10 Mann. Der Chef der Prikas war ein Golowa. Die Sotnja führte der Sotnik, die Disjätina der Disjätnik *).

Der Golowa hatte ein Gehalt von 30—60 Rubel, etwa 350—700 Rubel Aſſignaten, und außerdem noch 300—400 Tſchetwert Land. Sein Centurio (der Sotnik) 10—20 Rubel; der Disjätnik etwa 10, und der Strelitz 5 Rubel, circa 50 Rubel Aſſignaten nach heutigem Cours. Ueberdieß hatten die beiden letzten Claſſen noch 12 Tſchetwert Getreide. Für den Fall eines Krieges wurden ihnen aus den kaiſerlichen Pferdeheerden (Tabunen) Pferde und Wagen zum Transport der Lebensmittel verabfolgt — ebenſo wurden ihnen Leute zum Kochen geſtellt. Außer den kriegeriſchen

---

*) Sot heißt hundert, die Sotnja iſt die Hundrede der germaniſchen Stämme; Sotnik alſo ein Hundertmann; Golowa heißt das Haupt, der Kopf, alſo der Capitain — diſſjät heißt 10, Disjätina mithin eine Decurie.

Verrichtungen zu Felde lagen den Strelitzen auch die polizeilichen Maßregeln für Erhaltung der Ruhe und Ordnung im Innern des Reiches ob. Auch wurden ſie bei öffentlichen Feierlichkeiten, Audienzen, Ceremonien ꝛc. gebraucht. Selbſt für das Auftragen der Speiſen bei Ehrenmahlen im Geſandtenhofe wurden ſie zu mehreren Hunderten befohlen. —

Der Nutzen, den ſie ſowohl im Kriege als im Frieden gewährten, ließ Alexei Michaelowitſch auf die Idee kommen, dieſe Miliz auf 40,000 Mann zu verſtärken. Zugleich beſtätigte er ihnen die Vorrechte und Privilegien, die ihnen früher Iwan IV. Grozni bei der erſten Stiftung, um die neue Inſtitution zu heben, gegeben hatte. Hierzu gehörte z. B. die Befreiung vom Gericht und Befreiung von den Stempelgebühren, das Recht des freien Handels, des Branntweinbrennens ꝛc. Hierdurch ging der frühere Charakter dieſer Miliz, der dem der erſten Milizen in den germaniſchen und romaniſchen Staaten nicht unähnlich war, verloren — es ward dadurch eine Art Janitſcharen, die ſich nur zu bald zu Peinigern ihrer Herren umwandelten, und dieſen nicht ſelten gefährlich wurden. —

Die Ueberzeugung der ruſſiſchen Großfürſten, daß die Krieger ihrer Gegner ihren Strelitzen überlegen wären, ſo wie der aufrühriſche Sinn derſelben, der ſich ihnen nicht ſelten entgegenſtellte, bewog ſie ſchon früh, ausländiſche Söldner werben

zu laſſen. Boris Godunoff (1598—1606) hatte deren 2500, die aus Deutſchen, Schotten, Polen und Griechen beſtanden, und für die die alte Benennung der Druſhina wieder hervorgeſucht ward. Die Bezahlung derſelben war ſehr bedeutend und betrug nach unſerer Währung von 130—700 Rubel Bank-Aſſignationen. Die Capitaine derſelben waren mit 1500 Rubel beſoldet und hatten überdieß noch Ländereien von 600 bis 1000 Tſchetwert. In den unruhigen Zeiten des Pſeudo-Demetrius löſte ſich dieſe Schaar, die nur durch eine gute und pünktliche Bezahlung konnte zuſammengehalten werden, auf.

In ſpäteren Zeiten finden wir nicht, daß die Ausländer ſpezielle Garde-Corps formirt hätten. Doch fuhren ſie fort, unter verſchiedenen Benennungen und Poſitionen in der ruſſiſchen Armee in großer Anzahl zu dienen. Sie galten Michael Feodor Feodorowitſch und Alexei Michaelowitſch (1613—1676) bald als Inſtructeurs ihrer Armee, bald als Verſtärkung. War letzteres der Fall, ſo ward in Holland, Heſſen, Schweden und England geworben — ja Franzoſen und Papiſten traten in ruſſiſche Dienſte. Sehr häufig formirten ſolche Leute ganze Regimenter, die völlig ausgerüſtet und bewaffnet waren. Zu Alexei Michaelowitſch Zeiten finden wir im ruſſiſchen Heere ſchon zwei Generale, über hundert Polkowniks (Oberſten), Podpolkowniks (Oberſtlieutenants), Kapitäns und Porutſchiks (Lieutenants)

in großer Anzahl — alle mußten Ausländer ſeyn. — Die Feldhauptleute aus dem Stande der Bojaren, welche mit der Armee ins Feld zogen, hatten die ausdrückliche Verpflichtung, durchaus keinen Inländer zu einer höheren Charge zu befördern. Erfahrenen Soldaten aus ihrer Mitte wurde die Formation neuer Regimenter anvertraut. Wir finden, daß Michael Feodorowitſch einige Regimenter Reituri dragoni aus unbegüterten Söhnen adlicher Familien ſtiften ließ.

Die Armee beſtand alſo aus Dworjäninen, Bojarenkindern und Strelitzen, deren Zahl für dieſe Zeit auf 200,000 angegeben ward. War Gefahr vorhanden, ſo wurden letztere noch durch Recruten, welche der Adel, die Kaufleute und die Kirche ſtellten, complettirt. Gewöhnlich mußten 20 — 30 Höfe einen Mann ſtellen und vollſtändig mit Bogen, Aexten und Spießen liefern. Dergleichen Aushülfen beſtanden aus allerhand Leuten, Ruſſen, Bewohnern der nogaiſchen Steppen, aus Tſcherkeſſen, Mordwinen und Tſcheremiſſen. Mit dieſen ſoll Rußland an 300,000 Mann aufzubringen im Stande geweſen ſeyn.

Gewöhnlich that ein Ukas des Zaren dem Lande die Nothwendigkeit dar, gegen den Feind zu Felde zu ziehen, und rief ſowohl den Adel, als die höheren Behörden und die Strelitzen zum Dienſte auf. Sie mußten dann zum Dienſte des Zaren gerüſtet ſeyn, ihre Pferde gut füttern und auch Proviant in Bereitſchaft halten. Dieſe Ukaſen wur-

den durch Eilboten durch das ganze Land geſchickt. Durch einen Miniſterial-Erlaß ward hierauf beſtimmt, wo ſie ſich ſelbſt zu ſammeln und wohin ſie ihre Vorräthe abzuliefern hätten. Jeder Edelmann mußte in Perſon mit ſeiner Disjätina, die oft mehrere Hundert zählen konnte, erſcheinen und hier dieſelbe überliefern. Gewöhnlich waren Serpuchow, Kolomna, Putiwl die Sammelplätze des Heeres. Ging der Marſch vorwärts, ſo wurden auf allen Straßen Magazine mit Lebensmitteln, Zwieback, Hafermehl, Fleiſch und Getreide angelegt. Zugleich ward der taktiſche Verband der Truppen ſelbſt mehr geordnet, und dabei das Heer nach mongoliſcher Sitte in fünf Pulks oder große Regimenter getheilt. Dergleichen Regimenter beſtanden gewöhnlich aus 10 bis 20, ja 40,000 Mann, die in Sotnen eingetheilt, und nach den Städten, aus welchen die dienſtpflichtigen Leute ſtammten, benannt waren. Die Hauptabtheilung bildete das große Regiment oder das Hauptcorps; die rechte und linke Hand waren die Flügelcorps — nicht ſelten mehrere hundert Werſt von dem Hauptcorps entfernt. — Die Staroſhivoi (die Grauen) bildeten eine Reſerve; die Peredowoi (die gern voran ſind) die Avantgarde. Die Artillerie — damals Snaräd (Gerüſt, Geräthe), ſtand unter einem Woiwoden, der ſich immer beim Hauptcorps befand. Dieſe Regimenter, oder richtiger geſagt, dieſe verſchiedenen einzelnen Corps hatten der Regel nach immer mehrere Befehlshaber, die

Woiwoden hieſʒen und Golowas, Sotniks, und wen ſie ſonſt für würdig hielten, ſich noch zuzulegen, als eine Art Stab um ſich hatten. Doch verfuhr der Zar bei Beſetzung dieſer Stelle nicht allein nach Verdienſt — die Geburt, d. h. der Adel, entſchied hierbei das Meiſte, und es ward mit ſcrupulöſer Aengſtlichkeit darüber gewacht, nicht etwa einen von beſſerem Adel einem von ſchlechterem unterzuordnen. Doch wurde hierbei nur der berückſichtigt, deſſen Vorfahren drei Generationen hindurch hohe Staatsämter bekleidet hatten. Um unangenehmen Colliſionen vorzubeugen, ward von den Zaren manchmal wohl befohlen, daß die Bojaren beim Heere gar keinen Rang haben ſollten. Im Allgemeinen war angenommen, daß der erſte Woiwode des erſten Regiments den erſten Rang haben ſollte; den zweiten nach ihm hatte der zweite Woiwode, deſſen Stellvertreter, ſo wie die Woiwoden der rechten und linken Hand; den dritten Rang vindizirte der dritte College der Woiwoden des großen Regiments, die zweiten Woiwoden der rechten und linken Hand, ſo wie endlich die der Staroſhivoi und Peredowi.

Den Marſch der Armee eröffnete ein Ertoul, d. h. eine Abtheilung leichter Cavallerie zur Aufklärung des Marſches. Ihr folgte die Armee mit der Artillerie, die ziemlich zahlreich war und aus ſchwerem Geſchütz, Karthaunen, Feldkanonen und Falkonets beſtand. In der Mitte des Regiments befanden ſich die Woiwoden, die durch Signale,

welche die Nabati, Paukenſchläger, die neben ihnen ritten, gaben, die Bewegungen der Armee lenkten. Leichte Reiter umſchwärmten das Heer nach allen Seiten, und es war Vorſchrift, die Gegend auf 10 Werſt ſeitwärts zu durchſuchen und aufzuhellen.

Im freien Felde ſchlug ſich das Heer nur ungern. Am liebſten erwartete es den Feind hinter Wall und Gräben, oder wenigſtens doch in der Nähe einer Feſtung. Ging beides nicht, ſo empfing der Ruſſe den Feind hinter einer Art von Wagenburg (Guljäi), die ganz eigener Conſtruction war und häufig vorkommt. Der Schlitten nämlich und der Wagen waren mit hölzernen Schilden verſehen, hinter denen ſich raſch an 10 Schützen bergen konnten. Dieſe ſchoſſen nur durch Oeffnungen in den Schilden, oder über dieſelben hinweg. So wie man ein Gefecht vorausſah, ſo wurden dieſe Schlitten und Wagen wie eine Verſchanzung um die Infanterie plazirt, die dann den Angriff abwartete. Für die Reiterei waren in dieſen Guljäis weite Ausfallspforten gelaſſen. Sie begann gewöhnlich das Gefecht nach Art der Tartaren, mit denen ſie ſo lange gefochten, mit einem lauten Geſchrei. Gelang der Angriff, ſo war die Verfolgung eben ſo raſch als kräftig — ward ſie dagegen geworfen, ſo wich ſie gewöhnlich in Unordnung, und dann nahm die Infanterie den Kampf auf. Während dieſer Zeit bemühten ſich die Woiwoden nochmals, die Cavallerie zu ordnen und aufs Neue vorzuführen.

Den Sieg benutzte man weniger, dem Feinde zu ſchaden, als überallhin Mord, Brand und Raub zu verbreiten. — Niederlagen führten häufig den Ruin der ganzen Infanterie herbei. — Die Belohnungen des Heeres ſelbſt trugen ein halb aſiatiſches und halb europäiſches Gepräge. Zuvörderſt erkundigte ſich der Zar nach dem Befinden der Woiwoden ſowohl, als dem der anderen Offiziere, und endlich des ganzen Heeres. Dann ſandte er eine angemeſſene Anzahl Münzen, größtentheils ausländiſche, welche den Offizieren und Soldaten eben ſo verliehen wurden, als im deutſchen Heere die Gnadenketten und Ehrenpfennige. Höhere Offiziere, welche ſich beſonders ausgezeichnet hatten, wurden mit Ehrenpelzen, Kaftanen, goldenem Geſchirr, öfters auch wohl mit Geld und Gütern begnadigt. Vergehungen und Nachläſſigkeiten wurden mit Entfernung vom Hofe, Confiscation der Güter — auch wohl, beſonders wenn Verrath im Spiele war, mit dem Tode beſtraft. Widerſpenſtigkeit ward mit Stockſchlägen oder Knute, Händelmacherei mit Gefängniß und Eiſen belegt. Stockſchläge und Gefängniß trafen beſonders auch die, welche ſich beim Eintreten ins Heer ſäumig bewieſen hatten.

Für die Befeſtigungskunſt ſelbſt waren die Ruſſen nicht ſtark. Doch werden uns mehrere Plätze als beſonders ſtark gerühmt, namentlich Smolensk mit ſeinen hohen Mauern und Thürmen, ſeinen unterirdiſchen Ausgängen. Auch Moskau, Pſkow,

Nowgorod, Brianſk und Murom erfreuen ſich eines Rufes hierin. Zwiſchen den beiden letzten Städten hatte Boris Godunow eine Art Wall errichten laſſen, der der Localität gemäß aus einem continuirlichen Wall, oder auch aus Verhauen beſtand. Die Uebergangspunkte waren mit Pfählen und Ketten verſichert. Südlich dieſer Umwallung deckten weite Steppen das Land gegen die krimſchen Tartaren, die gerade hier einen Tummelplatz für ihre Kriegsart fanden. Zur Beobachtung der Tartaren, der Murowesen, Kalmücken, Thurawen, Iſumsker ꝛc. ſchickte Rußland eine Menge kleiner Detachements nach allen Richtungen hin, welchen es oblag, nach Angabe des Woiwoden das Land zu durchziehen. Für jeden Ort war die Anzahl ſolcher Detachements — Stanitzen — beſtimmt, die, den Bedürfniſſen gemäß, aus Reiterei und Fußvolk, oder allein aus einer dieſer Waffen beſtanden. Sie berichteten an den Woiwoden, der dann ſeine Anſtalten ſofort traf und weiter berichtete. — Die Belagerung feſter Plätze war eine ſchwache Seite in der Kriegskunſt der Ruſſen. Gewöhnlich leiteten deutſche Ingenieure, Rasmuslis (Erfinder, Denker), die Belagerungen. Meiſtens ſuchte man die Plätze ſo zu cerniren, daß jede Zufuhr unmöglich ward. Hiermit fertig, ſuchte man ſie durch ein heftiges, unaufhörliches Schießen zur Uebergabe zu bewegen. Zu dieſem Behuf nahte man ſich der Feſtung ſo viel wie möglich,

plazirte hinter Schanzkörben Schützen, die ein ununterbrochenes Feuer unterhielten, womit gewöhnlich auch eine Beſchießung des Orts verknüpft war. In letzter Inſtanz erwartete man gern eine heilſame Criſis von den Minen, deren Anlage den Rasmuslis überlaſſen blieb. — Sturm liefen die alten Ruſſen ſelten. —

Das Feuergewehr ſelbſt war ſeit Demetrius IV. Donski (1362—1389) in Rußland bekannt. Der große Preis deſſelben ließ jedoch nur eine mäßige Anwendung ſtattfinden, bis Iwan aus Italien und Deutſchland Meiſter kommen ließ, welche ſowohl Gewehre, als Geſchütze anfertigten. Das große Imitationstalent, welches den Ruſſen eigen iſt, ſetzte ſie in den Stand, bald bedeutende Fortſchritte in der Fabrication derſelben zu machen, die durch die Impulſivkraft, welche ihre Regierenden dieſem Zweige der Induſtrie zu geben verſtanden, ſehr bald merkwürdige Reſultate lieferte. —

Die berühmten Kämpfer und Meyerberg, welche am Ende deſſelben Jahrhunderts Moskau beſuchten, und bei verſchiedenen Gelegenheiten die Moskowitiſchen Krieger zu ſehen bekamen, geben ein ziemlich vortheilhaftes Bild von denſelben. Auf jeden Fall war die Miliz des Zars in Moskau ſelbſt ſehr zahlreich. 1683 ſah Meyerberg 10,000 Mann Cavallerie, welche gleichſam die Honneurs bei ſeinem Einzug machten, und ein völlig gut organiſirtes Corps und be-

ſonders ſchön beritten waren*). Die Streliſzen ſchildert uns Kämpfer folgendermaßen: Ihr Gewehr war eine Musketen, ſo ſie präſentirten, ein halber Mond (Bierdiſch), welchen ſie vor ſich in die Erde geſtoßen hatten, und ein Sabel an der Seite; ihre Kleider waren auch köſtlich gnug, von grünem das eine, und das andre Regiment von dunkel- oder ſtaalgrünem Tuche, ſo an der Bruſt nach ruſcher Art mit güldnen Bruſtſchnüren einen Span lang in die Lenge herunter beſetzt war. In Anfang, heißt es ferner in der Beſchreibung der Antritts-Audienz, waren von beiden Seiten die Reigen einfach, welche ſich immer weiter hin verdoppelten, bis wir an dem Schloſſe ein ganzes Corps funden; es waren zwei Regimenter, ſo in 2000 Mann beſtunden (ſie haben Regimenter von 4000 Mann). Doch zehlte ich nur 16 Fehnlein, waren gröſſer wie die Unſern, daher der Fenrich an der Seiten einen Beutel (worin er im marſchiren die Stange konnte ruhen laſſen) hangen hatte, wie die Huſaren in Pohlen; ich zehlte 3 weiſſe mit 4 ſchwarzen Sternen und umb dem Fehnlein einen breiten ſchwarzen Strich, weiß, ſchwarz, roth, mit dem Bildniß des Erzengels Michaels. Einige andere mit bibliſchen Hiſtorien,

*) Worte des Originals: Auguſtin Freiherr von Meyerberg und ſeine Reiſe nach Rußland, von Ferd. Adelung S. 136.

einige mit einem gelben und rothen Saume *). Die Erläuterungen der Zeichnungen zu Meyerberg's Reiſe in Rußland erwähnen eines Guardi Soldat — Strelitz genannt — als mit einer halbmondförmigen Streitaxt oder Hellebarde, einer kurzen Büchſe bewaffnet, einer leichten Mütze auf dem Kopfe und einem weiten Rocke bekleidet, der für jedes Regiment von 500 Mann einerlei Farbe hatte **). — Das ruſſiſche Heer war alſo in der Zeit, wo Europa mit dieſem Heere in nähere Berührung kam, keinesweges ſo ungeordnet, wie man es der Regel nach annimmt — es war im Laufe der Zeit nur indisziplinirt geworden, wodurch es ſeinen Herrſchern öfters gefährlicher zu werden drohte, als dem Feinde. Die urſprüngliche Organiſation deſſelben war keinesweges ſchlecht, übertraf in vielen Beziehungen die der meiſten anderen europäiſchen Heere.

Ueber die Verhältniſſe der polniſchen Militair-Macht ſind wir im Allgemeinen wenig unterrichtet. Als älteſte Form der bewaffneten Macht tritt uns hier das allgemeine Aufgebot, ruszenie pospolite, entgegen. Wir wiſſen nicht, in welchem Verhältniß hierzu die verſchiedenen Stände ***)

*) Auszug aus Engelberti Kaempferi Diarium etc. im Adelung S. 346.

**) Meyerberg, ibid. S. 163.

***) Ueber den polniſchen Adel enthält Bandkie krótkie

concurrirten. Erſt ſpäter, als die Verfaſſung des Reichs ſich einigermaßen gebildet, ſcheinen Verhältniſſe eingetreten zu ſeyn, die denen in den andern europäiſchen Staaten analog waren, d. h. der Adel, ſo wie alle, welche Staatsländereien beſaßen, waren zur Heeresfolge verpflichtet. Der Adel ſaß auf den Ruf des Königs auf. Er diente innerhalb der Grenzen des Reiches ohne Beſoldung, erhielt jedoch 5 Mark grzywien srebrnych, oder 5 Thaler gutes Geld, wenn der Krieg außerhalb der Grenzen des Reiches geführt ward. Nöthigten Verhältniſſe zur Zuſammenberufung des Heeres, ſo ergingen Erlaſſe (wici oder rozkazy) oder Befehle des Königs durch das Land, welche den ganzen Adel innerhalb beſtimmter Grenzen (wszystka szlachta) verpflichtete, zu einem beſtimmten Termin aufzuſitzen und mit den nöthigen Lebensmitteln und Heergeräthen auf dem feſtgeſetzten Sammelplatz zu erſcheinen. Der König ernannte den Befehlshaber, oberſten Hetmann, der eine ziemlich uneingeſchränkte Gewalt übte und ſogar das jus vitae et necis über die Edelleute mit ziemlicher Willkühr verhängte. So finden wir z. B. im Leben des berühmten Hetmann Chodkiewiz, daß dieſer einen Edelmann, der nur als Volontair mitgegangen war, ſofort hinrichten ließ, weil er auf den Befehl, auf Fourage zu gehen, geantwortet,

---

wyobrażenie dzieiów królestwa polskiego I. S. 189 und 436 kurze aber gründliche Notizen.

daß es ihm nur zukomme, ſich zu ſchlagen. Jene Aufgebote, die gewöhnlich nur einen Theil des Reichs trafen, lieferten dennoch eine impoſante Macht. Noch ehe Preußen, Pomerellen, Kurland und Liefland mit Polen vereint waren, ſtellte Polen 150,000 Mann zum Kriege gegen die Kreuzritter; Caſimir, Wladyslaw Jagello's Sohn, erſchien mit 60,000, Johann Albrecht auf ſeinem Zuge nach Wolhynien mit 80,000 Edelleuten, die nur einen Theil des Aufgebots bildeten. Siegmund I. erfocht mit 52,000 Mann, die er allein aus Lithauen entboten, jenen berühmten Sieg bei Orsza über die Ruſſen, ſein Sohn Siegmund Auguſt ging mit 120,000 Kriegern nach Liefland, die er aus Lithauen und Roth-Rußland zuſammengezogen. — Siegmund III. vereinte allein aus vier Woiwodſchaften 52,000 Krieger zur Expedition gegen Chocim.

Die erſten Spuren eines regelmäßigen beſoldeten Heeres in Polen finden ſich ſeit 1562, wo auf dem Reichstage zu Petrikau der vierte Theil der Revenüen von den königlichen Ländereien oder Staroſteyen (z dobr królewskich czyli Starostow) zur Unterhaltung des Heeres votirt wurde. Hiervon wäre es allerdings möglich geweſen, ein bedeutendes Heer aufzubringen. Polens erſter Hiſtoriograph jedoch, Niemcewicz, führt in ſeiner Geſchichte der Regierung Siegmund's III. ausdrücklich an, daß er in einem Reichstags-Diarium von 1632 geleſen, daß man davon kaum 1000

Mann habe unterhalten können — ein Beweis von der unordentlichen Art und Weiſe, jene Steuer zu zahlen, oder aber von der unangemeſſenen Verwendung derſelben *). Die von der Kwarta unterhaltenen Soldaten wurden Kwarciane — Kwartianer — genannt und bildeten bis zum Untergange des Reichs die einzige ſtehende Miliz. Als eine Ergänzung des ſtehenden Heeres kennen wir Stephan Bathory's Koſaken-Regimenter, die ſie für gewiſſe ihnen überlaſſene Ländereien und beſtimmten zugeſicherten Sold ſtellen mußten, ſo wie die königlichen Haustruppen, welche ſie aus ihren eigenen Mitteln unterhielten, und endlich die Geſchwader und Fähnlein (nadworne husce i chorągwie możnieyszych Panów) der vornehmern Magnaten, die ſich nicht ſelten auf mehrere Tauſend Pferde beliefen. Ueber die Koſaken führte der Hetman eine eigene Controlle — rejestr —; regiſtrirter Koſaken — kozakow rejestowych — ſollte es 40,000 geben, und jeder jährlich 10 poln. Fl. und eine Bekleidung — mundur — erhalten.

Die Cavallerie der Polen, welche die Stärke ihrer Heere bildete, und die allein aus dem Adel des Landes beſtand, zählte Huſaren, Geharniſchte und Koſaken (Huszarze, Pancerni i Kozacy). Die Huſaren bildeten den bedeutendſten Theil dieſer Reiterei, und nur die reichſten Edelleute konnten, des großen Aufwandes wegen, den

*) I. p. XXIII.

den Ausrüſtung und Bewaffnung heiſchten, darin dienen. Beauplan in ſeiner Beſchreibung der Ukraine ſagt, daß viele Huſaren an 50,000 Livres Einkünfte gehabt *). Viele ritten türkiſche Pferde, die mit 200 Ducaten bezahlt waren. Jeder Huſar diente mit 5 Pferden, ſo daß 20 Huſaren einen Haufen von 100 Pferden formirten, deren erſtes Glied jene 20 Huſaren bildeten, während in den anderen 4 Gliedern nur leichter Berittene und Bewaffnete fochten. Erſtere waren mit einem vollſtändigen Helm, Küraß, Schulterkragen, Schurzen, Lenden- und Knieſtücken, ſo wie auch Beinſchienen verſehen — ganz wie die deutſchen und franzöſiſchen Ritter. An der Seite trugen ſie einen krummen Säbel (zakrzywiona szabla) zum Hieb und Stich — an der linken Seite des Sattels war ein Degen (palasz) angebracht, 5 Fuß lang und unten mit einer viereckig geſchliffenen Spitze, um den an der Erde liegenden Feind ſo noch beſſer durchſtoßen zu können. Hierzu kam noch ein viereckiger Hammer mit einem langen Stiel, um damit die Rüſtungen des Gegners aufſchlagen zu können. Als Hauptwaffe führten ſie eine 19 Fuß lange Pike, welche von unten bis dort, wo ſie angefaßt wurde, gehöhlt war, dann aber in einem ganzen Stück fortlief. Die Spitze war ſcharf. Oben flatterte eine zweifarbige, oft 4—5 Ellen lange Flagge, um des Gegners Pferde damit ſcheu machen zu kön-

*) Beauplan, description d'Ukraine p. 103.

nen. Sie machten die Hussarzy ſchon von fern kenntlich. Als der Tartar Chan bei Wien dieſer Fahnen anſichtig wurde, machte er Kara Mehemed darauf aufmerkſam und ſagte ihm zugleich, daß dort der König ſelbſt zu fechten pflege, worauf jenem der Muth ſofort ſank. Um die Schultern trugen die Huſaren Löwen-, Tiger- oder Leopardenfelle. Von ihrer Kopfbedeckung wehten Adler- oder Reiherflügel, mit Silber eingefaßt *). Uebrigens waren alle Metalltheile am Sattel und Reitzeug verſilbert, nichts mit einem Worte verabſäumt, was zur Verſchönerung dieſer Truppen hätte beitragen können. Dieſe Hussarzy machten die Blüte des Heeres aus, und fochten ſowohl gegen Cavallerie als Infanterie mit großem Erfolge. Das Land brachte deren oft in großer Anzahl auf. —

Eine zweite Art Reiter waren die Pancerni, oder Gepanzerten, welche aus dem geringeren Adel beſtanden. Beauplan, der unter dreien Königen in dieſer Waffe gedient, beſchreibt ſie alſo. Ueber dem

---

*) Kämpfer erzählt in ſeiner Reiſe etwas Aehnliches von den Ruſſen, und meint, daß dieß von den Tartaren ſtamme. Beides ward von den deutſchen Huſaren nachgeahmt, und die Offiziere des königlich preußiſchen Leibhuſaren-Regiments trugen noch 1806 Tigerdecken um die Schultern, ſo wie Adlerflügel an den Mützen, nach Art der polniſchen Hussarzy.

Panzer hångt von der Schulter der Såbel; den Kopf deckt eine Sturmhaube (misiurka). Ein Drahtpanzer (siatka żelazna) ſchůtzt einen Theil des Geſichts, den Hals, die Schultern und den Růcken. Sie fůhrten ein kurzes Gewehr, auch wohl noch Pfeil und Bogen. Am Gurt hångt ein kleiner Waſſerſchlauch, ein Beſteck mit Lőffel, Meſſer und Gabel, ein zuſammengefalteter, lederner Beutel zum Waſſerſchőpfen fůr das Pferd, ein Sack zum Aufbewahren einiger Sachen, ein Kanczug, und einige Ellen einen halben kleinen Finger dickes, ſeidenes Schnur, um damit die Gefangenen binden und knebeln zu kőnnen. Alles dieſes hing, wie ſchon geſagt, (u pasa) am Leibgurt, und zwar an der rechten Seite. Ueberdieß fůhrten ſie noch das nőthige Pulver, Patrontaſche und Piſtolen. — Auf eben dieſe Art ſind die Petichorzy, eine Art lithauiſcher Reiterei, bewaffnet. Das Bedůrfniß ließ außerdem noch andere Arten Reiter entſtehen, wie z. B. 1613 die Lissowczyken, von einem gewiſſen Liſſowski ſo genannt, die ſich in Rußland ſo berůhmt gemacht, daß ſich deren Name bis auf heutigen Tag fortgepflanzt hat, und die ſpåter ſogar in deutſche Dienſte traten und hier unter dem Namen der Koſaken bekannt wurden. — Die dritte Gattung dieſer polniſchen Reiterei bildeten die Koſaken, und zwar die Zaporoger *).

---

*) Es ſind dieſelben, welche von der Kaiſerin Katharina an den Kuban verſetzt wurden und die

Sie hatten ſowohl unter Stephan Bathory als Siegmund III. dem Reiche die weſentlichſten Dienſte erwieſen, und befanden ſich oft 30,000 Mann ſtark beim polniſchen Heere. Sie waren berühmt wegen ihrer Schnelle, Unermüdlichkeit und kriegeriſchen Tüchtigkeit. Oft fuhren ſie auf ihren Czeyken — Kähne von 60 Fuß Länge — den Dnieper herunter und verwüſteten weit und breit die Küſte des ſchwarzen Meeres — ja ſtreiften nicht ſelten bis Conſtantinopel. Nach tartariſcher Art gekleidet und gerüſtet, mit raſchen Pferden beritten, waren ſie für den kleinen Krieg von unſchätzbarem Werthe. Sattel und Zeug waren höchſt bequem, und ſo eingerichtet, daß ſie ſich ihrer Waffen, ſowohl ihres gekrümmten Säbels, als des Gewehrs, nach allen Seiten mit Leichtigkeit bedienen konnten. — In einem kleinen Sacke führten ſie Lebensmittel für ſich und Futter für die Pferde, etwas geräuchertes Fleiſch (wędzonka), ſo wie Salz und Pfeffer mit ſich. — Ueberdieß war jeder mit einer kleinen Axt, mit Schwamm und Feuerzeug verſehen, um ſofort Feuer machen zu können. — Die Koſaken dienten übrigens auch häufig zu Fuß und waren dann eine herrliche Infanterie *). —

---

heute die Czernowskiſchen (vom ſchwarzen Meere) heißen.

*) Von den 21 Koſaken-Regimentern am Kuban, den Nachfolgern dieſer Zaporoger, von denen hier die Rede iſt, dienen gleichfalls 11 Regimenter zu

Für den Fall, daß die nationale Reiterei nicht hinreichte, nahm die Regierung auch noch Ungarn, Deutſche, Böhmen, ſogar Schotten in ihre Dienſte.

Stephan Bathory, von der Wichtigkeit eines guten Fußvolks durchdrungen, verſuchte es, ſich eine nationale Infanterie zu verſchaffen, zu der er wahrſcheinlich das Vorbild von anderen Völkern entlehnte. Er veranlaßte nämlich, daß nach Verhältniß des Beſitzthums, und zwar von 20 Schornſteinen ein tüchtiger, mit Gewehr, Degen und Axt ausgerüſteter Infanteriſt, und ein Zehntmann (dziesiętnik) mit einer Partiſane (darda) geſtellt wurde. Der berühmte Zamoyski übertrug, um dieſer neuen Inſtitution, deren Wichtigkeit er ſelbſt gehörig würdigte, einen Impuls zu geben, deren Formation einem ſeiner Verwandten, was einen ſo guten Erfolg hatte, daß mehrere tauſend Edelleute ſich zum Eintritt in dieſes neue Corps verſtanden. Bathory hatte alſo hier denſelben Einfluß auf die Stiftung des polniſchen Fußvolks, den einſt Maximilian auf die der deutſchen Landsknechte gehabt. — Die innere Organiſation der polniſchen Infanterie iſt wenig bekannt. Sie zerfiel in Regimenter (Pułks *)),

---

Fuß. Wie bekannt, benutzten ſie auch Potemkin und Suwarow zu Expeditionen aller Art — zu Pferde, zu Fuß und zu Waſſer —.

*) Neuere Forſchungen leiten die Benennung Pulk, пулкъ — Regiment — aus dem Türkiſchen, und

Fähnlein (chorągwie) und in kleinere Unterabtheilungen zu 50 und 10 Mann. Ihre Bewaffnung beſtand außer dem Gewehr noch aus einer Axt, welche ſowohl beim Sturmlaufen, beim Ausbeſſern der Wege, als auch beim Bauen der Hütten ꝛc. benutzt ward. Uebrigens war die Infanterie brav und ausdauernd und rivaliſirte mit der Cavallerie. Doch bildeten in ſpäterer Zeit Deutſche, beſonders Preußen, den Kern ihrer Infanterie. Dieſe fochten überall mit großem Ruhme, zeichneten ſich beſonders bei Smolensk aus, wo ſie unter der Führung der Grafen Dohna, Gröben u. A. ſich die Achtung des ganzen Heeres erwarben.

Das Feuergewehr ſelbſt war in Polen ſchon frühzeitig bekannt. Die Stryckowskiſche Chronik führt ſogar an, daß Gedemin, der Großvater Jagiello's, durch einen Büchſenſchuß getödtet ward, was etwa in das vierzehnte Jahrhundert fallen würde. Der Kanonen wird zuerſt 1410 in der Schlacht bei Grunwald (Tannenberg) gedacht. Später kommen ſie häufig vor. Johann Albrecht hatte deren auf ſeinem Zuge nach Wolhynien (1499) eine große Menge, wie denn die Jagellonen zur Verbeſſerung der Artillerie ſehr viel thaten. Wenn es wahr iſt, was Laboureur in der Reiſe der M. Guébriant ſagt, ſo waren nicht allein War-

---

zwar von Bülük — Abtheilung — her. Bülük ſoll wieder von bülmek, theilen, herkommen. Der gelehrte Hammer iſt derſelben Anſicht.

ſchau, ſondern alle Städte, welche ſie auf ihrer Reiſe berührte, vielfach mit Geſchütz verſehen. —

Die Taktik ſcheint in der polniſchen Armee ziemlich ausgebildet geweſen zu ſeyn. Niemcewicz ſagt uns, daß ſie zur Zeit Tarnowski's, Zamoyski's, Chodkiewicz u. A. einen hohen Grad von Vollkommenheit gehabt, und die Frontveränderungen, Colonnenformationen, Deployements und viele andere Evolutionen, die für Erfindungen neuerer Zeit galten, ſchon längſt in derſelben bekannt waren.

Die große Menge Wagen, welche die Armee ſtets mit ſich führte, diente ſowohl zum Transport der Lebensmittel und anderer kriegeriſcher Bedürfniſſe, als beſonders auch zur Formirung der Wagenburgen. Sie wurden zu dieſem Behuf in Vierecke aufgefahren, Thore und Ausfuhrten geſchickt angebracht, und oft nach allen Regeln mit Artillerie und Infanterie beſetzt. Bei den Zügen gegen die Türken waren dergleichen Wagenburgen gleichſam ambulirende Feſtungen, welche derſelben immer die beſten Dienſte leiſteten.

Eine große Beſchwerde für die Armeen waren die Menge Bediente und Knechte (ciury oder czeladz obozowa), welche ſich bei derſelben immer befanden, und die große Anzahl Pferde, welche ſie immer mit ſich ſchleppten. Polniſche Hiſtoriker erzählen, daß ſich bei einem Heere von 10,000 Mann oft an 50,000 ſolcher Knechte befanden. Oft formirte man aus ihnen ganze Geſchwader,

welche dem Heere unter der Leitung guter Offiziere häufig erſprießliche Dienſte leiſteten. Dieß that namentlich Chodkiewicz bei Kirchholm und Chocim.

Die Zahl des regelmäßigen beſoldeten Militairs (Kwarcianego woyska) iſt im Verhältniß zur Größe des Reichs nur immer ſehr unbedeutend geweſen. König Stephan hatte zu ſeinem Zuge nach Rußland, die Fähnlein der Haustruppen ſeiner Großen mitgerechnet, nur 40,000 Mann; König Johann gar nur 30,000 Mann, als er Wien von dem Joche der Türken befreite. — Das Maximum der Quartianer hat ſich nie über 60,000 Mann belaufen. —

Die Soldverhältniſſe ſtellten ſich, den verſchiedenen Zeiten gemäß, verſchieden heraus. 1567 ſetzte der Senat für einen adelichen Reiter (Towarzysz) vierteljährlich 8, für einen Rittmeiſter aber 10 Floren feſt. Ein Floren aber betrug nach dem Münzfuße jener Zeit das zehnfache ſeines heutigen Werthes — ein Sold alſo, der ſehr gut war und den der Deutſchen und Franzoſen dieſer Zeit zu überwiegen ſcheint.

Wir haben aus dem Jahre 1632 eine Soldbeſtimmung vor uns, die wir unſern Leſern der comparativen Unterſuchung wegen, wozu ſie Gelegenheit giebt, nicht vorenthalten wollen. Sie betrifft die 6000 Mann, welche damals zum Schutz der Ukraine gegen die Türken formirt wurden. Ein Kopiynik oder Hussar erhielt vierteljährlich 21 Fl., nach unſerem Münzfuß alſo jährlich 420 Fl. Er:

wägen wir, daß ein Hussar mit fünf Pferden diente, gewiſſermaßen eine lance fournie, eine Gläve bildete, ſo war dieß ein geringer Sold. Doch dürfen wir auf der anderen Seite nicht unerwähnt laſſen, daß in dieſer Waffe nur reiche Leute dienten, welche jene Summe wahrſcheinlich nur ihren Leuten zuwandten. — Ein leichter Reiter oder Koſak empfing vierteljährlich 16 Fl., nach unſerem Münzfuß alſo 320 Fl. jährlich. Ein Dragoner erhielt für dieſelbe Zeit 18 Fl., oder 360 Fl. nach unſerem Gelde. Die geſammte Reiterei diente auf eigenen Pferden, und war viel auf die dem Feinde abzujagende Beute angewieſen. — Ein Infanteriſt erhielt vierteljährlich 9 Fl., mithin jährlich 180 Fl. — ein Sold, der ganz derſelbe iſt, wie ihn heute faſt die Infanterie des geſammten Europa bezieht. — Uebrigens bezogen jene Leute auch Lebensmittel und Fourage, und zwar nach folgenden Verhältniſſen, die in den Provinzen, in welchen ſie ſtationirt waren, ausgeſchrieben wurden. Auf jeden Mann ward jährlich, je nachdem er Infanteriſt oder Cavalleriſt war, gutgethan: eine junge Kuh, 2 Osmak (?) Weizen, 2 Hammel, 4 Osmak Getreide, eine Seite Speck, 2 Osmak Erbſen, ein halbes Faß Butter, 1½ Osmak Graupe, 30 Stück Käſe, 4 Osmak Gerſte, 3 Klod Haber, 2 Quart Oel, 1 Telp (?) Salz, 4 Wagen Heu — die Infanterie ward überdieß gekleidet; die adliche Reiterei ſorgte dafür ſelbſt. —

Die Kriegsvorſchriften verboten allen Soldaten

Requiſitionen — die Befehlshaber ſowohl als die Offiziere blieben ſtreng verantwortlich für jeden Unfug; Gefängniß und Geldſtrafen waren über alle die verhängt, welche ſich der Uebertretung der gegebenen Geſetze ſchuldig gemacht. — Nichtsdeſtoweniger ſind Subordination und Disziplin ſtets eine ſchwache Seite in der polniſchen Armee geblieben — eine natürliche Folge einer Staatsverfaſſung, in der allen Leidenſchaften ein Tummelplatz gewährt war, der es aber ſtets an coerzitiven Mitteln gefehlt hat, den gewiß recht guten Militair-Inſtitutionen Achtung und Gehorſam zu verſchaffen.

Die Kämpfe zwiſchen Rußland, der Pforte und Polen bilden einen Hauptheil der Kriegsgeſchichte dieſer Völker — ſie iſt reich an ſchönen Waffenthaten, großen Erfolgen und gewaltigen Charakteren. Die Grenzen aber des Werkes erlauben nicht, bei den höchſt intereſſanten Verhältniſſen zwiſchen Rußland und Polen zu verweilen. Uebrigens iſt nicht allein von uns, ſondern auch von Anderen ſchon auf einzelne denkwürdige Perioden in der Kriegsgeſchichte der Polen aufmerkſam gemacht worden *). General Clauſewitz ſelbſt

*) Die Belagerung und Einnahme von Smolensk, Zeitſchrift für Kunſt, Wiſſenſchaft und Geſchichte des Krieges, Bd. III. Der polniſch-ruſſiſche Krieg von 1632—34, ebendaſ. Bd. V. Letzterer iſt im Journal des sciences militaires T. III. überſetzt.

hat neuerdings auf Sobieski's Kriege hingewieſen. Die Kämpfe bei Chocim und Zurawno werden lange zu den intereſſanteſten Momenten in der Kriegsgeſchichte überhaupt gehören.

Wir dürfen dem Leſer nur zwei Schlachten aus dem Zeitraume, dem unſere Betrachtungen gewidmet ſind, vorführen, die Schlachten von Warſchau (20. 21. und 22. Juli 1656) und Wien (12. September 1683). Sie werden hinreichen, ſich über die polniſche Armee, die in dieſer Zeit nicht arm an ausgezeichneten Männern und Charakteren war, die aber mit dem Reiche dahinſiechte, zu orientiren. — Die politiſchen Verhältniſſe, welche der erſteren Schlacht vorangingen, ſo wie die nächſten Vorgänge unmittelbar vor derſelben, müſſen wir als bekannt vorausſetzen. Caſimir hatte im Juni 1656 ſeine Hauptſtadt wieder erobert. 4000 Schweden, welche ſie unter Douglas vertheidigt, hatten ſich bei Modlin verſchanzt, ſchienen aber keinesweges ſtark genug, dem Könige, welcher 50,000 Mann um ſich hatte, Beſorgniſſe zu erregen. Wir dürfen uns daher auch nicht über König Johann Caſimir's Aeußerungen des Hochmuths und der Rache, welche uns von gleichzeitigen Schriftſtellern in Betreff auf den großen Kurfürſten erzählt werden, wundern. Doch das Schickſal ſollte dieſen unglücklichen Fürſten nur zu bald ſeine Tücke empfinden laſſen.

Der König von Schweden Karl Guſtav und der große Kurfürſt hatten ihre Heere bei Zakroczyn

und Nowidwor am Zuſammenfluſſe des Bug mit der Weichſel vereint. Anfangs waren die Verbündeten entſchloſſen, Warſchau auf dem linken Weichſel-Ufer anzugreifen, zu welchem Behuf bereits Brücken über dieſen Fluß geſchlagen waren. Auf die Nachricht jedoch, daß die Polen auf dem rechten Ufer vorrückten, änderten die Verbündeten ihren Plan, ließen eine Brücke über den Bug ſchlagen und ſetzten ſich ſofort gegen Warſchau in Bewegung. Doch dieſer Uebergang dauerte die Nacht und einen Theil des folgenden Tages (27. Juli). Das Heer konnte ungefähr 20,000 Mann ſtark ſeyn, faſt gleich ſtark an Infanterie und Cavallerie, mit einer guten Artillerie verſehen *). Der General Czarnecki, einer der beſten polniſchen Führer, beunruhigte dieſe Bewegung zwar, doch nicht in dem Maße, ſie zu verzögern, und noch weniger, ſie zu hintertreiben.

Der König führte den rechten Flügel der Armee, Prinz Adolph und Douglas befehligten unter ihm. Das erſte Treffen Reiterei ſtand unter dem Commando Philipps, Pfalzgrafen von Sulzbach, das zweite unter Karl Magnus, Markgrafen von Baden, und das dritte unter Karl Horn. General Bülow commandirte die In-

*) Puffendorf giebt die Armee zu 60 alae, 4 legiones Dragoner und 7 phalanges Infanterie an. Skjöldebrand ſchlägt ſie auf 16,000 Mann an. So ſtark giebt ſie auch Friedrich der Große.

fanterie, die in drei Brigaden getheilt war. Guſtav Oxenſtierna führte die Artillerie. Der linke Flügel, welchen die Brandenburger bildeten, war durch 5 ſchwediſche Escadrons verſtärkt, um beide Flügel gleich ſtark zu machen; dieſer ſelbſt ward durch den Kurfürſten befehligt; ihn begleitete ſchwediſcher Seits Wrangel, Großadmiral und General-Lieutenant des Reichs. Der Graf von Waldeck, und unter dieſem die Generäle Kanneberg, Tott und Böttiger, befehligten die Cavallerie dieſes Flügels. Die Infanterie, welche aus fünf brandenburgiſchen und zwei ſchwediſchen Brigaden beſtand, war unter Sparr's Befehl, unter dem Graf Joſias von Waldeck und Goltz als General-Majors dienten, und bildete das Centrum. Bei ihr befand ſich das brandenburgiſche Geſchütz, 30 Feuerſchlünde, unter denen mehrere Haubitzen. — Die Polen beſtanden aller Wahrſcheinlichkeit nach aus 8000 Mann regelmäßiger Cavallerie, aus 8000 Freiwilligen, 10,000 tartariſchen Reitern und nur 4000 Mann Infanterie, was ein Total von etwa 30,000 Mann geben würde. So hoch nämlich, jedoch wahrſcheinlich um 10—15,000 Mann zu niedrig, ſchlägt ſie Graf Plater in ſeinen sièges et batailles qui ont eu lieu en Pologne an. Sonſt weichen alle Schriftſteller in ihren Angaben ſehr von einander ab — findet ſich doch ſogar eine hiſtoriſche Notiz vor, die von 174,000 Mann redet. — Die Polen hatten etwas vor der Brücke, welche ungefähr an dem Orte lag, den man heute Spadek nennt, einige tüchtige Retranche-

ments aufgeworfen, welche bei der Weichſel anfingen, ſich auf einem Höhenzuge fortzogen und rechts an einen Moraſt ſtießen, der zugleich die rechte Flanke deckte. Auf der anderen Seite des Moraſtes lag ein baſtionirtes Werk, das dieſe Front gleichſam ſchloß. Von hier aus begleitet eine dünenartige Bergreihe den Fluß faſt parallel. Dieſe zieht ſich bis zur Weichſel und war in ihrer Mitte gleichfalls verſchanzt, ſo daß die Stellung der Polen einem Rectangel glich, von dem zwei Seiten der Weichſel, die zwei verſchanzten aber den Straßen von Sierock und Brzesc Litewsk zugewandt ſind. Hinter jenem Retranchement nun, das der Anmarſchlinie der Verbündeten zugewandt war, ſtand die polniſche Infanterie. Die Cavallerie deckte in einer ſehr tiefen Aufſtellung die ganze Gegend zwiſchen der Schanze und der Weichſel. Der Zugang zur Front dieſer Stellung ſelbſt war durch den Fluß und den Wald von Bialolenka ſo eingeengt, daß ſie nur eine ſchmale Angriffsfront gewährte. Hierbei wurden die Truppen noch durch eine Batterie vom andern Ufer her, welche die Königin Marie Louiſe angeblich in Perſon befehligte, beunruhigt. Nichtsdeſtoweniger drangen die Verbündeten von dieſer Seite her gegen die Aufſtellung der Polen vor.

So wie ſich die Armee in das Defilee begab, detachirte der König vom linken Flügel General Wrangel, um an der Liſiere des Holzes von Bialolenka fortzugehen, und den Feind, der aus

dem Lager den Schweden entgegen gekommen war, anzugreifen. Wrangel ward in der Gegend, wo heute das Dorf Zyran liegt, um etwa 2 Uhr heftig von den Tartaren angegriffen, vollführte aber deſſenungeachtet den ihm gegebenen Auftrag mit eben ſo viel Geſchick als Glück. Aber ſeine Hitze führte ihn bis an das Lager der Polen. Der König, fürchtend, daß ihm der Rückzug abgeſchnitten werde, ſandte ihm Douglas mit vier Compagnien nach, der gerade zur rechten Zeit ankam, um Wrangel aus einer unangenehmen Situation zu retten. Einzelne Geſchütze unterhielten während dieſes Kampfes ein lebhaftes Feuer, das die Polen auf der ganzen Front ſtark erwiederten. Ein großer Staub, der ſich bald darauf erhob, trennte die beiden Heere — die hereinbrechende Nacht ſetzte vollends dem Angriffe ein Ziel. Die Verbündeten zogen ſich darauf etwas zurück, lagerten aber dicht an der feindlichen Aufſtellung. — Hiermit ſchloß der erſte Akt dieſes blutigen Dramas, das am andern Tage mit erneuerter Vehemenz fortgeführt werden ſollte *). —

Mit Anbruch des andern Tages recognoscirten die beiden Kriegsfürſten die Stellung des Feindes aufs Neue. Bei näherer Beſichtigung derſelben

---

*) Der Plan der Okolic Warszawy (des Environs de Varsovie), den der königl. polniſche Generalſtab 1829 herausgegeben, reicht zur Verſtändniß der Erzählung ganz aus.

drängte ſich ihnen die Ueberzeugung auf, daß von einem Frontalangriff derſelben kein ſonderliches Reſultat zu erwarten. Es ward daher ein Linksabmarſch beſchloſſen, um die feindliche Stellung von ihrer ſchwächeren Seite — von Oſten her — anzugreifen. Die Brandenburger, um dieſe Bewegung zu ſchützen, ſollten demnach an der Liſiere des Gehölzes von Bialolenka fortgehen, am Weſtende deſſelben links ſchwenken und ſich an deſſen Oſtende formiren, um den Schweden ſo die Möglichkeit zu gewähren, hinter ihnen wegzumarſchiren und in der neuen Schlachtordnung den linken Flügel einzunehmen. Dieſe Bewegung war jedoch höchſt ſchwierig. Da ein Flankenmarſch unter den Augen eines in Poſition ſich befindenden Feindes von den größten Nachtheilen hätte werden können, ſo beſchloß der Kurfürſt, lieber durch den Wald zu gehen. Dieſer aber höchſt ſchwierige Weg führte durch einen großen Moraſt, der häufig erſt durch Faſchinen praktikabel gemacht werden mußte. Der Kurfürſt lief überdieß Gefahr, nicht allein während des Marſches beunruhigt zu werden, er konnte endlich beim Debuſchiren aus dem Walde feſtgehalten, und zugleich in der Queu und der rechten Flanke angegriffen werden. Es war ſogar nicht unmöglich, die beiden Flügel gänzlich getrennt und iſolirt angegriffen zu ſehen. Nichtsdeſtoweniger ward die Bewegung begonnen. Der König von Schweden rückte zu dieſem Behuf wieder in die Stellung, welche er des Abends vorher inne ge-

habt, und zog ſowohl die Aufmerkſamkeit, als das Feuer des Feindes auf ſich. Der Kurfürſt rückte ſeinerſeits unverdroſſen vor und gelangte endlich, nachdem er einen Theil des Waldes durchſchritten, auf einen Hügel, der am ſüdöſtlichen Ausgange des Waldes ſich längs deſſelben hinzieht. Die Polen hatten unterdeſſen 6000 Tartaren detachirt, welche den Wald in einiger Entfernung umgehen und den König im Rücken angreifen ſollten, während ſich zugleich ein Theil der Truppen aus dem Lager gegen den Kurfürſten in Bewegung ſetzte. Der König warf jedoch an der Spitze von 6 Escadrons aus dem dritten Treffen die Tartaren zurück und fuhr fort, den Feind in der Front zu beſchäftigen. Zu dieſem Behuf hatte er ſeine Infanterie und Cavallerie der Art geſtellt, daß die Bataillone und Schwadronen alternirten. Die Artillerie ſelbſt war an geeigneten Orten aufgeſtellt. Der Kurfürſt ſeinerſeits ward jetzt von jenen flüchtigen Reitern im Rücken, und zugleich von den Polen, welche aus dem Lager vorgerückt waren, mit Heftigkeit angegriffen. Die guten Anſtalten des erfahrenen Führers jedoch, ſo wie der Muth und die Standhaftigkeit der Truppen ließen jene Angriffe ſcheitern. Doch hatte es der König von Schweden für nöthig gehalten, ſeinem Bundesgenoſſen zwei Brigaden Infanterie auf demſelben Wege, den der Kurfürſt genommen, zu Hülfe zu ſenden. Zugleich dachte er daran, der critiſchen Lage ſeines Mitfeldherrn durch ſeinen Linksabmarſch

ein Ende zu machen. Dieſe Bewegung war jedoch des Weges, welchen er zu nehmen, als der ſteten feindlichen Angriffe wegen, ſehr ſchwierig. Der Weg, den der Kurfürſt gezogen, war durch den Marſch der Artillerie durchaus ungangbar geworden — es blieb alſo nur übrig, der Direction zu folgen, welche die Tartaren genommen, als ſie ihm in den Rücken gefallen. Der Abmarſch aus ſeiner Stellung jedoch war der Nähe des Feindes wegen ſehr ſchwierig. Als dieſer ſich aber aus den Retranchements auf die Schweden ſtürzte, ward er ein für allemal beſonders durch die Kartätſchen der Schweden blutig zurückgewieſen, und dieſen Moment benutzte nun der König, um abzumarſchiren, während ſeine Avantgarde in ſtetem Scharmuziren mit dem Feinde blieb. So gelang es dem Könige, an der Oſt-Liſiere des Bialolenker Waldes aufmarſchiren und ſich unter dem Schutze der brandenburgiſchen Truppen formiren zu können. Zwei Regimenter unter General Bülow waren jenſeits des Holzes geblieben, um die feindlichen Bewegungen von jener Seite her noch ferner zu beobachten. —

Hiermit war eine neue Schlachtordnung nöthig geworden. Die Brandenburger ſollten jetzt den rechten Flügel erhalten, während die Schweden ſich links derſelben formiren wollten. Nach Puffendorff wollte der König ſich an der brandenburgiſchen Aufſtellung links vorüberziehen und direkt auf den Feind marſchiren, der ſeine ganze

Kraft auf ſeinem rechten Flügel conzentrirt hatte. Er hatte zu dieſem Behuf einige Brigaden Infanterie und einige Geſchütze vorgenommen, mit denen er der Cavallerie folgen wollte. Aber noch auf dem Marſche ward er wahrſcheinlich von den überall heranſprengenden Tartaren angegriffen, und erſt ſpäter vermochte er ſich in das neue Verhältniß zu finden. Da nun die Polen zu gleicher Zeit eine Veränderung ihrer Front vornahmen und ſich zu beiden Seiten der den rechten Flügel ihrer früheren Stellung deckenden Redoute zum Angriff formirten, ſo ſäumten ihre Feinde gleichfalls nicht, eine neue ihnen parallele Aufſtellung zu gewinnen. In dieſer lehnte die verbündete Armee ihren rechten Flügel an den Wald von Bialolenka, deſſen Liſiere ſie beſetzt hielt, den linken aber an Brudno. Die Infanterie bildete hierbei das Centrum, die Cavallerie die beiden Flügel. Zwei Linien formirten die Hauptaufſtellung; eine dritte, die in einiger Entfernung von dem zweiten Treffen in dritter Linie ſtand, bildete die Reſerve.

Es mochte 2 Uhr Mittags ſeyn, als beide Armeen hiermit fertig waren. Da brach der rechte Flügel der Polen mit einer unbeſchreiblichen Vehemenz gegen den linken Flügel der Schweden vor, während zugleich 5000 Huſaren und Gepanzerte ſich auf die Front derſelben ſtürzten. Einige ſchwediſche Escadrons, welche zu zeitig ihr Feuer abgegeben, wurden gänzlich entrainirt, und entweder umgeritten, oder niedergehauen. Doch die

zweite Linie rückte den Polen entgegen und warf ſich ihrerſeits mit dem größten Erfolge auf ſie. Sie wurden gänzlich auseinandergeſprengt und flohen eiligſt davon, oder warfen ſich auf die Brandenburger, welche ſie nicht minder entſchloſſen zurücktrieben. — Zu gleicher Zeit waren die Tartaren aus dem Walde von Brudno und um Brudno, welches ſie angeſteckt hatten, den Schweden in den Rücken gefallen. Hierbei kam es zu einem ſehr lebhaften Gefecht. Der König führte ihnen ſelbſt ein Regiment entgegen *), während er ſich in einigen an zweckmäßigen Orten aufgeſtellten Truppen einen Hinterhalt menagirte. In dem Durcheinander jedoch, welches der lebhafte Kampf herbeiführte, ward der König von ſeinen Leuten getrennt, und ſah ſich, von nur einem Adjutanten, Travenfeld begleitet, in einen Einzelkampf gegen ſieben Tartaren verwickelt. Nachdem er zwei erſchoſſen und einen, deſſen Lanze ſich in ſeinem Zaum verwickelt, ebenfalls erlegt hatte, eilte er Travenfeld zu Hülfe, der gleichfalls zwei erſchoſſen hatte und mit den anderen beiden noch kämpfte. Dieſe flohen, als ſich der König ihnen nahte. Durch die guten Anſtalten, welche der König getroffen, ſahen ſich die Tartaren jedoch endlich genöthigt, zu fliehen.

*) Profeſſor Dr. Stuhr ſagt in ſeiner Beſchreibung dieſer Schlacht, im Ledebur'ſchen Archive für Geſchichte des preußiſchen Staats, III. I., daß dieß des Kurfürſten Leibregiment geweſen.

Die Polen dagegen wiederholten ſowohl gegen die Schweden als die Brandenburger ihre Angriffe, wurden jedoch von beiden mit Verluſt zurückgeworfen. Ein neuer Angriff der Tartaren gegen der Schweden linke Flanke und den Rücken um Brudno herum hatte einen ähnlichen Ausgang, wie der erſte Verſuch.

Nachdem ſich die Schweden und Brandenburger wieder formirt, beſchloſſen ſie ihrerſeits, die Offenſive zu ergreifen. Dieſe war beſonders gegen die Höhe gerichtet, welche Praga in einiger Entfernung deckte und welche in ziemlich gerader Linie von der ſchon mehrfach erwähnten Schanze, auf dem rechten Flügel der urſprünglichen Stellung der Polen nach der Weichſel zu, zieht. Doch erwähnen polniſche Berichte dieſes Angriffs weiter nicht. Wie jedoch dem auch ſey, ſo zogen ſich die Verbündeten bald zurück, ſey es nun, daß der Angriff nicht geglückt, oder daß man ihn der vorgerückten Tageszeit und der Ermüdung der Truppen wegen aufgab. Ueber die Stellung, welche die Schweden während der Nacht einnahmen, ſind die Commentatoren ſehr getheilt. Stuhr ſagt, daß der König ſich zwiſchen den Wald von Bialolenka und das Dorf gleiches Namens zurückgezogen, und daß das übrige Fußvolk vor dem Dorfe ſtehen geblieben. Der Kurfürſt dagegen bezog mit ſeinen Truppen die Stellung, welche er am Morgen des zweiten Schlachttages inne gehabt. Skjöldebrand in ſeiner histoire militaire et politique des Rois

de Suède de la maison Palataine de Deux-Ponts ſagt, daß der König fit battre la retraite et résolut de passer la nuit dans la plaine, où il forma de son armée un triangle, pour faire front de tous côtés; l'aile de l'Electeur garda sa position — la cavalerie suédoise, avec ses trois bataillons, se porta vis-à-vis du bois de Biallolenka, et le reste de l'infanterie au devant du village incendié. — Plater, der das Dreieck Skjöldebrand's beibehalten, plazirt dieß, von beiden Schriftſtellern abweichend, zwiſchen Brudno und dem Wege nach Wilna — heute der großen Straße nach Brzesc Litovski. — Gut ausgeſtellte Wachen ſicherten das Lager gegen jeden Ueberfall; die Polen kehrten in ihre Verſchanzungen zurück und ſtellten ſich, der größere Theil derſelben à cheval der Wilnaer Straße, etwa 250 Toiſen von Praga auf. Die Infanterie behielt die Schanze am Walde, ſo wie die Retranchements in deſſen Flanke beſetzt. Die weniger zuverläſſigen Truppen lagerten hinter der regelmäßigen Reiterei. Wo die Tartaren gehauſt, iſt nirgends mit Beſtimmtheit angegeben. —

Der zweite Schlachttag hatte die Zuverſicht der Verbündeten geſteigert und die der Polen ſehr herabgedrückt. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß ſchon in der Nacht, welche ihm folgte, viele der beſſeren Truppen von dannen zogen und daß ſich die Armee zu desorganiſiren begann. Der König ſelbſt ließ ſeiner Gemahlin ſagen, daß für ſie keine Sicherheit

mehr in Warſchau ſey. Die Desorganiſation der unregelmäßigen Truppen, beſonders des Aufgebots, war bereits ſo groß, daß Wachen an der Brücke aufgeſtellt werden mußten, um das Ausreißen der Leute zu verhindern.

Mit Tagesanbruch traten die Schweden und Brandenburger wieder unter Gewehr, um den Angriff aufs Neue zu beginnen. Die Schlachtordnung war dieſelbe wie am vorhergehenden Tage, nur daß der König mehr Infanterie auf die Flügel ſtellte, um ſo den heftigen Angriff der polniſchen Reiterei zu brechen. Ferner entſandte er ein Bataillon in den Wald von Bialolenka, um die Stellen, auf denen die Feinde am vorigen Tage herausgekommen, zu verhauen. Der König wollte dann zwiſchen dem Walde von Bialolenka und dem Pragaer Gehölz, das in ſeiner linken Flanke lag, vorrücken, fand jedoch dieſes ſtark vom Feinde beſetzt. Der brandenburgiſche Feldzeugmeiſter Sparr und Jacob de la Gardie wurden hierauf mit 1200 Mann Infanterie, 300 Pferden unter Oberſt Galle und der nöthigen Artillerie entſandt, den Feind aus dem Pragaer Gehölz zu vertreiben. Nach einer lebhaften Canonade gegen denſelben drang Sparr endlich ſelbſt in den Wald, verjagte den Feind daraus und verſprengte ihn nach allen Seiten. Eine Bewegung der polniſchen Reiterei, um dieſes Unternehmen zu hintertreiben, blieb ganz ohne Erfolg, obwohl die Reiterei die Schlachtordnung der Verbündeten überall umſchwärmte und

ſie zwang, nach allen Seiten — Stuhr ſagt nach den vier Weltgegenden — Front zu machen. Der König, ſo wie er den Pragaer Wald vom Feinde gereinigt, und zugleich die Unachtſamkeit ſah, mit welcher die vor ihm liegenden Hügel gehütet waren, entſandte ſofort den Oberſten Taube mit ſeiner Garde — dem lifregementet — um davon ſo viel wie möglich zu vortheilen. Die Polen wurden bis gegen die Weichſel getrieben, wo ſie ſich dann ernſtlich wieder ſetzten. Dieſen Augenblick glaubte der König benutzen zu müſſen. An der Spitze der erſten Linie des linken Flügels griffen er und Prinz Adolph Johann nun den Feind an und drangen gegen die Hügelreihe, welche die Stärke der polniſchen Schlachtlinie bildete, vor. Wie es ſcheint, ward der Feind ohne Mühe geworfen. Der Choc, welcher das Centrum traf, trennte die beiden Flügel. Die Reſultate waren brillant — eine Menge Standarten und Pauken und Gefangene fielen in der Schweden Hände. — Zu gleicher Zeit hatte der Kurfürſt mit den beiden erſten Linien ſeines Flügels die Polen angegriffen. Zuvörderſt ſcheint der Angriff ein Cavallerie-Corps getroffen zu haben, das ſich unter Anführung des Generals Pulobinski auf der Straße durch den Bialolenker Wald retten wollte. Es ward auseinandergeſprengt und eine große Menge von Menſchen niedergehauen. Zugleich rückte die brandenburgiſche Infanterie vor, nahm die wiederholt ſchon erwähnte Schanze und bemächtigte ſich zu gleicher

Zeit

Zeit der geſammten polniſchen Artillerie. Die polniſche Infanterie, von den Brandenburgern angegriffen, ſenkte die Fahnen und verlangte zu capituliren, benutzte jedoch die hierdurch entſtandene Pauſe und zog ſich über die Weichſelbrücke auf das jenſeitige Ufer. Die Polen fochten jetzt nur noch in einzelnen Haufen; von einer zuſammenhängenden Schlachtordnung war fortan nicht mehr die Rede. Aber da entbrennt plötzlich im Rücken des Heeres ein neuer Kampf, der ſehr nachtheilig hätte werden können, wenn die Vorſicht des Commandirenden nicht Anſtalten von Hauſe aus getroffen, dieſem zu begegnen. — 18,000 Tartaren angeblich ſtürzten nämlich aus der Gegend von Brudnia auf die ſchwediſchen Truppen, welche noch in ihrer Aufſtellung, die ſie bei Beginn des Treffens gehabt, geblieben waren. Dieß war das zweite Treffen und ein Theil des dritten des linken Flügels. Ein Theil des dritten war nämlich zur Beſetzung der vom erſten genommenen Höhen vorgezogen worden. Der Prinz von Sultzbach, welcher die zurückgebliebenen Truppen befehligte, traf die beſten Anſtalten zur Abwehr der Feinde, welche er denn auch nach einem kurzen aber ſehr heftigen Kampfe, in dem die Tartaren mehrere Tauſend Mann auf dem Kampfplatze gelaſſen haben ſollen, zurückwarf. —

Unterdeſſen hatten ſich auf dem äußerſten Flügel die Polen aufs Neue geſammelt. Namentlich that hier der König Johann Caſimir in Per-

ſon Alles, um den Sieg ſeiner Gegner zu verzö-gern. Die Polen gingen nochmals zum Angriff gegen den linken Flügel der Verbündeten über und warfen ſich unter einem fürchterlichen Geſchrei auf ihn. Doch an der Schweden Standhaftigkeit und Muth ſcheiterte auch dieſer mit einer Art von Ver-zweiflung ausgeführte Angriff. Einmal zurückge-ſchlagen, verſuchten die Polen keinen weiteren Wi-derſtand. Sie wenden ſich nun eiligſt zur Flucht. So wie der König ſelbſt über die Brücke geeilt, ward dieſelbe abgebrannt, und Alles, was ſich nun noch auf dem rechten Weichſelufer befand, erlag dem Schwerte des Siegers. Die flüchtigen Po-len wandten ſich nach Lublin, wo ſie ihre Armee aufs Neue organiſirten. Der König, anfangs feſt entſchloſſen, ſich unter jeder Bedingung mit ſeinen Gegnern zu einigen, ward andern Sinnes, als ſeine Geſandten aus Wien heimkehrten, die zwar keine Hülfe, aber viele Verſprechungen mitbrachten. — Die Verbündeten, welche den 21. noch in War-ſchau einrückten, beſchränkten ihre Verfolgung auf Entſendung einiger Detachements leichter Reiterei, einerſeits, weil die dreitägige Schlacht die Armee ſehr entkräftet hatte, andererſeits, weil es in des Kur-fürſten Intereſſe lag, den geſchlagenen Gegner nicht gänzlich zu vernichten. Die Trophäen des Sieges beſtanden, außer der Einnahme Warſchaus, in der geſammten feindlichen Artillerie, einer reichen Beute an Waffen und einigen Tauſend Gefangenen. Das Schlachtfeld ſollen 4000 Leichen gedeckt haben. Den

eigenen Verluſt geben die Verbündeten auf nur 400 Mann, Plater ſchlägt die Todten auf Seiten der Polen auf nur 2000 Mann an, und meint, daß der der Verbündeten natürlich geringer ſeyn müſſe.

Die allgemeinen ſowohl, als ſpeziellen Verhältniſſe bei dieſer Schlacht geben zu intereſſanten Betrachtungen Veranlaſſung. Der Anmarſch der Verbündeten gehört mit zu den kühnſten kriegeriſchen Conceptionen neuerer Zeit, und die Ausführung ſelbſt zeugt von eben ſo viel Geſchick, als Takt der beiden Heerführer.

Wie es ſcheint, ſo war K. Guſtav nicht genau von dem Terrain unterrichtet, auf dem er ſich am erſten Tage ſchlug *). Zwiſchen der Weichſel und dem Walde von Bialolenka konnten nur 12 Escadrons und 2 Bataillone deployirt und zum Treffen aufgeſtellt werden. Rechts ward der Anmarſch der Truppen durch eine Batterie am linken Weichſelufer beläſtigt; links beengte der Wald, welcher noch in der Gewalt des Feindes war, jede Bewegung; in der Front ſetzte die ſtarke Stellung der Polen einem Gewaltangriff viele Schwierigkeiten entgegen. Ueberdieß waren die taktiſchen Maßregeln nicht der Art, um eine Entſcheidung durch ſie herbeizuführen. Wollte man von dieſer Seite

*) Dieß ſcheint jedoch kaum glaublich, da er einige Zeit nach ſeinem Uebergange über den San in dieſer Gegend gelagert hatte.

her ernſtlich angreifen, ſo hätte man Batterien bilden, und die Armee unter deren Schutz ſo raſch wie möglich das Defilee durcheilen und ſich formiren müſſen. Hiermit wäre aber immer nur erkämpft worden, ſich unter dem feindlichen Feuer vor der ſtärkſten Seite zum Gefecht aufſtellen zu können — ein wenig erſprießlicher Vortheil, der überdieß durch die Nachtheile überwogen ward, einen faſt inpracticabeln Wald im Rücken, und ſeine einzige, von einer feindlichen Batterie beherrſchte, Rückzugslinie auf dem äußerſten rechten Flügel zu haben. Wir glauben alſo nicht, daß es dem Könige ſonderlich Ernſt geweſen, von dieſer Seite her anzugreifen. Er glaubte ſeinem Gegner vielleicht im erſten Anlauf einige günſtige Chancen abzugewinnen und ſolche im Laufe des Gefechts dann zu erweitern.

Die Veränderung des Schlachtplans für den zweiten Tag entſprach der Förderung der Sache unbedingt weit mehr, war jedoch mit Schwierigkeiten mancher Art verknüpft. Es kam darauf an, einen Flankenmarſch in Gegenwart eines in der Nähe gut aufgeſtellten Feindes zu machen, der den Marſch in jedem Augenblick unterbrechen und ſehr gefährden konnte. Die Ausführung deſſelben, corpsweiſe, wenn wir uns dieſes Ausdrucks bedienen dürfen, ward muſterhaft durchgeführt. Der Erfolg davon ſcheint dem Kurfürſten zu gehören, der in dem beſchwerlichen und vom Feinde entweder beſetzten oder doch beobachteten Walde einen Weg

auffand, der ihn ungefährdet an die Liſiere führte, wo er ſich alsbald eines vortheilhaften Punktes bemächtigte, der nicht allein ihn ſelbſt gegen jedes Unternehmen des Feindes, ſondern auch dem folgenden Corps das Debuſchiren ſicherte. Die Wahl dieſes Punktes zeugte für den großen kriegeriſchen Takt des Kurfürſten. Doch auch des Königs Beginnen, um ſowohl der Bewegung des Kurfürſten förderlich zu ſeyn, als ſeine Bewegung ſelbſt einzuleiten, verdient alle Anerkennung. Die Heere, einmal wieder taktiſch verbunden, liefern nun eine Schlacht, nach allen Regeln der Kunſt jener Zeit, doch mit ſteter Modifizirung der durch das Terrain ſowohl, als die Kriegsart des Feindes bedingten Verhältniſſe. Hierin überhaupt offenbart ſich die militairiſche Bedeutſamkeit und der Geiſt beider Führer. Des Gewinns der Schlacht einmal gewiß, formiren ſie mehrere Colonnen — Plater ſagt fünf — und drangen zu gleicher Zeit den Feind mit dem einen Flügel von der Brücke ab, mit dem anderen gegen den Fluß ſelbſt. — Nachdem der Sieg am dritten Tage errungen worden, verfolgen die beiden verbündeten Heere den Feind nur ſo lange vereint, als die Nothdurft dieß heiſcht. — Gegen den Vorwurf, daß das Heer ſelbſt ohne eine Art von Baſis vorgezogen, ſichert es die innere Tüchtigkeit deſſelben. Von einem Feinde, wie die Polen zu dieſer Zeit waren, konnten die Verbündeten wohl momentan zurückgedrängt, doch niemals geſchlagen werden. Sehr richtig ſagt da-

her Graf Plater in ſeinem ſchon angeführten Werke: la bataille de Varsovie confirma le principe, tacitement adopté par les généraux de la république, que les Polonais ne pouvaient hasarder de bataille rangée qu'avec les Turcs, ou les Russes d'alors, et non pas avec des troupes disciplinées à la moderne, comme étaient celles de Charles Gustave ou de Fréderic Guillaume.

Von den taktiſchen Details dieſer Schlacht ſelbſt haben wir durchaus keine genügende Auskunft. Wir müſſen daher annehmen, daß ſie ganz den taktiſchen Formen jener Zeit analog geweſen, d. h. faſt noch ſo, wie wir ſie am Beſchluß des dreißigjährigen Krieges geſehen. Beſchreibungen, aus denen wir dieß mit Gewißheit folgern könnten, haben wir freilich nicht. Wir müſſen daher bei den Darſtellungen davon ſtehen bleiben, welche unmittelbar darauf nach archivariſchen Nachrichten und den Mittheilungen noch lebender Zeitgenoſſen gegeben worden. Hier ſteht das ſchon öfters erwähnte Werk von Skjöldebrand obenan, das uns die Copie der Darſtellungen giebt, welche nach den Berichten und Zeichnungen des bekannten General-Feldmarſchalls Dalberg, der unter drei Königen hohe militairiſche Stellen bekleidete, und die von dem berühmten Maler Lembke im Dienſte der Wittwe Karl Guſtav's, Hedewig Eleonore, ausgeführt wurden, und ſich noch im Schloſſe zu Drottningholm finden. Die Schlacht

von Warſchau ähnelt hiernach in ihren taktiſchen Details faſt ganz einer Schlacht des dreißigjährigen Krieges ſpäterer Periode, d. h. wie man ſich mit Vernachläſſigung der von Guſtav Adolph erfundenen und in Anwendung gebrachten Taktik ſchlug. Wir finden hier die größern taktiſchen Haufen der Kaiſerlichen (Terzias) wieder, ganz in der alten Art formirt — nur waren ſie nicht ſo ſtark und beſtanden nur aus vier Fähnlein. — Die Untermengung der Infanterie und Cavallerie findet ſich gleichfalls, ebenſo wie die kleineren Haufen Reiterei von 8 Pferden Front und 3 bis 4 Pferden Tiefe, welche mehrentheils einzeln, und nur, wo es die Nothdurft erforderte, als größere Geſchwader formirt, angewandt wurden. Wo es die Umſtände verlangten, war Infanterie zur Verſtärkung der Cavallerie in großen Haufen eingeſchaltet. Wir finden ſolche daher in dieſer Periode bald auf den Flügeln, bald in der Mitte, oft auch als Reſerve mit Cavallerie auf den Flügeln. Von der Vertheilung der Infanterie-Piquets zwiſchen den einzelnen Reitergeſchwadern findet ſich in dieſer Periode keine Andeutung. Die Cavallerie war übrigens jetzt ihrer urſprünglichen und richtigen Beſtimmung näher gebracht. Zwar bediente man ſich noch viel des Feuergewehrs, beſonders wenn man den Choc des Feindes erwartete; griff aber dann alsbald zum Degen und ſuchte durch den Choc in letzter Inſtanz ein Reſultat herbeizuſchaffen. Karl Guſtav ſowohl als der Kurfürſt ſelbſt fochten

tapfer an der Spitze ihrer Reiterei. Am erſten Tage zeigen uns die Darſtellungen Skjöldebrand's die Cavallerie in erſter, die Infanterie in zweiter Linie, und dann folgen mehrere Cavallerietreffen hintereinander. Die Truppen waren en quinconce geſchaart, ſo daß der Infanteriehaufen immer durch vier Reiterhaufen geſchirmt war. Einzelne Kanonen waren vor der Cavallerie aufgefahren, um die aus der Verſchanzung feuernden Geſchütze der Polen zu bekämpfen. Am zweiten Tage bildete die Infanterie das Centrum, doch finden wir auf dem linken Flügel Infanterie eingeſchaltet, um auch hier, bei einer etwanigen Ueberwältigung der Cavallerie, eine Waffe zu haben, an der ſich der Muth der polniſchen Reiterei brechen möchte. Dieſe Maßregel wiederholt ſich in verſchiedenen Schlachten dieſer Periode, unter andern auch bei Czarnowa, wo in beiden Treffen Infanterie und Cavallerie alterniren. Die Artillerie am zweiten Tage war nicht batterieweiſe vereint, ſondern vor der ganzen Front zerſtreut. Wie es ſcheint, ſo war ſie vor der Infanterie nicht ſo ſtark wie vor der Cavallerie. Wenigſtens ſtellt ſich dieß ganz entſchieden bei den Brandenburgern heraus. Für den dritten Tag war die taktiſche Form dieſelbe. Doch kamen die beiden verbündeten Heere allmählig aus jedem taktiſchen Verbande. Während die Brandenburger ſich rechts hielten und in der Direction der Brücke vordrangen, zogen ſich die Schweden immer links und erreichten mit ihrem linken

Flügel allmählig die Weichſel in der Gegend, welche heute die ſächſiſche Kempe heißt. Die Macht der Polen einmal gebrochen, kam es auch weiter nicht darauf an, taktiſch geſchloſſen zu bleiben.

Von der Taktik alſo, welche Guſtav Adolph ins Leben gerufen, finden wir in dieſer Schlacht keine Spur mehr. Wir erinnerten an dieſe Erſcheinung bereits bei Gelegenheit der Schlacht von Jankowitz. Wenn alſo unſere militairiſchen Schriftſteller von den großen Veränderungen reden, die Guſtav Adolph in der Kriegskunſt bewirkt haben ſoll, ſo iſt dies in ſo fern falſch, als ſie hier ganz unerwähnt laſſen, daß ſeine Schlachten, ſeine Taktik als iſolirte Erſcheinungen daſtehen, die kaum als ein Anfang eines neuen Syſtems zu betrachten ſeyn dürfen. Man war im Gegentheil von ſeinen Verbeſſerungen zu dem Syſtem der Gegner zurückgekehrt, die dabei eben ſo oft als Sieger, denn als Beſiegte erſcheinen.

Von den allgemeinen Verhältniſſen bei der polniſchen Armee ſtellt ſich durchaus nichts heraus, was einer Erwähnung werth wäre. Hätten ſie ihre Angelegenheit richtiger gewürdigt, ſo würden ſie vor allen Dingen die Schlacht gar nicht geliefert, oder, dieſe endlich angenommen, anders geführt haben. Am erſten Tage handelten ſie ganz richtig — am zweiten aber mußten ſie verſuchen, den Sachen durch eine kühne Offenſive eine andere Wendung zu geben. Der Moment dazu war eingetreten, als ſich die beiden Heere getrennt hatten. Das

Tartaren-Detachement, welches Karl Guſtav im Rücken angriff, mußte von regelmäßiger Reiterei unterſtützt werden und bedeutend ſtärker ſeyn. Zu gleicher Zeit mußte man dem Könige auch von vorn her heftig zuſetzen. Hätte man den König auch ſo nicht geſchlagen, ſo ward er doch feſtgehalten; die Vereinigung mit dem Kurfürſten, die ihnen allein gefährlich werden konnte, ward hintertrieben. Die Heere ohne Verpflegung und nach der Verſicherung Friedrich's II. sans prendre du repos ni de nourriture, et sans donner de fourrage aux chevaux würden, wenn man die Sache nur einige Tage ſo hingehalten, ohne Zweifel zum Zurückzuge bewogen worden ſeyn. Aber wir haben bereits geſehen, wie die Polen nur bei halben und ſchlechten Maßregeln ſtehen. Nichtsdeſtoweniger fochten Czarniecki, Georg Lubomirski und Johann Sobieski in ihren Reihen. Doch très probablement leur zèle, leur valeur et leurs talens échouèrent contre la vicieuse organisation de l'armée ſagt ihr Hiſtoriograph, worin ihm alle, welche den Verhältniſſen jener Zeit einige Aufmerkſamkeit geſchenkt, beiſtimmen werden. — Ueber die taktiſche Form der Polen in dieſer Schlacht ſowohl, als überhaupt aus dieſer Periode iſt wenig bekannt. Wie es ſcheint, ſo hatte ihre Infanterie dieſelbe Formation wie die ihrer Feinde, nur daß ſie dabei der inneren Tüchtigkeit derſelben entbehrte. Auch mochte das Ver-

hältniß der mit Piken und Gewehren Bewaffneten nicht daſſelbe ſeyn, indem weder der Staat, noch die Bewohner reich genug waren, Gewehre in hinlänglicher Anzahl herbeizuſchaffen. Die Heloten, welche Puffendorf anführt, und denen er acinaces, Senſen, ja ſogar bloße Stöcke beilegt, waren nichts weiter als die Kosinieri (Senſenbauern) unſerer Tage. — Die Cavallerie der Polen focht wahrſcheinlich in geringerer Tiefe aber in größerer Breite als die Gegner. Doch dürfen wir wohl mit Gewißheit annehmen, daß die Haustruppen der verſchiedenen Magnaten ganz nach der Phantaſie ihrer Herren geordnet waren. Der polniſche Edelmann, welcher beabſichtigte, eine Carriere zu machen, mußte damals viel Länder und Völker geſehen haben. Wir finden die Polen daher überall, beſonders aber in Frankreich, Spanien und Italien, ſeltener in Deutſchland. Jeder nun brachte von ſeinen Reiſen ſeine Anſichten mit, die er dann ins Leben treten ließ und nur nothdürftig mit dem Nationalen verſetzte. Als Grundprinzip jedoch ſcheint ſowohl bei den Kron- als Haustruppen feſtgeſtanden zu haben, durch einen tüchtigen Choc der Husarzen und beſſeren Truppen die Kraft des Feindes zu brechen und ihn hinterher durch die leichten Truppen verfolgen und vernichten zu laſſen. Dieſe Frontalangriffe waren zugleich mit zweckmäßigen Angriffen der Flügel und des Rückens verbunden — Nachhall aus den Kämpfen mit den

Ruſſen und Türken. — Des Feuergewehrs ſcheint ſich die polniſche Cavallerie nur wenig bedient zu haben; ihre Hauptwaffe blieb der Säbel.

Die Schlachten mit den Ruſſen und Türken, welche eigentlich die Blüte der polniſchen Kriegsgeſchichte bilden, tragen denſelben Stempel wie die Schlacht bei Warſchau. Die numeriſchen Mißverhältniſſe der Streitenden nöthigten die Polen meiſtens, zu verſchanzten Lägern ihre Zuflucht zu nehmen, die ſie dann gewöhnlich zum Pivot ihrer Bewegungen machten, bis irgend eine Combination, ein Zufall die Gelegenheit herbeiführte, der Criſis durch eine Schlacht ein Ende zu machen. An der Ausdauer der ſlaviſchen Stämme in dieſer Kriegsart überhaupt brach ſich die Kraft der Moslimims, und wir dürfen wohl ſagen, daß ſie zur Abwehrung des türkiſchen Jochs mehr beigetragen, als alle germaniſchen Stämme zuſammen. Sie thaten nach dieſer Seite zu, was auf einer andern ein Stamm der ugriſchen Völker, die Ungaren, mit gleicher Aufopferung verrichteten. Europäiſche Cultur ward durch Ungaren und Slaven mehr als einmal gerettet. Aber Deutſchland brachte Syſtem und Ordnung in dieſen Widerſtand und brach endlich die Macht der Moslimims völlig, als ſie ſich bereits müde gerungen.

Als 1683 die Türken unter Wiens Mauern erſchienen, war Deutſchland noch erſchöpft vom dreißigjährigen Kriege, deſſen Folgen die Kräfte des Reichs nach außen gebrochen — ein anderer Feind,

Ludwig XIV., hielt Deutſchlands Kräfte nach Weſten zu in Schach — eine unglückliche Politik hatte zugleich die mächtigern Reichsſtände dem Kaiſer entfernt, während ein kühner ungariſcher Rebell emſig bemüht war, aus der öſterreichiſchen Beute ſich einen Thron zu bauen. Vierundzwanzig Tauſend Mann waren die ganze disponible Macht, welche der Kaiſer Leopold I. dem Großvezir Kara Muſtapha und deſſen Hunderttauſenden entgegenſetzen konnte. In dieſer troſtloſen Lage hatte er die Hülfe ſeines Bundesgenoſſen Johann III. Sobieski's, des glücklichen Kämpfers gegen die Türken, in Anſpruch genommen. Dieſer hatte am 15. Juli, gerade an dem Tage, an welchem die Türken die Tranchee vor Wien eröffnet, Warſchau verlaſſen, um ſeinem Bundesgenoſſen zu Hülfe zu eilen. Der Zuſtand aber der Armee und des Landes hatten es ihm nicht möglich gemacht, die ſtipulirten 40,000 Mann aufzubringen, und er mußte ſich daher begnügen, nur mit 25,000 Mann von Krakau aus, wo die Armee ſich geſammelt, ſeinen Marſch anzutreten. Ueber Gleiwitz, Troppau, Ollmütz und Brünn erreichte er den 15. Auguſt Hollabrunn, wo ihm der Herzog von Lothringen, der Generaliſſimus der kaiſerlichen Armee, der in der Gegend von Tulln lagerte, einen Beſuch abſtattete. Am 6ten waren die geſammten Streitkräfte, über welche der König nun den Oberbefehl übernahm, an der Donau vereint. Folgendes iſt die Stärke derſelben nach polniſchen Berichten:

	M. Inf.	Pferde.	Canonen.
Polen	10,000	15,000	30
Polen in öſterr. Solde	—	3,000	—
Oeſterreicher	6,000	6,000	70
Bayern	8,000	3,000	25
Sachſen	7,000	3,000	30
Fränkiſche Contingente .	6,000	2,000	15
	37,000	32,000	170

Die Polen führte unter des Königs Befehl der Hetman Jablonowski; die Polen im Solde Oeſterreichs Lubomirski, die Oeſterreicher, zugleich als kaiſerlicher Generaliſſimus, der Herzog von Lothringen. Den Bayern befehligte ihr Kurfürſt Maximilian, den Sachſen der Kurfürſt Johann Georg, den fränkiſchen Contingenten endlich der Fürſt von Waldek *).

*) So geben die polniſchen Berichte die Truppenbeſtände an. Lochner in ſeinem Werke über den Antheil Johann Sobieski's und Johann Georg's IV. ꝛc. an dem Entſatz von Wien, redet von 18,000 Polen, 11,000 Sachſen, 12,000 Bayern, 9000 Franken und Schwaben und 20,000 Kaiſerlichen, in Summa von 70,000 Mann. Anders giebt die öſterreichiſche militairiſche Zeitſchrift deren Stärke, nämlich 27,100 Oeſterreicher, 26,600 Polen, 11,400 Sachſen, Bayern 11,300, Württemberger und fränkiſche Kreiscontingente 8400, oder 46,100 Mann Cavallerie und 38,700 Mann Infanterie, in Summa alſo 84,800 Mann mit 186 metallenen Geſchützen.

Der Uebergang über die Donau bei Tulln ward durch mancherlei Hinderniſſe verzögert, die Brücken brachen mehreremal — auch dürfte dabei der verſchiedenen Stämme wegen, aus denen das Heer beſtand, nicht die beſte Ordnung geherrſcht haben. Nach einigen beſchwerlichen Märſchen erreichte die Armee den 11ten den Kalenberg, von dem herab man Wien wie in Nebel und Rauch gehüllt liegen ſah. Plater in ſeinem öfters ſchon erwähnten Werke erzählt, daß die Deutſchen ihre geſammte Artillerie auf dem Marſche zurückgelaſſen, und daß es nur der größeren Anſtrengung des polniſchen Feldzeugmeiſters Konski gelungen ſey, die Artillerie ſeiner Armee fortzuſchaffen, et ce fut elle qui dut remplacer toutes les autres au moment de l'action, fügt er dann triumphirend hinzu. Dieſer Angabe läßt er es dann nicht an erbaulichen Redensarten fehlen, wie de nos jours, où les batailles ne sont presque plus que des combats d'artillerie, un deficit de 140 canons sur 176 entraînerait immanquablement la ruine de l'armée. — Auch die öſterreichiſche Zeitſchrift ſagt, daß auf dem Wege von St. André nach Kloſter Neuburg nur Konski's 25 Geſchütze gefolgt wären, fügt aber ausdrücklich hinzu, daß man bei Kloſter Neuburg gelagert, um Zeit zum Transport der Geſchütze zu gewinnen *). Am 11ten des Abends

*) Die Quelle dieſer Angaben iſt unbedingt Coyer im Leben Johann Sobieski's. Er widerſpricht

ſtand die Armee in drei Treffen auf dem Kalenberge. Den rechten Flügel des erſten Treffens bildeten die Polen, durch einige deutſche Infanterie-Regimenter verſtärkt, worauf der König beſonders beſtand, unter dem ſpeziellen Befehl deſſelben. Oeſterreicher, Bayern, ein Theil der fränkiſchen Contingente, und einige ſächſiſche Truppen bildeten unter dem Befehl des Kurfürſten von Sachſen das Centrum; den linken Flügel, aus Sachſen und Oeſterreichern beſtehend, befehligte der Herzog von Lothringen. Dieſes Treffen bildete 23 Bataillone und 54 Diviſionen, letztere zu circa 350—380 Pferden. Im zweiten Treffen folgten ſich vom rechten zum linken Flügel Polen (unter Konski), Oeſterreicher (unter Palfi), Bayern (unter Beauveau) und vereinigte Bayern, Sachſen und Oeſterreicher (unter Golz); vereinigte Oeſterreicher und Sachſen unter Leslie und Fürſt Lubomirski ſchloſſen den äußerſten linken Flügel. Die ganze Stärke dieſes Treffens betrug 20 Bataillone und 41 Diviſionen. Das dritte Treffen, oder die Reſerve, rangirte vom rechten nach dem linken Flügel in folgender Ordnung: Polen (unter Liszczeski), Oeſterreicher (unter Dimewald), combinirte Bayern, Sachſen, Oeſterreicher (unter Ge-

ſich aber ſelbſt, wenn er den König in ſeiner Disposition zur Schlacht ſagen läßt, daß, im Fall der Kurfürſt (im Centrum) nicht genug Geſchütz hätte, der Herzog von Lothringen ihn damit verſehen ſolle.

neral Leiha), combinirte Sachſen und Oeſter=reicher (unter dem Markgrafen von Baden und den Generalen Toff und Mercy). Die Stärke der Reſerve war nach der öſterreichiſchen militai=riſchen Zeitſchrift, aus der wir dieſe ordre de bataille überhaupt entnommen, auf 11 Bataillone und 28 Diviſionen angegeben *). Die in dieſe Treffen eingetheilte Artillerie ward von ihr auf 186 metallene Geſchütze angegeben.

Den Oberbefehl ſelbſt führte der König. Doch handelten er und der Herzog von Lothringen, trotz dem, daß Sobieski einſt ſein glücklicherer Ne=benbuhler bei Bewerbung um die polniſche Krone geweſen, in größter Eintracht. Der König folgte ſogar dem Plane, den ihm dieſer bei ihrer erſten Zuſammenkunft vorgelegt hatte. Stahremberg's lakoniſcher Brief, den am Vorabend der Schlacht ein Reiter, der über die Donau geſchwommen, brachte: Keine Zeit mehr verlieren, gnädigſter Herr, ja keine Zeit verlieren, ſo wie die Raketenſignale vom Stephansthurme mahnten gewaltſam zur Schlacht. — Nach einem feierlichen Gottesdienſte, bei dem der König den Prieſter am Altar bediente, und nach welchem er ſeinen Sohn zum Ritter ſchlug, ließ er das Signal zur Schlacht durch fünf Kanonen=ſchüſſe geben. Er ſelbſt eilte nach dem rechten Flü=

*) Vierter Band. 1813. 12. Heft. S. 130. — Auch in Bezug auf die Schlachtordnung weichen faſt alle Schriftſteller von einander ab.

gel. Der linke Flügel, der ſich ſofort in Colonnen in Marſch geſetzt, ſtieß zuerſt auf den Feind. Einige Hohlwege vor dem Dorfe Nußberg, in welchen die Türken lebhaften Widerſtand leiſteten, gaben Veranlaſſung zu einem lebhaften Gefecht. Aber die Türken wurden geworfen und das öſterreichiſche und ſächſiſche Fußvolk der erſten Linie gelangte bis auf den Kamm des Nußberges, wo es ſich hinter einigen Lehmmauern ſehr vortheilhaft aufſtellte. Das Centrum war während dieſer Bewegung durch die Waldungen des Lauterer- und Häudelberges vorgedrungen, und hatte verſucht, ſich durch eine Schlucht (Grinzing-Schlucht) dem feindlichen rechten Flügel zu nähern, der durch die auf dem Nußberge aufgeſtellten Geſchütze bedeutend anfing zu leiden.

Der türkiſche General bemerkte kaum die Gefahr, welche ihm die Wegnahme des Nußberges zu Wege bringen mußte, als er ſofort Befehl gab, ſich deſſelben wieder zu bemächtigen. Die Türken rückten zu dieſem Behuf in drei Colonnen vor. Die Angriffe wurden von einer Colonne gegen die Front, von den beiden anderen aber gegen die Flügel gerichtet. Erſt nach einem lebhaften und blutigen Kampfe, in dem die ſächſiſche Infanterie in letzter Inſtanz den Ausſchlag gab, neigte ſich hier das Glück auf Seiten der Chriſten. Doch die Türken rückten aufs Neue vor und wurden erſt durch die vereinten Anſtrengungen der Oeſterreicher und Sachſen, und beſonders durch einen Flankenangriff

der Letzteren, bis in das coupirte Terrain unmittelbar vor Nußdorf ſelbſt zurückgeworfen. Hier kam es aufs Neue zu einem blutigen Gefecht, in dem der Herzog von Croy verwundet und ſein Bruder an ſeiner Seite erſchoſſen ward. Die Gefahr ward hier durch den ſtets erneuerten Andrang der Türken ſo drohend, daß man bereits den Rückzug nach dem Nußberge anzutreten begann.

Vier ſächſiſche Dragoner-Diviſionen jedoch, welche der Markgraf Ludwig von Baden zur rechten Zeit abſitzen ließ, hielten die Türken ſo lange auf, bis ſächſiſche Infanterie heranrückte und die Feinde durch einen Flankenangriff zum Weichen brachte. Die Moslimims wurden durch dieſe kühne Bewegung bis gegen Döbling, über ¼ Meile von Nußdorf, zurückgedrängt.

Durch dieſen energiſchen Angriff jedoch war dieſer Theil des erſten Treffens unverhältnißmäßig weit vorgerückt, und der Unterſtützung ſeiner Reſerven beraubt worden, während die Türken die Schutthaufen von Nußdorf noch immer vertheidigten. Dieſen Umſtand glaubte der Paſcha von Diarbekir, der hier befehligte, benutzen zu müſſen. Die langſame Bewegung des Centrums, dem das ſchwierige Terrain gar viele Hinderniſſe entgegenſetzte, ſo wie die Sicherheit, welche eine bei Döbling gut plazirte Batterie ſeinem äußerſten rechten Flügel gab, gewährte ihm hierzu vollkommen Zeit. Er ſchickte alſo aufs Neue eine Colonne vor, welche bis über Nußdorf vordrang, Alles niederwarf, was

ſich ihr entgegenſtellte, und dann bis auf die halbe Höhe des Nußberges vorrückte. Hierdurch waren die ſächſiſchen Truppen, welche, wie wir geſehen, bis gegen Döbling vorgedrungen waren, förmlich iſolirt. Aber der türkiſche Anführer verſäumte es, von dem glücklichen Augenblick zu vortheilen. Statt die Sachſen von der Front, Rücken und Flanke her zugleich anzugreifen, ließ er ſie faſt unbeachtet; dieß benutzte deren Führer auch ſofort mit großer Gewandtheit, detachirte einige Bataillone in den Rücken der Türken, welche nun, von vorn und hinten zugleich angegriffen, völlig in Flucht geſchlagen wurden. Nußdorf, deſſen Ruinen ſie ſogar bisher mit einem an Verzweiflung gränzenden Muth gehalten, ging jetzt verloren, wodurch nun der linke Flügel des chriſtlichen Heeres einen Stützpunkt erhielt, der ihn gegen alle Nachtheile ziemlich ſicher ſtellte.

Unter dieſem ſteten Schwanken des Sieges auf dem linken Flügel war es ziemlich Mittag geworden, doch waren weder der rechte Flügel, noch das Centrum ſelbſt bis jetzt zum Kampfe gekommen. Auch das türkiſche Heer hatte nur mit ſeinem rechten Flügel gefochten und ſtand noch drohend in ſechs Linien von Döbling bis Breitenſee. Um 2 Uhr jedoch debuſchirte der rechte Flügel des chriſtlichen Heeres unter dem Schutze jener vier deutſchen Bataillone, welche man vom Centrum genommen, aus dem Walde von Dornbach. Seine Bewegungen deuteten auf eine entſchiedene Rich-

tung nach dem linken Flügel des Centrums hin. So wie jedoch Kara Muſtapha die Gefahr erwog, die ihm hieraus hätte erwachſen können, führte er ihm unter Vortragung der Fahnen des Propheten ſeine Schaaren entgegen. Die Polen ſuchten die Treffen der Türken zu durchbrechen, doch vergebens. Nach Beweiſen des glänzendſten Muthes ſahen ſie ſich genöthigt, zu weichen. Sie mußten nach den Defileen, welche ſie ſo eben verlaſſen, fliehen. — Dieſen Moment des Unglücks erfaßt jedoch der Herzog von Lothringen mit der ihm eigenen großen Energie des Geiſtes. Ohne eine Minute zu verlieren, befiehlt er das Vorrücken des ganzen linken Flügels. Wie ein Gewitterſturm brechen die Deutſchen vor; mit Ungeſtüm werfen ſie ſich auf die feindliche Batterie, die von den Bergen bei Döbling Tod und Verderben in ihre Glieder ſendet. Die Sachſen bemächtigen ſich derſelben und wenden ſofort deren Feuer gegen die Türken ſelbſt, die, in dichte Haufen gedrängt, die empfindlichſten Verluſte erleiden und in einer ſchnellen Flucht ihre Rettung ſuchen. Unterdeſſen war es dem Könige von Polen gelungen, unter dem Schutze von vier deutſchen Regimentern, welche er mit lauter Stimme herbeigeordert, der Verfolgung der Türken ein Ende zu ſetzen und einen dreimaligen Angriff derſelben abzuſchlagen. Auch hatte er unter deren Schutze ſeine Huſaren — 12,000 Mann — welche den verunglückten Angriff auf die Türken gewagt, wieder geord-

net, und konnte nun mit dem ganzen rechten Flügel zum Angriff vorrücken. Wie es ſcheint, ging jetzt auch das Centrum vor, das beim Unterſtützen des rechten Flügels ſich ſonſt eben nicht beeilt hatte. Der linke Flügel leuchtete auch jetzt noch der ganzen Armee durch ſchnelle Benutzung aller Vortheile vor. Der alte ſächſiſche Feldmarſchall Golz ſcheint hieran keinen unbedeutenden Antheil gehabt zu haben. Als ihn der Herzog von Lothringen fragte, ob man mit den errungenen Vortheilen zufrieden ſeyn, oder noch weiter vorrücken ſolle, gab er ſcherzend zur Antwort: der Anfang ſey zu gut, als daß man aufhören ſollte; er ſey ein alter kranker Mann, und müſſe daher noch heute in Wien ſchlafen, um ſich beſſer pflegen zu können *).

Während die Deutſchen unter dem Herzog von Lothringen vom linken Flügel vordrangen und ſich über Döbling hinunter verbreiteten, ſtürmten auch die Polen über Herrnhals mit ihrer Cavallerie auf das türkiſche Heer los. Von einer geordneten Gegenwehr war jetzt kaum noch eine Rede. Vergebens ſuchte Kara Muſtapha ſeine Schaaren nochmals zu ordnen und zum Angriff vorzuführen — keiner Zucht, keiner Drohung gehorchend, keinem Beiſpiel ihrer Führer folgend, wenden ſich die Moslimims zur Flucht, das Lager mit ſeinen unendlichen Schätzen, die Belagerungsarbeiten mit ihren Kanonen und Arbeitsutenſilien, und das

*) Lochner in dem ſchon angeführten Werke.

Schlachtfeld ſelbſt mit zahlloſen Trophäen den Siegern überlaſſend. Abends um 5 Uhr ſchon drangen öſterreichiſche und ſächſiſche Dragoner bis zur Contrescarpe am Schottenthor vor und verjagten vereint mit den Garniſontruppen die Janitſcharen aus der Tranſchee. An eine geordnete Vertheidigung dachte jetzt kein Moslimim mehr. Alles beeilte ſich, die Fiſcha zu erreichen, um dort die chaotiſche Maſſe einigermaßen wieder zu ordnen und ſo wo möglich noch Widerſtand zu leiſten, oder doch einen geordneten Rückzug antreten zu können. Um 7 Uhr hörte die Verfolgung auf — die polniſche Cavallerie allein folgte noch dem Feinde auf der Straße von Raab — der Reſt der chriſtlichen Armee blieb auf Befehl des Königs unter den Waffen. Ueber 10,000 Türken ſollen die Wahlſtatt gedeckt haben *). 76 Kanonen, Waffen, Heerpauken und Fahnen ohne Zahl wurden die Beute der Sieger. 8000 leere Munitionswagen, gegen 20,000 Ochſen und Büffel, 5000 Kameele und an 100,000 Malter Früchte fielen mit dem Lager den Siegern zu **). Die Beute an Koſtbarkeiten war unendlich. König Johann ſchreibt

*) Nach Hammer — Plater und Mertens ſchlagen den Verluſt auf 15—20,000 Mann an.

**) Plater ſagt nach Coyer u. A. 60 Kanonen von 40 Pfund, 150 von kleinerem Caliber, 36 Mörſer, 9000 Munitionswagen und mehr als 80,000 Zelte.

den Seinigen, daß die Soldaten viele diamantene Gürtel erbeutet hätten, und entwirft ſelbſt von den Beuteſtücken, die ihm zugefallen, ein ganz reizendes Gemälde.

Zu den bedeutenden Reſultaten der Schlacht gehörten außer dem Entſatze von Wien noch die gänzliche Desorganiſation des türkiſchen Heeres. Ihr Fußvolk, das in dieſer Zeit das beſte von Europa war, konnte ſich von dieſer Niederlage nie mehr erholen — die Kraft ihres Heeres ſchien ſeit jener Zeit gebrochen. Nur momentan noch erinnerte es durch ſeine Thaten an ſeine große Vergangenheit, und hörte ſeitdem auf, den Chriſten gefährlich zu ſeyn. —

Die Folgen des Sieges ſelbſt führten die Chriſten, wenngleich nicht ohne Verluſte und kleinere Niederlagen, weiter nach Ungarn, wo Barkan durch Sturm, Gran aber nach einer kurzen Belagerung an ſie überging.

Die unvollkommenen und ungenügenden Beſchreibungen, welche wir von dieſer Schlacht haben, die wir als eine der wichtigſten der Kriegsgeſchichte betrachten können, verſagen uns die Mittel, ſie in allen ihren Nüanzirungen zu verfolgen. Nichtsdeſtoweniger wäre es vom höchſten Intereſſe geweſen, dieß bis in die kleinſten Details zu thun, um hierdurch zu einer klaren Anſchauung der deutſchen, ſlaviſchen und türkiſchen Taktik dieſer Periode zu kommen. Aber gerade hierüber ſchweigen alle Nachrichten. Suttinger's Plan, den wir

als

als den Vater der freilich bis jetzt, wenngleich nur kärglich, über die Schlacht von Wien erſchienenen Darſtellungen betrachten dürfen, iſt hierüber eben ſo wenig genügend, als die Schriftſteller, welche ſich dieſe Periode zur Verherrlichung ihrer Feder gewählt. Die Schlachtordnung ſelbſt bildet ein Gemiſch von Infanterie und Cavallerie. Fangen wir vom rechten Flügel an, ſo finden wir zuerſt polniſche Reiterei, der ſich dann links Infanterie und Artillerie anſchließen. Dieſe wird links wieder durch polniſche Cavallerie flankirt. Ein ähnliches Gemiſch der drei Waffen bildet die ganze Schlachtordnung, die auf dem linken Flügel durch Cavallerie geſchloſſen war. — Coyer ſagt im Leben Johann Sobieski's ausdrücklich, daß, ſobald man in die Ebene gerückt ſeyn würde, die Reiterei ihre Poſten in den Räumen zwiſchen den Bataillonen nehmen ſolle — vornehmlich ſollten dieß die Gendarmen thun — die Hussarzi — welche den erſten Choc zu machen. — Auch ſpricht des Königs Tagesbefehl, den er vor der Schlacht erließ, von ſpaniſchen Reitern, um das erſte Anrennen der Spahis abzuwehren.

In wie viel Glieder die Truppen geſchaart geweſen, darüber nirgends eine Nachricht. Iſt es wahr, was uns Wallhauſen ſagt, daß nämlich die flache Stellung der Infanterie aus den Türkenkriegen hervorgegangen, ſo dürften wir allerdings annehmen, daß die Verbündeten nicht in großen dicken Haufen geſtanden. Die bedeutende

Front, welche das Heer einnahm, ſcheint gleichfalls darzuthun, daß man nicht ſonderlich tief geſchaart geweſen.

Ebenſo ſind die einzelnen Momente der Schlacht kaum mit einiger Beſtimmtheit anzugeben. Jede Nation, die in größeren Abtheilungen hier gefochten, nimmt für ſich die Hauptentſcheidung in Anſpruch, wie wir dieß auch in unſeren Tagen unter ähnlichen Verhältniſſen ſich wiederholen geſehen. Wie es ſcheint, lag es in dem allgemeinen Plane, von den beiden Flügeln her die erſten Angriffe zu unternehmen und mit dem Centro allmählig und den Umſtänden gemäß vorzudringen. Wenigſtens läßt ſich dieß aus dem allgemeinen Gange der Schlacht, verglichen mit der Localität, annehmen. Die verſchiedenen Abtheilungen fanden ſo bei ihrem Vorrücken allmählig Stützpunkte, die es ihnen möglich machten, die etwa verloren gegangene Ordnung wiederherzuſtellen und die Vorkehrungen zu neuen Angriffen zu treffen. —

Unbezweifelt jedoch ging der Erfolg von den beiden Flügeln aus. Der erſte Angriff des rechten Flügels, der überhaupt erſt ſpät zum Debuſchiren kam, ſcheiterte gänzlich und hätte zu den unangenehmſten Folgen Veranlaſſung geben können, wenn der Herzog von Lothringen nicht ſchnell eingegriffen und ſo der Sache eine andere Wendung gegeben. Wie es heißt, hätte das Centrum unter Prinz Waldek einer zweimaligen Aufforderung, zur Unterſtützung der Polen vorzurücken, kein Gehör ge-

geben, wie er dieß angeblich auch dem linken Flügel abgeſchlagen. Inwiefern dieſe Angaben gegründet oder ungegründet ſeyn mögen, müſſen wir natürlich dahingeſtellt ſeyn laſſen — der Erfolg hat jedoch bewieſen, daß ſeine Hülfe nicht nöthig war. Es iſt alſo auch wahrſcheinlich, daß jene Nachricht nur durch ſchiefe und falſche Urtheile in die Geſchichte übergegangen, wie wir dieß ſo häufig finden. Wer übrigens den Krieg mitgemacht, weiß, wie raſch manche Leute mit dem Hülfefordern bei der Hand ſind — vielleicht hatten hier weder König Johann, noch der Herzog von Lothringen daran gedacht. — Der zweite Verſuch des Königs von Polen, nachdem er ſeine Truppen unter dem Schutze der deutſchen Infanterie wieder geſammelt, war von dem glänzendſten Erfolge und führte eine Entſcheidung herbei, wie ſie wohl von Niemand gehofft worden. Die Namen Sieniawski, Leszinski, Lanskoronski, Potocki, Rzewuski — die theilweiſe ſchon mehr oder weniger aus den früheren Türkenkriegen her bekannt waren — erglänzten hier in einem neuen Lichte. —

Am blutigſten unbedingt fiel die Entſcheidung auf dem linken Flügel. Hier fochten die Türken mit der ihnen eigenen Tapferkeit, welche an ihre Heldenperiode erinnerte. Auch ſcheint der hier befehligende Paſcha von Diarbekir beſſere Anſtalten getroffen zu haben, als Kara Muſtapha im Allgemeinen, und der Paſcha von Ofen, der auf dem linken Flügel die Türken befehligte. Erſt nach

wiederholten Anſtrengungen und mannigfachem Hin- und Herſchwanken des Sieges entſchied ſich letzterer für die Chriſten, die dann ihren Siegeslauf auch ſofort bis an die Thore Wiens ſelbſt fortſetzten. Die Geſchichte hat es dankbar aufbewahrt, daß 33 Prinzen auf dieſem Flügel fochten, unter denen wir auch den ſpäter ſo berühmt gewordenen Prinzen Eugen von Savoyen, damals 19 Jahr alt, finden. Alle waren den tapferen Oeſterreichern und Sachſen, die hier fochten, Vorbilder und Muſter jenes ausgezeichneten Muthes und jener Ausdauer, mit welcher dieſe den damals ſo fürchterlichen Türken entgegentraten *). Auch trug deren Beiſpiel nicht wenig zum Siege bei.

Von der Theilnahme der Centrums ſelbſt an der Schlacht finden wir wenig verzeichnet. Auf jeden Fall trat deſſen Mitwirkung erſt entſchieden ein, als auf den Flügeln die Sache bereits entſchieden war. Coyer ſagt zwar, daß die Armee zu gleicher Zeit mit langſamem und gleichem Schritt den Berg heruntergerückt ſey, die Glieder geſchloſſen, die Kanonen vor ſich hergerollt, und daß man auf 30 oder 40 Schritt Halt gemacht und gefeuert habe — aber dieß iſt eine vom Manöverplatz entlehnte Beſchreibung. Ueberdieß iſt in ſeinem

*) Es waren überhaupt 4 regierende Herren und 26 Prinzen aus regierenden fürſtlichen Häuſern beim Heere. — Ganz Deutſchland war da, ſagt Voltaire, nur der Kaiſer fehlte.

Berichte Wahres und Falſches ſo durcheinander vermengt, daß es einer großen Vorſicht dabei bedarf. Zwar will er das, was den kriegeriſchen Theil ſeiner Ueberlieferungen betrifft, aus den handſchriftlichen Memoiren eines gewiſſen Důpont haben, der als Ingenieur en Chef und Hauptmann einer Freicompagnie von 200 Dragonern den König auf allen ſeinen Feldzügen begleitet — aber gegen nichts muß man vorſichtiger ſeyn, als gegen dergleichen Ueberlieferungen. Sie ſind gewöhnlich wie die Portraits und Schilderungen, welche Verliebte von ihren Geliebten entwerfen. — Auch im Centrum fochten viele von Deutſchlands Fürſten: die Kurfürſten von Sachſen und Bayern, dann die fünf Brüder der Gemahlin des Kaiſers, die Herzöge von Eiſenach, Weißenfels, Sachſen-Lauenburg, Braunſchweig-Lüneburg, Württemberg, Holſtein, Pfalz-Neuburg, die Fürſten von Bayreuth und Waldek. — Was die Aufſtellung der Türken anbetrifft, ſo iſt auch hierüber nichts bekannt. Da ihr Heer aus Türken, Walachen, Moldauern, Ungaren, Siebenbürgen, Tartaren und noch unendlich vielen aſiatiſchen Völkerſchaften beſtand, ſo fand wahrſcheinlich kein beſtimmtes Syſtem in ihrer Formation ſtatt — ſie folgten vielleicht nationalen Inſtitutionen und Bedürfniſſen. Es iſt jedoch anzunehmen, daß in ihrer Aufſtellung eine gewiſſe Tiefe vorherrſchte, wie dieß durchweg charakteriſtiſch bei den Orientalen iſt. —

Den Anordnungen des Königs ſelbſt muß man

alle Anerkennung zollen. Er war thätig und umſichtig in einem hohen Grade. Den ganzen Marſch hatte er zu Pferde mitgemacht, und von ſeinem erſten Zuſammentreffen ab mit dem Herzoge von Lothringen zeigte er einen Takt, der ebenſowohl den König, als den Heerführer ehrt. Auch war es gerade eine Perſönlichkeit, wie die des Königs, um eine Armee ſo ſonderbarer Compoſition zuſammenzuhalten. Uebrigens erſetzte der Name des ruhmgekrönten Feldherrn vollkommen, was ihm an Vollzähligkeit ſeiner Schaaren abging. Wir dürfen die Bahn des Helden nicht verfolgen, und uns noch weniger zu Betrachtungen über deſſen frühere Thaten wenden. Aber das Leben deſſelben iſt reich an ſchönen Entwürfen und großartiger Durchführung derſelben, die eine reiche Perſönlichkeit unterſtützte. König Johann gehört mit zu den größten militairiſchen Notabilitäten, welche der Nord-Oſten Europas hervorgebracht hat.

III.

Die Türken. Allmähliger Verfall ihrer militairiſchen Inſtitutionen.

Der militairiſchen Inſtitutionen der Türken ward ſchon früher gedacht *). Ihre großen Kriege und Eroberungen brachten jedoch keine Veränderungen in ihrer Organiſation hervor, ſie ward nur erweitert. Das Corps der Janitſcharen, das urſprünglich nur aus 10,000 Mann beſtehen ſollte, wuchs allmählig auf 40,000, und ſoll auch in den glänzendſten Zeiten des Reichs nie dieſe Zahl überſtiegen haben. Suleiman hatte deren auf ſeinem letzten Feldzuge während der Belagerung von Siget nur 12,000 Mann. Außer den wirklichen Janitſcharen jedoch, welche in den Liſten eingetragen waren, gab es noch Ehrenmitglieder, zu denen nicht allein viele Bewohner Conſtantinopels, ſondern auch die höchſten Beamten und ſogar der Sultan ſelbſt gehörten. Er war Janitſchar der 1. Orta (Regiments) und erhielt als ſolcher täglich 1000 Asper Gehalt. Am Tage, wo er den

*) I. 2. S. 255 und 513 dieſes Werkes.

Säbel in Ejub umgürtete, zog er an den Kaſernen des 61. Regiments vorüber, ließ ſich dort Kaffee und Sorbet verabreichen und ſagte dann zu den Janitſcharen: So Gott will, ſehen wir uns in Rom wieder. —

Die Hauptmaſſe in numeriſcher Hinſicht bildeten die Ueberzähligen, Leute aus Conſtantinopel, welche keine Löhnung erhielten, und die nur für Wohnung und Koſt dienten. Durch ſie erhielten die Janitſcharen ſpäter jenes Gepräge des Ungehorſams und der Meuterei, welche in der ſpäteren Geſchichte derſelben ſo eine große Rolle ſpielen. Sie thaten gemeinhin alle Dienſte, deren ſich die Beſoldeten eben nicht ſonderlich befliſſen. Hierdurch erlangten ſie gerade jenen Ascendant, der ſich auf die Beſoldeten ſo nachtheilig äußerte.

Die Janitſcharen ſelbſt wurden in Ortas oder Regimenter von ungleicher Stärke eingetheilt. Es gab deren zu 500 und 400 — ja zu 100 Mann. Die Zahl der Ortas beſtand zu Suleiman's Zeiten aus 165, vermehrte ſich aber allmählig auf 195. Die eigentlichen Janitſcharen ergänzten ſich aus den Adſchan Oglan (unerfahrenen Knaben), d. h. aus den Kindern der Janitſcharen, die regimentirt und militairiſch verpflegt waren und unter der Aufſicht eines eigenen höheren Beamten ſtanden. So wie ſie ein gewiſſes Alter erreicht hatten, traten ſie in eine Orta. Früher hatten ſolche nur aus Chriſtenkindern beſtanden, welche man den Eltern entriſſen, und die hier für den Dienſt des

Großherrn gebildet wurden. — Die Ortas hatten in ſich einen eigenen Rang. Die 19te hatte den erſten, die 1ſte den zweiten und die 111te den dritten Rang. Dann folgten die Nummern in ihrer natürlichen Ordnung. Die erſten 61 Ortas hießen Buluks (Pulks), die folgenden 33 bis auf die 96ſte hießen Segbane (Seimen), welches die Benennung für die frühere Infanterie vor Stiftung der Janitſcharen war. Die dieſen zunächſt folgenden hundert Regimenter wurden Dſchemaat (Verſammlung), auch wohl Piade oder Jaja (Fußgänger) genannt. — Ebenſo hatten die Janitſcharen-Ortas auch verſchiedene Vorrechte untereinander. Es genoß z. B. das 56ſte Regiment des ausſchließlichen Vorrechts, die Wache beim Janitſcharen-Aga zu geben und deſſen Barke zu bemannen ꝛc. Die Buluks verſahen den militairiſchen Dienſt in der Hauptſtadt, wurden jedoch auch zum Garniſondienſt in anderen Plätzen mit den Dſchemaat herangezogen.

Was die innere Ordnung bei den Ortas oder Regimentern betrifft, ſo änderte ſich im Laufe der Zeit wenig in deren urſprünglicher Organiſation. Doch ging die Zucht und Ordnung in dieſem Corps in dem Grade verloren, als die Regenten ſelbſt anfingen, ſich von dem Heere zu entfernen und aus den Gemächern des Serails zu regieren. Wir ſagten bereits, was hierzu den Anſtoß mit gab. Die Janitſcharen ſanken ſo allmählig immer tiefer, und wurden, wenngleich noch nicht in dieſer Pe-

riode, wahre Stadtsoldaten, in der übelſten Bedeutung des Wortes. Gefiel irgend Etwas nicht dieſen Leuten, blieb die Löhnung zufällig aus, ſo brachen auch ſofort Unruhen aus. Dieſe offenbarten ſich gewöhnlich darin, daß ſie ihren Pilaw, ihren Reis unangetaſtet ließen — dieſer Mangel an Appetit, ſagt Herr von Hammer in der Staatsverfaſſung des osmanniſchen Reichs, hat mehr als einem Weſir den Kopf, mehr als einem Sultan das Leben gekoſtet. Gewöhnlich war die Moſchee Orta Dſchamiſſi, welche in der Mitte der Kaſernen ſtand, der Mittelpunkt ſolcher Verſammlungen, deren Reſultat ſich dann auf dem Platze vor den Kaſernen (el Meidan, der Fleiſchplatz) offenbarte.

Das Haupt der Janitſcharen war der Aga, der Jenitſcheri Agaſſi, der gewöhnlich ein Paſcha von drei Roßſchweifen ſeyn mußte, der, mit Ausnahme der drei erſten, alle Stellen des Corps, ſo wie alle Commandantenſtellen im ganzen Reiche vergiebt, der dabei Sitz im Divan hat, die oberſte Polizeibehörde in Conſtantinopel bildet und zugleich einen eigenen Hof, Pforte, Divan hält. Suleiman's Einrichtungen ſicherten ihm täglich 500 Aſpern und 80,000 Aſpern Gerſtengeld zu. Seine äußere Stellung entſpricht ganz dieſer großen Bedeutſamkeit. Im Divan erſcheint er in der Kleidung der Weſire, führt ſilberne Steigbügel und Streitkolben. Der Oberſte der Seradſch Baſchi (Sattelknechte) ſchreitet in rothem Dolman

mit goldenem Gürtel vor ihm her und trägt das Holz, worin den zu körperlicher Züchtigung verdammten Janitſcharen die Füße eingeſpannt werden. Im Kriege werden ihm drei Roßſchweife und eine weiße Standarte vorgetragen und vier Handpferde nachgeführt. Zur Seite geht ihm die Leibwache des Weſirs zu Fuß, und Fahne und Muſik folgen ihm. Von den Confiscationen der Güter aller Janitſcharen gehört ihm ein Drittheil. Scheidet er aus ſeinem Verhältniß, ſo wird er gewöhnlich Beglerbey von Rumili, oder Großadmiral — bei Entlaſſung oder Abſetzung wird ihm nur die beſcheidene Stelle eines Sandſchakbeys zu Theil. Gewöhnlich wählt der Großherr ſeinen Jenitſcheri Agaſſi aus den Janitſcharen ſelbſt, doch geſchah es auch wohl, daß er ihm beſonders ergebene und treue Günſtlinge aus ſeinem Gefolge dazu ernannte.

Ihm unmittelbar folgt an Rang und Gewalt der Kul Kiaju, der erſte General-Lieutenant. Ihm ſteht die Ernennung zu den geringeren Stellen vom Oberſten abwärts, jedoch mit Beiſtimmung des Aga, zu. Zwiſchen ihm und dem Aga werden zugleich alle Geſchäfte, welche die Janitſcharen ſelbſt betreffen, abgemacht, alle Verhältniſſe regulirt. Da er hierdurch gewiſſermaßen die perſönlichen Verhältniſſe des Corps leitet, oder doch darauf den meiſten Einfluß übt, ſo hat er natürlich auch einen ungemeinen Einfluß auf ſie. Seine Abſetzung kann daher auch nur mit einer allgemeinen Beiſtimmung des Corps geſchehen. — Für den Krieg ſelbſt er-

läßt er an die Beſatzungen der Grenzplätze die nöthigen Befehle, und trifft in Schlachten und bei Belagerungen die erforderlichen Veranſtaltungen für Angriff und Vertheidigung. —

Zu den höheren Befehlshabern der Janitſcharen gehört ferner der Segban Baſchi, der Chef der 33 Orta, in welchen, wie wir bereits wiſſen, die frühere Benennung des Fußvolkes Segban, Seimen erhalten iſt. Früher hatte er ſogar den Rang vor dem Kul Kiaju. —

Die hierarchiſche Stufenleiter der anderen, bei den Janitſcharen gewöhnlichen Grade iſt unſerem Zwecke zu fern, und wir dürfen von deren Bedeutung ganz abſtrahiren. Nur des Baſch Tſchauſch, des Oberſten der Militairtſchauſchen, des Orta Tſchauſch und des Jenitſcheri Efendiſſi, die nur durch ihre Beziehungen zu den Janitſcharen merkwürdig ſind, wollen wir hier noch gedenken. Der Baſch Tſchauſch, zugleich der Oberſte des fünften Regiments, reichte dem Divan die Bittſchriften der Janitſcharen ein und berief die verſchiedenen Ortas nach der Ordnung, wie ſie ihre Löhnung empfangen ſollten, in den Hof des Serails, worauf ihn die Oberſten ihren Leuten ertheilten, mit Ausnahme jedoch der Segbans, welche ihn durch den Segban Baſchi erhielten. —

Der Orta Tſchauſch, der eigentlich nicht mehr mit zu den höheren Chargen der Janitſcharen zählte, war mit Hinrichtung der Janitſcharen beauftragt. Dieſe ſowohl, wie alle andern Strafen, wurden nicht öffentlich, ſondern im Innern der Kaſerne

vollzogen. Die Barbarei, die Soldaten öffentlich zu ſtäupen und durch die Gaſſen zu peitſchen, iſt eine Erfindung des nördlichen Europas, das auch durch das ſogenannte philoſophiſche Jahrhundert hindurch dieſe Gewohnheit beibehalten hat und erſt in neueſter Zeit davon abgegangen iſt. —

Der Jenitſcheri Efendiſſi, oder Efendi der Janitſcharen, war mit Führung der Liſten und Regiſter des Corps beauftragt. Veranlaßten ihn ſeine Geſchäfte öffentlich zu erſcheinen, ſo begleitete ihn ſtets ein ganzes Regiment. Ueberdieß hatten auch noch die drei großen Abtheilungen der Janitſcharen, welche wir bereits kennen, die Buluk, Segban und Dſchemaat, jede ihren eigenen Efendi, und jedes Regiment überdieß noch ſeinen eigenen Pfortenſchreiber, Kapu Jaſidſchi. Eine Verordnung aus den Zeiten Suleiman's ſetzt die Rangverhältniſſe dieſer verſchiedenen Chargen im Divan der Janitſcharen feſt. —

Ein eigener Schreiber, der Fodola Kiatibi, beſorgte die Angelegenheit der Soldatenkinder, welche Brotfreſſer, Fodachoran, genannt wurden. — Wir finden ähnliche Inſtitutionen für Soldatenkinder nirgends als in Rußland, deſſen frühere militairiſche Organiſation, wie wir bereits geſagt, überhaupt viel Analoges mit der türkiſchen hatte. Noch heute widmet Rußland den Soldatenkindern große Aufmerkſamkeit und erhält deren ein ganzes Heer in ſeinen Inſtituten *).

---

*) Nach Kruſenſtern Précis du système, des pro-

Wir ſahen bereits, daß das Janitſcharen=Corps in ſich mehrere Abtheilungen bildete, unter denen die Buluk oder Rotten, und die Segban und Dſchemaat die Collectivbenennungen dafür gaben. Die Segbans, meint Herr von Hammer, könnten füglich die Jäger genannt werden, eine Benennung, die, wenn wir den berühmten Hiſtoriker recht verſtehen, davon ſtammt, daß ſie den Sultan auf der Jagd begleiteten *). Der Segban Baſchi, der Befehlshaber derſelben, hatte ſeinen Rang unmittelbar nach dem Janitſcharen=Aga, war deſſen natürlicher Stellvertreter und genoß dann alle Vorrechte ſeiner Würde. Auch ihm ward das Holz, worin dem zu Stockſtreichen verurtheilten Janitſcharen die Füße eingezwängt waren, als Zeichen ſeiner Würde durch einen Serradſch (Sattelknecht) vorangetragen.

Die verſchiedenen Abtheilungen des Corps hatten auch verſchiedene Verrichtungen, die ſich in den Namen der verſchiedenen Ortas ausſprachen. Da gab es Kameeltreiber, Spürhundwärter, Doggenwärter ꝛc., Verrichtungen, welche daran erinnern, daß die Janitſcharen ſchon urſprünglich nicht

grès et de l'état de l'instruction publique en Russie 179,981, deren Erhaltung 8,687,194 Rubel betrugen. Darunter ſind etwa nur 400 Penſionaire.

*) Eigentlich ſtand dieſes nur der 33. Orta zu.

allein für den Krieg, ſondern auch zu Hausdienſten bei ihren Gebietern beſtimmt waren, Etwas, das ſich im Allgemeinen in der Geſchichte der Orientalen wiederholt. Wie bei den chriſtlichen Völkern die am höchſten geachtet wurden, welche den Regenten am nächſten ſtanden, ſo auch im Orient. Der Oberjägermeiſter bei den Chriſten und der Shamſhundſchi Baſchi, der Oberſter der Doggenwärter, einer der Herren des Heerds, das iſt, der General-Lieutenants der Janitſcharen, werden ziemlich ein und daſſelbe ſeyn. — Mit dem Verfall der Janitſcharen ſelbſt näherte ſich auch der Adſchem Oglan, d. h. die Soldatenkinder-Schulen, aus denen, wie bereits geſagt, das Corps ſich ergänzte, ſeiner Auflöſung. Ehedem in 30 Kammern getheilt, beſtanden ſie bei Auflöſung des Corps nur noch aus vier. —

Solange die Regenten ſelbſt kriegeriſch waren und an der Spitze ihrer Heere kämpften, bildeten die Janitſcharen ein ausgezeichnetes Corps, das wohl durch ſeine Tapferkeit und ſeinen Gehorſam, aber nicht durch den Geiſt der Unordnung und des Ungehorſams ſich auszeichnete. Mangel an Tapferkeit und kriegeriſcher Tugend wurden nicht allein im Einzelnen, ſondern auch im Ganzen beſtraft. So ward einſt die 64. Orta dieſerwegen ganz aufgelöſt, und nur der leere Name derſelben blieb zur etwanigen Erinnerung als abſchreckendes Beiſpiel beſtehen.

Der Verfall dieſes einſt ſo ausgezeichneten

Corps datirt ohne Zweifel von der Zeit her, daß es Gewerbtreibenden aller Art erlaubt ward, ſich in die Liſten der Janitſcharen eintragen zu laſſen, um ſo von den Prärogativen derſelben vortheilen zu können, ohne deren Verpflichtungen zu theilen. Es iſt nicht anzugeben, wann dieß zuerſt geſchehen. Auf jeden Fall aber iſt die Sache ſchon alt, ward anfangs wahrſcheinlich nur als Begünſtigung betrachtet, bis die Weichlichkeit und Verderbtheit der Oberen den Mißbräuchen Thür und Thor öffneten. Die Sache, einmal ſo weit gediehen, ging bald noch weiter. Den Krämern, Trödlern und andern ihres Gelichters ward es bald unbequem, ſich den Aufrufen zum Marſche, zum Dienſte ꝛc. zu fügen, und ſomit wurden denn Stellvertreter erſonnen — Jamaks — welche für die eigentlichen Janitſcharen marſchirten, wenn ſie vielleicht nach einer entfernten Provinz ziehen ſollten. Dieſe Stellvertreter wurden gewöhnlich aus dem verworfenſten Geſindel gewählt, und ſo konnte es denn auch nicht fehlen, daß der Geiſt der Disziplin und Ordnung ſehr bald gänzlich untergraben ward.

Die Soldverhältniſſe der Janitſcharen waren ſehr zweckmäßig eingerichtet. Sie bekamen, inſofern ſie aus den Soldatenkindern ſtammten, von dem Tage ihrer Geburt ab drei Aſpern, bis ſie ſpäter den Janitſcharenſold erhielten. Dieſer betrug 4—7 Aſpern täglich. Zeichneten ſie ſich beſonders aus, ſo rückten ſie in eine höhere Soldklaſſe. Sie konnten ſo von 7 bis 39 Aſpern ſtei=

gen. Dieſer Sold ſollte eine Belohnung ſeyn, und zugleich dazu dienen, dem Janitſcharen bei ſeiner dereinſtigen Untauglichkeit für den Dienſt eine ſorgenfreie Exiſtenz zu bereiten. Alle, welche ſich ſo einen höheren Sold erworben hatten, hießen Oturak. In der Zeit des Verfalls der Janitſcharen wurde dieſe Solderhöhung allerhand Leuten zugewandt, die es verſtanden hatten, ſich die Gunſt ihrer Offiziere zuzuwenden, wodurch eine Menge von Müßiggängern in die Klaſſe der Oturaks kamen. — Für Leute, welche ſich zu beſchwerlichern Dienſtverrichtungen hergaben, waren noch beſondere Soldſätze beſtimmt. Dergleichen Bravos hießen Serdengetſchdi, Freiwillige, verlorne Knechte. Solche erhielten, ſie mochten nun aus den Spahis oder den Janitſcharen gewählt ſeyn, 10 Aſpern Zulage zu ihrem Solde. Dieſe blieb ihnen für die Dauer ihres Lebens, wobei ſie noch von jedem Dienſt befreit waren. Machte ſo ein Freiwilliger aber noch einen Feldzug mit, ſo ward ihm dieſelbe Zulage nicht allein noch einmal bewilligt, ſie verblieb ihm ſogar auch nach Beendigung des Krieges. Ein Janitſchar alſo, der mit 3 Aſpern Löhnung ſich hatte als Freiwilliger einſchreiben laſſen, konnte bis auf 23 Aſpern täglichen lebenslänglichen Soldes in zwei Feldzügen gelangen.

Der Janitſchar war gehalten, ſich von ſeinem Solde nicht allein zu ernähren, im Fall er nicht in der Kammer eſſen wollte, er mußte ſich davon auch kleiden. Für jenen Fall jedoch ward ihm

ein reichlicher Victualienſatz als Zuſchuß oder Entſchädigung bewilligt. Zur Kleidung pflegten ſie wohl vom Sultan blaues Tuch zu erhalten. Gleichförmig iſt wie der Schnitt der Kleider, Dolama, woraus der ungariſche Dolman entſtanden iſt. Beinkleider und Stiefeln waren von derſelben Farbe, erſtere von blauem Tuche und ſehr weit, letztere von rothem Leder. Die Mützen beſtanden aus weißem Filze, in der Form, wie wir derſelben ſchon gedachten *), vorn mit einem meſſingenen Löffelfutteral, worin der Löffel ſteckte. — Die Offiziere unterſchieden ſich von ihren Leuten durch die Mützen, die Oberſten durch helmförmige Hauben mit Federbüſchen, ſo wie durch metallene Gürtel und Schildchen. Die Oberſten der 62 Buluk trugen ſchwarze, die der Segban rothe, und die der Dſchemaat gelbe Stiefeln. — Für die disziplinariſchen Angelegenheiten bildete jedes Regiment oder Kammer gleichſam eine geſchloſſene Familie. Die altgedienten Janitſcharen konnten darauf einen ſehr wohlthätigen Einfluß üben und wurden den Umſtänden gemäß von den Offizieren hierin unterſtützt. Die Vergehen der Soldaten wurden ſtets einzeln beſtraft, ohne daß das Corps davon unterrichtet wurde.

Viel zur Desorganiſation des Corps haben noch die Donative beigetragen, welche jeder Sultan bei Beſteigung ſeines Throns den Soldaten

---

*) I. 2. S. 515 dieſes Werkes.

verabreichen laſſen mußte. Es wuchs mit der Schwäche der Regenten und ſtieg allmählig von einem Thaler auf einen Ducaten, dann auf 5, ja endlich auf 12 Ducaten.

Wie die Janitſcharen dieſer Periode bewaffnet geweſen, iſt nicht beſtimmt zu erweiſen. Wir finden ſie in ihren beſſeren Zeiten mit Feuerröhren, Armbrüſten, Bogen und Säbeln verſehen; doch iſt nicht bekannt, in welchem Verhältniß. Auch wiſſen wir nichts von den taktiſchen Formen für das Gefecht. Sie griffen gewöhnlich mit großem Muthe an und ſchlugen ſich mit größter Hartnäckigkeit. Ihre eigentliche Hauptſtärke war das Eindringen in die feindlichen Glieder mit dem Säbel in der Hand. Doch giebt es auch viele Fälle, daß ſie ſich im Unglück mit Muth und Entſchloſſenheit betragen. Mit Beginn des ſiebenzehnten Jahrhunderts offenbart ſich der ſichtbare Verfall dieſes Corps, das ſo oft die Chriſtenheit in Schrecken verſetzt. — Zu den ausgezeichneten Corps der türkiſchen Armee haben zu allen Zeiten die Topdſchi oder Artilleriſten gehört. Wie es ſcheint, ſtand dieſe Waffe zur Zeit eines Suleiman ꝛc. höher als bei den chriſtlichen Heeren; wenigſtens war deren Ausrüſtung mit einer Art Luxus beſorgt, während ſie bei den chriſtlichen Heeren faſt immer an Armſeligkeit laborirte. Gemeinhin jedoch waren es Ausländer, welche ihnen die Geſchütze goſſen und ihre Parks ausrüſteten. Es war in den Anſichten jener Zeit, wenn die Türken beſonders durch große und

ſchwere Stücke zu excelliren ſuchten. Bei den verſchiedenen langwierigen Belagerungen, die ſie in ihrer Heroenperiode unternahmen, ſicherte ihnen dieß manche Vortheile zu, und ſo kam es, daß ſie für den Feldkrieg dieſelben Anordnungen beſtehen ließen, wodurch ſie natürlich in Nachtheile mancher Art geriethen. So ſehr nun auch das Artilleriewesen bei ihnen im Allgemeinen gefördert worden ſeyn mag, ſo ein entſchiedenes Uebergewicht ſie hierin momentan über die Chriſten hatten, ſo haben ſich dennoch die Türken nie als Erfinder oder auch nur als Erweiterer artilleriſtiſcher Gegenſtände documentirt. — Das Corps der Artilleriſten war im ganzen Reiche vertheilt und hatte einen Topdſchi Baſchi an der Spitze und überdieß einen beſonderen Aufſeher oder Inſpektor (Naſir), an deſſen Seite ein Secretair das Perſonelle des Corps und die Liſten deſſelben beſorgte. Für jedes Geſchütz hatte man einen Uſta oder Konſtabler, ſeinen Stellvertreter oder Gehülfen (Jamak) und 8 Artilleriſten. In ſpäteren Zeiten (unter Selim) wurden außerdem noch 8 Musketiere (Tufenkdſchi) zur Bedienung der Geſchütze ausgebildet, eine Inſtitution, die durch Ausländer zu ihnen kam, und die wir bereits bei verſchiedenen Völkern kennen gelernt haben. —

Die Artillerie hatte ihr eigenes Fuhrweſen *), eine Inſtitution, die aus den frühesten Zeiten her

*) Das türkiſche Fuhrweſen Woynak.

datirt. Die Top Arabadſchi hatten gleichfalls ih-
ren eigenen General, den Top Arabadſchi Baſchi.
Die Artillerie ſowohl als die Parks waren mit
Büffeln beſpannt, wie wir dieß in Italien und
oft auch bei den Deutſchen in dieſer Periode fin-
den. An innerer Tüchtigkeit ſtand dieß Corps den
Artilleriſten ſehr nach. Gewöhnlich waren es die
Parks, welche ſowohl beim Vorgehen die meiſte
Unordnung verurſachten, als auch beim Zurückge-
hen das Signal zum Durchgehen — denn dieß
waren faſt immer die türkiſchen Rückzüge — gaben.

Ein eigenes Corps bildeten die Kumbaradſchi
oder Bombardiere. Suleiman hatte deren Zahl
nur auf 301 feſtgeſetzt und ihnen dadurch, daß er
ihnen keinen Sold, ſondern Lehen, Timare oder
Siamet verlieh, eine höhere Bedeutung gegeben.
Die Leiſtungen derſelben waren in manchen Zeiten
nicht ohne Erfolg, wie dieß aus der Geſchichte der
verſchiedenen Belagerungen genügend hervorgeht.
Wie, ſeit daß die Sultane nicht mehr an der
Spitze ihrer Armeen erſchienen, Alles ſtationair
wurde, ſo auch die Organiſation dieſes Corps.
Bis zum Jahre 1737 behielt es ganz ſeine ur-
ſprüngliche Geſtalt, und nur damals erſt ward es
durch die Neuerungen, welche in der türkiſchen
Armee Statt fanden und welche wir ſpäter berüh-
ren werden, getroffen. —

Ihnen gleich an Rang ſtanden die Laahumdſchi
oder Minengräber, welche gleichfalls zu den älte-
ſten Inſtitutionen gehören. Die Minengräber ſpiel-

ten zu allen Zeiten eine Rolle im Orient, und wir haben bereits geſehen, von welchem Umfange öfters deren Arbeiten waren, noch ehe das Pulver erfunden war. Die Belagerungen der Türken ſind voller Beweiſe von der Thätigkeit und Ausdauer dieſes Corps, deſſen Arbeiten jedoch nicht immer mit der nöthigen Umſicht, und unterſtützt von den nöthigen theoretiſchen Hülfsmitteln, geführt wurden. —

Einen integrirenden Theil der Infanterie, zu der alle die genannten Corps noch zählen, bildeten ferner die Waffenſchmiede — Dſchebedſchi, die Panzerſchmiede, die, wie die Plattner in Deutſchland unter den Gewerken, bei den Türken eine eigene Zunft in der Armee bildeten. Sie fertigten alle Waffen für die Armee an und bildeten ein Corps von anfangs nur 700 Mann, das allmählig bis auf 7000 vermehrt ward. In früheren Zeiten ſcheinen ſie von allen Waffenübungen ausgeſchloſſen geweſen zu ſeyn, und erſt zur Zeit Selim's, der ſo tief in alle militairiſchen Organiſationen eingriff, erhielten ſie eine Verfaſſung, wie ſie ungefähr die Handwerksſtätten der deutſchen und anderen Mächte haben. Der Chef der geſammten Dſchebedſchi war der Dſchebedſchi Baſchi oder General des Munitionsweſens, der in ſeinem Range zwar, den ihm ſchon Suleiman anwies, nach dem Janitſcharen und Spahi-General rangirte, aber doch nur einen täglichen Sold von 70 Aſpern bezog. Die Waffenſchmiede zogen eben ſo gut wie die Janitſcharen mit ins Feld. —

Die Janitſcharen, Waffenſchmiede, Artilleriſten, Artillerie-Fuhrleute, Bombardiere und Minengräber bildeten Beſtandtheile der türkiſchen Macht während ihrer Heroenperiode, und wurden ausſchließlich zur Infanterie gerechnet. Doch wurden ſie zur Zeit des Krieges noch von Aufgeboten und Freiwilligen unterſtützt und vermehrt. Zu den letzteren gehörten die Moſſelems oder Befreiten, die auch unter der Benennung Aſab, eine Benennung, die ihnen Murad II. nach einem ihrer Begs beilegte, bekannt geworden ſind. Sie waren eigentlich eine Art Landmiliz, die lange Nebenbuhlerin der Janitſcharen geweſen, bis ſie ſpäter ausſchließlich für den Dienſt der Flotte und zu Grenzbeſetzungen verwandt wurden. Ein anderes Freicorps dieſer Art waren die Lewendi (Levies), die jedoch ſpäter mit Gewalt unterdrückt werden mußten. —

Die Reiterei war faſt analog der Infanterie organiſirt — ſie zerfiel in die beſoldete und belehnte. — Erſtere bildete ſechs regelmäßige Corps. 1) Die Spahis, Reiter, deren Stiftung, wie bekannt, mit der der Janitſcharen unter Murad I. (1376) coinzidirt. Sie waren die vornehmſte Art derſelben, und hatten, wie die franzöſiſchen Ritter ihre valets, ihre Woinaks, welche ſie bedienen und zugleich für deren Pferde ſorgen mußten. Ihre rothe Standarte (Bairak) wehte unmittelbar zur Rechten der heiligen Fahne. Der Sold eines Spahis konnte durch längere Dienſte allmählig wach-

ſen und bis auf 99 Aſpern ſteigen, alſo die vierfache Höhe des Maximums der Löhnung eines Janitſcharen erreichen. Zuerſt nur auf etwa 7000 Mann berechnet, erreichten ſie nach und nach eine Höhe von circa 12,000 Mann. 2) Die Silihdarn oder Waffenträger, urſprünglich beſtimmt, in der Schlachtordnung den Rücken des Großherrn zu decken, gehörten gleichfalls mit zu den älteſten Corps des Heeres. Anfänglich in der Rangordnung vor den Spahis, wurden ſie daraus durch deren allmählige Vermehrung heruntergedrückt und erhielten ſo den Platz zur Linken des Sultans, nachdem ſie lange den zur Rechten gehabt. Sie hatten ihren eigenen Chef und führten eine gelbe Fahne. Auf den Märſchen lag es ihnen ob, die Wege vor dem Großherrn zu ebnen und herzuſtellen, die Erdhügel aufzuwerfen, worauf die Roßſchweife gepflanzt wurden, und hierbei die herkömmlichen Formalitäten zu beobachten. Sie hatten ihren eigenen Aga oder General. —

Die Söldlinge des rechten Flügels, 3) Uleſedſchiani ſemin, ſo wie die Söldlinge des linken Flügels, 4) Uleſedſchiani jeſſar, fochten zu beiden Seiten der heiligen Fahne, unmittelbar an der Seite der Spahis und Silihdare. Sie waren zu gleicher Zeit mit Bewachung der Kriegskaſſe und mit dem Polizeidienſt im Lager beauftragt. Für den erſten Zweck waren eigens ſieben Buluk Subaſchiſſi oder Vögte aus ihnen erwählt. Auch waren aus ihnen drei Leute beſtimmt, Stakdſchi, denen ausſchließlich

der

der Verkauf der im Laufe des Krieges unbrauchbar gewordenen Zelte oblag. Die Söldlinge des rechten Flügels, deren es 521 gab, führten eine grüne, die des linken aber, 488, eine grüne und weißgeſtreifte Fahne. —

Zu ihnen kamen ferner die Fremdlinge des rechten Flügels, Ghurehai jemin, und die des linken, Ghureha jeſſar, die rechts und links der heiligen Fahne an der Seite der Söldlinge der Flügel, doch dieſe gleichſam echellonirend, fochten. Hammer meint, daß ſie ihren Namen ſowohl als ihre erſte Einrichtung ihrer Entſtehung verdankten, indem ſie gewöhnlich aus arabiſchen und perſiſchen Ueberläufern gebildet, und dann zu den härteſten und gefahrvollſten Dingen gebraucht wurden. Auch dieſe Truppenart war nicht beſonders zahlreich, denn der des rechten Flügels gab es zu Mahumed's IV. Zeiten nur 410, und der des linken nur 312. — Die ſechs von uns angeführten Corps bildeten den Kern der türkiſchen Reiterei, und ihnen lag beſonders die Bewachung der heiligen Fahne, welche als das Panier des ganzen Reichs betrachtet ward, ob. Für die Größe des Reichs war die Zahl derſelben aber nicht bedeutend, und es iſt alſo wahrſcheinlich, daß bei deren Wahl mit höchſter Sorgfalt verfahren ward. — Dieſer Kern der Reiterei focht nur in Schlachten oder bei größeren Gefechten, ungefähr wie die hommes d'armes oder Reiſigen in den franzöſiſchen und deutſchen Heeren. Ihnen voran

gingen die Akindſchi, Streifer, eine Art unregelmäßiger Reiter, die weit und breit umher ſtreiften, das Heer nach allen Richtungen umgaben, aber gewöhnlich nur von Raub und Plünderung lebten. Sie waren ungefähr das, was die Koſaken noch heute dem ruſſiſchen Heere ſind, die Augen und Ohren deſſelben. In kleinen Abtheilungen durchzogen ſie weit und breit das feindliche Land, und Oeſterreich hat nicht ſelten die Leiden empfunden, welche deren Erſcheinen ſtets mit ſich brachte. Kleine, zu ſolchen Raub- und Recognoscirungszügen verwandte Detachements hießen Tſchetedſchi oder Tſcharkadſchi. Sie alle ſtanden unter einem Paſcha, der nach ihnen Tſchetedſchi oder Tſcharkadſchi Paſcha hieß und der die Leitung dieſer Excurſionen im Allgemeinen im Auge behielt. Wir dürfen dergleichen Unternehmungen ganz füglich mit den Raubzügen oder Woldaus der Deutſchen vergleichen, deren wir bereits früher gedachten. — Einzelne Abtheilungen berittener Janitſcharen und Segbans, die wir hier und dort noch als zur Reiterei gehörig verzeichnet finden, fungirten wahrſcheinlich als eine Art Diviſionsreiterei, gaben die Ordonnanzen und genügten vielleicht auch ſonſt einzelnen dienſtlichen Obliegenheiten, deren Details uns jedoch nicht weiter bekannt ſind. Die berittenen Tſchauſchen und Fouriere des großherrlichen Hauſes möchten wir zur Cavallerie nicht rechnen, da ihnen die Pferde wahrſcheinlich nur als Transportmittel dienten, oder ihnen des Anſtandes halber verliehen waren. —

Die überwiegende Mehrzahl der türkiſchen Cavallerie bildete die zweite Abtheilung derſelben, die belehnte Reiterei, die aus den Dienſtmännern der Timare und Siamet beſteht, d. h. die militairiſchen Lehen, welchen für beſtimmte Einkünfte von Land und Gut die Verpflichtung oblag, im Kriege mit einer gewiſſen Anzahl von Reitern bei der Armee zu erſcheinen. Dieſe im Orient uralte Einrichtung, von den Perſern den Osmanen überkommen, gab in ſpäteren Zeiten den Grund zur Eintheilung des ganzen Reiches. Das Reich erhielt dadurch den Charakter einer Lehnsmonarchie, deren einzelne Statthalterſchaften als eben ſo viele Abtheilungen des großen militairiſchen Heerbannes betrachtet werden konnten. — Das Land war zu dieſem Behuf durch Europa, Aſien und Afrika in gewiſſe (ſpäter 25) Ejalets oder Statthalterſchaften getheilt, welche durch eine ihnen entſprechende Anzahl Paſchas oder Statthalter regiert wurden, unter denen dann die Lehnträger in ihren verſchiedenen Abſtufungen, vom Sandſchakbeg (mit einem Roßſchweif) bis zum Beſitzer des geringſten Timars und Siamets ſtehen. Eine genaue Vorſchrift hatte das Contingent, wenn wir uns dieſes Ausdrucks bedienen dürfen, für jeden Lehnbeſitzer vorgeſchrieben, die dann in ihrer Totalität, mit dem Hofvolk des Paſchas Kapu Chalki das Contingent an Reiterei für das Ejalet bildeten *). Die Ab-

*) Von Halka, der Ring, indem der Paſcha bei öffent-

ſtufungen in der hierarchiſchen Stufenleiter der verſchiedenen Lehnbeſitzer dürften für uns weiter kein Intereſſe haben. Wir bemerken nur, daß der Paſcha als oberſter Anführer der Leute ſeiner Aufgebote erſchien. Als beſondere Ehrenzeichen wurden ihm, neben den drei Roßſchweifen, noch ſieben Handpferde, ſieben Pfeifer und ſieben Tambours, nebſt einer vollſtändigen türkiſchen Muſik gewährt, welche täglich, Nachmittags, zum Zeichen ſeiner militairiſchen Oberherrſchaft, im Lager oder Pallaſte deſſelben ſpielten — ein Gebrauch, der allmählig zu den Heeren der Chriſten überging, und ſich, obgleich modifizirt, darin erhalten hat.

Herr von Hammer, in ſeiner Staatsverfaſſung und Staatsverwaltung des osmaniſchen Reichs, giebt die Anzahl der Sandſchake dieſer Lehnsreiterei auf 290, die der Fahnen oder Säbel auf 36,170, und die geſammte Mannſchaft, welche daraus geſtellt werden konnte, auf 93,130 an. —

Der Ertrag eines ſolchen Lehens hieß bei den Türken Mali Mukatele, d. i. Kampfpreis, das Lehen aber ſelbſt Kilidſch oder Säbel. Siamet hieß jedes Lehen, deſſen Einkünfte über 20,000 Aſpern betrugen. Sie waren untheilbar, inſofern ſie aus älteren Zeiten her beſtanden und nicht erſt durch allmählige Hinzufügungen den oben erwähnten Betrag erhalten hatten. War letzteres jedoch

---

lichen Gelegenheiten unter ihnen, wie von einem Ringe umgeben, erſchien.

der Fall, ſo konnten die ſucceſſive hinzugekommenen Parzellen davon abgezweigt und zu anderen Siameten geſchlagen werden. Dergleichen Lehen vergab allein die hohe Pforte. — Lehen, deren Ertrag nicht 20,000 Aſpern erreichte, hießen Timare. Auch ſie zerfielen in zwei Kategorien. Die kleineren derſelben konnten von den Paſchas vergabt werden, indem ſie zu gleicher Zeit die Verleihungen urkundlich beſtätigten. Bei größeren jedoch mußte die Vergabung in Conſtantinopel vorgeſchlagen werden, wo ſie dann meiſtens auch vollzogen ward. Der Lehnsmann war verpflichtet, auf ſeinem Lehen zu wohnen. Entfernte er ſich daraus, ſo ward er deſſelben für verluſtig erklärt und konnte erſt nach Verlauf von zwei Jahren wieder zu deſſen Beſitz gelangen. Nur die Söhne der auf dem Schlachtfelde gebliebenen Lehnsmänner traten mit allen Rechten in die Stellen ihrer Väter. — Man nimmt an, daß im Durchſchnitt drittehalb Berittene auf ein Lehen kommen. — Selbſt Raajas oder nicht islamitiſche Unterthanen konnten an den Grenzen Lehen erhalten, was jedoch immer als Ausnahme und nicht als Regel betrachtet ward. Mit dem Verfall des Reiches ſelbſt gerieth auch dieſe Inſtitution in Verfall, bis ſie endlich bei der gänzlichen Zertrümmerung der früheren Inſtitutionen mit zu Grabe getragen ward. —

Aus dem Wenigen, was wir hier über die militairiſche Verfaſſung der Osmanen mitgeheilt, wird man ſich überzeugen können, daß ſie in den meiſten

Beziehungen vollkommener war, als die der meiſten chriſtlichen Staaten derſelben Periode. Aber es bedurfte ſtarker, feſter Hände, um die ſonſt wohlgezimmerte Maſchine zu handhaben — ſie verfiel mit den ſchwachen Regenten, welche ſeit Soliman (1566) den Thron beſtiegen. Doch auch noch in ihrem Dahinſinken blieb die türkiſche Miliz ihren Gegnern furchtbar — ein Beweis von der Tüchtigkeit ihrer ſelbſt veralteten Inſtitutionen und dem kriegeriſchen Takte dieſes Volkes. —

Die taktiſchen Verhältniſſe dieſer Armee betreffend, ſo ſind wir darüber nur wenig unterrichtet. Das Aſiatiſche in ihrer Taktik, deſſen wir bereits früher erwähnt, ſcheint ſtets überwiegend geblieben zu ſeyn. Selbſt nachdem die Feuerwaffen vorherrſchend geworden, blieben Angriffe mit der blanken Waffe, ſtetes Zuſammenhalten der Kräfte, ſelbſt unter Verhältniſſen, wo eine Theilung unerläßlich war, die Lieblingsmanöver der Armee — ein Kampf, in dem die Chriſtlichen nur zu häufig beſiegt wurden *). Die taktiſche Gliederung war

*) Vortrefflich charakteriſirt die öſterreichiſche militairiſche Zeitſchrift dieſes Heer: Die Kriegskunſt blieb bei ihnen in der rohen Natürlichkeit barbariſcher Heere, wo die Menge allein in Anſchlag kommt. Dem bei ihren Feldherren eingewurzelten Grundſatze, vereinigt zu bleiben, verbunden mit dem des Angriffs und ihrem natürlichen Ungeſtüm, verdanken die Türken, wie einſt die Barbaren des Nor-

bei den Türken ziemlich der der öſtlichen Europäer analog, da ſie, wie bereits geſagt, wohl Vieles von ihnen angenommen hatten. Abtheilungen von einem bis 50 Mann hießen Dſcheride; von 50—1000 Ketibe; von 1000—4000 Dſchiſch. Haufen von 4000—12,000 wurden Harar, oder Chamiß, d. i. fünfgetheilte genannt, weil ſie aus fünf Haupttheilen: dem Herzen oder Centrum, dem rechten und linken Flügel, dem Vortrab, und endlich der Nachhut beſtanden — eine Eintheilung, wie ſie einer unſerer ſchärfſten Denker gleichfalls für unſere Heere wieder in Anſpruch nimmt. —

Einige Schlachten, welche gegen das Ende dieſes Zeitraumes fallen, werden uns Gelegenheit verſchaffen, einen Blick auf die Kriegführung dieſes Volkes zu werfen, und uns über deſſen Taktik, von der wir, wie bereits geſagt, nur wenig wiſſen, einigermaßen unterrichten. Wir beginnen mit der Schlacht bei St. Gotthard am 1. Auguſt 1664.

Der Krieg der Chriſten gegen die Ungläubigen dauerte bereits vier Jahre — Blut war ſchon in Strömen gefloſſen, aber noch fehlten große, entſcheidende Schläge, die einen oder den anderen

---

dens, ihre meiſten und ſchönſten Erfolge gegen Heere, die auf einer höheren Stufe militairiſcher Ausbildung ſtanden, aber verabſäumten, dem gewaltigen Stoße eine hinreichende Maſſe entgegenzuſtellen, oder ihm zuvorzukommen. Jahrgang 1828. 1. Bd. S. 264.

Theil zu Unterhandlungen oder zum Frieden geneigt gemacht hätten. Ende Juli 1664 ſtanden ſich beide Heere am Raab, unweit des Einfluſſes der Laufnitz, gegenüber. Die Türken lagerten in ſechs Haufen auf dem rechten Ufer, auf den Abhängen ziemlich ſteiler, den Fluß hier begleitender Berge, deren Fuß zwiſchen 700 und 1600 Schritt vom Fluß entfernt war. Die Raab, hier 10 bis 15 Schritt breit und bei gewöhnlichem Waſſerſtande nur 2 Fuß tief, durch häufige Regengüſſe damals aber bis auf 6 Fuß Tiefe angeſchwollen, bildete, nach den Türken zu, einen ausgehenden Bogen, deſſen innerhalb deſſelben belegene Terrain das türkiſche Feuer beherrſchte. Ein einzelnes Dorf — Moggersdorf — das dort liegt, wo ſich der Fluß von ſeiner nördlichen Richtung plötzlich wieder öſtlich wendet, begränzte öſtlich das Feld, das ſich die Türken zum Kampfplatze auserſehen, weſtlich ein etwas tief eingeſchnittener Bach *). Das Ufer ſelbſt war ober- und unterhalb über eine Meile weit ſorgfältig von ihnen beſetzt. Die Stärke der Türken wird auf 160,000 Mann angegeben, unter denen ſich jedoch nur circa 60,000 eigentliche Streiter befunden haben ſollen. — Das chriſtliche Heer unter des bekannten Montecucculi Anführung

*) Herr von Hammer giebt in ſeiner Geſchichte der Osmanen Bd. VI. S. 139 einzelne berichtigende Data zur Beſchreibung dieſer Schlacht in der öſterreichiſchen militairiſchen Zeitſchrift.

lagerte den Türken und der ſchon angegebenen Bie⸗
gung der Raab gegenüber, der linke Flügel dehnte
ſich gegen die Laufnitz zu, an deren Mündung
auf beiden Seiten der Raab, doch mit ſeiner Haupt⸗
maſſe mehr auf dem rechten Ufer, St. Gotthard
liegt, deſſen Abtei franzöſiſche Detachements beſetzt
hielten. Der rechte ward durch mehrere Gießbäche
von den rauhen Bergen, an deren Fuße die Chri⸗
ſten lagerten, gedeckt, aber auch in ſich getrennt.
Die Oeſterreicher, noch nicht ein Drittheil des ver⸗
bündeten Heeres betragend, aber noch einmal ſo
ſtark an Cavallerie, wie die Reichsvölker und Fran⸗
zoſen zuſammen, nahmen den rechten Flügel in der
Schlachtordnung ein — an ſie links ſchloſſen ſich
die Reichsvölker, in der Mehrzahl noch ganz un⸗
geübtes Volk — den äußerſten linken Flügel bilde⸗
ten die Franzoſen, welche, obgleich undisziplinirt, wie
ſie Montecucculi ſchildert, aber kampfgeübt und
tapfer auf dem Schlachtfelde, neben den Deutſchen
fochten. Die Schlachtordnung ſelbſt ſollte aus zwei
Treffen beſtehen, und jede der reſp. drei Abtheilun⸗
gen den Theil des Fluſſes, der vor ihr lag, ver⸗
theidigen. Die Artillerie der Kaiſerlichen (denn
der der Reichstruppen und Franzoſen wird nicht er⸗
wähnt) war vor der Front des Lagers aufgeſtellt.
Die Stärke der vereinten Truppen wird auf circa
30,000 Mann angegeben. — In dieſer einfachen
Aufſtellung erwartete Montecucculi ſeinen Geg⸗
ner. Im Rücken ein unwegſames Gebirge, deſſen
Wege ein anhaltend ſchlechtes Wetter faſt un⸗

gangbar gemacht — die Flanken nur obenhin geſichert, und endlich in der Front nur durch die Raab geſchützt, ſcheint des Oberfeldherrn Aufſtellung eine ungewöhnliche Kühnheit zu verrathen — aber er kannte ſich und ſeinen Gegner, und wußte mithin wohl, wie weit er gehen durfte.

In der Nacht vom 31. Juli zum 1. Auguſt ließ der Großvezier an der ſchon erwähnten Biegung drei Batterien von 15 Geſchützen nahe am Ufer plaziren und zugleich mehrere Truppen in kleinen Detachements überſetzen, um ſich am jenſeitigen Ufer feſtzuſetzen. Die Reichstruppen, welche, der Inſtruction gemäß, dieſen Theil des Fluſſes zu beobachten hatten, verrichteten dieß ſo nachläſſig, daß ſowohl der Batteriebau, als der Uebergang der Türken unbemerkt vor ſich ging. Auch der Befehl des Oberfeldherrn, die Sehne des Bogens, die der Fluß hier bildete, durch Verſchanzungen zu ſchließen, war von den Reichstruppen ganz unbeachtet geblieben. Ce fut la faute de quelqu' un, qui s'imagina qu'il étoit inutile de se retrancher, puisqu'on étoit résolu de combattre, ſagt hierüber der Oberfeldherr ſelbſt in ſeinen Memoiren *). Wie es ſcheint, ſo trifft dieſer Vorwurf den General-Lieutenant Fürſten von Waldek, der an der Stelle des erkrankten Markgrafen von Baden die Reichsvölker befehligte. Die Türken, welche übergegangen, gruben ſich ſofort ein und zo-

---

*) p. 417 der Amſterdamer Ausgabe von 1746.

gen längs dem Ufer einen Laufgraben, was gleichfalls vergebens den Vorpoſten der Reichstruppen anempfohlen worden war. — So wie der Tag begann, gewahrte man aus dem kaiſerlichen Lager, wie eine ſtarke Abtheilung türkiſcher Reiterei den Fluß aufwärts zog. Der Feldherr ließ dieſer Bewegung auf ſeinem Ufer folgen. Als der Anführer dieſer Truppen jedoch gewahrte, daß dieß nur eine Fouragirung ſey, ſo ſetzte deren Führer, General Sporck, über die Raab, griff die Türken an, zerſtreute ſie und kehrte mit vielen erbeuteten Laſtthieren ins Lager zurück.

Um 9 Uhr ſetzten endlich 3000 Spahis, die jeder einen Janitſcharen hinter ſich auf dem Pferde hatten, unter dem Schutze der Batterien auf das jenſeitige Ufer über. Zugleich näherte ſich das ganze türkiſche Heer dem Ufer der Raab. Nachdem die Spahis die Janitſcharen abgeſetzt, ſtürzten ſie ſich auf die Vorpoſten der Chriſten und verfolgten ſie bis ins Lager; die Janitſcharen dagegen bemächtigten ſich des Dorfes Moggersdorf und begannen ſofort, ſich darin feſtzuſetzen und einzugraben, was ſie meiſterhaft verſtanden. — Im Lager der Chriſten pflog übrigens noch Alles der Ruhe, als die Türken über den Fluß ſetzten, und ward erſt durch den Donner des türkiſchen Geſchützes daraus geſtört. Zwar traten die Reichstruppen ſofort unter das Gewehr und gingen den Türken, von einigen kaiſerlichen Regimentern unterſtützt, entgegen, aber jener Angriff war ſo heftig, daß dieſe Truppen

über den Haufen geworfen, in das Lager getrieben und endlich auch von hier verjagt wurden *). Mehrere Oberſten blieben bei dieſer Gelegenheit auf dem Platze, ihre Regimenter wurden zugleich zerſtreut, und die Reichstruppen flohen nach allen Seiten auseinander. Der Paſcha von Bosnien, der dieſen Angriff führte, legte hierbei eben ſo viel Takt für den Krieg, als Tapferkeit an den Tag. —

Das verbündete chriſtliche Heer war eigentlich am hellen Tage überfallen worden, und es dürfte kaum ein Schein von Rettung für daſſelbe möglich geweſen ſeyn, wenn die Türken dieſe erſten Erfolge benutzt, und mit ganzer Kraft nachgedrungen wären. Ein Theil der verbündeten Reiterei war auf Fouragirung — im Lager ſelbſt herrſchte die größte Unordnung — viele, ſelbſt geprüfte Offiziere redeten von Rückzug. Doch Montecuculi's Muth ſowohl, als die ſchlechten Maßregeln der Türken, trugen in gleichem Maße dazu bei, eine Wiederherſtellung der ſo mißlichen Angelegenheiten zu bewirken. Noch habe man den Degen nicht gezogen, entgegnete der Oberfeldherr einem Offiziere, qui se tournant vers moi comme un

*) Hammer ſagt in ſeiner Geſchichte des osmaniſchen Reiches VI. p. 139, daß die Türken durch dieſen Angriff zurückgetrieben worden wären, aber Verf. glaubt hier der Angabe der Zeitſchrift folgen zu müſſen.

désespéré, l'épée sur la cuisse, s'écria que les troupes ne faiſoient rien qui vaille, et que tout étoit perdu *) — was ſich zugetragen, ſey vorhergeſehen und Alles werde noch gut gehen. Dabei ſetzte er ſich an die Spitze von drei Infanterie- und zwei Cuiraſſier-Regimentern und führte ſie gegen die linke Flanke des Feindes. Zu gleicher Zeit gelang es dem Markgrafen von Baden, der ſich, ſo krank wie er war, auf ein Pferd geworfen, einige Schaaren der Reichsvölker wieder zu ſammeln und aufs Neue gegen den Feind zu führen. In dem mörderiſchen Handgemenge, das ſich hierauf entſpann, wetteiferten die Führer an Tapferkeit und Heldenmuth. Der ſpäter ſo berühmt gewordene Prinz Karl von Lothringen erlegte hier mit eigener Fauſt den Anführer der Leibwache des Sultans. Die Türken, welche in dieſem blutigen Kampfe nicht unterſtützt wurden, mußten endlich weichen, und wurden ſowohl aus Moggersdorf verjagt, als auch in die durch den Fluß gebildete Krümmung zurückgetrieben. Das Dorf ſelbſt gerieth hierbei in Flammen, und viele der Janitſcharen, welche es vertheidigten, zogen es vor, lieber im Feuer zu ſterben, als ſich ihren Feinden zu ergeben.

Während dieſer Zeit jedoch war der Großvezier allmählig dem Fluſſe näher gerückt, und hatte zugleich Verſtärkungen über denſelben gehen laſſen, die den Kampf auch ſofort wieder aufnahmen. Die

---

*) Deſſen Memoiren p. 421.

Chriſten wurden aufs Neue geworfen, und ſchon begannen die Moslimims wieder vorzurücken. Doch Montecucculi zog vom rechten Flügel noch einige Truppen zur Verſtärkung des Centrums herbei und ließ zu gleicher Zeit General Coligny, der den Franzoſen befehligte, auffordern, die Truppen der Mitte zu unterſtützen. Nach einigen Weigerungen entſandte dieſer auch 1000 Mann Infanterie und vier Geſchwader Reiterei, welche ſich unter dem duc de Feuillade den öſterreichiſchen Truppen im Centrum anſchloſſen. Als Köprili die Franzoſen unter dem duc de Feuillade ankommen ſah, ſoll er geſagt haben: Wer ſind dieſe Mädchen? — damit die gepuderten Perücken der Ritter meinend — doch als ſich dieſe bald darauf mit dem Geſchrei en avant, en avant — tue, tue! auf die Türken warfen, ſo geriethen ſie alsbald in Unordnung und wurden, indem auch die öſterreichiſchen Krieger tapfer mitwirkten, wieder in die Biegung des Fluſſes zurückgeworfen. Hier entbrannte nun ein heftiger Kampf, indem die Türken ſich allmählig verſtärkten und den verzweifeltſten Widerſtand leiſteten. Nach langem Kampfe jedoch gelang es dem chriſtlichen Heere, ſich der Art in der Strombiegung feſtzuſetzen, daß ſich die Flügel des Heeres faſt an die Raab lehnen konnten. Hierüber war es Mittag geworden.

Die Türken machten jetzt Anſtalt, mit vereinter Macht und von mehreren Punkten her zugleich anzugreifen. Während ſie im Centrum drei große

Reitermaſſen bildeten, zeigten ſich auch, nach den Flügeln zu, bedeutende Corps. Alle machten Miene, zu gleicher Zeit vorzugehen und anzugreifen. Gegen die Türken, welche den rechten Flügel des Heeres bedrohten, entſandte der Oberfeldherr den General der Reiterei Johann von Sporck, der die Tagesfahrt ſo rühmlich begonnen. Nach dem linken Flügel zu übernahmen die Abwehr die Franzoſen. Im Centrum jedoch ſuchte Montecucculi durch einen energiſchen Angriff der Gefahr entgegenzutreten. Durch den langen Kampf bereits erſchöpft, ohne Reſerve, ſchien den höheren Offizieren dieſer Entſchluß mehr verwegen als weiſe, und viele, unter dieſen Coligny, riethen zum Rückzuge; doch der Muth des Oberfeldherrn wies dieſe Zumuthung entſchieden zurück. Unter dem Feldgeſchrei: Sieg oder Tod! wurden die Anſtalten zur Fortſetzung des Kampfes getroffen. General Sporck, des Leſens und Schreibens nicht kundig, aber der bravſte Kämpfer unter den Braven, der dem Flügelcorps der Osmanlis gegenüberſtand, warf ſich vor den Seinen mit entblößtem Haupte nieder und betete laut alſo: Allmächtigſter Generaliſſimus dort oben, willſt du uns, deinen chriſtlich gläubigen Kindern, heute nicht helfen, ſo hilf doch wenigſtens den Türkenhunden nicht, und du ſollſt deinen Spaß ſehen. Dann rückte er den Feinden, von denen bereits ein Theil übergeſetzt war, entgegen, ſprengte ſie nach einem lebhaften Kampfe auseinander und drängte ſie über den Fluß zurück. Einige

dann gut aufgeſtellte Geſchütze verhinderten die Türken, ſich nochmals zu ſammeln und ihren Angriff wieder zu erneuern. Was weiter oberhalb vom Feinde über den Fluß geſetzt war, wurde von den Croaten beherzt angegriffen und gleichfalls zurückgetrieben. Die Türken, welche ſich auf dem linken Flügel den Franzoſen gegenüber gezeigt, wurden durch das Feuer einiger wohl plazirter Geſchütze abgehalten, über den Fluß zu gehen. —

Der Hauptſchlag alſo blieb im Centrum zu thun. Während tiefe feindliche Reitermaſſen über den Fluß gingen, fuhren die Janitſcharen zu gleicher Zeit fort, ſich am Ufer der Raab einzuniſten. Sechs große Maſſen Reiterei ſtellten ſich ferner hart am linken Ufer als Reſerve auf, um die Ihrigen im Kampfe zu unterſtützen. Doch Montecucculi wartete nicht ab, bis ſeine Gegner Alles zum Angriff vorbereitet. Mit lautem Geſchrei ſtürzte ſich das chriſtliche Heer nach einem gegebenen Zeichen auf den Feind. Dem muthigen Angriff, in dem die höchſten und höheren Offiziere Beiſpiele einer ſeltenen perſönlichen Tapferkeit gaben, vermögen die Türken nicht zu widerſtehen. Nach einem wüthenden Kampfe werden ſie in Unordnung bis über den Fluß zurückgedrängt. An Zehntauſend ſollen hier gefallen ſeyn, oder ihren Tod in den Fluthen gefunden haben, darunter ein Schwager des Großherrn und viele ſeiner höheren Hofchargen. Bis um 4 Uhr Nachmittags währte das Gefecht — da erſt ließen die Osmanen vom

Kampfe. 30,000 Reiter, welche ruhig dem Kampfe vom anderen Ufer zugeſchaut, verließen nun haſtig die Gegend, ſogar die 15 Geſchütze, unter deren Schutz ſie die Ueberfahrt begonnen, unrühmlich zurücklaſſend. — Einzelne muthige Chriſten ſchwammen über den Fluß, vernagelten einige der Geſchütze und warfen die anderen in die Fluthen, aus denen ſie ſpäter jedoch wieder herausgezogen wurden, um als Trophäen fortgeführt zu werden. Zu dieſen kamen noch 40 Fahnen und eine unzählige Menge koſtbarer Waffen und Rüſtungen. Die Chriſten feierten des andern Tages durch ein Te-deum den Sieg auf der Stelle, auf der noch heute eine Capelle das Andenken des Sieges erhält. Zum Verfolgen fühlte ſich der Oberfeldherr trotz ſeines Sieges noch zu ſchwach, obgleich der Totalverluſt des Feindes nur 15,000 Mann betrug, während der der Chriſten, ohne die Verſprengten, von denen viele bis Steyermark geflohen waren, auf 2000 angeſchlagen ward. Hammer nennt den Sieg von St. Gotthard den erſten und glänzendſten, welchen chriſtliche Truppen ſeit dreihundert Jahren wider die Osmanen in offener Feldſchlacht erfochten. Von der Schlacht hier datirt er mit Recht den Verfall der äußeren Macht des osmaniſchen Reiches, und bezeichnet ſie als den Wendepunkt ſeines Waffenglücks gegen die Chriſtenheit. Sie ward, wie einſt die Schlacht von Actium und ſpäter die bei Abukir, am 1. Auguſt gefochten. Der Friede von Vasvar, der bald darauf erfolgte, beendigte den fünf-

jährigen blutigen Kampf. — Gehen wir zu den einzelnen Momenten der Schlacht über, ſo werden wir vollauf Stoff zu intereſſanten Betrachtungen finden. Die Memoiren des Oberfeldherrn ſelbſt werden uns die geeignetſten Data dazu geben. — Durch eine Zeichnung hatte der Oberfeldherr ſeinen Generalen und Offizieren die Schlachtordnung gleichſam verſinnlicht. Ein eigener Befehl ſetzte die Tiefe der Bataillone auf ſechs Mann herunter, zwei Glieder Musketiere im erſten und zweiten, und vier Glieder Piqueniere in den vier letzten Gliedern. Zugleich ward befohlen, à côté de chaque escadron des pelotons de 24 ou 30 mousquetaires chacune zu haben, die ſich en cas qu'après leur décharge ils soient investis vigoureusement à la ſaveur des bataillons les plus proches zurückziehen ſollten. Infanterie und Artillerie erhielten den gemeſſenen Befehl, nur ſucceſſive zu feuern, ſich einander zu ſecundiren; Diſtanzen und Intervallen ſollten genau beobachtet werden; die ſchwere Cavallerie in der Nähe der Infanterie verbleiben und ſich nicht zu weiten Verfolgungen hinreißen laſſen. Dieſe Anordnungen bekunden genügend, daß der große Feldherr die Kriegsart ſeiner Gegner kannte — er wußte, daß es vorzüglich darauf ankam, die erſte Gewalt ihres Angriffs zu brechen. Er war daher von der tieferen Stellung, die man bis dahin angewandt, abgegangen, um ſich ſo eine größere Feuerentwickelung zu ſchaffen, die ihm das einzige Mittel ſchien, jenen

Zweck zu erreichen. Unter dem Schutze der Piqueniere konnten die Muskſetiere ihr Feuer bis zum letzten Moment fortſetzen, und hinterher auch noch nützlich werden. —

Ueber den Gebrauch der Artillerie, deren Anwendung zwar hier und dort gedacht wird, finden wir eigentlich nichts bemerkt — es iſt wahrſcheinlich, daß ſie auf der ganzen Front vertheilt war, weil ſonſt unbedingt ihrer Verengung erwähnt ſeyn würde. — Die Türken ſcheinen nur die wiederholt angeführten 15 Geſchütze gehabt zu haben. Zwar gedenkt Montecucculi, daß ſie an der Mur noch 100 Geſchütze gehabt, aber es iſt wahrſcheinlich, daß ſolche nicht im Stande geweſen, der Armee zu folgen, und daher zurückgeblieben ſind. — Was die Anordnungen für die Schlacht im Allgemeinen betrifft, ſo iſt darüber vielfach geurtheilt worden. Schon Zeitgenoſſen fanden die Wahl des Schlachtfeldes ſelbſt nicht angemeſſen, die Verhältniſſe, unter welchen er ſchlug, höchſt gefährlich. Dann klagt man den Feldherrn an, die ſchlechteren Truppen an der gefährlicheren Stelle plazirt, und dieſe endlich, die durchaus ohne Kriegserfahrung waren, nicht hinlänglich, wenn wir uns des Ausdrucks bedienen dürfen, controllirt zu haben. Ganz abgeſehen davon, was die Theorie zur Vertheidigung des Feldherrn ſagen könnte, und wie ſich der Feldherr in ſeinen Memoiren ſelbſt darüber äußert, ſo hat ihn der Erfolg vollkommen gerechtfertigt. Er wußte, worauf es vor allen Dingen ankam, und

dieß iſt, wie im Leben überhaupt, im Kriege beſonders die höchſte Aufgabe. —

Nicht minder wichtig für die Geſchichte der Kriegskunſt, doch weniger bekannt in den einzelnen Details, iſt der Sieg bei Zenta, welchen Eugen an der Spitze des kaiſerlichen Heeres erfocht. Noch im Jünglingsalter, hatte er, wie wir wiſſen, bei Wien gegen die Türken geſtritten und dann unter dem großen Lothringer auf verſchiedenen Kriegstheatern ſich für ſeinen künftigen großen Beruf vorbereitet. Nach der Schlacht von Mohacz zum Feldmarſchall-Lieutenant ernannt, ſtand er bereits 1697 als General-Feldmarſchall an der Spitze des kaiſerlichen Heeres in Ungarn.

Muſtapha's II. große Rüſtungen, durch die Umtriebe einzelner ungariſcher Magnaten noch gefördert, machten die Verhältniſſe, unter welchen Eugen im Juli den Oberbefehl unternahm, ſehr ſchwierig. Der Hofkriegsrath glaubte daher auch ganz zweckmäßig zu verfahren, wenn er dem Fürſten vorſchrieb, zwiſchen der Theiß und Donau ein Lager zu beziehen, Peterwardein hinreichend zu beſetzen, die Armee zu proviantiren, und nur unter beinahe ſicherer Hoffnung des Gelingens ein Treffen zu liefern. Sonſt aber ſollte er ſolche Poſitionen wählen, wo Rücken und Flanke gut gedeckt, und man dem Feinde, ohne etwas zu beſorgen, gehörigen Widerſtand leiſten könne. Eugen mochte etwa 50,000 Mann unter ſeinem Befehle haben, die jedoch, in mehrere weit voneinander

entfernte Corps getheilt und Entbehrungen mancher Art Preis gegeben, zu wenig großen Hoffnungen berechtigten. Die Türken waren einſtweilen zwiſchen die Donau und Save gerückt, hatten auf der Donau eine bedeutende Flotte und zählten an 100,000 Mann, den Großherrn ſelbſt an ihrer Spitze. — Nach mannigfachen Bewegungen, Märſchen und Contremärſchen, die näher zu berühren, zu weit führen würde, welche jedoch den Prinzen ſchon als vollkommenen Feldherrn darſtellen und unendlich lehrreich ſind, hatten die Türken die Ufer der Donau verlaſſen und ſich gegen die Theiß zurückgezogen. Angeblich wollten ſie ſich dann gegen Szegedin wenden, dieß nehmen, dort über die Theiß und über Temeswar nach Siebenbürgen gehen. Eugen, durch Kundſchafter hiervon unterrichtet, blieb über die Rolle, welche er hierbei zu übernehmen, nicht zweifelhaft. Er beſchloß ſofort, der türkiſchen Armee zu folgen, ſie wo möglich noch vor der Theiß zu erreichen, und jede und alle Gelegenheiten zu ergreifen, ihr einen Verluſt beizubringen, der ſie zwänge, für den Lauf des Feldzuges jede Offenſive aufzugeben. Der Sultan ſeinerſeits, durch ſeine leichte Reiterei von ſeines Gegners Marſch berichtet, war bemüht, ſchon bei Zenta über die Theiß zu gehen, wo er jedoch von letzterem bereits eingeholt ward. Nur des Großherrn Leibwache und die größere Hälfte der Reiterei waren erſt über den Fluß gegangen, als Eugen den Türken gegenüber erſchien. In 12 Colonnen

nämlich, in 6 die Reiterei, in 6 die Infanterie, die nicht bei den Truppen eingetheilte Artillerie in der Mitte, die ganze Bagage mit ihrer Cavallerie-bedeckung hinter der Armee, war er in einem Eil-marſche bis 9 Uhr Morgens fortgegangen, als ihm Gewißheit von der Gegenwart der Türken und ihrem Beginnen bei Zenta ward. Auf dieſe Nachricht brach der Feldherr mit ſeiner ganzen Cavallerie und einigen Stücken auf, um ſelbſt den Feind zu recognosciren. Doch eine Stunde von Zenta machte er Halt, um die Armee zu erwarten, die er alsdann in Schlachtordnung ſtellte. Es mochte hierüber 2 Uhr Nachmittag — am 11. September — geworden ſeyn. Als man ſich dem feindlichen Heere näherte, erſchienen einige Tauſend Pferde, welche jedoch nach einem unbedeutenden Engagement mit den kaiſerlichen Dragonern, welche der Prinz vorgezogen, wieder verſchwanden. Nach einer genauen Recognoscirung fand der Prinz die Türken hinter einem ſtarken, hohen Wall, der überdieß noch mit einer Wagenburg umgeben war — das Werk war kunſtlos, nur auf eine direkte Vertheidigung eingerichtet, doch hier und dort mit einigen Ausſprüngen und Ausfallspforten. Es bildete eine Art Halbkreis um die Brücke, über welche ein Theil der Armee bereits defilirt, der andere noch im Defiliren begriffen war. — Eine Art Reduit vor der Brücke ſelbſt deckte dieſe. Der größere Theil des türkiſchen Heeres, beſonders die ganze Infanterie und eine beträchtliche Zahl Artillerie,

war zur Vertheidigung jener großen Brückenſchanze zurückgeblieben und hatte hier alle Anſtalten getroffen, ſie mit Nachdruck zu vertheidigen. Der Großvezier ſelbſt, von den Vornehmſten des Heeres unterſtützt, wollte ſein Schickſal nicht von dem des Heeres trennen. So wie ſich die Kaiſerlichen dem Feinde näherten, wurden ſie mit einem lebhaften Artilleriefeuer empfangen. Prinz Eugen ſeinerſeits lehnte beim Angriff ſeinen rechten Flügel an die Theiß, ſchob den linken ſo weit als möglich ins flache Feld hinaus und verſah ihn noch mit einem zweiten Treffen. Den rechten Flügel führte Graf Guido von Stahremberg, den linken Graf Buſſy Rabutin, das Centrum Prinz Eugen ſelbſt. Im Vorrücken ward der linke Flügel bis an die Theiß ausgedehnt, ſo daß das kaiſerliche Heer die türkiſche Verſchanzung im halben Mond umzingelt hielt. Unter dieſen verſchiedenen Anordnungen war faſt der Abend herangekommen; es blieben nur noch zwei Stunden bis zum Untergange der Sonne. Während der Prinz ſeiner Armee den Befehl zum Angriff gab, ließ er zugleich von beiden Flügeln her die Brücke beſchießen, auf der die Einen flüchteten, die Andern zur Unterſtützung des Gefechts herbeieilten. Um die feindliche Cavallerie des rechten Flügels, welche Miene machte, vorzubrechen, zu verhindern, dieß ins Werk zu ſetzen, befahl der Prinz, vom linken Flügel her anzugreifen, und ließ ihn zu dieſem Behuf mit Geſchütz verſtärken. Zwar wurden die Oeſterreicher

hier mit einem heftigen Kartätſchen- und Muske-
tenfeuer empfangen, aber nichtsdeſtoweniger ward
das Retranchement forcirt und erſtiegen. Hierdurch
kamen die Sieger den Türken ſchon in den Rücken.
Zu gleicher Zeit griff nun auch der rechte Flü-
gel und das Centrum an — ſelbſt die Cavallerie
blieb nicht zurück — ſie ſprengte bis an den Gra-
ben, gab hier ihr Feuer ab, ſaß ab und bahnte
ſich an einigen Stellen mit dem Säbel in der
Fauſt den Weg in die feindliche Verſchanzung.
Während der rechte Flügel und das Centrum ſieg-
reich den Kampf beſtanden, drang der linke gegen
die Brücke vor, wodurch dem größeren Theil der
Fechtenden der Rückzug abgeſchnitten ward. Nie
vielleicht iſt mit mehr Erbitterung und Verzweiflung
geſtritten worden. Die Sieger gaben faſt Nie-
mand Pardon; die höchſten Summen Löſegeld wur-
den verſchmäht. — In der Verzweiflung wandte
ſich die Wuth der Türken nun gegen ihre eigenen
Offiziere, von denen ſelbſt viele der höheren von
den Janitſcharen erſchlagen wurden. Das Mor-
den endete erſt mit dem Tage, als wenn, ſagt der
Prinz in ſeinem Bericht an den Kaiſer, die Sonne
gezögert, um mit ihren letzten Strahlen den herr-
lichſten Sieg kaiſerlicher Waffen zu beleuchten. Um
10 Uhr Abends ließ der Prinz das Zeichen zum
Rückzuge geben, um das Heer wieder zu ordnen.
Doch hatte er vorher noch die Brücke beſehen,
und ſeine Leute am jenſeitigen Ufer Poſto faſſen

laſ-

laſſen *). Der Großvezier und vier andere Veziere, dreizehn Beglerbege, drei Generallieutenants, zwanzig Alaibege, über dreißig Agas der Janitſcharen, Sipahis und Silihdare befanden ſich unter den Todten. Ueberdieß deckten 20,000 Türken das Schlachtfeld, 10,000 fanden ihr Grab in den Fluthen — 6000 wurden gefangen. Sieben Roßſchweife, 423 Fahnen und das kaiſerliche Siegel blieben als Trophäen in der Sieger Händen. Am 12. September, gerade vierzehn Jahre nachdem der Prinz als Freiwilliger im kaiſerlichen Heere unter den Augen des Prinzen von Lothringen in der Schlacht bei Wien gefochten, ging er als Generaliſſimus des Kaiſers mit dem Heere über die Theiß, um ſich des verlaſſenen Lagers der Türken zu bemächtigen. Nur ſelten dürfte eine größere Menge Geſchütz und Heergeräth dem Sieger zufallen. Wir laſſen hier die Angabe davon folgen, weil dergleichen Data die beſte Ueberſicht von den Bedürfniſſen der Heere geben, und der ſicherſte Barometer für deren inneren Zuſtand zu ſeyn pflegen: 100 Kanonen, 25,400 Kugeln, 553 Bomben, 505 Fäſſer Pulver, 48 Paar Pauken, 500

*) Es iſt auffallend, daß Mertens, obwohl er den Originalbericht Eugen's gekannt, dennoch ſagt (Allgem. Geſchichte der Türkenkriege II. p. 66), daß der Prinz nicht vermocht, die Brücke herzuſtellen, und bis zum 14. auf dem Schlachtfelde verweilt habe.

Trommeln, 86 große Fahnen, 500 Standarten, 6—8000 Karren mit Munition und Proviant, 5—7000 Pferde, 6000 Kameele, 12—1500 Ochſen und Büffel, des Sultans Staatswagen, 40,000 Gulden in der Schatulle des Großſultans und die Kriegskaſſe mit 3,000,000 Piaſter — Alles dieß hatten die Kaiſerlichen mit dem geringen Aufwande von 450 Todten und 1593 Verwundeten erkauft. — Der Friede von Carlowitz, der dieſem Kriege ein Ende machte, bekundete der chriſtlichen Welt, daß das Uebergewicht der türkiſchen Waffen für immer gebrochen, wenngleich noch einzelne Momente ſpäterer Kriege an den Glanz früherer Thaten erinnern.

Leider haben wir von den taktiſchen Anordnungen während der Schlacht wenig oder keine Details. Die einzige Schlachtordnung von dieſer blutigen und entſcheidenden Schlacht befindet ſich in der Dietz'ſchen Sammlung der Berliner Bibliothek, die jedoch, da ſie in türkiſcher Sprache, dem Verfaſſer unzugänglich geblieben iſt. — Eine Bearbeitung derſelben würde auf jeden Fall ein belohnender Beitrag zur Kriegsgeſchichte ſeyn — ein Unternehmen jedoch, wozu wenig Ausſicht bleibt, da man leider! fortfährt, nur immer das für lohnend zu halten, was die nächſte Gegenwart gebracht *). —

*) Die Pläne zu dieſer Schlacht ſind alle Copien des in Marsigli statu militare p. 161 gegebenen.

Räthſelhaft bleibt der Marſch zur Schlacht in 12 Colonnen in einem Terrain, wo die Defileen nicht abriſſen, und wo es kaum mehr als einen Hauptweg gab und öfters Brücken geſchlagen werden mußten. Dieſe Zerfällung in kleinere Colonnen bleibt eben ſo merkwürdig und uns unerklärlich, als die in den Türkenkriegen gleichfalls häufig vorkommenden Märſche in Quarrés, bei denen die drei Waffen ſo untereinandergemiſcht waren, daß ſie ſich gegenſeitig unterſtützen konnten. Ein Blick auf die Karte von den reſp. Kriegstheatern wird ſogleich das Unwahrſcheinliche einer ſolchen Angabe in dem Sinne, wie es unſere heutige Taktik nimmt, darthun. Es iſt daher mit Recht vermuthet worden, daß dergleichen Marſchordnungen aus drei verſchiedenen Colonnen beſtanden, wovon die äußeren von den Truppen, und die mittlere von dem Gepäck gebildet wurden. Dieß iſt um ſo mehr anzunehmen, als unter Montecucculi's Papieren ſich Andeutungen befinden ſollen, welche dieſe Angabe beſtätigen *).

Wenn wir bei einem genauen Studium der türkiſchen Kriege häufig auf Märſche ſtoßen, welche die geſchickteſten Combinationen vorausſetzen laſſen, die den größten Feldherren unſerer Tage Ehre machen würden; wenn die Wahl der Läger, deren Befeſtigung eben ſo viel umfaſſende Talente als Kenntniſſe darthun, ſo ſind die meiſten Schlachten

*) Oeſterr. milit. Zeitſchrift 1828. I. S. 14.

dagegen von einer großen Einfachheit. Der hier und dort ausgeſprochenen Meinung, daß dieſe durch die wenige Manövrirfähigkeit der Truppen bedingt worden, möchten wir nicht beipflichten *). Mehrere Schlachten des dreißigjährigen Krieges haben uns im Gegentheil gezeigt, daß der Heermechanismus jener Zeit ſo unvollkommen nicht war. Wenn in den Schlachten gegen die Türken keine jener größeren taktiſchen Bewegungen vorkommen, wie wir ſie z. B. bei Wittſtock, Janikau ꝛc. ſahen, ſo ſcheint der Grund davon wohl darin zu liegen, daß die Schnelligkeit der türkiſchen Cavallerie, ſo wie die heftigen Angriffe ihrer Infanterie, alle Trennungen und taktiſche Bewegungen ſehr problematiſch machten. Ueberdieß gingen die Türken, wie alle auf einer niederen Stufe kriegeriſcher Ausbildung ſtehende Völker, gewöhnlich nur auf das los, was ſie gerade vor ſich ſahen. Es kam alſo zunächſt gewöhnlich darauf an, der Gewalt eines heftigen Stoßes gegen die Front zu widerſtehen, bis der Verlauf des Gefechts Gelegenheit gab, von den taktiſchen Hülfsmitteln Gebrauch zu machen, welche ſich bereits auf andern Kriegstheatern als probat bewieſen. Daher auch in den verſchiedenen Kämpfen jene Anklänge guter taktiſcher Anordnungen, von denen uns jedoch gewöhnlich alle Details fehlen. — Was den Kriegen gegen die Türken jedoch eine große Bedeutung giebt, iſt die glühende Be-

*) Oeſterr. milit. Zeitſchrift 1828. 7. Heft. S. 6 ff.

geiſterung, mit der ſie meiſtens durchgekämpft wurden, und die wir als einen Nachhall der Kreuzzüge betrachten möchten. Dieſe allein macht es möglich, die heroiſche Aufopferung Einzelner, die freiwillige Hingebung der Heere, und deren durch nichts zu beugenden Muth richtig zu würdigen. Hierzu kam nun noch die gewöhnlich bedeutende Perſönlichkeit der Heerführer, welche überhaupt ein hervorſtechender Zug in faſt allen Generalen des ſechszehnten und ſiebenzehnten Jahrhunderts iſt. Die Kunſt, welche jene Helden beſaßen, auf das Gemüth der Menge zu wirken, verdient von den Kriegern aller Zeiten ſtudirt zu werden; die Züge von Geiſtesgegenwart und unerſchütterlicher Feſtigkeit in Augenblicken des Sturmes und der Gefahr, welche man bei ihnen wahrnimmt, können den Heeren aller Jahrhunderte voranleuchten. Hebt eine Geſchichte der älteren Feldzüge dieß heraus, ſpürt ſie den moraliſchen Triebfedern nach, ſo iſt ſie niemals außer der Zeit, und ewig lehrreich, wenn ſie auch der Taktik keine in die Gegenwart paſſende Muſter liefert. Nur der Geiſt eines Heeres iſt es, der ſeine Taktik zu etwas mehr als einem Fantome macht; ohne dieſen Geiſt ſinkt ſie zu einem verächtlichen Tand herab, der eben ſo wenig furchtbar ſeyn kann, als die drohenden Geberden eines Feigen *). — Möchte dem militairiſchen Publicum recht bald vergönnt ſeyn,

*) Oeſterr. milit. Zeitſchrift. 1828. VII. 7.

eine nach den Quellen bearbeitete detaillirte Geſchichte der Türkenkriege zu erhalten! — Der Vorarbeiten ſind ſo viele vorhanden — Marſigli, die ſchätzbaren Beiträge in der öſterreichiſchen militairiſchen Zeitſchrift, Herr von Hammer, Feßler, Mertens — wie viel ließe ſich da nicht leiſten! —

IV.

Die Deutſchen und Franzoſen bei Ablauf des achtzehnten Jahrhunderts.

Wir haben früher geſehen, welches die Geſtaltung des deutſchen und franzöſiſchen Militairweſens beim Ende des dreißigjährigen Krieges war. Bei beiden Nationen treten nach demſelben die mannigfachſten Veränderungen hervor. Beſonders offenbarten ſich dieſe in der Heerorganiſation der Deutſchen, wo ſich, in Bezug auf Aufbringung, Disciplin und Gehorſam, allmählig ein ganz anderes Element herausgeſtaltete. Der republikaniſch-militairiſche Typus, den die Heere der Deutſchen früher gehabt *), ging allmählig verloren, und wenn Schlözer von der Zeit, die zunächſt dem dreißigjährigen Kriege folgt, überhaupt ſagt, daß ſeitdem deutſcher Sklavenſinn wie ein Krebs um

*) Man vergl. I. 3. S. 117 ff., I. 3. S. 391 ff. und viele andere Stellen im III. und IV. Abſchnitt jenes Theils.

ſich gefreſſen, ſo darf man vorzugsweiſe von der Heerverfaſſung dieſer Zeit behaupten, daß darin die Grundzüge zu jener militairiſchen Organiſation gelegt wurden, welche den Soldaten zum willenloſeſten Sklaven unter der Fuchtel ſeiner Oberen herabwürdigte, und die eine Periode in den Heerverfaſſungen Deutſchlands herbeiführte, wie ſie nie da geweſen und ſich gewiß nie reproduziren wird. Die militairiſche Organiſation ward, wie dieß zu allen Zeiten der Fall ſeyn wird, der Ausdruck der Sozietät — womit wir den ganzen Habitus derſelben genügend glauben bezeichnet zu haben. Die völlige Zerſtörung des Feudalweſens und die ſo möglich gewordene abſolute Monarchie ward durch die Verhältniſſe wunderbar begünſtigt. Der Adel, zu ohnmächtig, ferner nach Oben zu Krieg zu führen, ſuchte wenigſtens einen Theil ſeines verloren gegangenen Anſehens nach Unten zu zu erhalten, und ſo kam es denn wohl, daß manch Aeußeres aus dem Jus feudale Alemanicum in den republikaniſchen Militairſtaat des deutſchen Kriegsweſens überging *). Wenn jenes zunächſt in Frage ſtellt, ob es einem Vaſallen erlaubt ſey, in Gegenwart ſeines Lehnsherrn auszuſpucken, zu huſten, zu nieſen, oder ſich die Naſe zu ſchneuzen; den der

*) Der II. Theil des Schwabenſpiegels, der gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts dem Sachſenſpiegel nachgebildet ward, und der aus zwei Haupttheilen, dem Lehn- und Landrecht, beſteht. —

Strafe unterwirft, der in Gegenwart ſeines Lehns-herrn nicht gerade ſteht und ſich die Fliegen ab-wehrt, — knechtiſche Formen der Abhängigkeit, welche nicht ſelten durch eine ans Unglaubliche gränzende Ergebung geadelt wurden, wie es ein Schriftſteller unſerer Tage ſagt, — ſo ſehen wir ſchon am Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts in allen germaniſchen Staaten ein wahres Wett-rennen entſtehen, wer es in ſeinen Anforderun-gen hierin am weiteſten bringen könnte, ob der lehnsfähige Adel, der die Offizierſtellen allmählig alle für ſich vindizirte, im Fordern ſolcher Hinge-bung, oder der Hörige, der Soldat, im Gewäh-ren *). Nur in den demokratiſchen Formen ein-zelner Städte fand jene Neuerung noch lange Wi-derſacher, und erſt im zweiten und dritten Dezen-nio des achtzehnten Jahrhunderts konnte dieſe als beſiegt und gebrochen betrachtet werden.

Die Art der Aufbringung der Heere in den germaniſchen Staaten war im Allgemeinen wenig von der der früheren Periode unterſchieden. Pa-tente des Landesherrn berechtigten Einzelne zur Werbung, ohne daß dieſe dadurch jedoch wie frü-her irgend eine Anwartſchaft auf den Befehl über die Geworbenen erlangten. In dringenden Fällen warb man ganze Regimenter, und ſtipulirte dabei mit den einzelnen Contrahirenden wie ehedem, nur

*) Des Contraſtes wegen vergleiche man I. 3. S. 96 ff. dieſes Werkes.

daß hierbei die Kriegesfürſten nicht wie ſonſt von dem guten Willen ihrer Feldoberſten abhängig blieben. Das Beiſpiel, das die Oeſterreicher im dreißigjährigen Kriege gegeben, die Regimenter durch Aushebung und Geſtellung Eingeborner vollzählig zu erhalten, blieb von den anderen Staaten noch ziemlich unbenutzt und kam erſt in der folgenden Periode, freilich erweitert und verbeſſert, in Anwendung. Tüchtige Kriegsleute erhielten auch wohl von den Fürſten die Erlaubniß zum Werben ganzer Corps, und blieben dann auch wohl an der Spitze ihrer Haufen. Doch war deren Verhältniß dann nicht mehr das eines früheren Feldoberſten — der Souverain als oberſter Kriegsfürſt verfügte über Beide nach Gutdünken, ohne daß dadurch größere Uebelſtände herbeigeführt worden wären. — In Schweden erhielt ſich das Syſtem, wie wir es unter Guſtav Adolph geſehen — etwas Aehnliches fand in Dänemark ſtatt. — Anders ſtellte ſich das Aufbringen der leichten Truppen heraus. Bei den germaniſchen und romaniſchen Völkern beſchränkten erhöhte Cultur und verbeſſerter Anbau des Landes ſowohl den Modus ihres Aufbringens, als die Zahl der zu ſtellenden Mannſchaften. Man mußte ſich daher gewöhnlich mit Freiwilligen begnügen, die ſelten in bedeutender Zahl, gewöhnlich unter dem Namen der Freicompagnien, ins Feld zogen. Regierungen jedoch, wie die öſterreichiſche, die ruſſiſche, polniſche, ſpaniſche, und ſelbſt die der italieniſchen

Staaten, fanden in einem Theile ihrer roheren Unterthanen ein vortreffliches Material, um ganze Wolken leichter Völker ins Feld zu ſtellen. Die Coſaken, Croaten, Panduren, Miquelets und Barbets fingen an, mit einem Gewicht in den Ereigniſſen zu wiegen, das die Schale der Sieger, ſelbſt in der Hand der geſchickteſten Führer, hin- und herſchwanken ließ. Die Barbets in den piemonteſiſchen und ſavoyiſchen Gebirgen, die Miquelets in den Pyrenäen entriſſen den franzöſiſchen Generalen nicht ſelten die Früchte ihrer ſchönſten Combination, und zwangen die franzöſiſchen Generale zu einem Methodismus in der Kriegführung, der ſich ihnen als ein ganz neues Element in der Kunſt offenbarte. — Merkwürdig ſind einige Erſcheinungen im Gebiete der leichten Truppen bei den Ruſſen und Oeſterreichern. Bei jenen fangen die Coſaken, welche bis dahin vielfach in großer Anzahl zu Fuß gefochten, plötzlich an, ein Reitervolk zu werden — zwar finden wir ſie noch hier und dort mit der ruſſiſchen Infanterie wetteifern, bei Stürmen mit ihnen um den Preis größerer Tapferkeit fechten, aber in der Mehrzahl ſehen wir ſie fortan nur zu Pferde. Ganz entgegengeſetzt ſtellt ſich das Verhältniß bei den Croaten heraus. Während wir ſie noch im dreißigjährigen Kriege in den meiſten Schlachten die Flügel der Reiterei bilden ſehen, treten ſie in den folgenden Kriegen allmählig als Infanterie auf, und ehe noch einige Jahrzehend vergingen, ſind dieſe als Reiterſchaaren nur

noch hiſtoriſch bekannt. Sie wurden bald zu Fuß eben ſo gefürchtete Gegner, wie ſie es zu Pferde geweſen.

Die taktiſchen Formen dieſer Periode betreffend, ſo fangen ſie an, bei beiden Völkern ziemlich dieſelbe Phyſiognomie zu bekommen. In den deutſchen Staaten ging der Impuls hierin noch immer von Oeſterreich aus, bis Brandenburg ſpäter den Ton darin angab *). Die Einheit ſowohl für die Organiſations-Verhältniſſe im Allgemeinen, als für die taktiſchen, war und blieb bei der Infanterie die Compagnie; doch gab es ſowohl in Bezug auf die Stärke in ſich, als auf deren Zahl, für ein Regiment die verſchiedenartigſten Abweichungen. Montecucculi nimmt das Regiment zu 10 Compagnien und 1500 Mann an. Jeder Compagnie giebt er 4 Offiziere, 8 Rund-Tartſchierer, wie Hoyer in ſeiner Geſchichte der Kriegskunſt deſſen rondaches überſetzt, 48 Piquenirer und 88 Musketirer, was uns im Total 80 rondaches, 480 Piquenirer und 880 Musketirer giebt. — Selbſt die Abſchaffung der Piken in der ſpäteren Periode brachte in dieſem Etat keine bedeutende Veränderung vor. Später jedoch, gegen das Ende des Jahrhunderts, finden wir einen anderen Etat bei den Kaiſerlichen. Die Regimenter zählten 16

*) Die allmählige Entwickelung des Militairweſens des preußiſchen Staats findet ihren Platz, wenn wir auf Friedrich Wilhelm I. kommen.

Compagnien, jede zu 112 Mann, und das ganze Regiment mithin 1792 Köpfe. Bei jeder Compagnie ſtanden 1 Capitain, 1 Lieutenant, 1 Fähnrich, 1 Führer, 1 Fourier, 1 Muſterſchreiber, 1 Feldſcheer, 6 Corporale, 4 Tambours, von welchen 18 Köpfen nur 12 eintraten, nämlich 3 Oberoffiziere und 9 Unteroffiziere *). Bei den Holländern, den rüſtigen Vorfechtern gegen Frankreich, waren die Regimenter bedeutend ſchwächer. Sie zählten nur 12 Compagnien, jede derſelben zu 54 Mann, bei der 1 Capitain, 1 Lieutenant, 1 Fähnrich, ferner 2 Sergeanten, 1 Capitain d'armes, 3 Corporäle und 2 Tambours fungirten. Die Corporäle ſtanden, wie dieß noch heute bei den Franzoſen der Fall iſt, in Reihe und Glied, und waren wie die Soldaten bewaffnet. Die Stärke eines Regiments belief ſich daher nur auf circa 648 Mann — ein Etat, der wahrſcheinlich durch den Umſtand bedingt ward, daß die Regimenter ſchwer zu erhalten waren, indem ſie größtentheils aus Ausländern beſtanden. Bei den Sachſen dieſer Periode bildeten 2 Bataillone ein Regiment von 1500 Mann. Die Etats bei den anderen Armeen

*) Die Benennung Furier, von unſeren früheren militairiſchen Schriftſtellern von Führer hergeleitet, ſtammt neueren Forſchungen nach von dem lateiniſchen fur — allerdings eine bezeichnendere Derivation, als die obige. Der Führer war, nach Flemmings vollkommenen deutſchen Soldaten, nur eine Art Guide.

waren den obigen mehr oder weniger ähnlich, wurden jedoch immer den Bedürfniſſen und Verhältniſſen gemäß geändert. — Eine eigene Erſcheinung dieſer Periode ſind die Grenadiere. Anfangs nur dazu beſtimmt, Granaten zu werfen, beſonders bei Belagerungen, wurden ſie hierin auch beſonders unterwieſen und den Umſtänden gemäß gebraucht. Sie wurden nach ihrer Qualification oder phyſiſchen Tüchtigkeit aus den Regimentern gewählt und ſtanden für ihre neuen Beziehungen unter einem eigenen Offizier. War eine Unternehmung oder ſonſt der Zweck ihrer Detachirung erfüllt, ſo traten ſie wieder ein. Von den Deutſchen ging dieſe neue Schöpfung zu den Franzoſen über, welche ſie erweiterten. Sie bildeten aus den Grenadieren bald Compagnien (1671), zu denen ſie beſonders tüchtige und noch rüſtige Offiziere ſetzten. Dieſe verbeſſerte Anordnung nahmen ſpäter auch die Deutſchen an, wenngleich mit mannigfachen Modificationen und Veränderungen. — Die Kleidung des deutſchen Soldaten in dieſer Periode athmete eine gewiſſe Bequemlichkeit und deutete auf einen ziemlich guten Dotirungsfond dafür hin. Faſt bei allen Heeren finden wir ihn mit einem Mantel, mit einem bequemen Rock und gutem Schuhzeug verſehen. Hierzu kamen ferner noch zwei Hemden, ein Paar kalbfellene Hoſen, wollene geſtrickte Strümpfe, zwei Paar Socken, Knie- und Schuhſchnallen, ein guter, an einer Seite aufgekrämpter und mit einer Schnur eingefaßter Hut, ein ſchwarzes

Halstuch, ein Paar Handſchuh und ein rauher kalbfellener Ranzen. In der Farbe der Kleider ſelbſt herrſchte bei den verſchiedenen Fürſten große Verſchiedenheit, doch war es in dieſer Periode ſchon Prinzip, regimenterweiſe gleich gekleidet zu ſeyn. Ebenſo fing man an, durch diſtinktive Kennzeichen die Soldaten einer und derſelben Armee einander kenntlich zu machen, wodurch das Tragen von einerlei Schärpen und Portepees bei den Heeren bedingt ward. Feuquière geſteht in ſeiner Kriegskunſt den Deutſchen in Bezug auf Bekleidung den Vorzug zu. —

In Bezug auf die Bewaffnung, ſo waren die letzten Dezennien des Jahrhunderts Zeugen ganz merkwürdiger Veränderungen. Die Pike, dieſe Königin der Waffen, wie ſie Montecucculi und nach ihm auch Folard und der Marſchall von Sachſen nennen, hatte ſich bis dahin fortwährend in Anſehen und Ehren erhalten. Die Kriege jedoch in Italien und den Niederlanden, in dem coupirten Terrain dort, hatten nach und nach die Idee aufkommen laſſen, daß eine mit lauter Feuergewehren verſehene Infanterie weit zweckmäßiger ſeyn müſſe, als deren noch uſuelle Vermiſchung mit der Pike. Die Vervollkommnung der Flinte, deren Verbeſſerung bereits in der Geſchichte der früheren Periode gedacht ward, bot hierzu das Mittel. Schon 1670 hatten die Kaiſerlichen die Anzahl ihrer Piquenire auf $\frac{1}{3}$, die Brandenburger 1676 auf $\frac{1}{4}$ herabgeſetzt. Die anderen Staaten

waren dieſem Beiſpiel mehr oder weniger entſchieden gefolgt. 1684 wurden in der öſterreichiſchen Armee die Flinten eingeführt, und in dem Türkenkriege, der mit 1699 endigte, vertauſchte ſich endlich die Pike gegen die Schweinsfedern, welche ſie in den tragbaren ſpaniſchen Reutern ihren Feinden vorſetzten, um darüber wegfeuern zu können *). Die Brandenburger hatten bereits 1689 die Piken und Musketen abgeſchafft und die Flinte eingeführt. Nichtsdeſtoweniger behielt die Vorliebe für die Piken noch lange die Oberhand, und es währte bis über die zwei erſten Dezennien des folgenden Jahrhunderts hinaus, ehe ſie ganz abgeſchafft wurden. Am ſpäteſten fand dieß im Nordoſten Europas ſtatt, wo wir ſie bei den Schweden noch in der Schlacht bei Holowczyn (1708) finden, obwohl ſchon ſeit 1691 das neue franzöſiſche Gewehr bei der Armee eingeführt war. Bei den Ruſſen wurden ſie erſt gänzlich nach dem Nyſtädter Frieden beſeitigt (1721). Selbſt ſpäter noch benutzten ſie die Ruſſen in den Feldzügen gegen die Türken, wo 18 Fuß lange Piken den Bataillonen nachgefahren wurden. Doch wir werden noch ſpäter auf dieſen Punkt zurückkommen. — Die Engländer nahmen 1691 das franzöſiſche Schloß an und ſchafften die Piken ganz ab.

Merkwürdig bleibt es, daß im Vaterlande der Erfindung der Flinte und des Bajonnets deren

*) Wörtlich aus Berenhorſt Betrachtungen ꝛc. I. S. 63.

Einführung am meiſten Widerſpruch fand. 1645 durften bei einer Compagnie in Frankreich nur vier Füſiliere ſeyn. 1666 ſchärfte eine königliche Ordonnanz noch den Capitains bei namhafter Geldſtrafe, ja ſogar bei Caſſation ein, bei ihren Compagnien noch ⅓ Pikenire zu haben. Das Régiment royal fusiliers, welches 1671 für die Bewachung der Geſchütze errichtet und ganz mit Bajonnetflinten bewaffnet ward, konnte als eine Ausnahme von der Regel betrachtet werden. — Zwar ſprachen ſich viele der höheren Offiziere für die Abſchaffung der Pike entſchieden aus, aber ſelbſt Louvois konnte mit ſeiner ganzen Autorität hierin nicht durchdringen. In der Schlacht bei Steenkerken jedoch, wo die ganze verbündete Armee bereits mit Steinſchießgewehren (Flinten) bewaffnet war, warfen die Franzoſen, die hier noch ⅓ Pikenire hatten, ihre Musketen weg und bewaffneten ſich mit den Gewehren ihrer Gegner, welche ſie auf dem Schlachtfelde aufrafften. So entſchieden ſich nun auch die Armee für die neue Waffe ausſprechen mochte, ſo blieb es der Regierung einſtweilen dennoch unmöglich, ſie damit hinreichend zu verſehen. Erſt 1703 verſchwanden die Piken gänzlich aus der franzöſiſchen Armee, und zwar zuerſt auf dem italieniſchen Kriegstheater unter Marſchall Catinat, wo ſich die Piken als ganz unbrauchbar gegen die Barbets bewährten.

Der Einführung der Flinte hatten ſich beſonders zwei Umſtände entgegengeſtellt: Zunächſt glaubte man ſie ihrer geringen Schußweite wegen unbrauch-

bar für geſchloſſene Haufen, dann aber hielt man das Steinſchloß, des öfteren Verſagens wegen, für zu unzuverläſſig. Ueberdieß konnte man noch lange nicht dazu gelangen, die Bajonnets ſo mit der Flinte zu vereinen, um ſich ihrer als Schuß- und Stoßwaffe zugleich zu bedienen. Dem Uebelſtande des Verſagens glaubte man dadurch abzuhelfen, daß man die Musketen mit Flintenſchlöſſern verſah, deren Batteriedeckel eine Oeffnung hatte, auf die der vorwärts angebrachte zweite Hahn mit der Lunte paßte, ſo daß man ſich ſowohl des Steinſchloſſes als der Lunte beim Feuern bedienen konnte, eine Erfindung, welche man Vauban zuſchreibt *), deren jedoch ſchon Montecucculi in ſeinen Memoiren gedenkt, indem er ſagt: J'en ai encore fait faire d'autres, qui ont en même temps le chien et le serpentin, pour se servir de l'un dans les occasions secrètes, où la mèche étant allumée se voit et se sent, ou peut être gâtée par le vent et par la pluie, et pour se servir de l'autre, quand celui-là ne convient pas. Les Turcs en ont aussi de cette sorte **).

Bei den erſten Flinten in den deutſchen Armeen gingen vierzehn bis ſechszehn Kugeln auf ein

*) Auch Hauptmaun Meyer thut dieß noch in ſeinem Handbuch der Geſchichte der Feuerwaffen-Technik S. 90.

**) Liv. I. Chap. II. p. 14.

Pfund — bei den Franzoſen dagegen zwanzig. Der Lauf hatte 3 Fuß 8 Zoll, das ganze Gewehr 5 Fuß Länge. Dem Bajonnette gab man, ohne Dille, 1½ Fuß. Geſchliffen war es, wie die heutigen Bajonnette — doch machten einige deutſche Truppen hierin inſofern Ausnahme, als ſie ihnen die Form von Pallaſchklingen gaben, an der Spitze zweiſchneidig geſchliffen, weiter nach unten zu jedoch mit einem Rücken. — Den Uebelſtand, nicht mit aufgepflanztem Bajonnet feuern zu können, überwand man erſt im folgenden Jahrhundert. Es iſt unbekannt, bei welcher Armee dieß zuerſt ſtattfand. Die Preußen machen ebenſowohl wie die Schweden Anſpruch darauf, dieß zuerſt in Scene geſetzt zu haben. Das Bajonnet, urſprünglich nur ſo eingerichtet, um beim Einbruch gegen den Feind aufgeſchroben zu werden, bildete mithin nur eine Art gerader hohlgeſchliffener Klinge. Um damit den Vortheil des Feuerns verknüpfen zu können, erfand man die Dille, die anfangs nur von Holz war, bis ſie nach und nach die Form, wie ſie ſolche heute hat, erhielt — Alles Verhältniſſe, worauf wir ſpäter zurückkommen werden. —

Das ſchnellere Feuern mit dem Steinſchloßgewehr machte ſowohl andere Vorkehrungen zum Aufbewahren und Nachführen der Munition, als auch eine andere Verbrauchsform nöthig. Das Feuern mit Patronen, das wir ſchon ſeit dem dreißigjährigen Kriege kennen, ward daher überall eingeführt. Dann gab man der Infanterie Patrontaſchen, in

der Art, wie ſie die Truppen heute haben, um die Munition ſowohl gegen die Einwirkungen der Atmoſphäre, als gegen andere Zufälle zu bewahren. Die Bandelire jedoch, welche die deutſchen Soldaten über die Schulter trugen, und woran in kleinen Kapſeln ſich die Patronen befanden, blieben noch bis am Ende des Jahrhunderts in Gebrauch, weswegen auch die Türken die ſo ausſtaffirten deutſchen Infanteriſten wohl „hauſirende Doctoren" zu nennen pflegten. Die Deutſchen hatten ihre Patrontaſchen bedeutend größer, wie z. B. die Franzoſen und Spanier, und konnten darin an 40 Patronen bergen. Der Munitionsbedarf, welchen die Soldaten nicht ſelbſt trugen, ward auf Wagen den Bataillonen nachgefahren. — Die Geſchwindigkeit des Feuerns hatte ſich durch Einführung der Flinte bedeutend vermehrt. — Die überraſchende Schnelligkeit des Feuerns, welche wir in der ſpäteren Periode finden, war eine Folge der Einführung des eiſernen Ladeſtockes. Zwar kannte man ſie in dieſer Periode auch, doch hatte man deren nur vier bei einer Compagnie, die überdieß ſo eingerichtet waren, daß ſie zuſammengelegt werden konnten.

Man fing zugleich an, mit dem ſchnelleren Feuern auch ein beſſeres Treffen zu verlangen. Wir finden daher ſchon hier und dort das Scheibenſchießen eingeführt; doch treten alle Fortſchritte in dieſer Angelegenheit mehr rhapſodiſch, als conſequent und planmäßig durchgeführt hervor. Es war nur die Einleitung zum Beſſern.

Die Ausrüſtung des Infanteriſten machte ein Degen vollſtändig. Bei den Deutſchen war er allmählig etwas kürzer geworden, worin ſich die Ueberzeugung, daß er mehr und mehr ein Luxusartikel geworden, ausſprach — wir finden auch kein Beiſpiel, daß man ſich ſeiner bei ihnen als Waffe bedient hätte. Man trug den Degen an einer ledernen Kuppel um den Leib. Nur bei den Franzoſen behielt er eine Zeitlang noch ſein Recht, und wir ſehen auch, daß ſie ſich ſeiner noch in der Schlacht bei Steenkerken bedienten, wo die franzöſiſchen und Schweizergarden mit dem Säbel in der Fauſt ihre Gegner angriffen. — Doch eiferten auch bei den Franzoſen Puyſegur u. A. gegen den Degen, und ſchlugen vor, dem Seitengewehr eine andere Form zu geben.

Von Schutzwaffen wird, am Ende dieſer Periode, bei der Infanterie nur hin und wieder noch des Bruſtſtücks bei den Piquenirern gedacht. Bei den Offizieren des Fußvolks ward es zwar ab und zu zur Ehrenſache gemacht, bei Gefechten, Stürmen ꝛc. einen Bruſtharniſch zu tragen, doch finden wir, daß die Befehle dazu häufig umgangen wurden. Dieſer Oppoſition verdankt man den Ringkragen, der noch bei vielen Truppen als ein ausſchließliches Kennzeichen des Dienſtes betrachtet wird. — Die Offiziere waren in dieſer Periode bei faſt allen Armeen mit Partiſanen bewaffnet, die ſie in Schlachten und Gefechten trugen, während ſie ſolche bei Stürmen und Belagerungen ablegten. Nur die Schweden führten ihre Leute

unter allen Verhältniſſen mit gezogenem Degen an. Bei Streifzügen und Parteien pflegten ſich die Offiziere wohl mit Flinten zu verſehen. — Was die Fahnen anbetrifft, ſo waren darüber bei den meiſten Armeen verſchiedene Grundſätze. Die Kaiſerlichen hatten, wie in früheren Zeiten, noch bei jeder Compagnie eine Fahne — Holländer, Franzoſen und Engländer, deren Compagnie-Etat nie ſo ſtark war, wie bei jenen, führten nur zwei bis drei Fahnen bei einem Bataillon. Die Brandenburger folgten hierin dem Gebrauche der Kaiſerlichen. Doch traf Friedrich I. die Anordnung, daß den Truppen immer nur zwei Fahnen per Bataillon ins Feld folgten, während die der anderen Compagnien in einer Feſtung, bis zur Rückkehr des Regiments aus dem Felde, aufbewahrt und dann dem Regiment wiedergegeben wurden. Jene beiden Fahnen blieben während des Krieges bei der Stabs-Compagnie, oder aber bei der des älteſten Capitains. — Die Franzoſen ſcheinen die Erſten geweſen zu ſeyn, welche ſich der Fahnen beim Exerziren als Allignementshülfen bedienten und ſie demnach in der Mitte und auf den Flügeln plazirt wünſchten, während wir ſie bei den anderen Heeren dieſer Zeit vor der Mitte der Bataillone und alle zuſammen gruppirt finden. Wenigſtens meint Puyſegur, comme les trois drapeaux sont inutiles dans le centre, et qu'un seul y suffit, le drapeau du colonel ou du commandant sera au centre au premier rang de sa compagnie; celui

du premier capitaine présent à la droite du premier rang de sa compagnie; le troisième drapeau, de même à la compagnie du commandant de la gauche. — Nur für das Gefecht ſelbſt will er ſie im Centrum der Bataillone, und zwar im dritten Gliede haben, wenn das Bataillon fünf Mann hoch ſteht *). Die Fahnen in dieſer Periode waren ohne Ausnahme von Seide, und erhielten immer noch Sinnbilder mit den verſchiedenartigſten Ueberſchriften. Oft wurden den Truppen Fahnen übergeben, auf denen die Darſtellungen ſowohl als deren Ueberſchriften auf die gerade bevorſtehende Expedition Bezug hatten. — Gegen das Ende dieſer Periode jedoch wurden jene Embleme in den Fahnen allmählig von den reſpect. Reichswappen verdrängt, und ſie fangen an, mehr uniform, wenn man ſich dieſes Ausdrucks bedienen darf, durch alle Heere zu werden. —

Trommeln und Pfeifen waren, mit Ausnahme jedoch bei den Haustruppen, die in dieſer Periode überall anfingen, ſich bedeutend zu vermehren und allerhand Prärogative, Verſchönerungen und Vortheile für ſich zu vindiziren, die einzigen Feldinſtrumente. Feldmuſiken wurden noch bei den meiſten Armeen als Luxusartikel betrachtet, wodurch ſich der Etat der Combattanten verminderе. Den Oberſten war es jedoch erlaubt, ſich bei ihren Regimentern Muſiker zu halten, verſteht ſich auf

*) Art de la guerre I. p. 206.

eigene Koſten. Nach und nach fing man jedoch an, für jeden Hautboiſten zwei Mann zu paſſiren. Der vergrößerte Luxus, der ſich mehrende äußere Glanz der Fürſten, welchen viele derſelben ausſchließlich nur von ihren Truppen entlehnen wollten, ſchaffte dieſer Sitte allmählig überall Eingang, und ſo finden wir denn ſchon am Ende dieſer Periode bei vielen deutſchen Regimentern Hautboiſten, deren Zahl ſich nach und nach vermehrte, doch in dieſer Zeit ſich nicht über 5—8 bei den Feldregimentern erhob. Noch wurden die Muſik-Banden, wie man ſie nannte, mehr als zum Vergnügen des Regimentsinhabers, denn als zur Verſchönerung des Corps betrachtet. Nach dem Klang im Gleichſchritt durch die Straße zu ziehen, war damals noch Niemand eingefallen. — Daß wir bei den ſtreng ökonomiſchen und militairiſchen Schweden dieſer Periode gleichfalls Militairmuſik finden, ſcheint mehr als alles zu beweiſen, daß man dieſer Sitte gern huldigte.

Sold und Verpflegung waren bei den meiſten Armeen dieſer Zeit noch ziemlich ungeregelt; Hennert in ſeinen vortrefflichen Beiträgen zur brandenburgiſchen Kriegsgeſchichte ꝛc. giebt uns eine Ueberſicht der durchſchnittlichen Soldverhältniſſe bei den deutſchen Truppen und den Franzoſen, die in mehr als einer Beziehung höchſt intereſſant iſt.

Es erhielt bei den Deutſchen an monatlichem Sold:

Ein Oberſt	70	Thlr.	— Gr.
Ein Oberſtlieutenant . .	35	ſ	— ſ

Ein

Ein Major	25 Thlr.	— Gr.
Der Regiments=Quartier=meiſter	18 =	— =
Der Auditeur	16 =	— =
Der Feldprediger	16 =	— =
Der Adjutant	10 =	— =
Der Regiments=Feldſcheer .	10 =	— =
Der Profoß=Knecht	7 =	— =
Ein Capitain erhielt . . .	32 =	— =
Ein Lieutenant	16 =	— =
Ein Fähnrich	12 =	— =
Ein Sergeant	6 =	— =
Ein gefreiter Corporal . .	5 =	— =
Ein Fourier	3 =	— =
Ein Capitain d'armes . .	5 =	— =
Ein Feldſcheer	5 =	— =
Ein Corporal	4 =	12 =
Gemeine	2 =	20 =

(auch nur 2 Thlr.); Gefreite erhielten eine kleine Zulage.

Bei den Franzoſen ſtellten ſich die Soldverhältniſſe folgendermaßen heraus *):

Ein General=Lieutenant .	333 Thlr.	8 Gr.
Der Maréchal de camp 20 Rationen	166 =	16 =

*) Feuquières und Quincy, aus denen dieſe Sätze entlehnt ſind, weichen in der Angabe derſelben für die höheren Stellen ab — Quincy giebt ſie bedeutend höher an. — Wir ſind Feuquières gefolgt.

Ein Brigadier 15 Rationen	100 Thlr.	—	Gr.
Der General-Quartiermeiſter . . 20 Rationen	133 ſ	—	ſ
Ein General-Major 15 Rationen	133 ſ	—	ſ
Ein General der Cavallerie 30 Rationen	200 ſ	—	ſ
Ein maître de camp général	500 ſ	—	ſ
Ein commissaire général .	166 ſ	8	ſ
Ein Capitain der Infanterie	26 ſ	—	ſ
Ein Lieutenant en premier	8 ſ	8	ſ
Ein Unterlieutenant . . .	7 ſ	8	ſ
Ein Fähnrich	5 ſ	—	ſ
Der Regiments-Quartiermeiſter	5 ſ	—	ſ
Ein Sergeant	5 ſ	—	ſ
Ein Corporal	3 ſ	8	ſ
Ein Gefreiter	3 ſ	—	ſ

Der Gemeine erhielt täglich 4 Sous, oder $19\frac{1}{5}$ Pfennige. Ueberdieß wurden der Infanterie auf den Märſchen, wenn ſie durch eine Stadt kamen, noch ſogenannte Etappen verabreicht, welche in $1\frac{1}{2}$ Pfund Brod, einem Maß Wein und einem Pfund Fleiſch beſtanden. Bei der Cavallerie waren ſie noch ſtärker, ebenſo bei den Offizieren. Später jedoch fielen dieſe Etappen weg, und die Offiziere erhielten die ſogenannte Marſchzulage, indemnité de route, und die Soldaten eine beſondere Marſchvergütigung, die ſich nach der Stärke der Märſche

richtete — eine Einrichtung, die noch heute beſteht. Der franzöſiſche Soldat fiel hierdurch dem Bürger nicht zur Laſt, er erhielt von dieſem nur Lagerſtätte, Licht und Feuer, und war ganz auf ſeine Portion und ſein Tractement angewieſen.

Ganz anders war dieß jedoch bei den deutſchen Truppen. Hier fiel der Soldat, inſofern er nicht dem Feinde unmittelbar gegenüberſtand, dem Bürger ganz zur Laſt. Die Soldaten nämlich ſollten hier von den Bürgern, gegen Ueberlieferung des Tractements an dieſe, verpflegt werden. Ihnen ſollte dafür Eſſen zu Mittag und Abend, und eine Portion Bier zu Theil werden — eine Anordnung, wobei die Soldaten häufig, die Unterthanen aber immer ſchlecht wegkamen. Gewöhnlich füllten die Capitaine bei ſolchen Gelegenheiten ihre Taſchen, und die Commiſſaire, welche zur Regulirung ſolcher Verhältniſſe ernannt wurden, blieben darin nicht zurück. Kam es dann zur Koſtenberechnung, ſo entſtand eine babyloniſche Verwirrung, aus der ſich ſelten die betheiligten Parteien vernehmen konnten, die aber unter allen Verhältniſſen nur zum Nachtheil der Bewohner und Soldaten ausfiel. Hatte hier und dort dieſe Einrichtung einen geregelten Gang, und wurden die Soldaten gut verpflegt, ſo ſtellte ſich wohl der Nachtheil heraus, daß dieſe Soldaten bei längerem Verweilen in ſolchen Gegenden einen Theil ihrer Brauchbarkeit einbüßten, und beſonders dann, wenn es bei Eröffnung einer Campagne darauf ankam, Be-

ſchwerden zu ertragen, auch geringeren Anſprüchen nicht zu genügen vermochten. Später glaubte man dieſen Uebelſtänden dadurch vorzubeugen, daß man ſtatt dieſer Naturalverpflegung den Soldaten den halben Sold, und für die andere Hälfte Naturalverpflegung gab. Aber auch hierbei wußten die gewinnſüchtigen Capitains ihrem Vortheil zu genügen, indem ſie bei Einforderungen der Lebensmittel Maß und Ziel überſchritten und der Plünderungen ſo viele herbeiführten, daß dieſer Verpflegungsmodus ſich noch ungünſtiger als die früheren herausſtellte. —

Noch ſchlimmer war die Verpflegungsart, wenn man ſich in Feindes Land befand. Man ſchrieb dann die Lebensmittel gewöhnlich auf ſechs Monate aus, aber in ſolchem Verhältniß, daß die Armee davon zwölf Monate leben konnte. Die Capitains ſchlugen das, was verderben konnte, alsbald los, oder empfingen den Betrag dafür von den Entrepreneurs auch wohl ſofort in Gelde. — Artikel, die dem Verderben weniger ausgeſetzt waren, ſollten ſie ſuchen zu aſſerviren. Von dem ſo gewonnenen Gelde und den aufgeſpeicherten Vorräthen ſollten dann die Compagnien im nächſten Feldzuge verpflegt werden. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß bei ſolchen Anordnungen nur unter den günſtigſten Verhältniſſen, ſelbſt bei der erprobteſten Rechtlichkeit der Hauptleute, immer von einer nur leidlichen Verpflegung die Rede ſeyn konnte. Auch offenbarte ſich dieß unter allen Verhältniſſen. Die Compagnien liefen im Kriege häufig auseinander,

und da die Heere in der Mehrzahl nur aus geworbenen Leuten beſtanden, für welche die Capitains bereits das Werbegeld in der Taſche hatten, wohl auch mit ausgehobenen Mannſchaften durchflochten waren, welche ihnen, im Fall daß auch ſie wegliefen, wieder erſetzt wurden, ſo hatte dieß, bei der damaligen Anſchauung der Dinge, weiter keine Folge für die Capitains. Das Prinzip der Ehre war in dieſem Punkte den meiſten Offizieren eben ſo fremd, als den Heeren jener Zeit die Moralität der heutigen Armeen durchaus unbekannt war. Dieſer Verpflegungsmethode ſollen beſonders die Kaiſerlichen und Bayern zugethan geweſen ſeyn. —

Später gingen jedoch faſt alle Armeen von dieſen fehlerhaften Verpflegungsmoden ab — wenigſtens thaten dieß die Brandenburger, Lüneburger, Holländer, Engländer, und ſelbſt die Franzoſen. Sie zogen es allgemein vor, den Offizieren und Soldaten ſtatt der Lebensmittel das Tractement ganz zu belaſſen und Zuſchüſſe zur Verpflegung zu gewähren. Wir finden unter dieſen Verhältniſſen den Preis der monatlichen Rationen auf 3—5 Thlr. veranſchlagt. Dabei ſollten die Behörden für billige Preiſe ſorgen. Dieß war eine Rückkehr zum Alten, nur den Verhältniſſen mehr angepaßt, indem der feile Kauf blieb, die Sudlerplätze aber wegfielen *). Daß hierdurch nicht allen Mißbräuchen vorgebeugt war,

---

*) Man vergleiche S. 29 d. Theils.

verſteht ſich von ſelbſt, doch war es eine Annäherung zu einem Syſtem, das die Unterſchleife verringerte und eine geregeltere Controlle zuließ. —

Trotz dieſer mangelhaften Einrichtung der Verpflegung finden wir dennoch die erſten Grundzüge zu der Art und Weiſe, wie ſich ſpäter dieſer Dienſtzweig herausſtellte, ziemlich ausgebildet. Bei den Franzoſen gab es einen Intendant de l'armée, Commissaires des guerres und einen Général des vivres, die ſpeziell mit Verpflegung der Leute beauftragt waren *); bei den Deutſchen waren es die Commiſſariate, welche die Angelegenheit im Allgemeinen leiteten. Doch ſcheiterten bei beiden Völkern die beſten Einrichtungen meiſtens an den Einwirkungen der Capitains und Oberſten, die ihre Compagnien und Regimenter als eine Art Güter betrachteten, von denen ſie unter allen Verhältniſſen die größtmöglichen Einkünfte zu beziehen ſuchten — eine Anſicht, die ſich im Laufe der Zeit immer mehr herausbildete und ſpäter zu den empörendſten Mißbräuchen führte.

Das Proviantfuhrweſen der Armee dieſer Zeit war, ſo mangelhaft es ſich auch herausgeſtellt haben mag, dennoch im Prinzip ziemlich richtig, und bildet die Baſis jenes ſpäter ſo berühmt gewordenen neuntägigen Verpflegungsſyſtems, das durch Tempelhoff den höchſten Grad ſeiner Ausbil-

---

*) Feuquières giebt in ſeinen mémoires sur la guerre deren Functionen näher an.

dung erhielt. Wir finden es bei den Brandenburgern ſogar ſchon ziemlich im Gange; hier hatten je zwei Compagnien einen Wagen, der im Stande ſeyn mußte, einen dreitägigen Brodbedarf laden zu können. Ueberdieß waren ein Viertel Wagen mehr vorhanden, als man nach dem allgemeinen Anſchlage bedurfte. Dieſe Wagen nun waren in drei Theile getheilt — ein Theil derſelben befand ſich unmittelbar bei den Truppen, und zwar beladen mit Brod; ein anderer war mit Brod unterweges zu den Truppen; der letzte aber war ſchon wieder unterweges, um Brod zu holen. War die Entfernung von den Magazinen nicht zu bedeutend, ſo blieb die Verpflegung ſehr gut im Gange. Doch hing hierbei natürlich auch ſehr viel von der Ordnung, mit der das Geſchäft betrieben ward, von der Güte der Pferde, der Wagen ꝛc. ab. Ein Proviant-Commiſſarius hatte hierbei die Oberaufſicht; unter ihm ſtanden ein Stallmeiſter, ein Futterſchreiber und mehrere Wagenmeiſter, welche für die einzelnen Details hierbei verantwortlich blieben. — Bei den anderen Mächten war dieſer Dienſtzweig mehr oder weniger ausgebildet. Nationalität, Localität und günſtige Finanzverhältniſſe hatten darauf natürlich einen großen Einfluß. In Holland waren z. B. jene Wagen ziemlich ſo eingerichtet, wie ſie heute bei den Armeen üblich ſind, nur war die Leinwand darauf ſo angebracht, daß man ſie, den Umſtänden gemäß, abnehmen und überſpannen konnte. Die Fuhrleute waren nicht

ausgehoben oder geworben, ſondern vertragsmäßig gemiethet, und wurden, den Umſtänden gemäß, vermehrt, vermindert, oder auch wohl, nach Ablauf einer Campagne, ganz abgelohnt. Bei den einzelnen brandenburgiſchen Truppencorps, wie z. B. bei den Hülfscorps, die zur holländiſchen Armee geſtoßen (1688), war das Fuhrweſen etatsmäßig und vollkommen organiſirt, jeder Wagen mit zwei guten Pferden beſpannt. Bei den Oeſterreichern, ſo wie auch bei den Reichstruppen, wurden zum Angeſpann öfters Ochſen benutzt, beſonders in Ungarn — doch wurden die Wagen häufig auch von dem Lande geſtellt, wobei den Provinzen der Betrag dafür von den Fürſten baar bezahlt, oder auch von den Abgaben abgerechnet ward. Die Provinzen ſchickten dann die ſtipulirten Fuhren auf ein ihnen beſtimmtes Rendezvous, wo ſie von den Commiſſarien übernommen, die Namen der Leute, das Signalement der Pferde aufgezeichnet, und von wo aus ſie nach den verſchiedenen Punkten, wo ſie nöthig waren, dirigirt wurden. Für die Verpflegung der Leute ſowohl, als für den Unterhalt der Pferde mußten die Stände gleichfalls ſorgen. War der Feldzug beendet, ſo wurden die Wagen wieder zurückgeſchickt — für das Frühjahr jedoch mußten ſolche wieder mit tüchtigen und gut ausgefütterten Pferden zur Stelle geſchafft werden. — Oft ward die Sache auch Unternehmern übergeben, welche gegen Caution die Geſtellung guter Fuhren übernahmen, auch wurden die Pferde

von einzelnen Leuten gemiethet — ein Modus, der ſich beſonders in der franzöſiſchen Armee ſehr lange erhalten. Noch in den Revolutionstagen finden wir nicht allein die Pack- und Train-Colonnen, ſondern auch die Artillerie nach dieſem Syſtem beſpannt, und Marſchall St. Cyr erklärt, nie beſſer beſpannte Artillerie und Trains gehabt zu haben. —

Die Cavallerie dieſer Periode betreffend, ſo finden wir bei ihr manche Veränderungen. Doch waren ſie auch hier weniger ein Produkt eines allgemeinen Fortſchreitens, als eines allmähligen Herausfühlens und Herausfindens des Beſſeren, das jedoch ſehr mannigfachen Proben unterworfen blieb, bevor es eine Art von Bürgerrecht erhielt. Die Cavallerie war auch noch in dieſer Periode die Lieblingswaffe der meiſten Heerführer; ſie fochten gern an deren Spitze, entſchieden gern mit ihr den Sieg. Das Verhältniß der Cavallerie zur Infanterie war daher gewöhnlich wie 1 zu 1, ja wir finden ſogar einzelne Momente, wo die Anzahl der Cavallerie noch die Infanterie überwog. Doch wechſelte dieß der Individualität der Heerführer, der Beſchaffenheit des Kriegstheaters ꝛc. gemäß ab. —

Die Stärke der Regimenter war bei den verſchiedenen deutſchen Armeen ſehr verſchieden. Die kaiſerlichen Regimenter finden wir in dieſer Periode gewöhnlich noch 1000 Pferde ſtark — wenigſtens gehörte es zu den Seltenheiten, wenn ſolche unter 1000

Mann erſchienen. Khevenhiller und Dumont geben deren Etat ſogar auf 1800 Mann an, ein Stärkeverhältniß, das ſie ſowohl für die ſchwere als leichte Cavallerie gleich annahmen. Bei anderen Truppen variirte dieß Verhältniß von 400—800 Mann. Die Einheit für taktiſche Bewegungen ſowohl als für adminiſtrative Beziehungen war bei einigen Armeen die Schwadron oder Eskadron, bei anderen die Compagnie. Erſtere zerfielen dann wohl in zwei auch drei Compagnien, eine Eintheilung, die ſich hier und dort bis auf unſere Tage erhalten. Bei den Kaiſerlichen waren die Regimenter meiſtens in vier Diviſionen getheilt, deren wieder jede drei Compagnien zu 80 bis 30 Pferden zählte. Eine Carabinier- oder Grenadier-Compagnie von etwa 90 Pferden zählte dabei für ſich allein, ohne dem Diviſionsverbande einverleibt zu ſeyn. Die Anzahl der Compagnien oder Escadrons für ein Regiment wechſelte bei den verſchiedenen Heeren — oft nur momentanen Verhältniſſen gemäß. Wir finden die Regimenter 4, 6, auch 8 Compagnien ſtark. Eine Truppenart, die man gegen das Ende dieſer Periode ſehr zu vermehren anfing, waren die Dragoner. Das Maximum derſelben fand jedoch erſt im folgenden Zeitraume ſtatt, wo wir darauf zurückkommen werden. — Auch die Huſaren (früher die Croaten der Oeſterreicher) begannen einige Armeen als eine neue Truppenart einzuführen und zu pflegen, und zwar dienten ihnen dabei als Vorbilder meiſtens

Ueberläufer. Zu dieſen Truppen kamen endlich noch Grenadiere, Carabiniers, Jäger zu Pferde ꝛc., anfangs gewöhnlich nur Probetruppen, die jedoch häufig der bunten Uniformen wegen, die man ihnen immer gab, beſtehen blieben und auf unſere Zeiten gekommen ſind. — Die Stäbe der Cavallerie-Regimenter beſtanden bei faſt allen Armeen aus nur einem Oberſten, Oberſtlieutenant, Major, einem Adjutanten, einem Feldprediger und einem Chirurgus. —

Die ſchwere Cavallerie fing in dieſem Zeitraum an, ein Stück nach dem andern von ihrer Rüſtung wegzuthun. Sie behielt davon faſt nichts mehr als den Helm und den Cuiraß, und auch dieſer ward dort, wo es anging, lieber aus Leder, als aus Metall angefertigt. Abbildungen aus jener Zeit zeigen uns die ſchwere Reiterei ſogar ſchon mit einem Hute, den man durch darüber angebrachte eiſerne Bügel hiebfeſt gemacht hatte; doch war die allgemeine Kopfbedeckung faſt durchgängig noch ein eiſerner Hut oder eine eiſerne Schlaghaube. Hauptwaffe blieb noch lange das Schießgewehr, ein Paar lange Piſtolen nämlich und ein Karabiner. Ein langer, gerader Degen mit eiſernem Bügel, der noch über die Schulter getragen ward, vollendete die Ausrüſtung. Des Feuergewehrs aber bediente man ſich vorzüglich gegen die Türken. — Die Pferde waren bedeutend leichter ausgerüſtet wie ſonſt. Von deren Sicherſtellung durch Schürzen gegen Hieb, Stich und Schuß war keine Rede mehr. Doch

war der Sattel — der ſogenannte deutſche Sattel — noch ziemlich ſchwer und unbeholfen, dabei jedoch ſehr bequem für den Reiter. Wie es ſcheint, ſo drückte er auch nicht, denn man findet dieſes Uebelſtandes nirgends gedacht. — In Bezug auf die Pferde, ſo verwandte man darauf zwar eine ziemliche Sorgfalt, blieb jedoch vorzüglich dabei ſtehen, große und gut genährte Thiere zu haben. Die Kaiſerlichen ritten bei den Cuiraſſieren Pferde von 16, die Dragoner aber von 15 Fäuſten hoch. Bei allen Armeen wurden Langſchwänze, bei den Holländern allein Stutzſchweife geritten. Um die Pferde ſelbſt zu ſchonen und ſie ſtets in gutem Fütterungszuſtande zu haben, exerzirte man nur ſelten zu Pferde. Bei der ſchweren Cavallerie blieb der Trab noch lange die Hauptform für alle Angriffe — der Gallop ward als ein nicht zu erreichendes Ziel betrachtet. — Die Cavallerie fing um dieſe Zeit bei faſt allen deutſchen Armeen an, ſich drei Glieder tief zu formiren. Nur die Kaiſerlichen erſchienen noch tief formirt auf dem Kampfplatze. Marſchirte die Reiterei auf, ſo waren die Intervallen zwiſchen den Escadrons der Front gleich — das zweite Treffen ſtellte ſich dann ſchachförmig gegen die Intervallen der erſten Linie auf. Dadurch glaubte man Raum zu gewinnen, ſich vorwärts und rückwärts zu bewegen. So formirt finden wir die Cavallerie noch bis in den folgenden Zeitraum; ſo fochten die Brandenburger bei Fehrbellin, bei Oudenarde und Malplaquet, wo

ſich dieſe Cavallerie ſo viel Ruhm erwarb. Bei einigen Völkern vorzüglich, wir müſſen es unentſchieden laſſen, bei welchen zuerſt, ging man ſchon von der Anſicht aus, daß man auf das Schießen beim Angriff verzichten, ſondern mit dem Degen in der Fauſt dem Feinde auf den Leib rücken müſſe. Gewöhnlich mißt man es den Schweden und Franzoſen bei, dieſe Anſicht der Dinge ins Leben gerufen zu haben, aber man darf mit Fug und Recht behaupten, daß dieſe Idee eben ſo gut auch bei den Brandenburgern verwirklicht ward. Im Allgemeinen aber galt die Anſicht noch, mit der Reiterei gegen den Feind bis auf 25 Schritt heranzutraben, hier das Piſtol auf ihn abzufeuern und dann mit dem Säbel in der Fauſt einzubrechen. So verlangten es die Reigenführer in der militairiſchen Literatur gegen die Franzoſen, während ſie riethen, gegen die Türken den Gebrauch des Feuers ganz beizubehalten. Gegen dieſe zogen die Deutſchen faſt noch immer den Kürzeren, wenn man ſich nicht in großen Schlachten ſchlug. Gewöhnlich waren die Türken, bei allen ihren Parteien, immer ſehr ſtark und trugen ſo durch ihr numeriſches Uebergewicht den Sieg davon. —

Die Kleidung der deutſchen Reiterei war zweckmäßig und einfach. Eine Kopfbedeckung, wie wir deren ſchon gedachten, ein gut anſchließender Rock mit farbigem Kragen, tuchene Beinkleider, ein guter Mantel mit farbigem Kragen, ein tuchener Mantelſack, um darin ein zweites Hemd, ein Paar

Strümpfe und einige Kleinigkeiten verpacken zu können, bildeten ein weder zu großes noch zu knappes Equipement, und gaben dieſem gegen die ſpäteren Zeiten den Schein einer anſtändigen Ausrüſtung. Uebrigens huldigte man beim Anzuge ſelbſt dem Geſchmack des Zeitalters, und brachte überall, wo es anging, wohl ſilberne oder goldene Frangen, Schleifen, ja auch wohl Stickereien an. Beſonders waren die Achſelbänder ſehr beliebt, die, wie man ſagt, nach und nach aus Fouragierleinen, was ſie Anfangs geweſen ſeyn ſollen, ein Hauptputz für die Soldateska wurden. Uebrigens blieb der Cavalleriſt auch noch in dieſer Periode bedeutend höher geſtellt, als der Infanteriſt. Bei den Franzoſen hieß er noch maître — bei den Deutſchen wurden ihm noch Vergünſtigungen zugeſtanden, woran der Infanteriſt nicht denken durfte. Hierzu gehörte beſonders, daß kleineren Abtheilungen von 4—10 Mann Leute zugeſtanden wurden, die auf paſſirten Kleppern die Bagage nachführten, Fourage für die Pferde herbeiſchleppten und, mit einem Worte, die Bedienung dieſer Reiter machten. —

Sehr weſentlichen Veränderungen in dieſer Periode war die Artillerie unterworfen. Man kann wohl ſagen, daß es eine Zeit des Experimentirens für ſie war; doch lief eine große Menge der Verſuche auf Kleinigkeiten hinaus. Nichtsdeſtoweniger machte die Kunſt bedeutende Fortſchritte. —

Die deutſchen und franzöſiſchen Artilleriſten dieſer Periode waren über die Projection der Ge-

ſchütze ſehr verſchiedener Meinung. Während die Franzoſen nur darauf dachten, ihre Artillerie leichter zu machen, blieben die Deutſchen noch geraume Zeit bei dem Herkömmlichen ſtehen und wollten nichts von jener Erleichterung wiſſen. Mieth in ſeiner neueren Geſchütz-Beſchreibung drückt ſich hierüber ſehr kräftig aus. Daß unzeitige Spahrer und lateiniſche Artilleriſten, ſagt er, zugefahren ſind, die Verjüngung derer Stücke, ſo in und vor Veſtungen gebraucht werden, auf die Bahn zu bringen, haben ſie unrechter Zeit von den Franzoſen, welche ihrer lüderlichen Art nach, allezeit nur etwas neues (wenn es gleich ſchlimmer alß das alte) ſuchen hervorzubringen, gelernet und vor etwas Rares in die Bücher geſchmieret. — Doch blieben die Deutſchen in Bezug auf ihre Anſichten nicht bei der Feſtungsartillerie allein ſtehen; ſie wandten ſie eben ſo gut auf die Feldartillerie mit an. In Sachſen hatte man bald nach dem dreißigjährigen Kriege halbe Carthaunen von 22 Caliber Länge und 40 Centner Schwere; Viertelcarthaunen von 24 Caliber und 24 Centner Gewicht; 8pfündige Schlangen von 28 Caliber und 9½ Centner Gewicht; 6pfündige Schlangen von 16 Caliber und 13½ Centner; 3pfündige Schlangen von 15½ Caliber und 3½ Centner Schwere. Zur Ladung nahm man in Deutſchland um dieſe Zeit: zur Probe eine Kugel ſchwere; zum Breſcheſchießen zwei Drittel; bei Belagerungen eine halbe, im Felde ein Drittel. 1674 finden wir bei der-

ſelben Armee jedoch ſchon Regimentsſtücke, welche mit Richtmaſchinen verſehen und zum Geſchwind⸗ſchießen eingerichtet waren. Sie hatten überdieß Gabeldeichſeln. Die Artillerie der übrigen deutſchen Mächte differirte davon in manchen Beziehungen vielfach. Nur in Bezug auf die Conſtruction der Röhre herrſchte eine Art Uebereinſtimmung mit der der Sachſen. So finden wir bei anderen deutſchen Heeren die halben Carthaunen, die, auf 27 Pfund gebohrt, 24 Pfund Eiſen ſchoſſen, 45 bis 60 Centner ſchwer, faſt überall. Daſſelbe war der Fall mit den Viertels⸗Carthaunen, die 12 Pfund Eiſen ſchoſſen und auf 14 gebohrt waren. Sie hatten 24 Caliber und wogen 28—36 Cent⸗ner; die Falkaune ſchoß 6 Pfund, hatte 27 Cali⸗ber und wog 21 Centner. Der Falkonet ſchoß 1 Pfund Eiſen und war 36 Caliber lang; die Serpentine ſchoß 16 Loth Blei bei 40 Caliber Länge. — Allmählig fing man jedoch an einzuſe⸗hen, daß der Feldkrieg leichterer Geſchütze bedürfe. Zu dieſem Behuf goß man eine leichtere Art Fal⸗kaunen, von nur 18 Caliber Länge, die ſogenann⸗ten Regimentsſtücke. Ueber deren Projection kam man jedoch zu keinem beſtimmten Syſtem. Die Sache blieb meiſtens dem Gutdünken der Gießer überlaſſen — nur bei den größeren Armeen ward ſie von dem Feldzeugmeiſter geleitet. Wir finden dergleichen Geſchütze in dieſer Periode daher auch ſehr verſchieden; gewöhnlich aber ſchoſſen ſie zwiſchen 3 und 4 Pfund, hatten bald 16, bald 19 Caliber,

ja öfters wohl 28, und waren theils vollgültig, theils auch mehr oder weniger geſchwächt gegoſſen. — Hoyer gedenkt einer anderen Art damals gebräuchlicher Regimentsſtücke, und zählt ſie, nach Braun, zu den Kammergeſchützen, die unſeren jetzigen leichten Feldhaubitzen glichen. Eine Art derſelben ſchoß 4 Pfund Eiſen, hatte 10 Caliber Länge und eine $\frac{6}{8}$ Caliber weite cylindriſche Kammer. Die Metallſtärke betrug um die Kammer $\frac{3}{4}$, um die Mündung $\frac{3}{8}$ Caliber. — Die zweite Gattung derſelben hatte eine kegelförmige Kammer, ſchoß 6 Pfund Eiſen und war $9\frac{1}{2}$ Caliber lang. Um den Stoß der Kammer hatten dieſe Geſchütze $\frac{14}{16}$, vorn an der Mündung $\frac{3}{16}$ Caliber. — Die Kammergeſchütze, ſpäter unter dem Namen der Haufnitzen und Haubitzen bekannt, wurden urſprünglich allein von den Deutſchen gebraucht. Sie wurden für den Feldkrieg beſonders benutzt, um den Feind mit Granaten und Kartätſchen zu begrüßen; bei Belagerungen bediente man ſich ihrer zum Enfiliren des bedeckten Weges u. ſ. f. Man gab ihnen nur 5—6 Caliber Länge, wovon 3—4 auf den Flug, $1\frac{1}{4}$—$1\frac{1}{2}$ Caliber auf die Kammer kamen. Ihre Metallſtärke war am Stoß $\frac{1}{2}$, im Fluge $\frac{1}{4}$ Caliber. Sie ſchoſſen 12—24 Pfund Stein. Ihre Affüten waren gewöhnliche Feldlaffeten, die von den Kanonenlaffeten nur durch ihre größere Stärke differirten, um ſo die Erſchütterungen, welche die Würfe bei höherer Elevation bedingten, beſſer zu ertragen. Die Franzoſen lernten dieſe Geſchütze

zuerſt bei Neerwinden kennen, wo ſie 8 derſelben unter dem dort erbeuteten Geſchütz fanden, wonach ſie dann ſpäter gleichfalls welche conſtruirten. Sie hatten ſich bis dahin ſtatt derſelben achtzölliger Mörſer bedient, welche unten am Stoß die Schildzapfen hatten, und auf einem laffetenförmig ausgeſchnittenen Bock ruhten. Dieſe Vorrichtung machte es möglich, ihnen 70 Grad Elevation zu geben. So ward das Projectil mit einem Pfund Ladung 750 Schritt weit getrieben. Um einen Horizontalſchuß zu erhalten, ward der Block mit dem Schwanz auf den Protzwagen gehoben. Dieß Geſchoß ging nun mit eben der Ladung 125 Schritt weit, wo es aufſchlug und dann 600 und einige zwanzig Schritt fortrollte. — Mit Verbeſſerung der Haubitzen verſchwanden die Kammergeſchütze nach und nach gänzlich, und gegen Ende des Jahrhunderts findet man ſie nur noch als eine Rarität in den Zeughäuſern. —

Unter den Geſchützen mehrten ſich in dieſer Periode beſonders die Mörſer, was wahrſcheinlich durch die vielen Belagerungen dieſer Zeit motivirt ward. Am gewöhnlichſten war der hangende Mörſer, ſo genannt der Stellung ſeiner Schildzapfen wegen, die er in der Mitte hatte. Sie waren mit cylindriſchen Kammern verſehen und warfen von 24—100 Pfund Stein. Auch mortiers monstres, wie ſie unſere Zeit nennen würde, die an 2—300 Pfund warfen, wurden gegoſſen. Doch wird ihrer nur ſelten erwähnt, wahrſcheinlich weil

deren Tranſport ſchwierig war. Die Marmites, welche die Oeſterreicher 1683 gegen die Türken anwandten, waren ebenfalls eine Art großer Bomben. Doch goß man in Deutſchland ſchon um das Jahr 1678 Mörſer mit birnenförmigen Kammern, die ſich jedoch nicht bewährt haben ſollen. Wenigſtens finden wir nicht, daß die in Lübeck angeſtellten Verſuche ſonſt Anklang in Deutſchland gefunden. Die Erfindung kam ſpäter über Frankreich als neu nach Deutſchland, wie wir ſehen werden. — Die Bomben ſelbſt waren mit Oeſen und Füllöchern, auch wohl mit ſchraubenförmigen Zunderlöchern verſehen. —

Merkwürdig ſind die Verſuche, welche man in dieſer Periode anſtellte, um ſich kleine Mörſer zu verſchaffen. So viel Verf. bekannt, gab hierzu Holſt 1668 das Signal. Er ſetzte mehrere auf ein Brett parallel neben einander, das Brett ſelbſt beliebig gerichtet. Alle wurden durch eine Leitung zugleich angezündet *). Mit angemeſſenen Modificationen wurden dieſe Mörſer ſpäter durch Cöhorn wieder bekannt und erhielten das allgemeine Bürgerrecht. — Die Deutſchen fuhren fort,

---

*) M. Holst Colonel d'artillerie met plusieurs petits mortiers sur une planche: lorsqu'on élève la planche ils demeurent tous ensemble pointés vers un endroit: ils sont aisés à manier et très justes. On en fit l'épreuve le 24. Mai 1669.
Mémoires de Montecucculi p. 52.

die Caliber ihrer Wurfgeſchütze nach Steingewicht zu berechnen, während die Franzoſen dieß nach Zollen thaten — eine Einrichtung, bei der beide Völker im Allgemeinen ſtehen geblieben. — Im Allgemeinen waren die Mörſer der Franzoſen leichter an Metall, als die der Deutſchen — auch unterſchieden ſie ſich von denen dieſes Volkes durch die Stellung der Schildzapfen am Stoß, ſo wie durch die Form ihrer Kammer. Hoyer giebt in ſeiner vortrefflichen Geſchichte der Kriegskunſt eine Tabelle, worauf die Hauptmaſſe der Wurfgeſchütze beider Nationen verglichen werden *). — Die Engländer folgten bei ihren Artillerie-Einrichtungen ziemlich der Impulſion, die ſie von Deutſchland aus erhielten; die Holländer dagegen erleichterten ihr Geſchütz in dem Maße, daß ſie wiederholentlich außer Stande geſetzt wurden, davon den richtigen Gebrauch zu machen. — Die Affütirung betreffend, ſo finden wir auch hierin mancherlei Veränderungen. Natürlich mußten ſie in einem richtigen Verhältniß zur Projectirung der Geſchütze ſelbſt ſtehen. Die Laffetenwände waren bei dem ſchweren Geſchütz der Deutſchen über 2 Zoll ſtärker als bei den Franzoſen, bei dem leichten um einen. Dabei waren natürlich auch die Beſchläge und andere Eiſentheile ſtärker. Auch war die Stellung der Riegel bei den Geſchützen der beiden Nationen verſchieden. Die Deutſchen hatten bei ihren

*) II. Bd. S. 26.

Geſchützen außer dem Stirn- und Schwanzriegel hinten zwei flach liegende Riegel, welche ſowohl zum Transport, als auch zum Richten dienten. Bei den franzöſiſchen Geſchützen war hingegen nur der Ruheriegel liegend, der Richtriegel dagegen war ſtehend, um bei der ſtärkeren Biegung der Laffetenwände nicht ſo hoher Richtkeile zu bedürfen. — Uebrigens waren alle Laffeten geſchrenkt, d. h. am Schwanz breiter als an der Stirn. Gebogene Laffetenwände hielt man für das äußere Anſehen erſprießlicher, traute ihnen aber weniger Haltbarkeit zu. Die Türken allein hatten in dieſer Zeit eiſerne Achſen, aber dieſe waren ſo plump und ungeſchickt, daß ſie im Verein mit den maſſiven Rädern, die aus einem Stück beſtanden, mitunter nur runde Klötze waren, die den Transport des Geſchützes unendlich erſchwerten *). In Deutſchland hatte man nur hölzerne Achſen. Die Laffetenräder verlangten die deutſchen militairiſchen Schriftſteller von $4\frac{1}{2}$—5 Fuß, die Protzräder $3\frac{1}{4}$ bis 4 Fuß hoch — bei den Schiffslaffeten gab man den Rädern 2—3 Fuß Höhe. Auch kannte man 1684 ſchon die Rahmlaffete. —

Zum Laden bediente man ſich jetzt faſt überall der Cartuſchen, gewöhnlich papierner oder pergamentner — auch kamen dergleichen von Leinwand

---

*) Bei den Türken werden auch blecherner Räder gedacht — eine Sache, die wir nicht verſtehen, mithin auch nicht anführen. —

und wollenem Zeuge vor. — Bei den Pergamentcartuſchen wiſchte man nur nach dem dritten Schuſſe aus. Um ſie nähen zu können, ward das Pergament vorher in Eſſig geweicht. Die Kugel pflegte man noch nicht an der Ladung zu befeſtigen — man lud die Cartuſche allein, ſetzte darauf einen Vorſchlag von Stroh, Heu oder ausgedrehtem Tauwerk, dann die Kugel, und darauf wieder einen Vorſchlag von derſelben Materie. Obwohl das Schießen hierdurch gegen die frühere Art und Weiſe beſchleunigt ward, ſo feuerte die Artillerie dennoch ſehr langſam. Bei Saßbach 1675 war deren Feuer ſo wenig beſchleunigt, daß man das Geſchütz ermitteln konnte, woraus Türenne getödtet worden, das dafür die Inſchrift erhielt: Mors Turennii. —

Eine der Haupterfindungen dieſes Jahrhunderts, die Richtſchraube, ward noch wenig benutzt. Sie war angeblich 1650 von einem Jeſuiten erfunden. Das von ihm conſtruirte Geſchütz hatte Schildzapfenſchrauben, um es in eine parallele Laffete, die eine Richtſchraube hatte, legen zu können. Auch war das Geſchütz mit einer Kammer verſehen, die im Durchmeſſer doch nur wenig von dem der Seele verſchieden war. Die Erfindung kam zuerſt nach Oeſterreich, das darnach Geſchütze in Neiſſe und Wien gießen und damit experimentiren ließ. Doch iſt darüber wenig bekannt geworden. Beim Laden des Geſchützes ſoll die Kammer mit einem Holzpfropfen geſchloſſen worden ſeyn. —

Der Kartätſchen gab es in dieſer Zeit vielerlei Arten. Häufig war es Hagel, d. h. gehacktes Blei, Nagelſtücke, zerbrochene Kettenglieder — öfters auch wohl Musketenkugeln. Befanden ſich dieſe in leinenen Säcken, ſo hießeh ſie Beutelkartätſchen, waren ſie in blechernen und hölzernen Büchſen — Büchſenkartätſchen. Die Traubenkartätſchen, die wir in dieſem Zeitraum gleichfalls finden, wurden eben ſo angefertigt wie in unſeren Tagen, beſtanden aus eiſernen Kugeln von 8 Loth bis zu einem Pfunde, und waren mit einem zwillichenen Sack überzogen. —

Bis gegen das Ende dieſes Zeitraumes hatte man ſich ausſchließlich der concentriſchen Bomben und Granaten bedient. Um jedoch zu verhindern, daß ſie nicht auf das Brandloch fielen, machte man ſie jetzt am Boden ſtärker. Früher hatte man geglaubt, durch Einlegen bleierner Platten daſſelbe Reſultat erhalten zu können. Da man zugleich der Anſicht war, daß ovale Hohlkugeln eine ſtärkere Wirkung hervorbrächten, als ganz runde, ſo bediente man ſich nicht allein der ovalen Projectilien, ſondern auch anderer unten ſpitz zugehender Hohlkugeln, welche von den deutſchen Artilleriſten ausſchließlich Bomben genannt wurden, während man bis dahin alle runde Hohlkugeln jeden Gewichts Granaten genannt hatte.

Angeblich war es Braun, ein berühmter artilleriſtiſcher Schriftſteller des ſiebenzehnten Jahrhunderts, der den Namen Bombe zuerſt den gro-

ßen Granaten gab *). — Als eine Merkwürdigkeit dieſer Zeit werden noch die Granaten von Miethe angeführt, die er 1678 in Prag warf **). Sie explodirten beim Fallen von ſelbſt. In deren hölzernem Zünder befand ſich eine eiſerne geladene Hülſe, die unten mit vielen Löchern verſehen war, deren Kopf oben vorſtand. Die Granate war am Mundloch ſchwerer, fiel daher damit auf und trieb den eiſernen Zünder hinein. Miether erreichte ſo, was man in neuerer Zeit in Frankfurt durch den en sifflet gelotheten Zünder zu bewirken geſucht hat. —

Vielfach wurde in dieſer Periode die Handgranate benutzt. Doch ward damit vielleicht mehr geſpielt, als reell experimentirt. So ſchoß man z. B. 1668 in Berlin Granaten aus Musketen, die auf einen Spiegel geſetzt waren, der einen Stiel oder Stab hatte, der im Laufe ſteckte; wie es ſcheint, eine Nachahmung eines ähnlichen früheren Verſuches, den bereits Karl Guſtav 1657 hatte machen laſſen. Nur waren dort die Granaten am Ladeſtock befeſtigt. Wahrſcheinlich, daß zu dieſen Experimenten die vielen Unglücksfälle Veran-

*) Braun fundamentum et praxis artilleriae, 6. Th. Danzig 1682—87.

**) Er iſt Verfaſſer eines für den wiſſenſchaftlichen Artilleriſten unentbehrlichen Werkes: artilleriae recentioris praxis, Frankfurt und Leipzig 1672, das wiederholentlich aufgelegt worden.

anlaſſung gaben, welche man alle Augenblicke erlebte und die mehrentheils daher entſtanden, weil man die Granate aus Vorurtheil zu oft um den Kopf drehte, bevor man ſie fortſchleuderte.

Die Erdmörſer, deren ſich die Polen vor Thorn, und die Venetianer auf der Inſel Diu gegen die Türken bedienten (1669), kommen, wie Verf. bekannt, auch nur hier vor. Vor Candia ſcheute man ſich, ſie anzuwenden. Bei Thorn warf man Mühlſteine in die Stadt, auf Diu aber aus zwei Erdmörſern 19 Centner Granaten und Steine. Die Sachen leitete hier ein braunſchweigiſcher Artillerie-Lieutenant Braun, zum großen Erſtaunen der Italiener, welche dergleichen noch nie geſehen hatten. —

Die Mühe, welche man ſich gab, die Zerſtörungswerkzeuge zu vermehren, fand in einem Fürſten der katholiſchen Kirche, in dem berühmten und kriegeriſchen Biſchof von Münſter, Bernhard von Galen, einen mächtigen Stützpunkt. Er erfand die oblongen Brandkugeln, in denen eiſerne Kreuze das Gerippe bildeten, während ſie bis dahin nur in Säcke geſtopft waren. Beim Bombardement von Grool 1672 ließ er auf jede Bombe immer einige ſeiner neu erfundenen Brandkugeln folgen. Die Franzoſen gaben ihnen ihres eiſernen Gerippes wegen die Benennung Carcaſſe. — Bemerkenswerth ſind noch Geißler's Verſuche vor Lille, wo er vor Louvois Granaten mit Bleikugeln in die Stadt warf. Die erſte Lage der kleinen

Kugeln war mit Pech in die Granate eingeklebt, und die andere dann locker darauf eingeſchüttet (1672).

Sonſt bediente man ſich bei Belagerungen noch der Sprengkugeln und Sprengtonnen. Dieß waren hölzerne, mit Handgranaten gefüllte Gefäße, die man aus Mörſern warf. Sie wurden beſonders gegen Tranſcheen und den bedeckten Weg gebraucht, um die Arbeiter und Vertheidiger daraus zu vertreiben. Die Erfindung der Hebeſpiegel-Granaten jedoch, deren Vervollkommnung indeſſen erſt der folgenden Periode angehört, verdrängte jene allmählig.

Eine wichtige Erfindung dieſer Zeit war das Einſchrauben der eiſernen oder ſtählernen Zündlochſtellen. Die erſteren, deren man ſich bediente, hatten oben und unten einen breiten Anſatz und waren in der Mitte als eingängige, vierkantige Schrauben geſchnitten. Miethen, deſſen wir bereits erwähnt, iſt wahrſcheinlich der Erſte, der dieſen Gegenſtand auch theoretiſch zur Anſchauung brachte (1684). Das Ausſchießen der Zündlöcher, von denen viele öfters nur 200 Schuß aushielten, ließ dieſem Gegenſtand viel Aufmerkſamkeit bei allen Armeen zuwenden. Bei den Franzoſen hatte man verſucht, ſie einzugießen. Man glaubte hierzu glatte, cylindriſche Löcher vorzugsweiſe geeignet — in Polen aber zog man ſchraubenförmig ausgeſchnittene cylindriſche vor — das Zündloch ſelbſt ward dann mit einem Drillbohrer gebohrt. Die

Erfindung der Deutſchen hat ſich, wie bekannt, wenngleich mit Modificationen, bewährt und erhalten. — Der Vorſchlag eines Artillerie-Offiziers, deſſen Geißler gedenkt, alle Geſchütze durch Erweiterung des Zündlochs zum Geſchwindſchießen einzurichten, zerfiel, wie ſich von ſelbſt verſteht, in ſich. Geißler ſelbſt erfand eine eiſerne Stoppine, die er Geſchwindeinräumung nannte. Für Geſchütze mit größeren Zündlöchern waren dieß eiſerne Röhren mit Anfeurung. Bisher ſoll es, beſonders des Nachts, öfters ein Pfund Pulver gekoſtet haben, ein Zündloch einzuräumen. Die erſten Schlagröhren ſelbſt waren ſo lang als das Zündloch *). — Die Verſuche, welche man in dieſer Periode mit dem Gießen und Schmieden eiſerner Geſchütze machte, liefen meiſt alle ſchlecht ab. Miethen wenigſtens giebt ihnen ein ſchlechtes Zeugniß und ſagt, daß viele der letzteren aufriſſen und oft ſchon nach funfzig Schüſſen ſprangen. — Das Springen gegoſſener Geſchütze ſchrieb man beſonders dem Umſtande zu, daß das Pulver beim

*) Geißler's erſt 1707 und 1718 zu Dresden erſchienener neuer curieuſer Kriegs- und Friedensſtern, worinnen das, ſo er in vierzig Jahren in der Büchſenmeiſterei, Ernſtfeuerwerkerei, Petarden und Minen ausgeübt, ſo wie deſſen „Neue curieuſe und vollkommene Artillerie" geben einen Ueberblick des Zuſtandes der Artillerie jener Zeit überhaupt. Beide ſind ein ſchöner Beweis von dem rüſtigen Streben, vorwärts zu kommen.

Stampfen mit ſauren Liquoribus gemiſcht ge- weſen. —

Auch in der Anfertigung des Pulvers machte man bedeutende Fortſchritte. Für die beſte Miſchung hielt man 32 Salpeter, 6 Kohle und $4\frac{1}{2}$ Schwefel. Doch war dieß Miſchungsverhältniß mehr conventionell als beſtimmt. Miethen klagt ſehr über Willkühr und Vernachläſſigungen hierbei und meint, daß, weil man mit ſchlechtem Pulver viele Menſchen ſchlafen gelegt, doch kein Grund vorhanden ſey, nicht beſſeres zu machen. Viele der angewandten Mittel, die Kraft des Pulvers zu verſtärken, wie das Anfeuchten beim Stampfen mit dieſen oder jenen Flüſſigkeiten, nennt er Quackſalbereien und fügt hinzu, daß das richtige Miſchungsverhältniß alles bedinge. — Die Kraft des Pulvers zu prüfen, bediente man ſich einer eingetheilten Stange, oder einer Gradſcheibe. Doch ward dieſe ſpäter durch den noch gebräuchlichen Probemörſer verdrängt.

Die Ladungen wurden in dieſer Zeit noch ungemein ſtark gemacht, nämlich zwei Drittel des Kugelgewichts. Man glaubte dadurch größere Schußweiten zu erhalten. Da man ſich jedoch überzeugte, daß dieſe Ladung zu zerſtörend auf die Haltbarkeit der Geſchütze einwirkte, ſo fing man damit an, allmählig nachzulaſſen, und kam bis auf halbkugelſchwere Ladung zurück. Erſt auf wiſſenſchaftlichem Wege gelangte man nach und nach dahin, das richtige Maß zu treffen. Frankreich ging

bei dieſer Unterſuchung rühmlichſt voran. Ob man ſich bei der Pulverfabrication in Deutſchland damals ſchon der Mühlen mit umlaufenden Stempeln bedient, iſt nicht mit Gewißheit anzugeben; doch kannte man ſie ſchon, denn wir finden derſelben ſowohl bei Braun als Buchner erwähnt *). Ueberhaupt verſuchte man jetzt vielfach, auf wiſſenſchaftlichem Wege zum Ziele zu gelangen, da man früher vorzugsweiſe nur in einer praktiſchen Richtung fortgegangen war; doch überflügelten hierbei die Franzoſen und Engländer die Deutſchen bedeutend, wie wir dieß ſpäter ſehen werden.

Uebrigens waren die Artillerien, mit denen man in dieſer Periode zu Felde zog, von unendlichem Umfange, und gaben einen genügenden Beweis von der Fortbildung dieſer Waffe ſowohl, als von der richtigern Würdigung derſelben. Wie man die Koſten in einer Zeit, wo man von den Finanzen noch ſo unrichtige und verworrene Begriffe hatte, dazu aufgebracht, iſt kaum zu erklären. Vor Stettin hatten die Brandenburger 108 Belagerungskanonen, 40 Mörſer und Haubitzen, 98 Feldgeſchütze, 15,000 Centner Pulver, 20,000 Kugeln, 800 große Granaten und 10,000 Brandkugeln. Vor Ofen (1686) hatte die kaiſerliche Armee 12

*) Theoria et praxis artilleriae, oder: Beſchreibung der in jetziger Zeit gebräuchlichen Artillerie. Nürnberg 1682—85. 3 Bände.

ganze Karthaunen (Achtundvierzigpfünder), 50 halbe, 26 viertel, 36 Falkonen, 80 Regimentsſtücke, 8 Mörſer zu 4 Centner ſchweren Bomben, 10 zu 2 Centner, 12 zu ½ Centner, 12 Haubitzen zu 12 Pfund Stein, 20 Petarden, 4000 Kettenkugeln, 84,000 Handgranaten, 8000 Kleb- und Brandkugeln, und 2000 Carcaſſen. Noch merkwürdiger ſtellt ſich dieß bei der Belagerung von Bonn heraus, wo die vereinten Oeſterreicher und Brandenburger (1689) 86 Vierundzwanzigpfünder mit 12 Pferden beſpannt, einen Achtzehnpfünder, 11 Zwölfpfünder, 200 kleine Kanonen mit 8 und 4 Pferden beſpannt, 12 Haubitzen, 15 Mörſer und 6 Steinmörſer hatten. Für jede Haubitze hatte man 200 Granaten, 80 Carcaſſen und 40 Kartätſchſchuß. — Selbſt einzelne Städte hatten einen Geſchützbeſtand, wie ihn heute kaum Staaten mittlerer Größe haben. Straßburg hatte deren mehrere Hundert, ebenſo Nürnberg, Hamburg u. a. St.

Um die allmählig ſo heranwachſende Artillerie im Felde zu bedienen, begann man das Zunftweſen, in dem ſie bis jetzt noch immer befangen geweſen, allmählig zu verbannen. Es wurden überall Artilleriecorps geſtiftet, wozu man die bis jetzt im ganzen Lande zerſtreuten Compagnien und Detachements vereinte. Das erſte Beiſpiel hierin gaben Brandenburg und Sachſen; doch war man von dem, was man heute darunter verſteht, noch weit entfernt. — Die Kanonen waren noch immer ſehr ſchwach bedient, denn gewöhnlich fand man bei

einem Geſchütz nur einen Büchſenmeiſter und einen Handlanger — die Regimentsgeſchütze, die einige Armeen führten, hatten gar nur einen Büchſenmeiſter. Die übrigen Mannſchaften wurden aus den Truppen gewählt und dann ſchnell einexerzirt. Wieviel man ſolcher Mannſchaften überhaupt auf ein Geſchütz gerechnet, iſt nicht genau nachzuweiſen. — Früher ſchon ſahen wir, daß man im dreißigjährigen Kriege viel mit Hagel oder Kartätſchen aus den Kanonen ſchoß. In der folgenden Periode fand dieß ſeltener ſtatt — gegen Ende des Jahrhunderts ſcheint man davon ziemlich abgekommen zu ſeyn, und den Gebrauch der Kartätſchen allein auf die Haubitzen beſchränkt zu haben. Wenigſtens finden wir in der Deſignation der Geſchütze, welche Friedrich I. 1689 mit ins Feld nahm, der Kartätſchen für Kanonen gar nicht erwähnt; doch ging man hiervon dort, wo es nöthig war, gewiß ab. Die Vierundzwanzigpfünder finden wir mit 12 Pferden beſpannt, die ſchweren Sechspfünder mit 8, und Dreipfünder, ſo wie endlich die Kammergeſchütze, mit 4. Nur die Brandenburger machten bei Beſpannung der letzteren eine Ausnahme, und gaben den Regiments-Dreipfündern auch nur 3 Pferde. Die Pulverkarren beſpannte man mit 2 Pferden. —

Bei Märſchen bildete die Artillerie gewöhnlich eine Colonne für ſich. Glaubte man jedoch mit dem Feinde handgemein zu werden, ſo vertheilte man ſie, den Verhältniſſen gemäß, bei den ver-

ſchiedenen Regimentern. Zugleich wurden die Offiziere beſtimmt, welche dabei thätig ſeyn ſollten. Die Kanonen erhielten gewöhnlich zwiſchen den beſten Truppen, ſpäter bei den Grenadier-Bataillons, ihren Platz angewieſen. Bei Detachements, denen Geſchütze beigegeben waren, übernahm der Befehlshaber deſſelben die Sorge für das Emplacement ſeiner Artillerie. — Uebrigens pflegte man, wenn man bei den Armeen Schlachten entgegenſah, die Artillerie vorher zu verſammeln, in Brigaden einzutheilen, und dann beim Abmarſch oder Aufmarſch der Armee zugleich den reſp. Truppentheilen, denen ſie attachirt bleiben ſollten, zu überweiſen. War die Schlacht vorüber, oder hatte man die Ausſicht dazu verloren, ſo ward die Artillerie wieder zuſammengezogen. — Dem commandirenden General, oder dem Commandanten eines feſten Platzes lag es ob, mit den Artillerie-Offizieren häufig über den zweckmäßigſten Gebrauch ihrer Waffe Rückſprache zu nehmen. Hierbei durfte er nicht allein bei allgemeinen Maßregeln ſtehen bleiben, er mußte ſelbſt in die Details eingehen, um ſich zu überzeugen, inwiefern die Artillerie-Offiziere ihrem Verhältniß gewachſen waren. Er mußte ſogar im Stande ſeyn, die Offiziere, welche er nicht vertraut genug mit ihrer Waffe gefunden, zu belehren. Vor der Schlacht ward gewöhnlich noch berathen, ob man die Artillerie während derſelben durch Pferde oder Menſchen fortſchaffen ſolle. Für den letzten Fall muß-

ten dazu ſchleunig Leute commandirt und ſofort auch einexerzirt werden. Die Büchſenmeiſter, welche dieſen Uebungen vorſtanden, mußten zugleich dafür ſorgen, daß einige von ihnen eine Kanone laden und richten lernten, um im Nothfall Beidem genügen zu können. Zugleich wurde die Bedeckung für die Artillerie beſtimmt. Die Regimentskanonen ſcheinen während der Schlachten bei ihren Regimentern geblieben zu ſeyn. Dagegen wurden die großen Stücke in Batterien vereint. Die Pferde ſchickte man zurück, oder ſuchte ſie ſo gedeckt wie möglich in der Nähe zu behalten. Bewegte man ſich nun vor oder zurück, ſo wurden für große Diſtanzen die Pferde herbeigeholt; auf kleine Entfernungen zogen Menſchen an eigens hierzu angefertigten Riemen die Geſchütze — der Gebrauch des Langtaus, das man in Frankreich am Ende dieſer Periode ſchon kannte, war damals in Deutſchland noch nicht üblich. —

Im Lager wurden die Kanonen auf den places d'armes, und zwar auf den beiden Flügeln der lagernden Truppen aufgefahren, mit der Mündung gegen den Feind. Die Munitionswagen dagegen erhielten ihren Platz vor die Fahnenwache angewieſen. Die Schildwachen der Infanterie wurden befehligt, auch Kanonen und Munitionswagen zu bewachen. Oefters jedoch fuhr man die Kanonen vor der Fahnenwache, die Munitionswagen aber hinter derſelben auf. In dieſem Falle umzog man ſie mit einer Leine, und einige Büchſenmeiſter

mußten dabei Wache halten. Für die Offiziere, Büchſenmeiſter und die zum Geſchütz commandirten Leute mußte der Commandeur des Regiments, vor deſſen Fahnen die Geſchütze aufgefahren waren, den Platz zum Campiren anweiſen. Ebenſo mußte er für das Futter der Pferde ſorgen. Er blieb dafür verantwortlich, wenn es hieran fehlte, oder wenn aus Mangel an Futter die Pferde etwa fielen, von Kräften kamen, und die Geſchütze ſtehen blieben. —

Der Zuſtand der Artillerie dürfte bei allen deutſchen Heeren ſo ziemlich derſelbe geweſen ſeyn. Er hing überall mit den Finanzverhältniſſen des Landes eng zuſammen. Wo ſich hin und wieder Eigenthümlichkeiten, durchgreifende Verbeſſerungen offenbarten, war dieß meiſtens momentan und ward gewöhnlich durch einzelne große Talente bedingt. Im Zuſammenhange und in einer fortſchreitenden Vervollkommnung finden wir die Artillerie nur in zwei Staaten, in Brandenburg und Frankreich — in Brandenburg jedoch war man rein bemüht, auf praktiſchem Wege zum Ziele zu gelangen, während man in Frankreich nur theoretiſch darin vorſchritt.

Ingenieur-Corps in dem Sinne, wie wir es verſtehen, hatte man in der Periode, von der hier die Rede iſt, noch nicht — wir finden dergleichen allein in Frankreich. Dieſerwegen darf man jedoch nicht glauben, daß man in Deutſchland ganz unerfahren in der Belagerungskunſt geweſen. Eine Menge wichtiger Belagerungen auf allen Kriegstheatern

beweiſen das Gegentheil. Die großen Beiſpiele in dem benachbarten Holland waren in Deutſchland nicht nutzlos vorübergegangen. Durch die vielen deutſchen Offiziere, welche unter den Oraniern gedient, war die holländiſche Befeſtigung nach Deutſchland gekommen und bei vielen Plätzen, namentlich in Brandenburg, angewandt worden. Die Fauſſebraie, welche den Hauptwall Berlins umgab, ſo wie die auf den Courtinen ſenkrecht ſtehenden Flanken waren hiervon ein ſprechender Beweis. Mit dieſem Syſtem war zugleich deren Anſicht über Vertheidigung und Angriff feſter Plätze dahin gekommen. Die beiden Heroen der Fortification jedoch, Vauban und Coehorn, welche faſt zu gleicher Zeit in Frankreich und Holland erſtanden, brachten hierin eine gänzliche Veränderung vor. Menno Baron von Coehorn, denn nur dieſes Mannes können wir hier, unſerer Eintheilung gemäß, gedenken, deſſen Syſtem beſonders vielen Beifall in Deutſchland fand, angeblich von einer Menoniten-Familie ſtammend *), wandte ſich faſt noch in der Kindheit den Waffen zu, für die er ſich durch ein ſorgfältiges Studium vorbereitet hatte. Schon in ſeinem ſechszehnten Jahre ward er vom Statthalter Heinrich Caſimir von Naſſau zum Hauptmann ernannt, und hatte bereits im einunddreißigſten Jahre den Rang eines

---

*) Neueren Berichten gemäß war ſein Vater Capitain in niederländiſchen Dienſten geweſen.

Oberſten erlangt. Als General-Lieutenant, General-Gouverneur von holländiſch Flandern, Ober-Ingenieur, Befehlshaber der Artillerie und Oberſt zweier Infanterie-Regimenter ſtarb er 1704 in einem Alter von 70 Jahren. Doch was mehr als dieſe, für jene Zeiten gerade nicht ungewöhnliche Beförderung zu bedeuten hatte, war der große Ruf, den er ſich ſowohl durch ſeine Einſicht, als durch Kenntniſſe und Muth erworben. In der Belagerung von Gron (1673) hatte er dem von ihm verbeſſerten Holſtſchen Mörſer bereits das Bürgerrecht erworben — bald ſollten auch ſeine Verbeſſerungen und neuen Ideen in der Fortification Epoche machen. Doch ſind die Anſichten über den Werth der Coehornſchen Neuerungen getheilt. Namentlich ſpricht ſich Bleſſon ſtark gegen ihn aus. Hier deſſen Meinung. Coehorn, ſagt er, war zwar Vauban's Nebenbuhler, aber wenn er gleich die Bombe im Uebermaß anwandte, und ihm namentlich die Anwendung dieſer Waffe (?) als ſolche, viel verdankt, ſo iſt doch im Ganzen ſein Verdienſt für die Wiſſenſchaft neben dem Vauban's unerheblich, und iſt nichts davon eigentlich in das Leben übergegangen; wollen wir jedoch das verfolgen, was ſein Beiſpiel veranlaßte, ſo ſehen wir, daß leider durch ihn eine falſche Bahn bezeichnet wurde, auf welche er allerdings nicht einging, die aber deſto eifriger von denen verfolgt wurde, welche Feſtungen durch Brand leichter, als durch Kunſt, zu erobern hof-

ſen *). Inwiefern dieſe Vorwürfe begründet ſeyn mögen, wollen wir dahingeſtellt ſeyn laſſen. So viel aber bleibt gewiß, daß Coehorn in dem Kampfe um die Palme des Sieges in Namur, wo er einen Theil der Befeſtigungen in ſeinem Syſtem angelegt hatte, und das er gegen Vauban vertheidigen ſollte, unterlag. Vergleichen wir die Befeſtigungsmanier Coehorn's mit der ſeines großen Gegners, welche beide wir als unſern Leſern bekannt vorausſetzen dürfen, ſo finden wir folgende Abweichungen. Seine Bollwerke hingen mit dem Hauptwalle zuſammen; vor dieſem ſowohl als vor der Courtine lief eine Fauſſebraie. Durch Orillons, die bei ihm aus hohlen Thürmen beſtehen, dem Urtheile der Ingenieure gemäß eine Nachahmung Marchi's, vertheidigte er ſeine zurückgezogenen Flanken. Den oberen Theil dieſes Thurmes finden wir mit Erde bedeckt und mit einem Walle verſehen — aber die gegen den Abſonderungsgraben der hohen und niedern Flanke gekehrte Seite mit Schießlöchern für Kanonen durchbrochen. Die Spitze der Fauſſebraie vor dem Bollwerk war bonnetirt; durch einen Waſſergraben die mittlere und niedere Flanke von einander getrennt. Von der Bollwerksſpitze des Hauptwalls führte eine ſieben Fuß unter den Horizont geſenkte gemauerte Gallerie quer über den vor ihm

*) Geſchichte des Belagerungskrieges oder der offenſiven Befeſtigungen von Bleſſon S. 203.

befindlichen trockenen Graben, auf beiden Seiten mit Schießſcharten verſehen, um den beſagten Graben zu beſtreichen. Sie war ſo eingerichtet, daß ſie allenfalls unter Waſſer geſetzt werden konnte. Dieſer Gang führte in eine Gallerie, welche ſich unter der Fauſſebraieface befindet, die gleichfalls zur Beſtreichung des Abſonderungsgrabens der hohen und niedrigen Face diente. Sie war dabei ſo eingerichtet, ſich allenfalls darin verſchanzen zu können, wenn der Feind darin vielleicht eingedrungen wäre. — Seine Bollwerke deckte Coehorn durch Contregarden oder Couvrefacen, die von der Höhe der Fauſſebraie zwar, aber von dem Hauptwalle um zehn Fuß überhöht wurden. Er hatte ſeinen Contregarden nur viertehalb Ruthen Anlage gegeben, um dem Feinde dadurch die Möglichkeit zu entziehen, ſich nach deren Einnahme etwa darauf zu logiren — ein Vortheil, der jedoch durch den Nachtheil nicht aufgewogen wird, den die ſchwachen Profile auf die Vertheidigung derſelben haben mußten. Vor der Courtine finden wir ein doppeltes Ravelin, deſſen Fauſſebraie von dem Hauptwall durch einen trockenen Graben von 96 Fuß getrennt iſt, den eine auf jeder Face quer laufende, mit Schießſcharten verſehene Gallerie vertheidigt. In die Spitze des niederen Ravelins hat Coehorn eine gemauerte Caponiere, in die Kehle aber des oberen ein gemauertes Reduit gelegt — vielfach beſtrittene Anordnungen, die jedoch den unleugbaren Vortheil haben, daß der Feind alle zur Ver-

theidigung des trockenen Grabens getroffenen Anſtalten vernichten muß, bevor er daran denken darf, ſeinen Angriff fortzuſetzen. — In jedem Waffenplatze des drei Fuß unter den Horizont geſenkten, bedeckten Weges finden wir eine gemauerte und paliſſadirte Redoute, die jedoch das Glacis nicht überragt, und welche durch Traverſen gegen die feindlichen Enfilirungen geſichert iſt. Unter dem Glacis endlich ſelbſt liegt, drei Ruthen von dem bedeckten Wege, eine Caponiere, die acht Fuß im Lichten iſt. Dieſe ward oben mit Bohlen und anderthalb Fuß darüber geſchütteter Erde bedeckt. In der vordern Mauer ſind Schießlöcher, um daraus den ſich nahenden Feind zu beſchießen — von dem Waffenplatze ſind zwei Eingänge zu ihr angebracht. — Coehorn iſt nicht bei dieſer hier nur flüchtig erwähnten Anlage ſeiner Werke ſtehen geblieben; er hat darin nach und nach mehrere Aenderungen angebracht, ſo daß man drei Manieren, alſo wie bei Vauban, herausconſtruirt hat. Indeß kann deren Beſchreibung hier weiter nicht gedacht werden. —

Bei allen drei Manieren jedoch finden wir zwei charakteriſtiſche Eigenheiten: die durchgehends nur auf den niedrigen Waſſerſpiegel ſeines heimathlichen Landes eingerichteten Profile, und dann die außerordentliche Sparſamkeit mit dem Mauerwerk. Ob eine Coehornſche Feſtung dieſerwegen wohlfeiler ſeyn mag, darf füglich dahingeſtellt bleiben, weil deren Aufführung auch ſonſt große Koſten verurſacht. Auch iſt Coehorn vorgeworfen worden, daß

ſeine Feſtungswerke zu viel Raum einnehmen, daß aus den Gräben mehr Erde komme, als zu den Werken verbraucht wird, und endlich, daß ſeine Vertheidigungslinie zu groß ſey. —

Was Scheither, Grindel von Ach, Rimpler, Borgsdorf, Werthmüller u. A. theils praktiſch, theils auf dem Wege der Wiſſenſchaften für die Kunſt noch wirkten, kann hier kein Gegenſtand der Lehre ſeyn. Es iſt früher ſchon, und auch neuerdings von Mandar und Bleſſon zuſammengeſtellt worden *). Wir durften allein bei dem ſtehen bleiben, was mehr in das Leben übergegangen. — Dem Angriff und der Vertheidigung der Feſtungen gab man in dieſem Zeitraume einen ganz anderen Charakter. Man verließ allmählig die Routine und ſtellte den Gang beider mehr wiſſenſchaftlich feſt. Doch leiſteten die Franzoſen hierin mehr als die Deutſchen. Gewöhnlich begann man die Belagerung eines Platzes damit, daß ſich der Belagerer gegen den Entſatz durch eine Circumvallationslinie ſicherte. Sie beſtand in der Regel aus einem Wall und Graben, den vorſpringende Flaſchen und Redans beſtrichen. Oft legte man dahinter noch Schulterwehren ge-

---

*) De l'architecture des forteresses p. Mandar livre V. seqq. Bleſſon „Große Befeſtigungskunſt" II. B. I. Abth. auf der III. Tabelle. Beſonders bleibt Hoyer, V. Abſchnitt, 7. Zeitraum, zu empfehlen.

gen die Cavallerie an. Die wiederholten Erſteigungen ſolcher Linien, wie z. B. bei Arras (1654) und 1656 bei Valenciennes, erweckten allmählig dieſem Gebrauch Gegner — Feuquières ſchon wollte davon nichts wiſſen. Auch finden wir, daß Marſchall Luxemburg es vorzog, ſich lieber durch ein detachirtes Corps bei einer Belagerung zu decken, als Circumvallationslinien zu etabliren. Der Gebrauch der Contravallationslinie, wodurch man ſich gegen die Belagerten deckte, und von wo aus man wie aus einer Feſtung vorging, kam in dieſer Zeit gleichfalls in Verfall. —

Bei Führung der Laufgräben änderte ſich bei den Deutſchen in dieſem Zeitraume nichts, und nur erſt gegen das Ende deſſelben fingen die neuen Verbeſſerungen Vauban's an, darauf zu reagiren. Die Parallelen, ſchon früher von den Türken ſowohl als anderen Armeen gekannt, aber nur ſelten angewandt, erſetzten nicht ſowohl die Contravallationslinien, als ſie beſonders auch allen Anforderungen und Bedürfniſſen entſprachen. Zuerſt 1697 bei der Belagerung von Ath durch Vauban regelmäßig angewandt, gelangte die Kenntniß davon bald zu allen anderen Armeen. Doch blieb den Deutſchen, Engländern und Niederländern die Anwendung davon noch ziemlich ungeläufig, und ſie zogen es daher vor, durch ein überlegenes Feuer lieber das Geſchütz des Gegners zum Schweigen zu bringen und die Feſtung in Grund und Boden zu ſchießen, als auf dem ſtrengen wiſſenſchaftlichen

Wege, den die franzöſiſchen Ingenieure fortan betraten, zum Ziele zu gelangen. Dieſelbe Bewandtniß hatte es mit dem Ricochet-Schuß, welcher von Vauban und Vallière dem Aelteren bei Ath erfunden und dann vielfältig benutzt ward, während die Deutſchen in dieſer Periode nur das Nachtheilige dieſer Entdeckung empfanden. Sie wußten dagegen kein anderes Mittel, als die Vereinigung unendlicher Geſchützmaſſen. So beſchoß Coehorn Namur mit 160 Kanonen und 55 Mörſern (1695), Valenciennes aus 60 Kanonen und 30 Mörſern, Bonn aber ward von den vereinigten Oeſterreichern und Brandenburgern aus 140 Kanonen und 21 Mörſern geängſtigt. Aus dieſer Vereinigung ſo großer Geſchützmaſſen und den dadurch mitunter herbeigeführten glücklichen Erfolgen entwickelte ſich wahrſcheinlich die Idee, ſich befeſtigter Oerter durch ein alleiniges Bombardement zu bemächtigen, was die Franzoſen jedoch öfter als die Deutſchen verſuchten. Die glühenden Kugeln, die von Bernhard von Galen erfundenen Carcaſſen, leiſteten hierbei treffliche Dienſte. 1691 waren 20 Geſchütze bei Mons allein zu glühenden Kugeln beſtimmt, und auf Lille wurden in drei Tagen allein 1200 derſelben geſchleudert.

Dem Gebrauch, ſeine Batterien zu erhöhen, entſagte man in dieſer Periode faſt ganz. Der mühſamen Arbeit hierbei glaubte man der großen Menge Geſchütz wegen, die man bei Belagerungen anwandte, und womit man ohne Mühe Mauern und

Wälle niederwarf und zertrümmerte, ganz überho⸗ben ſeyn zu dürfen. Die Franzoſen legten ſeit Vauban ihre Batterien vor die Parallelen auf den Horizont, worin die Deutſchen ihnen ſpäter folgten. Seit der Ricochetſchuß allgemeiner ward, plazirte man die Batterien dazu in die Parallelen, wodurch man einen großen Theil der Arbeit er⸗ſparte. Ihren Batterien, welche wir oft mit 20 bis 36 Kanonen armirt ſehen, gaben die Deutſchen ſehr ſtarke Profile. Wir finden ſie in den Haupt⸗werken jener Zeit auf 8 Fuß Höhe und 30 Fuß Anlage angegeben. Den Geſchützen ſelbſt gab man 20 Fuß Diſtanz von Mündung zu Mündung — die Mörſer plazirte man 16 Fuß von einander. Die Mörſerbatterien legte man 500 Schritt vom bedeckten Wege an, während man den Steinmör⸗ſern ihren Platz zwiſchen der dritten Parallele und dem Glacis anwies. Die Batterien mit doppel⸗ten Bruſtwehren oder Vorſcharten, wodurch man glaubte, ſein Geſchütz dem feindlichen Feuer ganz zu entziehen, und die in dieſer Periode hier und dort verſucht wurden, kamen bald wieder in Ver⸗geſſenheit.

Mannigfaltiger waren in dieſer Periode die Belagerungsarbeiten ſelbſt geworden. Zwar waren die Deutſchen darin noch lange nicht ſo weit, wie die Franzoſen ſeit Vauban — ſelbſt Coehorn dachte faſt nur daran, ſeine Batterien gehörig zu etabliren. Auch waren bereits beſſere Ideen über den Angriff im Umlauf. Die Laufgräben wurden

noch zickzackförmig, jedoch mit hinlänglicher Fronte und dem nöthigen Developpement geführt. Um daraus vorgehen zu können, bediente man ſich dabei der Sappen, wie wir ſie noch jetzt haben und die ſchon früher im Gebrauch waren. War man hiermit bis auf einige dreißig Schritt von den Paliſſaden gekommen, ſo debuſchirte man bei einzelnen Gelegenheiten wohl rechts und links, ging darauf einige vierzig Fuß in gerader Linie fort, und führte aus Faſchinen und Schanzkörben einen Tranſchee-Kavalier auf. Aus den niederländiſchen Kriegen her hatte ſich dieſer Gebrauch bei den Armeen erhalten, ward jedoch in dieſer Periode durch Vauban geregelt und geordnet. Gewöhnlich deckten die Deutſchen ihre Laufgräben noch durch große Redouten. Die Communication dahin jedoch, ſo wie die mit ihren Laufgräben, war ſelten richtig gelegt und häufig enfilirt. Oft mußte ſie durch Traverſen geſichert werden. Beim Vorgehen während des Sappirens ſuchte man die an der Spitze einer Sappe arbeitenden Leute durch einen gefüllten Schanzkorb, den ſie vor ſich herrollten, gegen das Flintenfeuer zu ſichern. Später wurden beim Debuſchiren aus der dritten Parallele hierzu Wollſäcke verwandt. Auch wurden die bedeckten Sappen von deutſchen Ingenieurs in dieſer Periode benutzt. Die Deutſchen gaben ihren Laufgräben eine ſo große Breite, daß man darin das Geſchütz transportiren konnte — ein Gebrauch, den die Franzoſen ſpäter nachahmten, oder doch den Um-

ſtänden gemäß benutzten. Von den Türken erzählt man, daß ſie bei der Belagerung von Candia ſo tiefe Laufgräben und derſelben in ſo großer Zahl gehabt, daß dieſe ein wahres Labyrinth von Gängen und Irrgängen gebildet. — Will man jedoch ehrlich ſeyn, ſo kann man dergleichen auch von den Deutſchen ſagen. Wir dürfen nur an die berühmte Belagerung von Mainz aus dieſer Zeit erinnern (1689)! — War man mit ſeinen Arbeiten bis auf das Glacis gekommen, ſo ſuchte man den Feind durch ein lebhaftes Muskctenfeuer und beſonders durch Handgranaten zu vertreiben, um ſo die Erſtürmung des bedeckten Weges vorzubereiten. Mit der Anwendung der letzteren ward ein wahrer Luxus getrieben, denn wir finden deren bei einzelnen Belagerungen auf 20,000 und darüber verbraucht. — Für den Sturm ſelbſt finden wir die taktiſchen Anordnungen der Truppen verſchieden. Bei einigen Fällen griff man in mehreren Colonnen an, die zu dieſem Behuf ſelbſt in viele kleine Abtheilungen getheilt waren. Ein Lieutenant mit 20 Grenadieren, vier Mann tief, eröffnete den Zug — ihm folgte eine Abtheilung von 60 Mann, dieſer eine von 120 Mann, die eine vierte von 160 Mann unterſtützte. Jeder Colonne folgte eine Reſerve von 200 Mann, die zugleich 200 Arbeiter begleiteten, welche mit den nöthigen Geräthſchaften zum Umhauen der Paliſſaden, Wegräumen der Barricaden, und ein Logement auf der Contreſkarpe zu errichten ꝛc. verſehen waren. Eine

Hauptreſerve von angemeſſener Stärke und gleichfalls von Arbeitern unterſtützt, erwartete in den Laufgräben die Chancen des Angriffs, um dann den Bedürfniſſen gemäß verwandt zu werden. Bei anderen Gelegenheiten finden wir die Truppen ſich in dicken Maſſen den Werken nähern. Nur kleine Detachements, mit Cuiraſſen und Helmen verſehen, gingen ihnen vorauf — große Maſſen folgten den Stürmenden, oder dienten ihnen als Reſerve. Doch ſcheinen ſich dieſe Anordnungen immer dem Charakter und der Schule gemäß, aus denen die höheren Offiziere hervorgegangen, geſtaltet zu haben. —

Hatte man die Contreſkarpe gewonnen, ſo ſuchte man die Breſchbatterie zu etabliren. That dieſe die gehörige Wirkung, ſo ging man bald zum Sturm über. War man jedoch genöthigt, eine Grabendeſcente zu verſuchen, ſo ſenkte man bei einem trockenen Graben eine Gallerie nach dem Grunde, um dann vermittelſt einer bedeckten Sappe hinüberzugehen. Bei naſſen Gräben begnügte man ſich, einen Faſchinendamm zu Stande zu bringen, was, da man dabei gewöhnlich guter Schutzmittel entbehrte, ſich häufig nicht einmal flankirte, immer mit großen Aufopferungen verknüpft war. Sich hierbei, wie die Franzoſen, durch verſtändige Vorkehrungen zu ſichern, oder aber ſich der Erdwalze, wie die Türken, zu bedienen, wußte man bei den Deutſchen wohl, aber verſtand es nicht in das Werk zu richten, oder verſchmähte es auch wohl aus einer falſch verſtandenen Tapferkeit. — Kam man endlich dahin, den Mineur zu plaziren, ſo geſchah

dieß ſelten nur, um ſich ein Logement auf der Breſche zu bilden. — Das Minenführen war überhaupt eine ſchwache Seite der deutſchen Kriegsleute. Bei Ofen ſchlug 1686 eine von den Kaiſerlichen angelegte Mine rückwärts, zerſtörte einen Theil der Belagerungsarbeiten, und tödtete und beſchädigte an 300 Arbeiter und Soldaten — ähnliche Fälle, wenngleich nicht in ſo großem Maßſtabe, kamen öfters vor. Man ging daher auch nur ungern an die Benutzung der Minen, welche, ſeit man ſich des Geſchützes mit ſo großer Ueberlegenheit bediente, im Belagerungskriege dieſer Periode immer ſeltener wurden. — In Frankreich dagegen bildete ſich dieſer Zweig der Kriegskunſt mit Vauban, Megrigny, Belidor u. A. immer mehr aus. —

Bei den Deutſchen behielten Artillerie- und Ingenieurweſen noch während dieſes ganzen Zeitraumes etwas Zunftmäßiges. Deutſche Offiziere beider Waffen gaben gewiſſermaßen Gaſtrollen bei allen Völkern. So finden wir Landsberg und Geißler bei den Franzoſen — Kaiſerliche, Brandenburger und Holländer leiteten bei Azow die Arbeiten des Genies und der Artillerie bei der ruſſiſchen Armee — wir ſahen bereits früher, daß ein braunſchweigſcher Artillerie-Offizier dieß 1669 bei den Venetianern gleichfalls that. —

In dieſer Periode entſtand auch der Gebrauch, die Soldaten bei den Belagerungen noch außerordentlich für ihre Dienſtleiſtungen zu bezahlen. Für die Artillerie wurden gewöhnlich außerordentliche

Summen, im Fall der Ort, den man belagerte, genommen ward, ausgeworfen — die Infanterie und die anderen beim Unternehmen thätigen Truppen erhielten Gratificationen. Hieraus ſcheint ſpäter die Sitte hervorgegangen zu ſeyn, die Leiſtungen der Belagerer überhaupt gewiſſen Beurtheilungen zu unterwerfen und danach allgemeine Bezahlungsſätze zu normaliſiren, wie wir dieß bei faſt allen Armeen heute finden.

Die Vertheidigung feſter Plätze betreffend, ſo giebt dieſe Periode eben keine große Veranlaſſung, in Lobeserhebungen darüber auszubrechen. Sey es, daß die Vermehrung der Wurfgeſchütze die Garniſonen von Hauſe aus intimidirte, oder daß die Verſtärkung des direkten Feuers die moraliſchen Kräfte der Garniſonen überhaupt ſchwächte: die guten Vertheidigungen ſind in dieſer Periode ſeltener als früher. Wollten wir auch den Feldzug von 1672, wo ſich die meiſten niederländiſchen Städte und Forts faſt ohne Schwertſtreich ergaben, als die Folge ganz ungewöhnlicher Verhältniſſe betrachten, ſo liegen doch ſo viel andere Beiſpiele aus dieſer Periode vor, daß unſere Angabe nichtsdeſtoweniger ganz begründet erſcheint. Selbſt Coehorn's Gegenwart rettete die Citadelle von Namur nicht davon, ſich nach einer nur 22tägigen Gegenwehr ergeben zu müſſen *).

Die

*) Doch muß hier bemerkt werden, daß er hier verwundet ward, was vielleicht die Uebergabe beſchleunigte.

Die nach allen Seiten hin um die Feſtungen vorgeſchobenen Außenwerke nöthigten den Belagerer, ſchon von fern her ſeine Arbeiten zu beginnen. Die Vertheidiger ſuchten dieſe meiſtens durch ein ſtarkes Kanonenfeuer zu hintertreiben; von gut geleiteten Ausfällen dagegen finden ſich nur wenig Beiſpiele vor. Nahte ſich der Feind nun dem Platze, ſo ging man ihm wohl mit Contre-Approchen entgegen, doch war dieß nur ſelten. Häufiger findet man Fleſchen, welche man vor den ausſpringenden Winkeln anlegte, gut paliſſadirte und dann mit 15—20 Mann beſetzte, um von dort aus die feindlichen Laufgräben zu beſchießen. Auch plazirte man des Nachts wohl einzelne Feldſtücke auf das Glacis, und beſchoß den Feind ſo lange, als man nicht gezwungen wurde, ſie wieder zurückzunehmen. Erſt wenn die Belagerer die Laufgräben eröffnet hatten und ſich mit ihren Arbeiten dem Hauptwerke näherten, machte man nächtliche Ausfälle und ſuchte die feindlichen Werke zu zerſtören. War man genöthigt, dem Feinde zu weichen, ſo glaubte man nur durch Behauptung der Contreſkarpe die Vertheidigung des Platzes verlängern zu können. Commandanten alſo, welche ihre Sache verſtanden, fingen hier gewiſſermaßen ihre Vertheidigung erſt an. Das Glacis ward unter dieſen Verhältniſſen häufig der Schauplatz der heftigſten Kämpfe. So finden wir, daß der Vertheidiger auf demſelben Faſchinen eingraben und gut verankern ließ, um ſo beim Vorgehen die Angreifer zu zwingen,

unter dem Feuer des Vertheidigers zu verweilen. — Ebenſo wurden Bomben, ja ganze Pulverkaſten darauf eingegraben, und die Vorkehrungen getroffen, ſolche plötzlich explodiren laſſen zu können. Zugleich ſuchte man durch Fladderminen die Zerſtörungen zu vergrößern. Zu den hierdurch gebildeten Excavationen und Trichtern ſetzte man dann auch wohl kleine Trupps, welche durch ihr Feuer dem Angreifer höchſt beſchwerlich wurden. — Alle dieſe Maßregeln unterſtützte man endlich durch größere und kleinere Ausfälle, wodurch man die Arbeiten des Gegners theils zu zerſtören, theils zu verzögern ſuchte. — Die doppelte Paliſſadirung des bedeckten Weges, wodurch die Franzoſen die Vertheidigung von Graves, Mainz und Ryſſel ſo verlängerten, und die zu ſo viel Chicanen Anlaß gab, war den Deutſchen ganz unbekannt. — Hatte ſich der Gegner endlich des Glacis bemächtigt und war Herr des bedeckten Weges geworden, ſo ſuchte man ſich der Anlegung der Breſchbatterien ſo lange als möglich zu widerſetzen. Gewaltangriffe und Minen wurden hierbei zugleich angewandt. Nicht minder machte man dem Feinde den Grabenübergang ſtreitig. Die Deutſchen begnügten ſich hierbei jedoch meiſtens damit, dieß durch Herabſchleudern von Hohlkugeln, Carcaſſen ꝛc. zu hintertreiben. In Candia (1667), wo ſich die Ingenieurs aller chriſtlichen Staaten ein Rendezvous gegeben zu haben ſchienen, wo Rimpler und Werthmüller an der Seite der erſten franzöſi-

ſchen Ingenieure kämpften, und die Deutſchen unter dem Grafen von Waldek gegen die Ungläubigen fochten, ſetzten ſich die Belagerten durch Caponieren und paliſſadirte Logements, die ſie mit Kanonen garnirten, in dem Graben feſt, um den Türken den Grabenübergang ſo länger ſtreitig machen zu können. Um hiermit recht raſch bei der Hand ſeyn zu können, hatten ſie die Paliſſaden je 5—6 zuſammen verbunden und hinten mit Streben verſehen. Man konnte ſie alſo nach einer kurzen Vorbereitung überall aufſtellen und dem vorgeſchriebenen Zwecke gemäß benutzen. Hinter denſelben mauerte man dann raſch eine Art von Deckung auf, welche ſtark genug war, dem Musketenfeuer der Türken zu widerſtehen. Candia iſt überhaupt das Vorbild aller Vertheidigungen, nicht etwa dieſer Periode allein, ſondern faſt aller Zeiten. Zwei Jahre drei Monate und ſiebenundzwanzig Tage offene Tranſchee, 56 abgeſchlagene Stürme, 96 Ausfälle, 472 Minen, welche die Chriſten, und 1173, welche die Türken hatten ſpringen laſſen, beweiſen genügend, was de Ville und St. André de Montbrun und deren tapfere Haufen, ſelbſt unter den nachtheiligſten Verhältniſſen, geleiſtet. Das Tagebuch dieſer Belagerung ſollte das Breviarium aller Commandanten werden! —

Hatte der Belagerer endlich den Grabenübergang vollbracht, ſo ſuchte man das Anhängen des Minirers noch ſo lange als möglich zu hintertrei-

ben. Hierzu bediente man ſich ſowohl der Pulverſäcke, die man an langen Stangen bis vor die Gallerie herabhing und dann anzündete, als der Bomben, die man entweder durch hölzerne Rinnen an den beſtimmten Ort herunterrollen, oder durch einzelne kühne und beherzte Leute in die Gallerien hineinwerfen ließ. Auch ſuchte man den Mineur wohl durch angezündete Stoffe, die viel Rauch entwickelten, daraus zu vertreiben. — Zur Vertheidigung der Breſche ſuchte man allerhand künſtliche Vorkehrungen zu treffen — das Syſtem der früheren Zeit, ſie durch eine Menſchenmauer zu ſperren, war in dieſer Periode faſt ganz aus der Mode gekommen, das wichtigſte Element mithin im letzten und entſcheidenden Augenblick vernachläſſigt worden. Durch Eggen, ſpaniſche Reiter, Fußangeln ſuchte man gewöhnlich die Breſche zu ſchließen. Hierzu kamen ferner Pech- und Sturmkränze und Pulverſäcke, welche man bei Beginn des Sturms anzündete und zugleich mit Bomben und Granaten untermengte. Häufig ward die Breſche unterminirt. Hinter derſelben legte man Abſchnitte an; den Wallgang ſuchte man durch Caponieren zu vertheidigen, und das Herabſteigen an geeigneten Stellen durch Mauern zu verhindern. Trotz dieſer anſcheinend heroiſchen Vertheidigungs-Maßregeln fielen die meiſten Feſtungen gewöhnlich nach kurzer Zeit, wie wir dieß bereits erwähnten. Neuere haben die Urſache hierzu in der ſchlechten Beſchaffenheit

des Hauptwalls der meiſten Feſtungen, in den Waſſergräben ꝛc. geſucht. Den unglücklichen Wahn aber, daß mit dem verdeckten Wege Alles verloren ſey, leitet man von den niederländiſchen Feſtungen her, die den bedeckten Weg, des Vergrabens wegen, gewöhnlich länger halten konnten, als die Hauptwerke, welche ihrer niederen Anlage wegen, und da ſie meiſtens ohne Revetement waren, gewöhnlich keiner energiſchen Vertheidigung fähig ſchienen, und meiſtens nach Wegnahme des bedeckten Weges capitulirten. So bildete ſich allmählig eine Anſicht heraus, die für die Vertheidigung feſter Plätze von dem größten Nachtheil war. Die Capitulationen dieſer Zeit tragen den Charakter einer großen Milde. Einzelne erinnern noch an die Zeiten des dreißigjährigen Krieges, wo die Feſtungen nur den Herrn änderten. So capitulirte z. B. der Baron von Bernſau in Rheinbergen ganz in der Art mehrerer Befehlshaber des dreißigjährigen Krieges. Zuerſt verlangte er Schutz für ſich gegen die Franzoſen, dann mußte ihm eine Oberſtenſtelle im kaiſerlichen Heere und das Gouvernement von Rheinbergen auf Zeitlebens, ferner das erſte Amt, das im Kurfürſtenthum vacant werden dürfte, die Garantie der Contributionen, die er bereits in Händen hatte, und endlich noch ein Gratuit zugeſichert werden. Um dann den Schein der Ehre zu retten, mußte ihm eine Einwilligung des Domcapitels von Cöln wegen der Capitulation übergeben werden. Nachdem ihm dieſe Forderungen zuge-

ſichert waren, ſchwor die Beſatzung — zwölf Compagnien Deutſche und Schweizer — dem Kurfürſten von Cöln den Eid der Treue, und ward dann durch mehrere Compagnien Brandenburger verſtärkt. — Gegen Feigheit der Garniſonen waren die Geſetze ſehr ſtrenge, ebenſo gegen Meuterei und andere Vergehen in Kriegsplätzen. Doch war hiermit das Uebel ſchlechter Vertheidigungen noch keinesweges gehoben. —

Die Feldverſchanzungen in dieſer Periode hatten einen bedeutenden Umfang gewonnen. Die Redoute wurde, vor wie nach, viel angewandt — ebenſo einzelne verſchanzte Poſten, wie Häuſer, Kirchen ꝛc. Man legte erſtere öfters vor den jetzt üblich werdenden Linien an geeignete Oerter, um den Feind dadurch zu zwingen, ſeine Angriffe zuvörderſt gegen ſie zu richten, und den Linien ſo gewiſſermaßen mehr Stärke zu geben. — Als beſonders merkwürdig aber treten in dieſer Zeit die Linien hervor, die, öfters von ungewöhnlicher Länge, vorzüglich geeignet gehalten wurden, ganze Länder gegen feindliche Invaſionen zu ſchützen. So ließ z. B. Ludwig XIV., um nur ein Beiſpiel anzuführen, von der Schelde bis zur Lys eine Linie anlegen. Zwanzigtauſend Bauern, die man aus allen Gegenden zuſammengetrieben, mußten daran arbeiten. Man hatte der Bruſtwehr 10 Fuß Dicke, dem Graben 12 Fuß Tiefe und endlich 15 Fuß Breite gegeben. Dergleichen Linien beſtanden meiſtens aus Redouten, die durch dazwiſchenliegende

Bruſtwehren mit aus- und einſpringenden Winkeln verbunden waren. Oefters, doch nur ſelten, paßte man ſie den Nüanzirungen des Terrains an. Hier und dort etablirte man wohl auch einzelne Reduits für die Beſatzungen der Linie, doch waren jene meiſtens zu unbedeutend, um im Fall der Noth wirklich benutzt werden zu können. Für gewöhnliche Verhältniſſe gab man den Bruſtwehren ſolcher Linien 5—6 Fuß Höhe, 5 Fuß Dicke. Sie waren glacisförmig aufgeworfen und auf der Krone mit einer 3 Fuß hohen Paliſſadirung verſehen, die meiſtens eben ſo tief in der Erde ſteckte. Die Franzoſen conſtruirten ſie jedoch anders, oder brachten darin mehr Kunſt an, wie wir ſpäter ſehen werden. — In der Kunſt des Brückenſchlagens hatte man in dieſer Zeit gleichfalls bedeutende Fortſchritte gemacht. Die vielen Flußübergänge der Oeſterreicher in den Feldzügen mit den Türken, die Ueberbrückungen des Rheins u. a. Flüſſe, ließen die Deutſchen aller Stämme, die wir noch immer unter des Reiches Bannern fechten finden, in dieſem Dienſtzweige eine bedeutende Routine erlangen. Ob die Oeſterreicher zu allen Zeiten Pontontrains bei ſich gehabt, dürfte kaum mit Gewißheit nachgewieſen werden können; aber ſie verſtanden die große Kunſt, mit geringen Mitteln ſehr große Dinge ins Werk zu richten. Dadurch entgingen ſie einſt an der Morava, die ſie mit Materialien, welche ſie aus abgebrochenen Häuſern entnahmen, ſchnell überbrückten, einer großen

Gefahr. — Bei den Feldzügen am Rhein, und zwar unter Ludwig von Baden, finden wir gleichfalls, daß ſich die Armee das Material zum Uebergang über den Speyerbach ſelbſt vorbereitete und auch zweckdienlich verarbeitete. Hierzu kam noch ein verbeſſerter Mechanismus im Schlagen und Abbrechen der Brücken ſelbſt, indem man ſolche gliederweiſe mit Geſchicklichkeit, und zwar unter dem feindlichen Feuer, zu handhaben wußte. — Was den Pontons dieſer Periode bei einigen Nationen beſonders den Vorzug vor den früher gebräuchlichen giebt, war eine größere Leichtigkeit und Beweglichkeit. Die Holländer, durch größeren Reichthum in den Stand geſetzt, im Experimentiren für dergleichen Dinge weiter gehen zu können, als Andere, und durch die Lage des Landes beſonders dazu aufgefordert, erfanden in dieſer Periode die Pontons von Weißblech oder Kupfer. Wir wiſſen nicht genau, wie deren erſte Form geweſen — man vermuthet jedoch hohl und parallelogrammatiſch. — Ihnen folgten hierin bald die anderen Mächte, beſonders die Franzoſen, von denen wir ſpäter ſehen werden, wie ſie hierin alle Völker überflügelten. In Deutſchland ſelbſt blieb man jedoch einſtweilen noch bei der alten, ſchwerer zu bewegenden Art der Pontons, nicht weil man die neuen Verbeſſerungen nicht einſah, ſondern weil bei den Fürſten die Mittel zu Verbeſſerungen ſehr beſchränkt waren. Die tragbaren Pontons fanden erſt nach und nach Eingang bei ihnen, je nachdem

die einzelnen Staaten ſelbſt ihre finanzielle Lage verbeſſerten. Wie es ſcheint, war ſogar die öſterreichiſche Armee ab und zu nicht allein ohne Pontontrain, ſondern auch ohne Pontons. Wenigſtens möchte man dieß daraus ſchließen, daß ſie, als ſie bei Flörsheim 1674 über den Main gehen wollte, ſich nicht allein der vorhandenen Kähne und Flöße bemächtigte, ſondern auch eine Anzahl Schiffer in Sold nahm. Doch iſt dieß nur eine bloße Vermuthung. In den erſten Jahren der folgenden Periode finden wir dieſe Macht dagegen reichlich mit leichten und tragbaren Pontons verſehen. —

Die Lagerung der meiſten Heere in dieſer Zeit fing an, ziemlich der, wie wir ſie am Ende der vorigen Periode bei den Schweden fanden, zu gleichen. Die Heere campirten oder lagerten in einem, oft in mehreren Treffen. — Die Zelte begannen etatsmäßig zu werden, und man ließ ſo leicht kein Heer ohne ſolche ins Feld rücken. Bei den Deutſchen zeichneten ſich durch eine muſterhafte Sorgfalt dafür die Holländer, Brandenburger und Lüneburger aus. Gewöhnlich lagerte man in Compagniegaſſen, die Fahnen waren vor der Front aufgeſtellt, und durch Feldflaggen ſo viele Linien vor der Front abgeſteckt, als die Bataillons ſelbſt Glieder hatten. Die Trommeln waren auf beiden Flügeln vertheilt, weil die Tambours bei Rangirung des Bataillons auf dem Flügel verbleiben mußten. Die Unteroffiziere campirten in einer Reihe mit der Compagnie, vor und hinter derſelben. Hier-

auf kamen die Zelte der Offiziere, hinter dieſen die Bagage, endlich die Marketenderzelte und dann die Kochlöcher. Die Anzahl der Leute für ein Zelt wechſelte bei den Heeren von 5—15. Bei jeder Compagnie befand ſich außerdem noch ein Kran- ken- und ein Wachtzelt. — Uebrigens war die An- zahl der Reihen, in welchen man die Zelte aufzu- ſchlagen pflegte, verſchieden — bei mehreren Trup- pen, wie z. B. bei den Holländern, campirten die Truppen in einer Linie, bei den Brandenburgern dagegen in zwei. — Bei der Cavallerie fand die- ſelbe Art des Lagerns ſtatt, nur daß man die Di- menſionen dabei den Verhältniſſen gemäß änderte. — Beim Aufſchlagen eines Lagers nahm man be- ſonders noch darauf Rückſicht, daß der Truppen- theil beim Ausrücken nicht mehr Raum einnahm, als das Lager deſſelben in der Front gehabt. — Uebrigens pflegte bei Lägern, welche auf eine län- gere Dauer berechnet waren, der Luxus auf eine ungemeine Art einzureißen. Die Zelte fürſtlicher Perſonen oder höherer Offiziere waren mit dem größten Koſtenaufwande eingerichtet — der Zu- ſchnitt des Lebens darin ging häufig über alle Be- rechnung hinaus, und oft geriethen die Offiziere dadurch in die unangenehmſte Lage und bitterſte Armuth. — Noch waren bei den meiſten deutſchen Armeen keine Beſtimmungen vorhanden, welche das Gepäck und die Bagagen der Offiziere regu- lirt hätten. Zwar hatte man hier und dort An- ſtalten getroffen, die Offizierbagagen, den verſchie-

denen Kriegstheatern gemäß, auf denen man operirte, feſtzuſetzen — aber dergleichen Anordnungen wurden überall überſchritten, und wir finden daher die Heere jener Zeit noch mit Gepäck aller Art überladen.

Der Offizier hatte bei allen Heeren germaniſchen Urſprungs, mit Ausnahme der Holländer jedoch, ein auch mehrere Pferde; ſey es, um während des Marſches darauf zu reiten, oder um ſeine Bagage fortzuſchaffen. Den hohen Offizieren, vom Capitain aufwärts, waren ſogar Wagen accordirt. Nimmt man hierzu nun noch die Pferde, die nöthig waren, die Zelte, Kochgeſchirre ꝛc. fortzubringen, ſo fanden ſich bei einem Infanterie-Regiment eine Unſumme von Pferden vor. Was hierdurch für eine Unordnung herbeigeführt, und in welchem Maße der Fouragebedarf geſteigert ward, bedarf wohl weiter keiner Erwähnung. — Die Heere wurden eine Laſt für die reſp. Kriegstheater, die ſie kaum ertrugen. Wir werden ſpäter der Armeen gedenken, welche hiervon eine Ausnahme machten und die ihrer reglementariſchen Feſtſtellungen wegen erwähnt zu werden verdienen.

Die Stellung der deutſchen Truppen in dieſer Periode betreffend, ſo war die der Infanterie, am Ende derſelben, durchgehends 4 Mann, obwohl ſie beim Beginn derſelben noch 6—8 Mann tief ſtand. Die Abſchaffung der Pike, ſo wie die Einführung des Steinſchloßgewehrs und der Patrone, mußten

hierauf natürlich einen bedeutenden Einfluß haben. Die Verordnungen über die Aufſtellungen der Infanterie ſowohl, als die Handhabung der Waffen laboriren jedoch noch an einem Pedantismus, der ſchwer zu beſchreiben iſt. Musketire und Piquenire wirbeln noch bunt durcheinander, und öfters kommen in den Reglements jener Zeit ſo bunte Figuren vor, als wenn deren Verfaſſer Stickmuſter hätte liefern wollen. Von manchen derſelben darf man überzeugt ſeyn, daß ſie nicht einmal auf den Exerzirplätzen geübt worden, von den meiſten aber behaupten, daß ſie im Felde niemals zur Anwendung gekommen. Dieſer Meinung iſt auch Major von Eickſtedt, dem wir die Herausgabe der Reglements und Inſtructionen für die kurfürſtlich brandenburgiſchen Truppen zur Zeit der Regierung Friedrich's III. (I.) als Kurfürſt und König verdanken, die zugleich ſchätzbare Beiträge aus der Zeit ſeines großen Vorfahren enthalten *), und die ſehr wichtige Blicke in das Weſen der Taktik jener Zeit thun laſſen. Die Diſtanz der Glieder beim Rangiren ſowohl als auf dem Marſche war vier Schritt. — Zur Chargirung ſchloſſen ſie bis auf einen Schritt und öffneten ſich erſt wieder, wenn eine Bewegung begann. — Gewöhnlich bildete ein Bataillon beim Feuern ſo viel Unterabtheilungen, als es Compagnien hatte — ſpäter formirte man

*) IV. in der Vorrede. Man vergleiche z. B. Fig. 265, 273, 276, 311, 318, 319 und 335.

noch kleinere Unterabtheilungen, von denen jedoch keine unter 30 Mann haben konnte. Dieſe Pelotons oder Züge bildeten ſpäter die Einheit für alle Bewegungen und ſind ein Hauptelement in der Taktik geworden. Hoyer in ſeiner Geſchichte der Kriegskunſt iſt der Anſicht, daß dieſe Unterabtheilungen aus der früheren Gewohnheit, die Truppen überhaupt in drei Diviſionen (manches) zu theilen, hervorgegangen, und daß man bei Einführung der neuen Waffen auf die Theilung in drei oder vier Züge per Diviſion gleichſam inſtinktartig verfallen — etwas, das wir dahingeſtellt ſeyn laſſen wollen *). Um die Bataillone gewiſſermaßen einzurahmen, wurden die Grenadier-Compagnien auf dem Flügel derſelben vertheilt. Hauptevolution war das Eindubliren der hinteren Glieder, um ſo beim Angriff mehr Conſiſtenz zu haben. Man hielt nämlich vier oder reſp. drei Glieder für nicht genügend beim Einbruch, und legte einen beſonderen Werth darauf, jenes Eindubliren raſch zu Stande zu bringen. Die Märſche ſelbſt geſchahen gewöhnlich in kleiner oder größerer Front — die Reihenmärſche kommen gleichfalls, wenn ſchon ſeltener, vor. Sollten die Züge oder Abtheilungen ſchwenken, ſo ſchloſſen die Glieder vorher auf und öffneten ſich dann während des Marſches. Gewöhnlich ging dem Schwenken ein Avertiſſement vorher, das die Soldaten trieb, aufzuſchlie-

---

*) II. B. 143.

ßen. Defileen- und Brücken-Abzüge geſchahen mit Abbrechen der Züge aus der Mitte, oder durch rechts und links um. — Das Aufmarſchiren fand ganz analog ſtatt. Beliebte taktiſche Formen jener Zeit waren das Kreuz und die Terrainſchwenkung. Bei jenem bildeten in einigen Formationen die Musketiere den Kern deſſelben, während Musketiere und Piquenire untermiſcht die längeren Flügel formirten — in der anderen ſind Musketiere und Piquenire durchgängig gleichmäßig vertheilt. Erſt gegen das Ende der Periode finden wir dieſelben ganz aus Musketieren beſtehen, bei denen dann die vorſpringenden Ecken 16 Mann Front und 8 Mann Tiefe hatten. — Eigenthümlicher Art war die Quarréformation, die einen bedeutenden Theil aller Exerzirpraxis umfaßte. Die Quarrés waren öfters voll, doch meiſtens hohl, und mitunter ſo eigenthümlicher Conſtruction, daß man ſich des Staunens darüber nicht enthalten kann. — Wir finden dabei Piken und Musketen ebenſowohl untermiſcht, als letztere allein, beſonders in dem letzten Dezennium des Zeitabſchnitts. Die bizarrſte Form dieſer Quarrés dürfte wohl die geweſen ſeyn, wo die Seiten eine Art Tenaille bildeten, um alle Angreifer damit gewiſſermaßen zu umfaſſen *). Eine nicht minder bizarre Form war die Nachbildung

*) Dieſe Figur, welche man auch einem Kreuze vergleichen könnte, findet ſich unter 311 im Eickſtedt mit der Erklärung: Letzt geöpfnete mit hal-

eines regelmäßig befeſtigten Vierecks mit Courtinen, Flanken und Facen, deſſen Magiſtrale, wenn wir uns ſo ausdrücken dürfen, aus Piqueniren beſtand. — Häufig finden wir in den Ecken der Quarrés Schweinsfedern aufgepflanzt. —

Bemerkenswerth bleibt es, daß wir bei den verſchiedenen Quarré- und Kreuzformationen auch Formen in zwei und drei Gliedern antreffen. — Die Terrainſchwenkungen, deren wir eben gedachten, waren nichts als eine Achsſchwenkung unſerer Tage, die jedoch in der Praxis gewiß eben ſo wenig vorgekommen iſt, wie bei uns. — Uebrigens war man bei allen Formationen von einer unglaublichen Weitläuftigkeit, wie dieß überhaupt der Charakter jener Zeit iſt, und daß dergleichen bei der Waffenhandhabung nicht ausblieb, verſteht ſich von ſelbſt. Wir dürfen uns daher auch nicht wundern, daß man beim Exerzitium mit der Pike ſechsundvierzig, und bei dem mit dem Gewehre achtzig Tempos hatte — eine Umſtändlichkeit, die aus den Lägern der Oranier nach Deutſchland gekommen.

Weniger kunſtvoll als die Taktik der Infanterie war die der Cavallerie. Sie ſcheint ſich auf die Duplirungen der Glieder, auf einige Schwenkungen in Viertels-, halben und ganzen Escadrons und mit Vieren beſchränkt zu haben. Was dieſe Bewegungen erleichterte, war, daß ſie mei-

---

den Gliedern rechts und links öpfnet euch. — Es ſind deren noch ähnliche in jenem Buche vorhanden.

ſtens nur im Schritt, oder höchſtens im Trabe geſchahen. Dieß war namentlich bei der öſterreichiſchen ſchweren Reiterei der Fall. Montecucculi befahl in der Schlacht bei St. Gotthard ausdrücklich, que la cavalerie pesante n'abandonne point l'infanterie pour poursuivre l'ennemi, et qu'elle ne se laisse point amorcer par sa première fuite: que toute la bataille en gros le pousse pied à pied. Et lorsqu'il tournera le dos, que la cavalerie légère le charge et le poursuive par les vuides des intervalles; et si elle trouve trop de résistance qu'elle rentre par les mêmes vuides. Aus den Feldzügen Ludwig's von Baden — dreißig Jahre ſpäter — haben wir ein Beiſpiel ähnlicher Art, indem er befiehlt, daß die Cavallerie nicht ſchneller anrücken ſolle, als die Infanterie folgen könne. — Wir ſahen bereits früher, inwiefern von dieſer Regel auch bei den Deutſchen Ausnahmen ſtattfanden *).

Kommen wir von dieſen taktiſchen Einzelnheiten zu den Verbindungen der verſchiedenen Waffen in einer Schlacht, ſo werden ſich uns auch hier gar mannigfache Verſchiedenheiten darthun. Aus den verſchiedenen Nüanzirungen jedoch, die ſich uns dabei darſtellen, werden wir keineswegs auf ein durchgreifendes Syſtem, auf eine beſtimmte Verbindung derſelben ſchließen können. — Hennert hat nicht Unrecht, wenn er in Bezug darauf ſagt, daß die

*) Vergl. S. 565 dieſes Bandes.

commandirenden Generale bei Formirung ihrer Schlachtordnungen meiſtens nach den Maximen verfuhren, welche ſie bei den Generalen, unter welchen ſie früher gedient, beobachtet hatten; doch ſetzten die vorzüglicheren auch von dem hinzu, was ihnen der Genius der Kunſt eingegeben, und ſo finden wir denn auch in den verſchiedenen Schlachten dieſer Periode das Handwerksmäßige mit dem Genialen wunderbar gepaart.

Große Fortſchritte in dieſer Periode hatte man in den Anmärſchen zu einer Schlacht gemacht. Doch übertrafen die Franzoſen hierin die Deutſchen ganz ungemein. Wir haben in dieſer Beziehung nichts Lehrreicheres für das Geſchichtliche der Kunſt, und nichts Inſtructiveres dazu, als Beaurain's Campagnen des Marſchalls von Luxemburg, und Puyſegur's Werke. — Seine Märſche, ſagt ein gründlicher Kenner *), ſind im Geſchmack der Märſche Friedrich's des Großen im ſiebenjährigen Kriege, nämlich über Stock und Block, nach mühſam ausgeſuchten Wegen, um die Colonnen in einer leidlichen Entfernung beieinander zu haben. Sie ſind aber immer von den Flügeln; gewöhnlich die Infanterie in einer Colonne und die Artillerie in einer, alſo das Ganze in vier. Sehr häufig findet ſich auch die eine Hälfte der Infanterie bei der einen Hälfte der Cavallerie, treffenweis aber — alſo Flankenmärſche kommen gar nicht vor. — Der

*) Clauſewitz Werke IX. S. 243.

Wechſel der Flügel, welcher damals noch Mode war, ſcheint ziemlich regelmäßig ſtattgefunden und die Märſche noch etwas verwickelter gemacht zu haben. Unter dieſen Umſtänden konnten die Märſche nicht groß ſeyn, auch waren ſie es ſo wenig, daß die meiſten nicht über 2 oder 3 Lieues ſind, und daß ein Marſch von 6 Lieues als ein ſolcher angeſehen wurde, wobei Alles zu Grunde gehen müßte. — Der Marſch des Marſchalls von Jandrain nach St. Tronc, den das Heer in 11 Colonnen abſolvirte, die Teten in gleicher Höhe, wie auf dem Exerzirplatze, ward noch in ſpätern Zeiten als ein chef-d'oeuvre der neuen Lehre betrachtet *).

Die Schlachtordnungen dieſer Zeit weichen im Allgemeinen nur wenig von denen der früheren Periode ab. Wir finden Infanterie und Cavallerie in einigen Schlachten Türenne's u. a. Generale noch eben ſo alternirend, wie im dreißigjährigen Kriege. Doch fing der Gebrauch, die Linien voller zu machen, die Infanterie in der Mitte, die Cavallerie auf den Flügeln und die Artillerie in Batterien vereint zu halten, immer mehr an, ſich Eingang zu verſchaffen. Auch folgte man nicht mehr blindlings der Routine, ſondern ſtellte die verſchiedenen Waffen dort auf, wo man von ihnen die größte Wirkſamkeit erwarten durfte. — Dabei

*) Man vergleiche, was der Verfaſſer hierüber in ſeinem Handbuch für den erſten Unterricht in der höheren Kriegskunſt geſagt S. 121 f.

ſuchte man durch eine geſchicktere Combinirung der verſchiedenen Waffen, deren Wechſelwirkung zu erhöhen, ſie in Stand zu ſetzen, einander zu unterſtützen, zugleich von den davongetragenen Vortheilen auch ſchnell, einzeln oder vereint, den größtmöglichen Nutzen zu ziehen — unbedingt ſehr weſentliche Fortſchritte. — Uebrigens fehlte es auch nicht an Ereigniſſen, in denen ſich größere Combinationen offenbarten. So finden wir z. B., daß die Kaiſerlichen unter Ludwig von Baden (1691) bei Peterwardein eine ſchiefe Schlachtordnung gebildet hatten, eine Anordnung, die jedoch allein durch die Unerfahrenheit der Unterbefehlshaber nicht zu Stande kam. Man verſtand, die Treffen abzulöſen, und war beſonders ſtark im Quarréformiren, dem Probirſtein für alle Taktiker dieſer Zeit. Namentlich fand dieß gegen die Türken ſtatt; mitunter waren ganze Armeen in dieſer Art formirt, wenn man ſie dem Erbfeinde entgegenführte. — Doch laborirten die deutſchen Heere in dieſer Periode noch allgemein an Ungelenkigkeit. Sie konnten es an Manövrirfähigkeit ihren gelenkigern Nachbarn nicht gleichthun. Nur war die Feuertaktik bei den Deutſchen weit höher ausgebildet, als bei den Franzoſen, wodurch es ihnen, bei ihrer Tapferkeit und ſonſtigen kriegeriſchen Tugenden, auch gelang, den Angriffen ſowohl der Osmanen als der Franzoſen, die in dieſer Periode beſonders heftig waren und ſich ſtets wiederholten, zu widerſtehen.

Zwar war man über den Gebrauch der Artil-

lerie in Schlachten noch nicht recht im Reinen, doch findet man ſie überall ſchon in großen Batterien vereint. Während Montecucculi gegen ein ſolches Formiren derſelben warnt, doch nur, weil er glaubt, daß ſie dadurch bei einem Unglücksfalle gänzlich verloren gehen könne, bildeten Deutſche ſowohl als Franzoſen ſchon große Batterien in ihren Schlachten. Die große Batterie Ludwig's von Baden von 80 Geſchützen bei Peterwardein erinnert an die Artilleriemaſſen der neueren Schlachten. Die öſterreichiſche Armee finden wir vorzugsweiſe in ihren Türkenkriegen ſtark an Artillerie, weil ſie einerſeits hier gewöhnlich allein das ganze Gewicht des Krieges tragen mußten, und nebenbei die Feuerwaffen aller Art das beſte Mittel waren, den ungeſtümen Angriffen der Moslimims Schranken zu ſetzen. Ueberhaupt würdigte man die Vortheile, welche man von einem zweckmäßigen Gebrauch der Artillerie ziehen könnte, in Deutſchland ſehr richtig. Man combinirte ſie daher auch ſchon mit der Cavallerie zu gemeinſchaftlichen Zwecken, wie wir dieß hier und dort finden.

Den Gebrauch der ſpäteren Periode, die Cavallerieflügel durch dort plazirte Infanterie zu verſtärken, finden wir in dieſer Periode ebenfalls ſchon bekannt. Ueberhaupt war das Alterniren von Infanterie und Cavallerie auf Punkten, wo man dieß nothwendig fand, eine beliebte Gewohnheit, obwohl man ſich bereits ſonſt faſt überall für die Trennung der beiden Waffen unter beſtimmten Verhältniſſen ausgeſprochen hatte. —

Werfen wir am Ende unſerer Betrachtungen über die Entwickelung der Kriegskunſt dieſer Periode noch einen Blick auf die Disziplin der deutſchen Heere, welche in letzter Inſtanz am Ende doch die Baſis des geſammten Kriegsweſens bildet, ſo werden wir im Allgemeinen kein ungünſtiges Urtheil darüber fällen können. Schon die Ausländer ſtanden uns hierin den Preis zu. Die angeblichen Ueberſetzungen und Bearbeitungen Vauban's, welche in der Mitte des vorigen Jahrhunders in den Händen aller Offiziere, die Anſpruch auf Bildung machten, waren, ergehen ſich hierüber in großen Lobſprüchen *). Wenn nun auch Vauban nur bedingt als der Spender jener Lobesertheilung anzunehmen iſt, wie wir in unſern Tagen durch Mr. Augoyat, den Herausgeber der Vauban'ſchen Werke, erfahren, ſo ſtammt doch jenes Lob von ſeinen Landsleuten, die vielleicht mit dem militairiſchen Weſen der Deutſchen noch vertrauter waren, als Vauban ſelbſt. Die Baſis der Kriegsdisziplin bei den Deutſchen waren ſtrenge Religioſität, Liebe und Treue gegen den Landesherrn. Aus ihnen wurden alle Verbindlichkeiten und Verpflichtungen hergeleitet. Wer den religiöſen Uebungen, welche die Kriegsartikel bei allen deutſchen Heeren für die Abend- und Morgenſtunden vorſchrieben, nicht genügte, und

---

*) Verf. berückſichtigte hierbei die Ausgabe von 1744 (Berlin bei Bergemann). Man ſehe Th. II. S. 56.

Sonntags den Gottesdienſt verſäumte, ward mit Entziehung ſeiner Freiheit, ja mit dem Halseiſen beſtraft. Alle Befehle der Offiziere ſollten betrachtet werden, als wenn ſie vom Landesherrn ſelbſt ausgegangen. Jede Aeußerung thätlicher Widerſetzlichkeit gegen Offiziere oder Unteroffiziere ward mit dem Tode beſtraft. Widerſetzlichkeiten und Ungehorſam niederen Grades, gegen Offiziere ſowohl als Unteroffiziere, wurden mit Entziehung der Freiheit auf kürzere oder längere Zeit belegt. Vergehen geringerer Art, Trägheit beim Arbeiten, wurden in mehreren Heeren mit Reiten auf dem hölzernen Pferde beſtraft. Das Krummſchließen war ſchon eine härtere Strafe und wurde nur auf Befehl höherer Vorgeſetzten vollzogen. Feigheit vor dem Feinde ward mit dem Leben gebüßt — jeder Vorgeſetzte hatte das Recht, einen Fliehenden niederzuſtechen. Bei Meutereien, welche den Verluſt feſter Plätze herbeiführten, ſollte der zehnte Mann erſchoſſen werden — die Garniſonen ſollten auch dezimirt werden, wenn das Betragen der Truppen überhaupt den Gouverneur oder Commandanten einer Feſtung gezwungen, den Platz zu übergeben. Alles Plündern, Marodiren, war ſtreng verpönt, ebenſo das Raufen, Balgen, die Gelage ꝛc. Stehlen war mit der Strafe des Gaſſenlaufens belegt, eine Strafe, die ſich ſeit dem dreißigjährigen Kriege allmählig auch bei den Deutſchen eingeſchlichen und Bürgerrecht gewonnen. Wer bei Muſterungen Geld rief, ſollte an Leib und Leben

beſtraft werden. — Zur Aufrechterhaltung der Kriegsartikel, die monatlich den Soldaten vorgeleſen werden ſollten, waren die Commandirenden ſtreng verpflichtet. Im Kriege wachte der General-Gewaltiger — Profoß — mit unerbittlicher Strenge über deren Erfüllung. Ihn begleitete ſtets eine Anzahl Reiter, die jeden Uebertreter der Geſetze ſofort ergriff und ihn den Kriegsgerichten übergab. Dieſe hatten nicht mehr die Form einer Juri, wie in früheren Zeiten — ſie waren allmählig Gerichtshöfe geworden, in denen der Anwald des Landesherrn die Hauptrolle ſpielte und den Beiſitzern wenig mehr überließ, als eine unbedeutende Nebenrolle. — Bei alle dem ward der Soldat noch als ein Ehrenmann von ſeinem Vorgeſetzten betrachtet. Er durfte weder mit einer entehrenden Strafe, noch ſklaviſcher Arbeit belegt werden. — Die Kriegsartikel, ſo ſtreng wie ſie waren, hatten noch einen menſchlichen Charakter. Wenn für entehrende Vergehen auch das Gaſſenlaufen ſtattfand, ſo war doch aus den meiſten Heeren noch die körperliche Züchtigung verbannt — der Soldat bewegte ſich noch in einer Sphäre der Menſchlichkeit, die der kommenden Periode ganz fremd ward. — Für die Offiziere galten im Allgemeinen dieſelben Beſtimmungen wie für die gemeinen Soldaten. Nur in Betreff der Duelle wurden ſie ſtrenger behandelt. Auch ſcheint die Rohheit des Adels jener Zeit, der ſich ausſchließlich der Offizierſtellen bemächtigt hatte, draconiſche

Verordnungen nöthig gemacht zu haben. — Duellanten ſollten ohne Weiteres mit dem Tode beſtraft werden. Doch ſcheinen die Geſetze nicht allein umgangen, ſondern auch eludirt worden zu ſeyn. Die Selbſthülfe, ein Nachhall des Fauſtrechts, trat mitunter in Formen hervor, die man heute kaum für möglich halten würde, und wurde nicht ſelten vor der Front der Truppen in Anſpruch genommen, ſelbſt bei den Armeen, welche für die beſtdisziplinirten gehalten wurden, wie z. B. die brandenburgiſche *). Uebrigens verſteht es ſich von ſelbſt, daß die Grundzüge der hier nur allgemein angegebenen Verordnungen ſich der Nationalität der Völker gemäß nüanzirten. Pietät in einer weiteren Bedeutung, und Ehre waren jedoch bei allen deutſchen Stämmen das Fundament, auf das ſich in letzter Inſtanz alle Beſtimmungen in Bezug auf Kriegszucht und Disziplin baſirten. —

Obwohl wir vieler franzöſiſchen, militairiſchen Inſtitutionen ſchon beiläufig gedachten, ſo müſſen wir dennoch auf einige abweichende Eigenthümlichkeiten in der Organiſation jenes Heeres zurückkommen. Die franzöſiſche, militairiſche Literatur iſt unendlich reich an Werken darüber, und bietet eine reiche Quelle der Belehrungen dar. Siccard, Rosquancourt, Carrion Niſas, Bonneval, Ambert und viele Andere haben rühmlich

*) Schöning's Biographie und die Memoiren des Grafen von Dohna liefern davon Beweiſe.

lich die Lücken gefüllt, welche wir in unſerer militairiſchen Literatur leider noch immer haben.

Die franzöſiſche Armee rekrutirte ſich bis gegen das Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts nur aus Freiwilligen, enrôlemens volontaires, ordinairement pour un temps très court *). Die Soldaten wurden nach dem Kriege theilweiſe beurlaubt und ſpäter wieder eingezogen. 1688 wurden z. B. nach dem Ryswiker Frieden 25,000 Mann beurlaubt. Als man die Leute wieder brauchte, mußte jedes Dorf auf zwei Jahre einen bis zwei völlig ausgerüſtete und equipirte Mann ſtellen, doch waren ſie nur verpflichtet, während des Krieges zu dienen. In welcher Art die Leute gewählt worden, läßt ſich nicht beſtimmen, doch ſcheint dabei viel Willkühr geherrſcht zu haben, weil Louis XIV. am 26. Januar 1701 ein Geſetz gab, das ausdrücklich beſtimmte, daß das Loos über die Abreiſe (départ) der Leute entſcheiden ſolle. Hin und wieder ward auch noch der arrière ban aufgeboten. Die letzte Probe davon unter Türenne lief jedoch ſo wenig befriedigend ab, daß man ſeitdem darauf verzichtet zu haben ſcheint. —

Der Etat der franzöſiſchen Infanterie in dieſer Periode ſcheint reglementariſch nie ſo genau beſtimmt geweſen zu ſeyn, wie bei den deutſchen

---

*) Origine, recrutement et organisation de l'infanterie française par le Lieutenant Général de Bonneval.

Heeren. Bald beſtehen die Regimenter aus mehreren, bald nur aus einem Bataillon; die Anzahl der Compagnien wechſelt gleichfalls in den Bataillonen — eben die Bewandtniß hat es mit der Stärke der Compagnien, die wir 1670 von 70 bis 80 Mann, und 1678 auf 45 reduzirt finden. Doch ſcheinen hiervon die Schweizer-Compagnien, die wir immer ſehr ſtark erblicken, eine Ausnahme gemacht zu haben. Obwohl Louvois ungemein viel für die Armee that, ja gewiſſermaßen als der Schöpfer der reglementariſchen Verordnungen für dieſelbe betrachtet werden kann, ſo ſcheint man in den Organiſationsverhältniſſen meiſtens nur das nächſte Bedürfniß berückſichtigt zu haben. Ihm mußten gewöhnlich alle anderen Rückſichten weichen *).

Was es mit der Bewaffnung der franzöſiſchen Infanterie dieſer Periode für eine Bewandtniß hatte, haben wir theilweiſe ſchon geſehen. Dieſe bildete ſich ſehr allmählig aus, und wir wiſſen, daß die Deutſchen in Annahme der Flinte (fusil), die doch urſprünglich eine franzöſiſche Erfindung war, den Franzoſen um lange Zeit voraneilten. Es iſt überhaupt ein charakteriſtiſches Zeichen in der franzöſiſchen Armee, daß ſie ſich ſehr ſchwer, ſchwerer als andere Völker, von dem einmal als tüchtig Erprobten zum Neuen wendet, bevor die-

---

*) Man ſehe hierüber **Puysegur art de la guerre I. p. 117. 118.** Pariſer Ausgabe.

ſes nicht die Feuerprobe einer längeren Erfahrung beſtanden. Vielleicht kam hierzu noch, daß die Pike der fureur française mehr entſprach, als das Feuergewehr, das eine langſamere, mehr überlegtere Handhabung verlangte. So dürfen wir uns denn auch nicht wundern, daß die Franzoſen ſich erſt 1703 dazu entſchloſſen, der Muskete zu entſagen, und ſich ein für allemal für das neue Gewehr — fusil — Flinte, entſchieden. Durant cette guerre, ſagt hierbei Puyſegur, les officiers ont été armés d'éspontons de huit pieds de long, les sergens d'hallebardes de six pieds et demi, et tous les soldats de fusils avec des bayonnettes à douille pour pouvoir tirer avec la bayonnette au bout du fusil *). Doch müſſen wir hierbei erinnern, daß ſie bereits 1671 ein Regiment hatten, das durchgehends mit Flinten und Bajonnetten bewaffnet war, und daß ſeit 1676 die Bajonnette bei der Armee ganz allgemein waren. 1690 waren bei der Infanterie Patronen eingeführt worden, während man jedoch den Gebrauch, aus dem Pulverhorn aufzuſchütten, beibehalten hatte.

Der Gebrauch der Grenadier-Compagnie kam 1670 in Frankreich auf. Die vielen Belagerungen nämlich, welche die Franzoſen unter der Regierung Louis XIV. unternahmen, verlangten, daß man immer eine Menge von Leuten de bonne volonté hatte, wie ſich die franzöſiſchen Schriftſteller hier-

---

*) Ibid. p. 117.

über ausdrücken, um ſie zum Granatenwerfen zu benutzen. Sie bekamen dafür immer eine kleine Zulage. Da kam denn der König auf die Idee, die Freiwilligen, welche man dazu aus der Armee gezogen, als Compagnie zu formiren und ſie dem Régiment du Roi zu attachiren. Später kamen hierzu noch mehrere Compagnien. Et on leur fit faire des bandoulières où il y a une grenadière pour mettre les grenades. De plus, on leur fait porter de petites haches, pour s'en servir à des attaques de chemin couvert, ou autres, pour couper des palissades et enfoncer des portes. So Puyſegur, der von ſich ſelbſt erzählt, daß er wenige Jahre nach 1670 angefangen, in dem benannten Regimente zu dienen *). — Die Degen wurden in dieſer Epoche für ziemlich überflüſſig gehalten; die Soldaten trugen ſolche nur auf dem Marſche und an großen Schlachttagen; bei allen kleinen Detachements, Stürmen ꝛc. ließ man ſie beim Regimente, weil die Leute überzeugt waren, qu'elle ne leur est d'aucune utilité, très incommode à porter, et qu'elle les empêche de se mouvoir dans les actions **). Feuquières iſt ungefähr derſelben Meinung. Man ſchlug ſchon damals vor, den Degen ganz abzuſchaffen und ihn durch ein längeres Bajonnet, oder durch einen Hirſchfänger zu erſetzen, der zugleich als Degen

*) Ibid. p. 222.
**) Ibid. p. 220.

und Bajonnet benutzt werden könne. Dergleichen war ſchon damals nicht ungewöhnlich. J'ai vu un régiment, erzählt Puyſegur, qui portoit des épées qui n'avoient la poignée, et au lieu de garde il y avoit un anneau de cuivre et un autre auprès du pommeau, dans lesquels on passait le bout du canon du ſusil, ce qui tenoit ferme et ſaisoit le même effet que font aujourd'hui nos bayonnettes à douille. Welchen Gebrauch jedoch die franzöſiſchen Truppen mitunter von ihren Seitengewehren machten, haben wir bereits geſehen. — Der Kampf alſo der Pike gegen das Bajonnet hat in der franzöſiſchen Armee von 1666 bis 1703 gedauert. Im erſten Jahre nämlich erklärte man ſich in der Armee ſo entſchieden für das neue ſusil, daß die Regierung den geſchärften Befehl ergehen laſſen mußte, ein Drittheil der Leute mit Piken bewaffnet zu laſſen. — 1670 durften reglementariſch nur vier Füſilire bei jeder Compagnie ſeyn. Der Gebrauch der gezogenen Gewehre hatte in dieſer Periode noch keinen Eingang in der Armee gefunden, obwohl Puyſegur u. A. vorſchlugen, damit wenigſtens zwei Mann in der Compagnie zu bewaffnen *). Das Caliber der franzöſiſchen Gewehre war kleiner als bei

---

*) p. 224 Ibid. — In Feuquière's Mémoires sur la guerre heißt es jedoch: l'on a aussi donné des carabines rayées au corps entier des carabiniers, et quelques unes par compagnie aux autres corps.

den Deutſchen; bei ihnen kamen 26 Kugeln auf ein Pfund. Das ganze Gewehr hatte eine Länge von 5 Fuß, von denen 3 Fuß 8 Zoll auf den Lauf kamen. Die Bajonnetts ohne Dille hatten $1\frac{1}{2}$ Fuß Länge.

Die Zeit der Einführung der Patrontaſchen in der franzöſiſchen Armee iſt nicht mit Gewißheit angegeben. Sie geſchah wahrſcheinlich nach und nach, wie die des Gewehrs. Wenigſtens war ſie noch nicht zu Puyſegur's Zeit allgemein. Wir folgern dieß aus einer Angabe, wie er ſeine Grenadiere damit verſehen haben will. Er ſchlägt nämlich vor, ihnen eine bandoulière zu geben, où il y aura un étui à porter quarante coups à tirer, et la bayonnette y sera aussi attachée. — Wahrſcheinlich trug der Soldat, wie ſich aus Feuquières vermuthen läßt, ſeine Patronen (gargouches) in einem breiten ceinturon, den er als pesant und très incommode ſchildert.

Die Bekleidung der franzöſiſchen Armee betreffend, ſo ſcheint dieſe, wenngleich ausreichend und im Geſchmack der Zeit, doch nicht ſonderlich bequem geweſen zu ſeyn. Wenigſtens ward dagegen von allen Seiten geeifert. Je ne sais pas à quoi lui servent les manches si larges, ſagt Feuquières, ni l'ampleur de justaucorps par en bas, sinon à l'embarrasser et à augmenter le

---

Cet usage est très bon — p. 62. — Wir wiſſen nicht, wer hier Recht hat.

poids de son habillement sans que cela le garantisse contre le froid? Ne saurait-on se défaire de ce qu'on appelle le bon air dans un habit de soldat? — Nach Pater Daniel ward 1672 die Uniform in Frankreich allgemein eingeführt, und zwar auf Betrieb des Oberſten Martinet, der auf die Organiſation der franzöſiſchen Armee überhaupt einen ſehr bedeutenden Einfluß übte. Doch ſcheint ſich dieß nur auf den gemeinen Mann und die regimentirten Offiziere beſchränkt zu haben, weil wir in Turpin's Commentaires sur Montécucculi ausdrücklich erwähnt finden, daß die Generale unter Louis XV. erſt anfingen, Montirungen zu tragen *).

Einfarbige Röcke mit colorirten Aufſchlägen und dergleichem Futter, weit und lang, bis unten zuzuknöpfen, eine bequeme lange Weſte, eng anliegende Beinkleider, Strümpfe mit Knieſchnallen, ein Paar gute Schuhe mit Schnallen, hierzu die nöthige Leibwäſche und ein guter Hut, der anfangs nur an einer Seite aufgekrämpt war, bis er allmählig zwei, ſpäter drei Ecken bekam, wodurch er zuletzt die in jener Zeit beliebte dreieckige Form erhielt, war die durchgängige Bekleidung der Soldaten. Von den Offizieren wurden Perrücken getragen, die ſo enorm und groß waren, daß ſie den halben Oberleib bedeckten, und deren Koſten häufig den ganzen Ertrag eines jährlichen Tractements verſchlangen.

*) T. II. p. 411.

Die Organiſation der franzöſiſchen Cavallerie wich in manchen Beziehungen von der der Deutſchen ab. Vor dem Nimweger Frieden beſtand die Escadron — die Einheit für alle adminiſtrative und taktiſche Angelegenheiten — aus drei Compagnien, deren jede einen Capitain, einen Lieutenant, einen Cornett, einen Wachtmeiſter, drei Brigadiers, drei Unter-Brigadiers oder Fouriere, ſechs Carabiniers, einen Trompeter und vierzig Reiter hatte, was für die Compagnie einen Effektivbeſtand von 57 Köpfen gab. Eine Escadron hatte alſo 171 Köpfe. Die Anzahl der Escadrons für ein Regiment wechſelte oft, war häufig Gegenſtand der Laune und Protection eines Kriegsminiſters. An Stabsoffizieren gab es im Regiment nur den Oberſten. Der älteſte Capitain in demſelben hieß jedoch Major und nahm in Abweſenheit des Oberſten den Befehl des Regiments. Die Reiter trugen ihren Degen an einem Baudrier über der Schulter. An Feuerwaffen hatte jeder Cavalleriſt zwei Piſtolen und ein Mousqueton, qui pendoit toujours à la bandoulière. Nach dem Nimweger Frieden jedoch erhielten die Regimenter noch einen Lieutenant colonel, einen Major und eben ſo viel Aide-Majors, als ein Regiment Escadrons hatte. Das Mousqueton erhielt eine größere Länge, ward wenigſtens 4 Fuß lang gemacht. Um die Unbequemlichkeit beim Reiten, die hierdurch entſtanden ſeyn würde, zu verhindern, erfand man einen Schuh, der am Sattel befeſtigt ward (on a al-

taché à la selle un bout d'étui de cuir où l'on met le bout du canon), während die Kolbe zugleich ein Riemen feſthielt. — Wie es ſcheint, ſo war die Bruſtbedeckung ziemlich aus der Mode, denn wir finden es für die erſten Decaden des folgenden Jahrhunderts als etwas Bemerkenswerthes erzählt, daß die Reiter ein plastron getragen. — Als Kopfbedeckung führten die Gemeinen einen Hut, und im Gefecht eine calotte de fer, oder auch wohl einen Helm; doch ſcheint dieß ziemlich willkührlich geweſen zu ſeyn und von dem Gutdünken der Einzelnen abgehangen zu haben. — Als bemerkenswerth dürften die ungeheuren Perrücken, welche ein großer Theil der Reiterei in dieſer Zeit trug, erwähnt werden; deren Wolken und Locken bedeckten faſt den ganzen Cuiraß (cachoient presqu'en entier la cuirasse). Sie hießen perruques à la brigadière, und waren es, welche in der Schlacht bei St. Gotthardt der franzöſiſchen Reiterei jenes Anſehen gab, das den türkiſchen Oberanführer fragen ließ, was es für Mädchen ſeyen, die nun ankämen? —

Kommen wir von der Bekleidung und Bewaffnung dieſer beiden Truppenarten auf deren Schaarung für den Kampf zurück, ſo werden ſich uns folgende Betrachtungen darſtellen. Die Einheit für alle taktiſchen ſowohl als adminiſtrativen Verhältniſſe bei der Infanterie war gleichfalls die Compagnie. Es würde ſchwer ſeyn, die Anzahl derſelben für ein Bataillon zu beſtimmen. Dieß Ver-

hältniß wechſelte von 14 — 17. Eben ſo relativ war es auch mit der Stärke der Compagnien; doch ſind die Franzoſen zu allen Zeiten Verehrer ſchwacher Compagnien geweſen, und es gehört mit zu den Ausnahmen, daß man reglementariſch eine Compagnie auf 100 Mann angeſchlagen. Das Kaiſerreich allein hat davon eine Ausnahme gemacht. Der Etat der Compagnie der in Rede ſtehenden Zeit variirte von 40—80. Die Tiefe der Infanterie wechſelte mit dem allmähligen Verſchwinden der alten Waffen. Wir ſehen ſie ſo in dieſem Zeitraume von 8—4 fallen, ja wir finden ſogar Beiſpiele, daß man ſie auf 2 Mann herabſetzte, wie dieß z. B. der ältere Puyſegur 1654 bei der Erſtürmung der Linien von Arras that. Wir haben bereits früher geſehen, daß die Franzoſen überhaupt nie ſonderliche Verehrer der tiefen Aufſtellung waren, und werden es ſpäter beſonders herauszuheben haben, daß ſie im Revolutionskriege auf eine Zeitlang von ihrer alten Maxime abgingen. Die Piquenire ſtanden bei den Franzoſen unter allen Verhältniſſen in der Mitte der Compagnie, und wir finden nicht, daß man ſie, wie bei den Deutſchen, bei Formirung des Regiments beſonders vereint hätte. Nur vermieden ſie es, ſie zu kleinen Detachirungen zu verwenden; hierzu nahm man immer nur mit Gewehren bewaffnete Leute, bei denen dann auch die niederen Offiziere Flinten führten. So ſehr die Franzoſen anfangs auch der Einführung des neuen Gewehrs wider-

ſtrebten, ſo fielen ſie doch bald darauf, das Feuer ſelbſt ſo viel wie möglich auszubilden. Solange man hierin noch weniger zuverläſſig zu ſeyn glaubte, that man es unter dem Schutze der Piquenire, über welche weg die Füſiliere oder Musketire feuerten. Die Piquenire lagen hierbei ein Knie an die Erde geſtützt, die Pike vorhaltend. Bei einer größeren Ausbildung der Feuertaktik jedoch fiel dieß ſpäter weg. Um die Compagnien in ihren Uebungen recht ſicher und feſt zu machen, ward durch einen königlichen Befehl beſtimmt, daß ſie wöchentlich zweimal zum Exerziren ausrücken ſollten. — Auch mußte der Platzmajor monatlich einmal die Garniſon zuſammennehmen und gemeinſchaftlich üben. Die Inſtructionen dazu gingen von dem Oberſt Martinet aus, der das Meiſte dazu von den Deutſchen entlehnte. Bei allen Uebungen bildete jede Compagnie ein Peloton oder einen Zug, wie dieß noch heute in der franzöſiſchen Armee der Fall iſt. Trotz dem konnten die Franzoſen es im Feuern nie zu einer Schnelligkeit bringen, wie bei den Deutſchen. Obwohl ſie ihr feu de peloton, de defilée, de rempart etc. hatten, blieb das Gliederfeuer dennoch faſt das einzige, wovon ſie Gebrauch machten, worauf ſie dann mit der blanken Waffe in den Feind einbrachen.

Ob die Franzoſen ihre Infanterie-Taktik in dieſer Periode in dem Maße überkunſtet hatten, wie die Deutſchen, läßt ſich nicht mit Beſtimmtheit nachweiſen; doch iſt dieß zu bezweifeln, weil ſie

ſich, als ihnen im achtzehnten Jahrhundert die unendlich vereinfachte Taktik der Preußen einen kurzen Beſuch machte, darein durchaus nicht zurechtfinden konnten. Uebrigens ward auch bei ihnen viel Unnützes geübt und getrieben, was Puyſegur die Worte auspreßt: que presque tout ce qu'on enseigne dans nos exercices est inutile et impracticable en présence de l'ennemi, ou dans l'action *). — Für die größeren Formationen war die Taktik der Franzoſen ſonſt ganz die der Deutſchen. Man ſtellte die Bataillone mit Intervallen, die ihrer Front gleich waren, auf, verkürzte dieſe jedoch im Laufe der Zeit bedeutend. Oefters, beſonders in den erſten Jahrzehenden der in Rede ſtehenden Epoche, alternirten in den Treffen Infanterie mit Cavallerie, doch war dieß keine beſtimmte Regel, ſondern ward von den Umſtänden bedingt. Wenn ſchon die Franzoſen in ihrer Taktik ein Mittel, die Flügel der Bataillone ſtärker zu machen, darin geſucht hatten, daß ſie auf die rechten Flügel ihre Grenadier-Compagnien, auf die linken aber eigends dazu gebildete Pelotons von 50 Mann ſtellten, ſo liebten ſie es bei größeren Formationen doch, ſich durch geeignete Localitäten die Flügel zu ſichern. Dabei verſtanden ſie zugleich ſehr gut, für die verſchiedenen Waffen das Terrain zu wählen und zu benutzen.

Die Cavallerie, obwohl ſchon hier und dort

---

*) Puyſegur I. 76. 236.

dazu verwandt, mit dem Degen in der Fauſt ſich raſch auf den Feind zu ſtürzen, hatte nichtsdeſto= weniger noch ein ſehr ſchwerfälliges Gepräge. Die Escadron, deren ungefähre Stärke wir bereits kennen, ſollte, der Idee der Reigenanführer jener Zeit nach, immer in vier Compagnien, und jede Compagnie wieder in zwei Brigaden zerfallen. Dieſe Eintheilung lag allen Bewegungen zum Grunde. Durch die Aufhebung der ſogenannten Ordonanz=Compagnien (1660) war es der Regie= rung gelungen, der Cavallerie nach und nach ein ziemlich regelmäßiges Gepräge zu geben, deſſen ſich nur wenig andere Heere erfreuten. Ohne uns auf die Organiſation der einzelnen Truppencorps, wie z. B. der Garde du corps, Gend'armes, Grenadiers, Carabiniers à cheval etc., Nüanzen, die in dieſer Zeit überall ſo beliebt wurden, einzulaſſen, wollen wir nur bei den Hauptzügen taktiſcher Ver= hältniſſe ſtehen bleiben. Die Franzoſen ſtellten ihre Cavallerie gegen Ende dieſes Zeitraumes meiſtens ſchon in drei Gliedern auf, doch blieb das Feuer= gewehr, der allgemeinen Anſicht nach, auch jetzt noch die Hauptwaffe. Puyſegur ſchildert ſogar noch weitläuftig die Nachtheile, welche ein An= griff mit dem Säbel in der Fauſt haben müſſe, und bekämpft die mauvaises raisons qu'on allègue pour autoriser cette coutume. Je ne suis pas d'avis, ſagt er, que des escadrons se chargent à coup de mousqueton et fassent ensuite un caracol, pour revenir ensuite tirer encore ou

charger l'épée à la main; mais mon opinion est que des escadrons qui marchent l'un à l'autre, pour charger l'épée à la main, peuvent, avant de se servir de l'épée, tirer fort près et ce au moindre signal ou parole du commandant de l'escadron, et charger aussitôt l'épée à la main — voici ce que j'ai vu de semblable et que j'ai reconnu être très facile à pratiquer *). Wir wiſſen, daß ſich dieſe Anſicht bis heute in der franzöſiſchen Armee erhalten, und von den Franzoſen noch in den letzten Feldzügen, wenngleich zu ihrem größten Nachtheil, ins Leben gerufen worden. — Die Bewegung der Reiterei war im Allgemeinen ſchwerfällig; um 1200 Toiſen ſchnell zu durchlaufen, brauchte ſie, nach den Annahmen jener Zeit, 24—25 Minuten. Das Abſchwenken mit Zügen, die Drehungen mit kleinen Abtheilungen rechts und links, das Durchziehen der Treffen waren bei den franzöſiſchen Reitern allgemein bekannt; nur die ganzen Wendungen mit Zügen kannten ſie nicht. Sollte z. B. ein Zug Kehrt ſchwenken, ſo ritten die geraden Rotten vor und machten die Wendung, während die ungeraden dieß auf der Stelle thaten. Man kann ſich denken, was dieß für eine Unordnung geben mußte, wenn man z. B. in Colonne war. Die Franzoſen hatten dieß Manöver übrigens von den Deutſchen und nannten es Wieder zurück, ſpäter demi tour à droite. — Das

*) Art de la guerre I. p. 252.

Abbrechen zu Zweien oder Dreien, das Verändern des Abmarſches, ſo wie endlich Bewegungen in geſchloſſenen Colonnen, waren ganz unbekannt. — Die Angriffe der Cavallerie geſchahen meiſtens in Linien, doch wurden ſie auch in Colonnen unternommen. Türenne und Condé fochten gern an der Spitze der Cavallerie; ſpäter geſchah dergleichen, nur nach einem geringeren Maßſtabe, von höheren Offizieren. —

Die meiſten Fortſchritte in dieſer Periode machte unbedingt die Artillerie, indem man die Sache ſowohl praktiſch als theoretiſch herzhaft anfaßte. Schon 1675 wandte die Regierung die nöthigen Maßregeln an, um die Offiziere mit ihrer Waffe vertrauter zu machen. So mußten z. B. die Offiziere damals täglich ins Arſenal zu Douay kommen, um ſich dort mit der Einrichtung der Artillerie bekannt zu machen. 1683 erfand man die Anwendung des Schlepptaus und feuerte im Avanziren. Vauban brachte 1688 den Ricochettſchuß, deſſen Theorie bereits Morelli 1672 angegeben, in Anwendung und veranlaßte zugleich die Einführung einer neuen Feldlaffete (1689). Einige Jahre ſpäter machte man Verſuche mit kleinen Vierpfündern mit langen Kammern, die ſtab- und gußeiſerne Blocklaffeten hatten und die aus zwei Theilen zuſammengeſetzt waren. Zum Laden bediente man ſich allgemein der Kartuſchen — theils aus Leinwand, Papier oder Pergament. Durch Anwendung der letzteren glaubte man beſonders

das Feuer beſchleunigen zu können, weil man nur beim dritten Schuß erſt wieder auswiſchte. — Die Beſpannung war im Allgemeinen wie bei den Deutſchen, nur daß man hier und dort mehr Luxus bemerkte.

In der techniſchen Conſtruction der Geſchütze iſt dieſe Periode in allen Beziehungen beachtungswerth. Wie es ſcheint, gaben, nächſt Ludwig's vielen Kriegen, zu Verſuchen hierin beſonders die Expedition und das Bombardement von Algier (1674) Veranlaſſung. Wenigſtens gehört das Bombardement von Algier (1682) zu den Ereigniſſen, die veranlaßten, daß alle Artilleriſten geraume Zeit nur daran dachten, recht weit reichende Wurfgeſchütze zu erfinden. Ihm verdankt man die Erfindung der Chats à feu, eine Art langer Haubitzen, womit die Bombardier-Galioten bewaffnet waren, welche ſpäter Algier verwüſteten. Die großen Mortiere, welche nach einem ſtark beleibten Offizier Comminge dieſe Benennung erhielten, deren Bomben bei einem Caliber von 18 Zoll 500 Pfund wogen und nur durch Hebezeuge eingeſetzt werden konnten, ſcheinen nur eine Vervollkommnung jener Verwüſtungsverſuche, welche bei Algier gemacht wurden, geweſen zu ſeyn. Nicht gar lange darauf (1693) wurde die Rebhühner-Granate erfunden. Petri, deren Erfinder, gab dem Mortier 241 Pfund Gewicht. Er warf eine große und 13 kleine Granaten. Die mittlere Kammer ward mit ½ Pfund, die anderen nur mit weniger

Pulver geladen. Sie ſtanden durch eine Commu≈nication in Gemeinſchaft mit dem erſten Fluge. Die Bomben hatten eiſerne Zünder und wurden ohne die übliche Verkeilung auf das Pulver geladen. Keſſel und Kammer bildeten einen Conus. Man rühmte dieſem Geſchütze viele Vorzüge nach — es konnte ſchneller geladen und auch elevirt werden, wozu eine Schraube vorhanden war. — Auch die glühenden Kugeln, welche Frankreich erſt von den Deutſchen kennen lernte, fanden 1688 ihre Anwendung. St. Remy's Mémoires d'artillerie tant par mer que par terre, die gegen das Ende des Jahrhunderts erſchienen (und ſpäter durch le Blond vermehrt, in mehrere Sprachen übertragen wurden), geben die in der in Rede ſtehenden Periode üblichen Geſchütze folgendermaßen an: Canon de France, Caliber 33 Pfund, Länge des Rohrs 10 Fuß, mit der Traube 11 Fuß 1 Zoll — ſie wog 6200 Pfund; demi canon d'Espagne (ein Vierundzwanzigpfünder), das Rohr von derſelben Länge wie die canon de France, aber um 1500 Pfund leichter; demi canon de France (coulevrine), Caliber 16 Pfund, das Rohr in der Länge 10 Fuß, mit der Traube 10 Fuß 10 Zoll — im Gewicht 4100 Pfund; quart de canon d'Espagne ſchoß 12 Pfund, das Rohr 10 Fuß lang, mit der Traube 10 Fuß 9½ Zoll — im Gewicht 3400 Pfnnd; quart de canon de France (Batarde) ſchoß 8 Pfund, das Rohr 10 Fuß, mit Traube 10 Fuß 7 Zoll

lang — im Gewicht 1950 Pfund; la moyenne ſchoß 4 Pfund, das Rohr ganz ſo lang wie bei der batarde, aber nur 1300 Pfund im Gewicht; der faucon, Caliber $\frac{1}{4}$—2 Pfund, das Rohr nur 7 Fuß lang und 150—800 Pfund im Gewicht; die kurzen Acht- und Vierpfünder, die reſp. 8 Fuß Länge ohne Röhre hatten — die canons de nouvelle invention, auch canons à la portugaise, oder à l'espagnole genannt, ſeit 1679 in Gebrauch, waren, wie es ſchon der Name andeutet, aus Portugal und Spanien nach Frankreich gekommen. Sie ſollen anfangs nur eine Länge von 1$\frac{1}{2}$ Fuß gehabt haben, und hatten kugelförmige Kammern. Sie konnten alſo ihrer Kürze wegen mit den Händen geladen werden. Man wiſchte ſie ohne Wiſcher mit Fell oder Borſtenbündeln aus. Da die Reinigung jedoch ſo nicht ordentlich geſchehen konnte, entſtanden eine Menge von Selbſtentzündungen. Obwohl dieſe Geſchütze ſehr weit trugen, ſo ſchoſſen ſie doch ſchlecht und ſollen unendlich zerſtörend auf die Laffeten gewirkt haben. Bei den Proben, die damit in Tournay gehalten worden, erwähnt man zuerſt der Diſtanziers, die hier zu Pferde waren. Folgendes iſt die Claſſification der ſpäter nach dieſem Syſtem gegoſſenen Geſchütze: Der Vierundzwanzigpfünder wog 3000 Pfund, hatte mit Traube 6 Fuß 7$\frac{3}{4}$ Zoll, und ohne Traube 5 Fuß 10 Zoll Länge; der Sechszehnpfünder wog 2200 Pfund und hatte mit der Traube 6 Fuß 2$\frac{1}{2}$ Zoll, und ohne ſie 5 Fuß 6$\frac{1}{3}$ Zoll Länge;

der Zwölfpfünder wog 2000 Pfund, hatte mit der Traube 6 Fuß 1½ Zoll, und ohne ſie 5 Fuß 5¾ Zoll Länge; der Achtpfünder wog 1000 Pfund, hatte mit der Traube 4 Fuß 11 Zoll, und ohne ſie 4 Fuß 5¼ Zoll Länge; der Vierpfünder endlich wog 600 Pfund, war mit der Traube 4 Fuß 9 Zoll, und ohne ſie 4 Fuß 4 Zoll lang. Außer dieſen ſehr verkleinerten Geſchützen bediente man ſich im Gebirge noch ſiebenpfündiger, auf Pferden fortzuſchaffender Mortiere, die in den Kriegen mit Spanien beſonders vorkommen. — Die Conſtruction der verſchiedenen Beſtandtheile der Affütirung war übrigens gut, das Material gewöhnlich vortrefflich. Die Laffetenwände waren von rüſternem Holze, die Riegel und Räder von Eichenholz. Die Laffeten fertigte man nicht immer gleich ſtark an, ſondern machte dieß von der Güte des Materials abhängig. Die Naben ſollten zwei Tage, die Felgen ſechs Monate, die Speichen endlich drei Jahre alt beim Verarbeiten ſeyn. In der Armee hatte man ſechs Arten Räder. Alle Feldlaffeten hatten Gabeldeichſeln — die Wallaffeten hatten die Form kurzer Feld- und Schiffslaffeten, waren ſtark gearbeitet und meiſtens ohne Beſchlag. Uebrigens experimentirte man viel mit ſtabeiſernen Laffeten, ſowohl für die Feld- als Belagerungsartillerie — für das Feldgeſchütz blieben die Räder von Holz, die Achſe war von geſchmiedetem Eiſen. Zugleich ward das Einſetzen des Zündlochſtellers in dieſer Periode (1691) erfunden. Montigny's verbeſ-

ſerter Stückviſitirer trug viel dazu bei, nur gute Geſchütze in den Arſenälen zu erhalten und die Solidität derſelben zu vermehren. — Während man ſo unabläſſig beſchäftigt war, im praktiſchen Theile der Artillerie vorwärts zu kommen, blieb man auch im wiſſenſchaftlichen nicht zurück. So ſuchte man wiſſenſchaftlich ſowohl die Ladung als die Trageweite der Geſchütze feſtzuſtellen; die Fabrication des Pulvers ward verbeſſert, das Läutern des Salpeters beſtimmten Regeln unterworfen. Zugleich ward die Bohrmaſchine vervollkommnet. In den Artillerieſchulen, die man zu Monteſſon (1674) und Douay (1679) errichtete, wurden die Offiziere wiſſenſchaftlich und praktiſch zugleich für ihren künftigen Beruf vorgebildet. Auch die Fortſchritte, welche die Wiſſenſchaft bei anderen Völkern machte, blieben den Franzoſen unverloren. Während Huygens und Loevenhoek die Gasmengen beobachten, welche ſich beim Verbrennen des Schießpulvers entwickeln, wendet de Challes (1674) die paraboliſche Theorie auf das Schießen an. Blondel bearbeitet eine paraboliſche Theorie, bei der der Luftwiderſtand in Anregung gebracht wird, und ſtellt Unterſuchungen darüber an, um die Elevation eines Mörſers bei gegebener Pulverkraft zu berechnen. Auch Newton's Entdeckungen im Gebiete der Wiſſenſchaften wurden ſorgfältig beachtet. —

Ohne auf eine Darſtellung der Organiſation der franzöſiſchen Artillerie einzugehen, bemerken wir nur, daß aus den erſten ſechs Compagnien Kano-

nieren, welche Ludwig XIV. urſprünglich hatte, bald noch ſechs andere formirt wurden. Dieſe vergrößerte man ſpäter noch mit einem Füſilier-Regiment von vier Compagnien, das 1673 noch um 22 Compagnien vermehrt wurde. 1695 ward endlich die geſammte Artillerie zu einem Regiment von 6 Bataillons vereint, deren jedes nach einer ziemlich willkührlichen Einrichtung aus Arbeiter-, Kanonier- und Füſilier-Compagnien beſtand *). Ein 1684 aus den urſprünglichen zwei Bombardier-Compagnien errichtetes Bombardier-Regiment ward ſpäter ausſchließlich für die Bedienung der Wurfgeſchütze geübt. —

Die Anſichten über den Bedarf an Mannſchaften für die Bedienung der Geſchütze ſtellten ſich bei den Franzoſen in dieſer Zeit ziemlich feſt. Man verlangte für ein leichtes Geſchütz ſechs, für ein ſchweres zwölf Mann. Auch in Bezug auf den Bedarf an Artillerie für eine Armee kam man zu beſtimmten Anſichten. St. Remy nahm p. Mille ein Geſchütz, Quincy etwas mehr an. St. Remy berechnet nach ſeiner Angabe den Bedarf einer Armee von 50,000 Mann wie folgt: 4 Vierundzwanzigpfünder mit 8 Pferden, 6 neue leichte Zwölfpfünder mit ſechs Pferden, 20 lange Acht-

---

*) Wahrſcheinlich waren es Vauban's Rathſchläge (proposition pour la levée de trois régimens d'artillerie), welche hierbei beſonders berückſichtigt wurden. Man ſehe traité des sièges p. 271.

pfünder mit 6 Pferden, 20 lange Vierpfünder mit 4 Pferden, und hierzu 198 vierſpännige Wagen nebſt 20 Pontons, was einen Train von 1225 Pferden gab. — Ueber den Gebrauch der Artillerie im Kriege ſelbſt findet ſich kein beſtimmtes Syſtem; ſie iſt in den Schlachten dieſer Zeit gewöhnlich vereinzelt anzutreffen. Puyſegur ſchweigt hierüber durchaus, Feuquières meint nur, daß der Artillerie-General distribue son artillerie sur la ligne, suivant les ordres qu'il a reçus du Général, und verweiſt auf St. Remy, der hierüber auch nichts ſagt. Rocquancourt, dem mehr Quellen hierüber zu Gebote ſtanden, als uns, ſagt nur: Le canon s'établissait en avant de l'infanterie.

Unendliche Fortſchritte machte in dieſer Periode die Kunſt des Angriffs und der Vertheidigung feſter Plätze. Wir dürfen darauf nicht zurückkommen, ohne des großen Verbeſſerers hierin zu gedenken. Sébastien le Prêtre, chevalier, Seigneur de Vauban, Marſchall von Frankreich, Chevalier des ordres du Roi, commissaire général des fortifications etc., ward am 1. Mai 1633 in Nivernais von unbemittelten Eltern geboren. Wie es heißt, ward er von einem Pfarrer zu Semur aufgenommen und erzogen *). Mit

*) Nach dem Eloge de Fontenelle wäre Vauban der Sohn eines Capitains geweſen, der ihm nichts als eine gute Erziehung und eine Mousquet hinterließ.

dem ſiebenzehnten Jahre (1651) trat er in Dienſt, und zwar in das Regiment Condé. Die erſten feſten Plätze, die er ſah, le firent ingénieur, ſagt Fontenelle, par l'envie qu'elles lui donnèrent de le devenir. Er wandte ſich ſofort dem Studium der mathematiſchen Wiſſenſchaften zu, und ward ſchon 1652 bei der Befeſtigung von Clermont en Lorraine als Ingenieur-Offizier benutzt. Nachdem er ſich ſchon wiederholt ausgezeichnet, ward er 1653 von einer Streifparthie der königlichen Truppen gefangen genommen. Mazarin, mit jenem Scharfblick begabt, der das Talent, wo es auch immer vergraben, ſofort entdeckt, gewann ihn für des Königs Dienſte. Die Belagerungen von St. Menehould, Stenoi, Clermont, Landrecy, Condé, Saint-Guilain und Valenciennes, die Vauban in Zeit von einigen Jahren mit Auszeichnung mitmachte, und wo er wiederholentlich verwundet ward, ließen ihn bald vortheilhaft bekannt werden. 1658 bereits leitete er en chef die Belagerungen von Gravelines, Ipres und Oudenarde. — Désormais, ſagt ſein Biograph, M. de Vauban est connu, et son histoire devient une partie de l'histoire de France. Ohne den Helden auf ſeiner militairiſchen Laufbahn, die er ſo rühmlich mit der Einnahme des ſtark befeſtigten Alt-Breiſachs beſchloß, das er in dreizehn Tagen mit dem nur geringen Verluſt von 300 Mann einnahm, zu begleiten, bleiben wir dabei ſtehen, zu bemerken, daß er 360 Plätze wieder aufbaute und

33 neu befeſtigte, 53 Belagerungen leitete und 140 Schlachten und großen Gefechten (actions de vigueur) beiwohnte. — Vauban war nicht bloßer Ingenieur — nicht bloß Soldat. Die Finanzwiſſenſchaften, die Cultur der Wälder, der Handel, das Colonialſyſtem Frankreichs, waren ihm in gleicher Art vertraut. Aber in der Kunſt des Angriffs feſter Plätze bleiben deſſen Verdienſte ewig, und keine Zeit wird ſie verlöſchen. —

Wir wiſſen, auf welcher Stufe der Ausbildung die Franzoſen beim Angriff feſter Plätze in der früheren Periode ſtanden. Puyſegur ſelbſt citirt ein exemple d'ignorance où l'on était sur l'attaque et la défense des places avant Vauban. Bei der Belagerung von Maſtricht 1673 erlitt indeſſen das Beſtehende durch Vauban eine gänzliche Umformung. Durch die Einführung der Parallelen, oder vielmehr durch die zweckmäßigere Benutzung derſelben (denn man hatte ſie auch ſchon früher angewandt) bewirkte er, daß dieſer gut befeſtigte Ort nach dreizehn Tagen eröffneter Tranſchee bereits erobert ward. Bei Ath, dreiundzwanzig Jahre ſpäter, erhielt die neue Art, ſie zu benutzen und zu führen, gleichſam das Bürgerrecht, ward europäiſch. Hier nämlich wandte ſie Vauban, ſeinem eigenen Geſtändniß gemäß, zum erſtenmale ſo folgerecht an, daß daraus ein Syſtem abſtrahirt werden konnte. Die erſte Parallele lag dort 300, die zweite 150 und die dritte nur 120 Toiſen von den Saillants des bedeckten Weges.

In

In den halben Abſtänden derſelben wurden Cro- chets oder halbe Parallelen von nur etwa 100 bis 150 Schritt Länge aufgeworfen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die Localität hierbei Modifizirungen eintreten laſſen mußte. — Durch die Erfindung des Schanzkorbes und die geſchickte Führung der Sappen brachte er ein Element in den Angriff feſter Plätze, was allen Calcul, der bis dahin ge- golten, zerſtörte. Spate, Hacke und Schanzkorb ſpielten bald eine größere Rolle als das Geſchütz. Der Tranſcheecavalier, die verbeſſerte Anlegung der Batterien, die Einführung des Ricochettſchuſſes waren gleichſam die Ergänzungen jener neuen Er- findungen. Der ſyſtematiſche Gang der Belage- rungsarbeiten aber, von dem erſten Erſcheinen der Belagerer vor einer Feſtung bis zum Feſtſetzen auf der Breſche, nahm den Belagerungen das bisherige Unſichere und Schwankende, und gab ihnen das Gepräge einer Kunſt. Wir können hier nicht ausführlich der Verdienſte Vauban's um dieſen Zweig der Kriegskunſt gedenken, aber wir wollen einem gründlichen Kenner und vortrefflichen Forſcher, Allent, dem Verfaſſer der bekannten Geſchichte des kaiſerlichen Genie-Corps (hist. du corps impérial du génie 1805) die Worte ent- lehnen, womit er jene ſchildert, und die auch zu- gleich dazu dienen werden, ſeines Nebenbuhlers Coehorn's Wirkſamkeit näher kennen zu lernen. On vit en des attaques si diverses, quel génie différent animait Vauban et Coehorn. Vau-

ban n'employant que l'artillerie nécessaire, n'usant de son influence que pour modérer l'ardeur de ses soldats, ne leur permettant de s'avancer que sous la protection de ses travaux, et les conduisant ainsi couverts jusqu'au pied de chaque ouvrage, avait mis son étude et sa gloire à les épargner, et l'avait fait sans ralentir le siège: Coehorn accumulant les bouches à feu, envoyant les troupes découvertes à des assauts éloignés, et sacrifiant tout au désir d'abréger le siège, d'effrayer et de surprendre les défenseurs, n'avait économisé ni les dépenses, ni les hommes, ni le temps même. Vauban avait cerné, recerné, coupé, morcelé les assiégés; Coehorn ne s'était occupé que de les accabler. C'était la force substituée à l'industrie, ou plutôt l'industrie employée à multiplier les moyens de destruction. On jugea que le premier s'était conduit comme un chef habile et qui manoeuvre; le second, comme un homme impétueux qui ne songe qu'à rompre et détruire l'ennemi. Dans les attaques de Coehorn, l'appareil des feux, l'audace et la combinaison des assauts éblouirent les esprits: on admira, dans celle de Vauban, une méthode à-la-fois plus sure, plus rapide, moins sanglante; en un mot, l'art de détruire soumis et devant sa perfection à l'art de conserver *). So

---

*) Die règles ou maximes générales, qui peuvent

viel Allent von Beiden bei Gelegenheit des Angriffs beider Führer auf Namur 1692 und 1695 *).

Was Vauban über die Vertheidigung feſter Plätze ſagt, läßt ſich, ſo inhaltſchwer es auch iſt, kurz zuſammenfaſſen. Vor allen Dingen empfiehlt er den Commandanten feſter Plätze die genaueſte Kenntniß ihrer Feſtungen, was in jenen Zeiten den Herren wohl Noth thun mochte; dann warnt er, dem Feinde die Punkte zu überlaſſen, welche ihm eine Art Commandement geſtatten, und räth bei Befeſtigung vorgeſchobener Werke, vor allen Dingen deren Emplazement richtig zu wählen und die Localität gehörig zu würdigen. Durch ſorgfältig vorgeſchobene Poſten ſoll man ſich in Kenntniß von alle dem zu erhalten ſuchen, was der Feind etwa unternehmen könnte. In den erſten Nächten ſoll man wenig feuern, weil dieß doch nur unnütz ſeyn würde. — Das Wurffeuer will er nach den Batterien und Logements des Feindes dirigirt haben. Gegen Ausfälle, beſonders wenn der Feind noch in der Ferne iſt, warnt er, ſie ſollen überhaupt ſchnell, und, wenn der Feind ſchon in der Nähe iſt, durch eine Art Ueberfall geſchehen. Den verdeckten Weg ſelbſt will Vauban nicht hartnäckig vertheidigen. Er räth vielmehr, die Werke, die

servir à l'attaque des places, findet man von Vauban ſelbſt zuſammengeſtellt im traité des sièges. Aus v. Augoyat p. 259 f.

*) p. 317.

man doch nicht mehr halten kann, nach und nach zu räumen, aber ſich ihrer, ſo oft ſich eine Gelegenheit darbietet, ſofort wieder zu bemächtigen. Schließlich empfiehlt er die größte Oeconomie mit den Leuten, der Munition, und räth endlich, ſich weniger der ſchweren, als der leichten Caliber zu bedienen. Einzelne Nüanzirungen in dieſen Grundzügen dürfen wir unerwähnt laſſen, weil ſie dem ſpezielleren Theile der Kunſt angehören.

Hier jedoch in zwei Worten, was ein guter Commandant in dieſer Zeit that. Il fait perfectionner tous les ouvrages. On épaissit, on revèt de fascines les parapets. On pratique sous les terre-pleins des magasins solides pour les poudres. Une double palissade, des traverses, des barrières coupent et fortifient le chemin couvert. Des fascines hérisées de piquets et enterrées, des chevaux de frise, des sacs et des trainées de poudre et de grenades, des fougasses dans les digues, des flèches, des logemens de contre-approches, étendent jusqu'au-delà même des avant-fossés les obstacles contre les cheminemens de l'ennemi. — So machte es der tapfere Chamilly in Grave.

Von einer gewiſſen Bedeutung beim Angriff der Feſtungen war der Minenkrieg, dem man unter Vauban's Einwirkungen gleichfalls mehr Sorgfalt ſchenkte, als bis dahin. — Vor ihm hatte es eigentlich an einer richtigen Minentheorie ganz gefehlt. Auch hatte man ſich der Minen bis dahin

meiſtentheils nur dazu bedient, um Thürme ꝛc., oder auch einen Theil des Hauptwalls herabzuſtürzen. Um die Unſicherheit, welche ſich dabei gewöhnlich offenbart hatte, zu verbannen, wurden unter Leitung des berühmten Megrigny Verſuche zu Douay und Tournay angeſtellt, denen auch Vauban beiwohnte. Durch ſie kam man jedoch keinesweges zu einem genügenden Reſultat, weil man bei den Verſuchen weder Rückſicht auf die Cohäſion der Erdart für ſich ſelbſt, und noch weniger auf die Form der Minenkaſten ꝛc. nahm. Es wurden dadurch im Gegentheil manche Irrthümer in Umlauf geſetzt, die ſich nahe an ein halbes Jahrhundert erhalten haben, qui rappellent, ſagt Allent in ſeinem ſchon angeführten Werke, l'enfance d'un art encore imparfait, celui d'interroger en grand la nature, et avertissent des précautions qu'exigent, dans une science toute expérimentale, le travail important et délicat des expériences *). Die Tafeln, welche Vauban nach dieſen Verſuchen berechnete, haben ſich lange erhalten und ſind erſt ſpäter durch Belidar berichtigt worden. —

Die Arbeiten des Mineurs ſelbſt anbetreffend, ſo waren mit deren Leitung die Ingenieurs beauftragt. — Von Pedro Navarro bis auf

---

*) p. 212. Ueber die Verſuche ſelbſt ſehe man Böhm's Journal für Ingenieure und Artilleriſten I. B. S. 193.

Megrigny fand hierin keine Ausnahme ſtatt. Auch war es ein Ingenieur-Offizier, der bekannte chevalier de Ville, der zuerſt über die Einrichtung und Wirkung der Minen ſchrieb. Bis 1673 formirten die Mineurs durchaus kein Corps, ſondern waren in den verſchiedenen feſten Plätzen zerſtreut — ſtand ein Krieg bevor, ſo vermehrte man ſie und gab ihnen einen Capitain. In den Jahren 1673, 1679 und 1693 jedoch wurden 3 Compagnien Mineurs formirt, von denen eine der berühmte Megrigny erhielt. Doch blieben ſie mit Ausnahme der Compagnie Megrigny's der Artillerie attachirt, von der ſie erſt im Laufe des folgenden Jahrhunderts abgezweigt wurden. —

Die Stiftung der Sapeurs ſelbſt iſt unbekannt. Allent ſagt, daß la sape, dans l'acception actuelle de ce mot, était aussi inconnue que les tranchées — Vauban indeſſen gab dazu die erſte Idee an und verlangte für die Stärke einer Sapeur-Compagnie, die er vorſchlug, 215 Mann. —

Von Vauban als Schöpfer eines neuen Befeſtigungs-Syſtems hier zu reden, dürfte um ſo überflüſſiger ſeyn, als dieß allgemein bekannt iſt. Nicht allein die hiſtoriſche Kenntniß davon iſt in der ganzen Welt verbreitet — es giebt vielleicht in den ſtehenden Heeren der civiliſirten europäiſchen Mächte keinen Offizier, dem ſeine drei ſogenannten Manieren nicht vertraut wären. Sein Name iſt gewiſſermaßen das Schibolet für alle Militairs geworden, die ſich um mehr als gerade

den mechaniſchen Theil ihres Berufs bekümmern, und wird es bleiben, ſo lange die Waffen dieſelben bleiben, auf deren Gebrauch ſeine weiſen Anordnungen combinirt waren. Was in ſpäterer Zeit im Sinne ſeiner Combinationen gedacht und gethan worden, ſind nur Nüanzirungen und Erweiterungen — was darüber hinausgegangen, ſoll noch erſt die Probe beſtehen.

Der große Elan, den Vauban der permanenten Fortification gegeben, konnte nicht ohne Einfluß auf die paſſagere bleiben. Dieſer äußerte ſich zuvörderſt auf die Linien im Allgemeinen, dann bei den Contravallations- und Circumvallationslinien. Vauban's Anſicht über die letzten: de tous les retranchemens aucun n'est si mauvais als ſie, ſcheint ſie etwas in Mißkredit gebracht zu haben. Vauban hat der Conſtruction der Linien einen eigenen Abſchnitt: ce que l'on doit observer dans la disposition des lignes etc. gewidmet *). Er giebt für die Conſtruction vier Profile an, indem er die obere Breite der Gräben auf 18—8 Fuß feſtſetzt. Für die Bruſtwehren verlangt er eine der aus den Gräben herausgearbeiteten Erde entſprechende Breite. Die Entfernung der Redans von einander beſtimmt er auf 120 Toiſen und giebt ihren Facen 20—25 Toiſen Länge auf 90—100 Toiſen Courtinenlänge. Aehnlicher Art waren die ungeheuren Linien, deren die Franzoſen ſich in dieſer Periode, wie wir bereits

*) Traité des sièges. Ausgabe von Augoyat p. 23.

angeführt, bedienten. Bei der Verſchanzung von Lägern ging man ziemlich von ähnlichen Grundſätzen aus, nur daß man wichtigere Punkte entweder mit in die Linie hineinzog, oder ſie ſonſt befeſtigte; doch kommen davon wenig Beiſpiele vor. Uebrigens waren die Läger häufig ohne alle nähere Beziehung auf den Fond genommen. Namentlich galt dieß von denen Luxemburgs, die nach Clauſewitz mehr Bequemlichkeitsläger waren. — Das Taktiſche war bei deren Wahl gewöhnlich auf eine überraſchende Weiſe vernachläſſigt und in allen Beziehungen dem, was wir in dieſer Hinſicht von einem guten Lager verlangen, durchaus entgegengeſetzt. Die Benutzung einzelner retranchirter Poſten kommt erſt im folgenden Zeitraume vor, in dem ſie eine beſondere Rolle ſpielen. Uebrigens war die Thätigkeit, welche man bei Errichtung der Linien, Verſchanzung von Lägern ꝛc. anwandte, noch ungemein groß und übertrifft um Vieles die heutigen Leiſtungen darin.

Sehr bedeutend erweitert ward in dieſer Periode das Pontonierweſen. Wir ſahen bereits, daß die Franzoſen von den Holländern den Gebrauch metallener Pontons — von weißem Blech oder Kupfer — entlehnt hatten, bei denen ſie noch verſchiedene Verbeſſerungen anbrachten, welche jedoch wenig Beſtand hatten. Die großen Mittel, welche Ludwig XIV. überall anwandte, ließen ihn auch hierin große Anſtrengungen machen, und ſo finden wir denn, daß die luxemburgiſche Armee einen Pontontrain von 110 kupfernen Pontons

bei der Belagerung von Namur mit ſich führte; doch ſcheinen dadurch die hölzernen Pontons, die man bedeutend erleichtert hatte, nicht ganz verdrängt worden zu ſeyn, wenigſtens finden wir ihrer noch hier und dort erwähnt. Als einer Neuigkeit ward es erwähnt, daß die Franzoſen 1678 bei Dornik eine Brücke von Pontons ſchlugen, die um und um zu waren, und worüber ſelbſt die größten Laſten gingen. Ein eigenes Pontonier-Corps aber ſcheint auch Ludwig XIV. noch nicht gehabt zu haben.

Ueber das Schlachtenſyſtem dieſer Zeit ſpricht ſich Rocquancourt alſo aus: Das Centrum beſtand aus Infanterie — die Cavallerie bildete die Flügel. Die Entfernung der Treffen betrug 100 bis 150 Toiſen. — Die Intervallen zwiſchen den Bataillons und Escadrons waren ihrer Front gleich, doch öfters etwas kleiner *). Die Artillerie ſtand vor der Infanterie. L'importance, fügt er hinzu, que l'on attachait à la symétrie des ordres de bataille sur la fin du règne de Louis XIV. est le cachet de cette période; elle décèle de la timidité chez les généraux, et une extrême difficulté à pouvoir manoeuvrer; elle montre de la manière la plus évidente que l'art avait rétrogradé depuis Turenne: les dispositions

*) La distance qu'on doit laisser entre chaque bataillon et escadron n'est déterminée parmi les généraux, ſagt Puyſegur II. p. 35.

stagnantes et compassées n'appartiennent tout au plus qu'au second âge de l'art militaire *). — Wir wüßten dieſem Urtheil, das im Allgemeinen ganz richtig iſt, nichts hinzuzufügen. Viele der Schlachten aus jener Zeit beweiſen jedoch, daß die beſſeren Generale wohl wußten, wann es Zeit war, Ausnahmen hiervon zu machen.

Die Disziplin der franzöſiſchen Armee betreffend, ſo iſt darüber von den Zeitgenoſſen ſowohl als von der Nachwelt verſchieden geurtheilt worden. Auch ſcheint ſie in den verſchiedenen Corps verſchiedener Natur geweſen zu ſeyn. So ſagt Vauban von der Artillerie, daß es keine Regimenter gäbe, où la subordination soit mieux réglée, und daß aucun corps ancien ni moderne n'a approché de la discipline ni du bon ordre des régimens **). Puyſegur gedenkt in ſeinem weitläuftigen Werke weder der Disziplin, noch der Subordination, und Feuquières begnügt ſich, darüber nur ein paar Worte zu ſagen, und verſichert, daß die ordonnances et règlemens hierüber durchaus hinlänglich wären.

Unter Ludwig XIV. begann man, die Miliz in Kaſernen zu verlegen. Der wahrſcheinliche Grund hierzu war wohl, daß dieſe unter ſeiner Regierung ſo zahlreich wurde, daß es in vielen

---

*) Cours élémentaires d'art et d'histoire militaires. 3. cahier p. 9.

**) Traité des sièges p. 281.

Verhältniſſen unmöglich blieb, die Soldaten bei dem Bürger zu logiren. Einmal hiermit den Anfang gemacht, mußte dieſe Art und Weiſe, den Soldaten ſtets unter der Obhut ſeiner Offiziere zu haben, ſich immer weiter verbreiten und bewähren. Hierzu mußte natürlich eine eigene Art der Beaufſichtigung kommen. Dieſe ſchien ſtubenweiſe ſich am beſten herauszuſtellen, und ſo entſtanden die chambrées oder escouades, welche wir am beſten mit Korporalſchaften überſetzen — eine Benennung, deren Bedeutung uns nicht fremd iſt. Reglementariſche Verordnungen ſprechen ſich über alle Verhältniſſe der Soldaten während der Dauer des Caſernements aus — dadurch jedoch war den Unordnungen nicht vorgebeugt. Die vielen vornehmen und reichen Offiziere in der Armee, von denen einige bei den begünſtigtern Corps ihre Stellen um 40—50,000 Thlr. kauften, achteten im Allgemeinen nur wenig auf die Geſetze, und ſo kam es denn auch wohl, daß öfters ganze Regimenter faſt ohne Offiziere waren, die ſich oft in der Hauptſtadt unter den Augen des Kriegsminiſters umhertrieben. Die Subordinationsgeſetze waren in Frankreich ſehr ſtrenge, wurden aber nur in den meiſten Fällen auf die Unteroffiziere und Gemeinen angewandt. Jede Widerſetzlichkeit ward mit dem Tode beſtraft. Arreſt, theilweiſe Entziehung der Löhnung und des Brodes waren die Strafen für geringere Vergehungen. Gröbere Vergehen, Schlafen auf dem Poſten, Diebſtahl, wur-

den mit Gaſſenlaufen und dem Stehen am Pfahl beſtraft Gotteslaͤſterern ſollte die Zunge mit einem gluͤhenden Eiſen durchſtochen werden. Deſertion, ſelbſt von einem Corps zum andern, war mit Todesſtrafe belegt. Spaͤtere Ordonnanzen (1684) verhaͤngten daruͤber das Abſchneiden der Ohren und Naſen, Brandmarkung und Galeerenſtrafe. Oft reichte ſogar der Verdacht zum Deſertiren hin, den angeblichen Thaͤter ſtrafbar zu finden. Marodiren und Pluͤndern war unter Todesſtrafe verpoͤnt; doch war man in Wahrnehmung der Geſetze daruͤber mehr wie tolerant, und meiſtens blieb es dem grand prévôt uͤberlaſſen, durch fleißiges Aufgreifen der Pluͤnderer und Erhenkung derſelben Ordnung zu machen. Daß dieſe uͤbrigens ſehr ſchwer zu erhalten war, waͤhrend die Regierung ſelbſt die Verwuͤſtung ganzer Landſtriche, wie z. B. der Pfalz, gebot, bedarf wohl keiner Beſtaͤtigung. — Schildwachen, die ihren Poſten verließen, wurden mit dem Tode beſtraft — daſſelbe traf den, der vor dem Feinde floh und der durch Reden oder Thaten die Flucht Anderer veranlaßte. — Aufwiegler jeder Art wurden erſchoſſen. — Sehr ſtreng waren die Geſetze gegen Duellanten. Sie traf im Entdeckungsfalle entehrende Entlaſſung. Befehlshaber, die unterließen, Duelle zu melden, wurden entlaſſen — Denunzianten erhielten 50 Thlr. Belohnung. Nichtsdeſtoweniger blieb es unmoͤglich, ſie gaͤnzlich auszurotten. — Hazardſpiele waren ſcharf verpoͤnt. Die Strenge des Geſetzes

traf ſogar den Wirth, wo geſpielt worden war. — Vor jeder Hinrichtung ward der Soldat degradirt. Trotz dieſer ſtrengen Ordonnanzen war die franzöſiſche Armee meiſtens ſchlecht disziplinirt; ſelbſt die barbariſche Strenge, womit ſpäter die Kriegsgeſetze gehandhabt wurden, reichte nicht aus, ihr den Anſtrich einer gut disziplinirten Armee zu geben, wie ihn die deutſchen Heere jener Zeit hatten.

Wir bringen den Zuſtand der Kriegskunſt dieſer Periode am beſten zur Anſchauung, wenn wir einige Schlachten einer Analyſe unterwerfen: die eine aus einer Zeit, welche dem dreißigjährigen Kriege noch näher liegt und in welcher die beiden größten Feldherren ihrer Zeit gegen einander fochten, und die andere aus der letzten Decade des Jahrhunderts, nämlich die Schlachten bei Dünkirchen und Neerwinden.

Die Schlacht in den Dünen oder bei Dünkirchen ward durch die Belagerung dieſes Platzes herbeigeführt, welche Marſchall Türenne nach einer geſchickten Bewegung, wodurch er ſeinen Gegner getäuſcht, ganz unvermuthet unternommen hatte. Er hatte ſich bereits auf dem Glacis logirt, und dachte daran, ſich des bedeckten Weges zu bemächtigen, als die feindliche Armee zum Entſatz vor der Stadt erſchien. Don Juan von Oeſterreich nämlich, von mehreren Generalen unterſtützt, hatte in einem großen Kriegsrath zu Ypern beſchloſſen, dem Platze unverzüglich zu Hülfe zu eilen. — Die franzöſiſchen Flüchtlinge, welche ſich

in ſeinem Heere befanden, der große Condé, die Marquis von Caraiene, Hocquincourt und mehrere Andere waren dieſem Entſchluß beigetreten. Nur der Herzog von York, der gleichfalls bei der Armee war, und Don Eſtevan di Gemarra, der eigentlich das Heer befehligte, waren weniger für dieſes Unternehmen geweſen. Die Noth des bedrängten Platzes ließ jedoch den Abmarſch beſchleunigen, und ſo trat man am 12. Juni den Marſch gegen die Franzoſen an. Türenne ſtand bei der Nachricht vom Anmarſch des Feindes noch in ſeinen Circumvallationslinien, die er mit großer Sorgfalt hatte bauen laſſen. Der Feind nahte ſich zwiſchen der See und dem Canal von Furnes den franzöſiſchen Linien. Die Dünen, mit denen das Land hier bedeckt iſt, machten den Anmarſch ſchwierig. Nichtsdeſtoweniger erſchienen die Spanier am 13. um 11 Uhr früh im Angeſicht der franzöſiſchen Armee. So wie Türenne Gewißheit über den Anmarſch des Feindes erhalten, hatte er einige große Dünen, die vielleicht an 1500 Schritt vom Lager auf der Anmarſchlinie des Feindes lagen, befeſtigen und beſetzen laſſen. Das Schlachtfeld, auf dem ſich die beiden Heere meſſen ſollten, bot etwa 3000 Schritt Frontentwickelung und war mit einer großen Maſſe von Dünen überſät. Nördlich begrenzte es die See, ſüdlich der Canal von Furnes. Folgende waren die Maßregeln, welche die beiden Heerführer für die Schlacht ergriffen. Marſchall Türenne hatte 14

Compagnien franzöſiſcher Garden und ein ſtarkes Detachement Engländer in den Transcheen zurückgelaſſen, mit dem Befehl, ſich in der Nacht auf der Contreſkarpe zu logiren. Für den Reſt ſeines Heeres, das ſich auf dem Marſche nach der neuen Stellung befand, waren folgende Anſtalten getroffen: 7 Bataillons franzöſiſche Infanterie und 3 von dem engliſchen Hülfscorps ſollten das Centrum formiren; 14 Escadrons jeden Flügel erſter Linie — 2 franzöſiſche Bataillons wurden beſtimmt, den rechten Flügel der franzöſiſchen Cavallerie zu ſchließen, Pelotons von franzöſiſchen und engliſchen Musketiren den linken. Zugleich waren von jedem Bataillon 50 Musketire vorgegangen, um durch ihr Feuer die Cavallerie entfernt zu halten. Sie waren ziemlich weit voraus und hatten ſich auf den Dünen logirt. Jedem Flügel waren ferner 5 Stücke beigegeben, die vor der Cavallerie plazirt waren. Zur Unterſtützung der Infanterie erſter Linie waren 4 Escadrons Gendarmen hinter ihr aufgeſtellt. — Die zweite Linie bildeten 6 Bataillons Infanterie, 4 franzöſiſche und 2 engliſche, die auf jedem Flügel 10 Escadrons Cavallerie hatten. Zur Reſerve waren der Armee 6 Escadrons beſtimmt. Den linken Flügel der Reiterei befehligte der General Caſtelnau, den rechten die Herren von Crequis und Humières, zwei alte General-Lieutenants. Die Infanterie des erſten Treffens führte Marquis Gadagne. Der Marſchall, von der Gewohnheit abgehend, die Befehle

der Truppen nach der Anciennetät der Generale zu vertheilen, hatte es für dieſsmal nach ſeinem beſten Ermeſſen gethan. Nachdem der Marſchall alle dieſe Anordnungen beſtimmt, ward ihm ein Page des Marquis von Humières, der den Tag vorher in Gefangenſchaft gerathen und ſich ſelbſt ranzionirt hatte, vorgeführt. Er hatte volle Freiheit gehabt, ſich im Lager umzuſehen, und bei dieſer Gelegenheit erfahren, daſs die Spanier ihr Geſchütz erſt in einigen Tagen erwarteten und übrigens in voller Sicherheit wegen eines Angriffs ſeyen. Dieſs bewog Türenne, für den folgenden Tag die Schlacht zu beſtimmen. — Er brach daher am andern Morgen eine Stunde nach Tagesanbruch zum Angriff auf. Türenne's Armee konnte nach Abzug der Truppen in den Tranſcheen und zweier Regimenter, die er in den Linien gelaſſen, 9000 Mann Infanterie und 5—6000 Mann Cavallerie betragen. Der Feind entdeckte den Marſch ſehr bald und formirte ſich eiligſt zur Schlacht. Dieſe hatte er bis dahin, trotz dem, daſs ihm Condé und der Herzog von York vorausgeſagt hatten, Türenne werde ihn unfehlbar angreifen, noch immer unmöglich geglaubt. Hier die Anordnungen, die nun in aller Eile getroffen wurden. Die geſammte ſpaniſche Infanterie, etwa 6000 Mann ſtark, bildete eine Linie, mit Ausnahme etwa zweier Regimenter, die eine Art Reſerve formirten. Ihre Front ging von einer der höchſten Dünen nahe am Meere quer durch die Dünen

durch, bis an die Wieſen, welche den Canal von Furnes begleiten. Das Regiment auf dem äußerſten rechten Flügel bildete eine Art Flanke gegen das Meer. Die Cavallerie, an 8000 Pferde ſtark, war nur in der Hälfte auf dem Kampfplatze, weil ſie gegen Condé's und York's Rath fouragiren war. Sie formirte ſich mit der Hauptmaſſe in zwei Linien hinter der Infanterie. Mit einem Theile derſelben ſtand Condé auf dem linken Flügel auf den Wieſen des Furnes-Canals, die hier mit Gräben durchſchnitten waren, welche zwar nicht die Bewegungen der Reiterei unmöglich, aber doch ſchwierig machten. Das Terrain war hier ſo enge, daß er kaum mehr als 2—3 Escadrons in Front ſtellen konnte, ſondern mehrere Linien hintereinander bilden mußte. Die Dünen in der Mitte der Fronte, alſo circa 1500 Schritt vom Meere und von den Wieſen des Furnes-Canals, hatten die Spanier in der Eile etwas befeſtigt. — Wie es ſcheint, flößten die getroffenen Maßregeln Condé wenig Vertrauen ein, denn als er die Vorbereitungen zur Schlacht ſah, fragte er den Herzog von York, ob er ſchon eine Schlacht verlieren geſehen, und als dieſer dieß verneinte, fügte er hinzu: nun, dann werden Sie es bald ſehen. —

Wie wir geſehen, ſo lehnte die ſpaniſche Armee ihren rechten Flügel an das Meer, das die engliſche Flotte beherrſchte. Einzelne Fahrzeuge nahten ſich zur Zeit der Fluth dem rechten ſpaniſchen Flügel und beſchoſſen dieſen. Doch nicht hiervon er-

wartete Türenne ſein Heil, es war im Gegentheil das Zurücktreten des Meeres, worauf der Marſchall, wie wir ſpäter ſehen werden, ſeinen Plan gegründet, ſeine Hoffnungen gebaut hatte. — Türenne rückte indeſſen gegen ſeinen Gegner vor. Dieß geſchah jedoch einerſeits des tiefen Sandes wegen, andererſeits aber abſichtlich ſo langſam, daß er in drei Stunden kaum eine Viertelmeile zurückgelegt hatte. — Türenne nämlich erwartete die Ebbe, um dann von der Seeſeite her ſeinem Gegner in die Flanke gehen zu können. Er hatte zu dieſem Behuf ſeinen linken Flügel auch verſtärkt und dem General Caſtelnau Befehl gegeben, ſich, ſo wie das Meer zurückgetreten ſeyn werde, dem Feinde in die rechte Flanke zu werfen. Beim Avanziren der Franzoſen ſelbſt blieb die Artillerie vor den erſten Escadrons der Cavallerie, feuerte von Zeit zu Zeit ein- oder zweimal und ſpannte dann in Eile wieder die Pferde vor, um raſch wieder in ihr Verhältniß zu kommen. Es wird bemerkt, daß ſie ſo fünf Salven gegeben. — Condé hatte während dieſer Zeit einen Theil ſeiner Reiterei zurückgenommen und dagegen Infanterie vorgeſchoben, von der er Musketire vordetachirte, die ſich zur Deckung der Cavallerie vor ihr aufs Knie niederlaſſen mußten. Die Dünen verhinderten, daß die Spanier die Vorkehrungen Türenne's gewahrten. Die engliſchen Hülfsvölker, welche der linke Flügel hatte, ſtießen zuerſt auf die Spanier, welche auf einer ſteilen Düne ſtanden. Hier entbrannte ein lebhafter Kampf zwiſchen den Pique-

niren der beiden Völker, in dem der größere Theil der ſpaniſchen Hauptleute blieb. Die engliſchen Freiwilligen, welche ſich den Spaniern in die Flanke warfen, brachten ſie jedoch zum Weichen. Selbſt ein Detachement, das der Herzog von York zur Unterſtützung herbeigeführt hatte, konnte den ſiegreichen Engländern nicht widerſtehen. Aber der Kampf entbrannte aufs Neue, und noch heftiger, als die Engländer nun die Düne herunterſteigen wollten. Die ſpaniſche Infanterie ward hierbei trefflich von ihrer Reiterei unterſtützt, und wer weiß, wie die Sache abgelaufen wäre, wenn in dieſem Augenblick nicht Caſtelnau, welcher die vorhin erwähnte Bewegung längs dem Strande mit einigen Escadrons ausgeführt hatte, dem Feinde in der Flanke erſchienen wäre. Zwar ſammelte der Herzog von York die Flüchtigen und führte ſie aufs Neue gegen den Feind, aber Caſtelnau's immer umflügelnde Bewegung gab der Sache eine ſo entſchiedene Wendung zum Nachtheil der Spanier, daß ſich der ganze Flügel zur Flucht wandte und der Herzog ſelbſt kaum der Gefahr, gefangen zu werden, entging. Die durch die Ebbe völlig frei werdende Küſte, deren noch mit Waſſer getränkter Boden ganz feſt war, ward von den Franzoſen zugleich trefflich benutzt, ihrer Bewegung den größten Nachdruck zu geben. — Hierdurch war die Schlacht auf dieſem Flügel entſchieden. Offiziere der ſiegenden Partei ſprengten alsbald nach dem rechten Flügel, um dieß dort zu verkünden.

Hier hatten ſich die Truppen, nachdem ſie ein-

ander anſichtig geworden, gleichfalls zum Kampfe angeſchickt. Die Franzoſen hatten zwei Trupps Freiwilliger vorgezogen, jeden von 50 Mann, die ſie durch ein Regiment Infanterie unterſtützen ließen. Nach einigem Hin- und Hergeſchieße ging der ganze franzöſiſche linke Flügel zum Angriff vor. Condé's Infanterie that bei der Vertheidigung jedoch nicht ihre Schuldigkeit — ſie wich, nachdem ſie nur eine Salve gethan — ſelbſt die Freiwilligen folgten dieſem Beiſpiel, ja ſogar einige Escadrons pliirten, ohne ein Piſtol abzufeuern. Die Cavallerie des Königs ſcheint durch dieſen leichten Widerſtand verlockt worden zu ſeyn, in Unordnung zu folgen, und dieſen Moment benutzte Condé, und warf ſich auf ſeine Gegner. Dieſe wurden in Unordnung zurückgetrieben und auf die Infanterie zurückgeworfen, die Condé's Reiterei mit einem lebhaften Feuer empfing. Ein Theil der franzöſiſchen Reiterei hatte ſich unterdeß ſeitwärts wieder formirt, um ſowohl von den Flüchtigen nicht entamirt zu werden, als auch, um Condé bei weiterem Vorrücken in die Flanke fallen zu können. Der Umſtand, daß Condé beim Angriff auf die Infanterie ſein Pferd verliert und daß die franzöſiſche Cavallerie ſich gegen die Flanken der Condé'ſchen Reiterei wirft, bewirkt endlich den Rückzug derſelben — doch vermochten die franzöſiſchen Truppen keinen Vortheil davon zu ziehen, und begnügten ſich, bei einer nur mäßigen Verfolgung von etwa einer Viertelſtunde, mit dem Beſitze des Schlachtfeldes. —

Die Schlacht gehört nicht mit zu den bedeutenden, aber ſie iſt lehrreich in manchen Beziehungen und zeigt uns die Kunſt ſelbſt in vollem Fortſchreiten. Vortrefflich ſind Türenne's Anſtalten — er ſelbſt bleibt dem gefährlichſten Manne in der feindlichen Armee gegenüber; den unternehmenden Caſtelnau hat er auf den entſcheidenden Punkt geſtellt. Ueberall ſind die höheren Offiziere ſo plazirt, wie es die Umſtände, und nicht das Herkommen verlangten. Mit großer Gewandtheit verflicht er die Elemente mit in die Anlage ſeiner Schlacht und führt hierdurch die Entſcheidung herbei. Die taktiſchen Details ſelbſt ſind höchſt intereſſant, weil ſie uns in den meiſten Beziehungen ziemlich klar ſind. Jamais l'influence du talent et de la réflexion n'avait été plus manifeste, ſagt Rocquancourt hierüber in ſeiner ſonſt ziemlich mageren Darſtellung dieſer Schlacht *). — Das Betragen der ſpaniſchen Heerführer dagegen iſt unter aller Critik. Erſt können ſie die Zeit nicht erwarten, anzukommen, und laſſen Artillerie und Schanzzeug zurück, dann machen ſie Halt, ſchicken die Cavallerie auf Fouragirungen und laſſen ſich endlich faſt überfallen. Als Condé und York von der Recognoscirung des feindlichen Anmarſches heimkehrten und Don Juan d'Auſtria ihnen den Anmarſch der Feinde meldete, ward er noch immer bezweifelt — es war, als wäre er mit Blindheit geſchlagen worden. Die

*) III. p. 41.

taktiſchen Anordnungen endlich waren nicht viel beſſer. Hätten die Führer ihren linken Flügel verſtärkt, Condé deſſen Führung anvertraut und den rechten verſagt, wer weiß, welches der Ausgang des Treffens geweſen ſeyn würde — aber dazu mußte man vor allen Dingen mit den gehörigen Mitteln die Einleitung getroffen haben. Uebrigens waren die Reſultate des Sieges, der nur 3 bis 4000 Gefangene abwarf, und den Beſiegten 800—1000 Todte, den Siegern aber faſt nichts koſtete, beſonders durch die Einnahme von Dünkirchen, das den Engländern übergeben werden mußte, bedeutend.

Die Schlacht von Neerwinden (29. Juli 1693) ward 35 Jahre ſpäter von einem Schüler Türenne's geliefert — Formation und Bewaffnung hatten ſich bedeutend verändert. Zu Türenne's Zeiten hatten die Bataillons gewöhnlich 17 Compagnien, worunter eine Grenadier-Compagnie, die Compagnien 50 Mann ohne Offizier, die Bataillons zählten alſo 850 Mann mit 52 Offizieren. — Die Offiziere führten Piken von 10 Fuß, die zwei Corporale hatten ſolche von 17 Fuß, 4 Soldaten pro Compagnie hatten Flinten (fusils), 12 Piken von 14 Fuß Länge, der Reſt Musketen. — Die Grenadiere alle führten Flinten mit einem Bajonnet, das eine hölzerne Dille hatte. Alle ohne Unterſchied hatten Bandoulières, an denen die Ladungen hingen. — Die Leute formirten ſich 6—5 Mann tief. Die franzöſiſche Garde hatte keine

Grenadier=Compagnie, und ihre Bataillons zählten nur 6 Compagnien; die Schweizer Regimenter hatten gar nur 4, die deutſchen Regimenter aber 8 Compagnien das Bataillon. — Die Bewaffnung war gleichmäßig in allen Infanterie=Bataillons. — Die leichten Cavallerie=Regimenter hatten 6, 9, auch 12 Compagnien; 3 Compagnien formirten eine Escadron — die Stärke der Compagnie betrug 3 Offiziere, einen Wachtmeiſter und 50 Reiter, die Stärke der Dragoner und Gendarmerie war verſchieden — ſie formirte ſich 3 Glieder tief.

Zur Zeit, als Luxemburg den Oberbefehl führte, hatte das Bataillon nur 13 Compagnien à 55 Mann ohne Offizier, von denen 10 Soldaten mit Piken bewaffnet waren. — Das Baudrier war durch den Ceinturon erſetzt worden. — Die Truppen rangirten ſich 5, 4, ja 2 Mann. Die Cavallerie hatte ziemlich ihre alte Organiſation behalten, war aber leichter geworden. Die geſammte Cavallerie formirte ſich 3 Glieder tief. Die Truppen waren gelenkiger, gefügiger und gehorſamer geworden — aber der Methodismus hatte viel Gutes aus ihnen verbannt. —

Die Schlacht von Neerwinden hat in vieler Beziehung Aehnlichkeit mit den Schlachten unſerer Tage und drehte ſich eigentlich nur, wie wir ſehen werden, um die Wegnahme der vor der Front belegenen Dörfer. —

Der Prinz von Oranien, um ſich dem Anmarſch des Marſchalls zu widerſetzen, hatte ſich

auf einen Höhenzug zwiſchen der Gete und dem Landenbach geſtellt. Feuquières, Mitkämpfer der Schlacht, giebt eine etwas verwickelte Beſchreibung von der Aufſtellung, von der wir nur herausheben wollen, daß die Gete den rechten, der Bach von Landen den linken Flügel deckte, und daß Laer und Neerwinden vor dem rechten, Rumsdorf vor dem linken Flügel, Neerlanden aber in der linken Flanke der Befeſtigungslinie lag. — Die Dörfer, beſonders Neerwinden, hatte man in der Eile zur Vertheidigung eingerichtet, die Straßen barricadirt ꝛc. Der ſanft ſich verlaufende Höhenzug war mit einer zuſammenhängenden Linie Retranchements befeſtigt worden, welche, da ſie die Arbeit nur einer Nacht, wahrſcheinlich höchſt unvollkommen waren. Hier und dort waren nur Artillerie-Wagen und Karren zuſammengeſchoben worden, um eine Art Verſchränkung zu bilden und den Feind abzuhalten. Die Ausdehnung der Stellung betrug an 4000 Toiſen oder zwei Stunden — im Rücken derſelben floß auf etwa 4000 Schritt Abſtand ziemlich parallel mit ihr die Gele. Die Armee, welche dieſe Stellung vertheidigte, zählte 61 Bataillons, 132 Schwadronen und 91 Geſchütze, was nach den damaligen Etats 37,000 Mann Infanterie und 20,000 Cavallerie geben wird. Die Franzoſen zählten 98 Bataillons, 201 Schwadronen und 71 Geſchütze, die wir auf etwa 50,000 Mann Infanterie und 25,000 Cavallerie anſchlagen dürfen. Die Ueberlegenheit der Fran-

Franzoſen über die Verbündeten geſteht Quincy auf ein Drittheil ein. Feuquières ſagt, daß der Prinz von Oranien viel Infanterie nach Neerwinden gebracht, viel Geſchütz auf den das Dorf überhöhenden Berg gepflanzt, dieſen ſelbſt mit Infanterie beſetzt und auch Romsdorf damit belegt habe.

Der Marſchall war nach einem ermüdenden Marſche mit einem Theil der Cavallerie um etwa 3 Uhr Nachmittags vor der feindlichen Stellung angekommen. Die Infanterie folgte ſpäter, das Gros derſelben traf erſt um Mitternacht ein. Die erſten 4 Bataillons der Tete benutzte der Marſchall ſofort, um aus Landen, das nicht weit von Ramsdorf lag, den Feind zu vertreiben, ein Unternehmen, dem der Prinz von Oranien auch weiter keine Schwierigkeiten entgegenſetzte. Für den folgenden Tag traf dann der Marſchall folgende Diſpoſition: 16 Escadrons Dragoner detachirte er gegen Neerlanden, um den linken feindlichen Flügel ſowohl zu beſchäftigen, als zu beobachten. Das Centrum, das ſich während der Nacht vor dem Mittelpunkt der feindlichen Linie in einem bunten Gewirre von Infanterie- und Cavallerielinien tief formirt hatte, ſetzte er mit Tagesanbruch unter dem heftigſten Feuer durch einen klugen und geſchickten Marſch, wie ſich Feuquières ausdrückt, der Art in Bewegung, daß er eine Schlachtordnung von zwei Linien zu Stande brachte, von der er die

Infanterie zum Angriff auf Neerwinden dispo=nirte, während er die Cavallerie des linken Flü=gels anwies, bei der erſten Gelegenheit zu einer entſchiedenen Offenſive überzugehen.

Um 6 Uhr früh begann der Angriff auf Neer=winden, das man auch bald wegnahm. Da jedoch eine vom Marſchall befohlene gleichzeitige Bewegung gegen das feindliche Centrum unbegreiflicherweiſe nicht ſtattfand, ſo vermochte der Prinz von Oranien ſeine Truppen im Dorfe mit den von dort herange=zogenen Regimentern zu verſtärken und die Franzo=ſen wieder herauszuwerfen. Dieſe Scene wiederholte ſich dreimal. Zu gleicher Zeit ſchlug man ſich, wenn=gleich auch nicht mit ſolcher Hartnäckigkeit, um Romsdorf. Da der Marſchall ſah, daß die Schlacht ſtockte, der Muth der Seinen anfing nachzulaſſen, ſo eilte er ſelbſt auf den linken Flügel und formirte hier die Garde zu einem neuen Angriff. Nach einem mörderiſchen Kampfe wurden die Franzoſen zum viertenmale Herren des Dorfes. Durch das allmählige Heranziehen der Truppen jedoch vom linken Flügel und dem Centrum waren die Linien der Verbündeten natürlich ſehr geſchwächt worden. Dieſen Umſtand benutzte Feuquières, der jetzt das Commando im Centrum erhalten, und befahl dem Marquis de Crequi, die geſchwächten Theile der feindlichen Linie anzugreifen, während er mit der Reiterei ſelbſt ſich gegen den linken Flügel des Feindes wendet, und dort eindringt, wo bloße

Verſchränkungen der Wagen den Zugang erſchwer- ten. So wie die auf dem Marſch befindlichen 9 Bataillone, welche man zuletzt abgerufen, ſahen, daß der Feind in ihre Linien eingedrungen, mach- ten ſie ſofort Kehrt, um ihn wieder herauszuwer- fen, aber ſie fanden hierbei ſo viel Hinderniſſe, daß ihnen nichts übrig blieb, als ein Quarré zu for- miren und unter dem Schutze ihrer herbeieilenden Cavallerie den Rückzug anzutreten. Der Prinz von Oranien, den Rückzug ſeines linken Flügels gewahrend, giebt nun die Hoffnung auf, den Sieg zu erringen, und tritt den Rückzug an. 84 Ge- ſchütze, 1500 Gefangene blieben in der Sieger Händen. — 18,000 Todte und Verwundete ſollen das Schlachtfeld bedeckt haben, wogegen die Fran- zoſen ihren Verluſt nur auf 9000 Mann an- ſchlugen.

Vergleichen wir dieſe Schlacht mit den frühe- ren Kämpfen dieſer Periode, ſo werden wir ein- geſtehen müſſen, daß ſie ſich in vielen Beziehungen davon unterſchied. Zwei Drittheile des Fußvolks beider Theile kämpften hier 10 Stunden lang mit abwechſelndem Erfolg um den Beſitz zweier Dör- fer, deren Wegnahme die Schlacht entſcheiden muß. Die Schlachtlinie ward allmählig gebrochen, die ordre de bataille zugleich verändert, und die In- fanterie von beiden Theilen in der Mehrzahl zur Wegnahme oder Behauptung Neerwindens ver- wandt — alſo ganz im Sinne der Schlachten un-

ſerer Tage. Ueber die Art des Angriffs und der Vertheidigung iſt uns nichts bekannt. Die Grundſtücke der Bewohner des Dorfes, in der Mehrzahl durch faſt 5 Fuß hohe Lehmwände von einander getrennt, die engen verrammelten Straßen, ſo wie die Solidität der meiſten Häuſer, ſetzten den Angriffen vielfache Hinderniſſe entgegen. Dabei ſcheinen die Franzoſen jedesmal zu ſtark bei ihrem Eindringen in den Ort geweſen zu ſeyn. Hierdurch entſtand Unordnung, die bei dergleichen Angelegenheiten überhaupt ſchon immer da iſt. Die Maſſe vermehrte alſo nicht die Kraft. Da die Verbündeten die Zugänge nach ihrer Seite zu offen gelaſſen, ſo kamen ſie dem Feinde jedesmal in einer breiteren Front entgegen, wodurch es ihnen möglich ward, ihn immer wieder aus dem Dorfe herauszuwerfen. Hätten die Franzoſen, nach der erſten Einnahme des Dorfes, die Lehmwände niedergeriſſen und ſich Communication vorbereitet, ſo iſt ſehr wahrſcheinlich, daß ſie gleich anfangs im Beſitz des Ortes geblieben wären. Schon die Zeitgenoſſen rügten, daß man dieß unterlaſſen, und die Feinde des Marſchalls benutzten dieſe Fehler, um gegen ihn zu cabaliren. Ob übrigens der Marſchall recht that, gerade beim Angriff der Dörfer ſtehen zu bleiben, iſt eine andere Sache — ſeine Ueberlegenheit bot ihm gewiß mannigfache Gelegenheit dar, durch Bedrohung der Communication ſeines Gegners dieſen zur Räumung ſeiner Stel-

lung und zur Schlacht unter günſtigeren Verhältniſſen für ſich zu zwingen. Doch muß man die Schnelligkeit des Entſchluſſes zu ſchlagen, die Einleitung zur Schlacht, ſo wie endlich noch die Hartnäckigkeit loben, mit welcher der Marſchall bei dem nun einmal gefaßten Plane verharrte. Weniger iſt dieß mit der Art und Weiſe der Fall, wie der Marſchall den Sieg verfolgte. — Wäre er über die Gete vorgedrungen, ſo iſt ſehr wahrſcheinlich, daß des Feindes Verluſte ſich noch weit bedeutender herausgeſtellt haben würden.

Dem Heerführer der Verbündeten kann man nicht ſonderliches Lob ſpenden. Zuvörderſt war es ein Fehler von ihm, die Schlacht überhaupt dort anzunehmen. Er konnte ſich hinter die Gete zurückziehen und hier, den Umſtänden gemäß, dem Marſchall den Uebergang ſtreitig machen, ſo unter günſtigern Verhältniſſen ſchlagen, oder überhaupt der Schlacht bis zu einem gelegeneren Moment ausweichen. Die Disponirung der Truppen in der Aufſtellung war nicht gut. Weil Wilhelm überall gleich ſtark ſeyn wollte, war er überall zu ſchwach. Vom linken Flügel derſelben, wo ſpäter Feuquières durchbrach, konnte man wie von einem Belvedere das Schlachtfeld überſehen. Der Prinz war alſo gewiſſermaßen mit dem erſten Strahl der Sonne über ſeines Gegners Plan orientirt. Aber was er that, um ihm entgegenzuwirken, war mehr geeignet, den Franzoſen zur

Erreichung des Sieges behülflich zu ſeyn, als dieſen ſtreitig zu machen. Die nicht ſonderlich angelegten Linien erlaubten den Franzoſen übrigens, beim Angriff derſelben von allen ihren Waffen Gebrauch zu machen. Hätte Wilhelm III. ſtatt dieſer Linien, ſagt General Clauſewitz, ein Paar große, tüchtige Redouten anlegen laſſen, welche jede eine Batterie von 20 Kanonen in ſich gehabt hätten, ſo hätte er ſein Centrum immerhin von Infanterie entblößen können. Da die Dörfer Rumsdorf und Neerwinden etwa nur 3000 Schritt von einander entfernt waren, ſo würden dieſe beiden Redouten den Zwiſchenraum gegen die feindliche Reiterei vollkommen gedeckt, und dieſe niemals gewagt haben, die Verbündeten hinter den Schanzen aufzuſuchen ꝛc. — eine Anſicht, der man nur beipflichten kann. — Die Folge der Unterlaſſung dieſer einfachen Maßregel war der Verluſt der Schlacht und das Auseinanderſprengen des verbündeten Heeres nach Dieſt und Löwen. — Anerkennung ſcheint die Art der Vertheidigung von Neerwinden zu verdienen; wenigſtens ſtanden die Deutſchen damals den Franzoſen in Dorfgefechten nicht nach. —

Wir ſchließen hiermit unſere Darſtellungen und Ueberlieferungen zur Kriegskunſt und Kriegsgeſchichte des ſiebenzehnten Jahrhunderts. Doch wolle Niemand meinen, daß mit einer allgemeinen Kenntniß der Entwickelung der Kriegskunſt

Alles geſchehen — wer neben dem, was ſich im Kriege zugetragen, nicht auch weiß, wie ſich ſonſt das Leben in Staat und Kirche geſtaltet, wie ſich Literatur und Kunſt herausgebildet, der darf nicht glauben, eine Zeit zu kennen. Alle Kenntniß der Kriegskunſt und der Kriegsgeſchichte bleibt ohne die geiſtige Offenbarungsgeſchichte der Völker überhaupt nur unvollkommen, ja dürftig im höchſten Grade.

Bayerische Staatsbibliothek München

Gedruckt bei A. W. Schade.

In einer zweiten, zum Theil verbeſſerten und vermehrten Auflage ſind von der

Handbibliothek für Offiziere

erſchienen:

III. Bd. „**Waffenlehre**" — ganz umgearbeitet und nach den neueſten Erfindungen berichtigt und vermehrt, mit 1 Kpfrtaf. 1837. $1\frac{1}{3}$ Rthlr. — VIII. Bd. „**Praktiſche Generalſtabs-Wiſſenſchaft.**" Niederer Theil oder: Dienſt des Generalſtabes für die bei einer Diviſion im Kriege angeſtellten Offiziere, von C. v. Decker, Königl. Oberſt und Brigadier. 1836. $1\frac{5}{6}$ Rthlr. — IX. Bd. „**Terrainlehre,**" von Dr. F. A. O'Etzel, Königl. Major im gr. Generalſtabe. Mit 10 Kpfrtaf. 1834. $1\frac{7}{12}$ Rthlr. — X. Bd. 1. Abtheil. „**Das militairiſche Zeichnen,**" von Kühne, Königl. Ingenieur-Hauptmann ꝛc. Mit 13 Kpfrtaf. 1834. 2 Rthlr. — X. Bd. 2. Abth. „**Das militairiſche Aufnehmen,**" von demſelben Verf., mit 8 Kpfrtaf. 1835. $1\frac{5}{12}$ Rthlr.

Die übrigen Bände enthalten:

I. Bd. **Geſchichte des Kriegsweſens.** 1. Abtheil. Kriegsweſen des Alterthums, von F. v. Ciriacy, Königl. Major. 1828. $1\frac{1}{3}$ Rthlr. 2. Abth. Kriegsweſen des Mittelalters, von H. v. Brandt, Königl. Major im gr. Generalſtabe. 1830. $1\frac{7}{12}$ Rthlr. 3. Abth. Kriegsweſen der neueren Zeit, v. demſ. Verf. 1835. $2\frac{1}{4}$ Rthlr. 4. Abth. Geſchichte der Entwickelung des Kriegsweſens im 17ten Jahrhundert, v. demſ. Verf. 1838. 2 Rthlr. — II. Bd. **Literatur des Kriegsweſens,** von Dr. v. Hoyer, Königl. Gen.-Major. 1832. $1\frac{5}{6}$ Rthlr. — IV. Bd. **Befeſtigungskunſt und Pionierdienſt.** 1. Abth. Die Befeſtigungskunſt, begründet auf den Angriff und die Vertheidigung, von Dr. v. Hoyer, Königl. Gen.-Major. Mit Kupfertafeln. 1832. $1\frac{1}{2}$ Rthlr. 2. Abth. Feldverſchanzungskunſt, Straßenbau, Brückenbau und Minenkrieg, von demſ. Verf. Mit 5 Kpfrtaf. 1834. $2\frac{1}{4}$ Rthlr. — VI. Bd. 1. Abth. **Taktik der drei Waffen,** Infanterie, Cavallerie und Artillerie, von H. v. Brandt, Königl. Major. 1832. $1\frac{3}{4}$ Rthlr. — VI. Bd. 2. Abth. **Der kleine Krieg** in ſeinen verſchiedenen Beziehungen, von H. v. Brandt, Königl.

Major. 1837. $1\frac{5}{6}$ Rtblr. — VII. Bd. **Grundzüge der praktiſchen Strategie**, von C. v. Decker, Königl. Oberſt u. Brigadier. 1828. $\frac{3}{4}$ Rtblr. — XI. Bd. **Militairiſche Länderbeſchreibung von Europa**, von A. v. Roon, Königl. Hauptmann im gr. Generalſtabe. 1. Abth. „Mittel- und Süd-Europa." 1837. $2\frac{1}{6}$ Rthlr. — XII. Bd. in 3 Abth. **Chronologiſch-ſynchroniſtiſche Ueberſicht und Andeutungen für die Kriegsgeſchichte** von 1980 vor bis 1833 nach Chriſti Geb. Von H. Rödlich, Königl. Gen.-Major, und C. W. S. v. Studenitz. 1830—33. $6\frac{1}{2}$ Rtblr.

Unter der Preſſe befinden ſich:

Militair-Verwaltung.

Militairiſche Länderbeſchreibung v. Europa,
2. Abth.

womit die Handbibliothek dann vollſtändig iſt. — Sämmtliche bis jetzt erſchienene Bände koſten 33 Rtblr. $27\frac{1}{2}$ Sgr. und ſind durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben.

In demſelben Verlage erſchien ſo eben die
Neunte berichtigte, verbeſſerte und vermehrte Auflage
von

Reichard's Paſſagier auf der Reiſe

in Deutſchland, der Schweiz, nach Venedig, Amſterdam, Kopenhagen, Paris und Petersburg. Mit beſonderer Berückſichtigung der Badeorte, der Reiſe nach dem Harz und Rieſengebirge, der Donau- und Rheinfahrt.

Ein Reiſehandbuch für Jedermann.

1837. 740 S. 8. Auf feinſtem Patentvelinpapier, mit einer neuen, ſauber illuminirten Poſtcharte; gebunden und in Futteral $3\frac{1}{3}$ Rthlr.

Neun Auflagen! unſtreitig die beſte Empfehlung für dieſes Reiſehandbuch. — Es iſt als der am zweckmäßigſten angeordnete und ſicherſte Führer auf Reiſen anerkannt worden, und hat in dieſer neuen Auflage, unter Bewahrung ſeiner eigenthümlichen Anlage, bedeutende Verbeſſerungen und Vermehrungen erhalten.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Brandt, Heinrich <<von>>,

Geschichte des Kriegswesens

Bd.: Vierte Abtheilung

Berlin 1838

Mil.g. 357 m-1,4

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10595346-0